

Worm.
Landes-
bibliothek
Stuttgart

WÜRTTEMBERGISCH FRANKEN



Jahrbuch 1999

Württembergisch Franken

Band 83

Jahrbuch des
Historischen Vereins für Württembergisch Franken



Schwäbisch Hall
Historischer Verein für Württembergisch Franken
1999

Württembergisch Franken

Band 83

Jahrbuch des
Historischen Vereins für Württembergisch Franken



P

M

X

ISSN 0084-3067

Herausgeber: Historischer Verein für Württembergisch Franken

Schriftleitung: Andreas Maisch
unter Mitarbeit von Daniel Stihler

Alle Rechte beim Herausgeber

Für den Inhalt einschließlich Abbildungen
zeichnen die Verfasser verantwortlich

Satz und Repro: TYPOfactory Luz GmbH, Calw

Druck und Weiterverarbeitung: Calwer Druckzentrum, Calw

Vorwort

Das im Vergleich zu den Vorjahren umfangreichere und im äußeren Erscheinungsbild etwas veränderte Jahrbuch Württembergisch Franken 1999 versucht wieder, einen Überblick über die regionale Geschichtsforschung zu bieten. Aufsätze aus den verschiedensten Fachbereichen mit differenzierten methodischen Ansätzen regen zu Neuentdeckungen, zur Revision früherer Erkenntnisse an.

Claudia Naumann-Unverhau schildert die Entstehung des Deutschen Ordens, der später für unseren Raum so wichtig werden sollte, am Ende des 12. Jahrhunderts in Akkon. Seine Aufgaben waren zunächst die Sicherung des Pilgerverkehrs ins Heilige Land und der Kreuzfahrer.

Ein sehr facettenreiches Bild des Verhältnisses von Handwerkern, Zünften und Obrigkeit in der Reichsstadt Schwäbisch Hall entwirft Beate Iländer. Im Rahmen der Stadtverfassungen von 1340, die ein bescheidener Erfolg der Handwerker war, von 1512 und 1559 entwickelten sich Zünfte, die in Hall aber nie den Grad von Autonomie erreichten, den sie andernorts aufzuweisen hatten.

Die Bau- und Kunstgeschichte der Burgkirche Guttenberg behandelt in einem umfangreichen Beitrag Regine Wagenblast. Ihr besonderes Augenmerk gilt den Tonaposteln aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts. Die Burgkirche dokumentiert weniger Spitzenleistungen einzelner Künstler als vielmehr die Geschichte eines über Jahrhunderte hinweg intakt gebliebenen Gotteshauses.

Daniel Stihler thematisiert die Geschichte des Bauernkrieges im Territorium der Reichsstadt Schwäbisch Hall, der oft auf die anekdotisch wahrgenommene Schlacht von Gottwollshausen verkürzt wurde, ohne daß die Fern- und Außenwirkungen und die harten Strafmaßnahmen des Haller Rates wirklich in den Blick gerieten.

Die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Hohebach behandeln Georg Leiberich, Rainer Gross, Kurt Häfele und Ernst Zeller. Seit 1817 gab es eigene israelitische Gemeinde, die 1939 aufgelöst wurde. 1941 und 1942 wurden die verbliebenen jüdischen Einwohner deportiert. Keiner überlebte.

Herzog Paul Wilhelm von Württemberg bewohnte von 1827 bis 1860 das frühere Deutschordensschloß in Bad Mergentheim. Er unternahm ausgedehnte Reisen nach Amerika, Afrika und Australien. Aus Mexiko brachte er 1831 seinen Diener Johann Alvarado mit, dessen Leben Monika Firla beschreibt.

Elmar Hahn und Volker Immel erforschen eine Flachsbrechmaschine aus der Werkstatt des Kirchberger Wagnermeisters Johann Friedrich Heinrich Benner von 1879, die sich heute im Hohenloher Freilandmuseum befindet. Flachsbrechmaschinen ermöglichten eine rationellere Bearbeitung des geernteten Flachses; sie waren allerdings nicht sehr verbreitet, so daß sie innerhalb der vorindustriellen Arbeitswelt als Besonderheiten gelten können.

Zur Technikgeschichte gehört auch die Beschreibung der Mühlen der Stadt Öhringen ab dem 19. Jahrhundert von Horst Geiger, von denen nur eine bis in unsere

Zeit überlebte. Ein ausführlicher Bildteil und Statistiken erläutern die Geschehnisse der einzelnen Einrichtungen.

Die Auswirkungen der Revolution von 1848 im kaiserlichen Deutschland verfolgt Philippe Alexandre. Die ehemaligen Revolutionäre prägten noch lange das politische Leben der Stadt.

Helmut Herrmann schließlich wendet sich der Biographie des Dichters Heinz Sausele zu, dessen Werke in der Erinnerung vieler Bewohner der Region noch fortleben.

Buchbesprechungen und Vereinsnachrichten runden wie in jedem Jahr den vorliegenden Band ab.

Ohne das umfassende Engagement Daniel Stihlers hätte dieses Jahrbuch nicht entstehen können. Birgit Eckart-Siller, Emmy Kunz und Gerlinde Eymann erwiesen sich stets als hilfreich, wenn es etwas zu helfen gab. Ihnen – wie den Autorinnen und Autoren – gehört der Dank des Historischen Vereins für Württembergisch Franken.

Dr. Christoph Philippi

Vorsitzender des Historischen Vereins für
Württembergisch Franken

Dr. Andreas Maisch

Schriftleiter

Inhalt

	Seite
Claudia Naumann-Unverhau: Vom Spital zur Rittergemeinschaft. Kaiser Heinrich VI. und die Frühzeit des Deutschen Ordens	7
Beate Iländer: Handwerker, Zünfte und die Obrigkeit in der Reichsstadt Hall	23
Regine Wagenblast: Die Burgkirche Guttenberg und deren mittelalterliche Ausstattung. Beispiel einer heute evangelischen Pfarrkirche mit ihren vorreformatorischen Bildwerken – vor allem der Tonapostel aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts	65
Daniel Stihler: „Wan Got straffen wil, so hetzt er Wolff an Wolff“: Schwäbisch Hall und der Bauernkrieg 1525	179
Georg Leiberich, Rainer Gross, Kurt Häfele, Ernst Zeller: „Ich liebte dieses Dorf und seine Leute.“ Jüdisches Leben in Hohebach	223
Monika Firla: Johann Alvarado (1815–1841), ein mexikanischer Kammerdiener Herzog Paul Wilhelms von Württemberg in Mergentheim	247
Elmar Hahn, Volker Immel: Die Flachsbrechmaschinen des Wagnermeisters Benner: Zur Erforschung einer hölzernen Geräteart der vorindustriellen Gesellschaft	261
Horst Geiger: Die Mühlen der Stadt Öhringen ab dem 19. Jahrhundert. Technisch-historische Kurzbeschreibungen	291
Philippe Alexandre: Die Erben der 48er Revolution im Schwäbisch Hall der kaiserlichen Zeit (1871–1914)	351
Helmut Herrmann: Heinz Sausele (1862–1938) – ein Heimatdichter zwischen Licht und Schatten	391
Neue Bücher	405
Aus der Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken im Jahr 1998	473
Register zu den Buchbesprechungen	489
Verzeichnis der Mitarbeiter	491
Richtlinien der Redaktion für die Gestaltung von Manuskripten	493

Vom Spital zur Rittergemeinschaft. Kaiser Heinrich VI. und die Frühzeit des Deutschen Ordens¹

VON CLAUDIA NAUMANN-UNVERHAU

Im Jahre 1184 besuchte der muslimische Kaufmann Ibn Dschubair die damals noch christliche Stadt Akkon. Der Treffpunkt von Schiffen und Karawanen muslimischer und christlicher Handelsleute kam ihm ähnlich groß wie Konstantinopel vor. 40000 Einwohner mag Akkon damals gehabt haben. In sein Tagebuch notierte er: *[Akkons] Wege und Straßen ersticken unter dem Gedränge der Menschen, so daß es schwer ist, einen Fuß auf den Boden zu setzen. Unglauben und Unfrömmigkeit herrschen dort, Schweine [Christen] und Kreuze gibt es im Überfluß. Es stinkt und ist dreckig, voller Abfälle und Exkremete.* Der Hafen der Stadt schien dem Kaufmann ähnlich dem des 30 Meilen entfernten Tyros, doch könne er große Schiffe nicht aufnehmen, die müßten draußen vor Anker gehen, nur kleine könnten hineinfahren².

In dieser chaotischen und überfüllten Stadt fand 14 Jahre später die Erhebung des Deutschen Spitals zum zukünftig so erfolgreichen Deutschen Orden statt.

Was aber war der Anlaß für die Gründung einer Rittergemeinschaft an diesem Ort? Auf wessen Initiative hin kam es zur Erhebung? Und welche Aufgaben sollten diese deutschen Ritter übernehmen und erfüllen?

Zunächst jedoch soll kurz von der Vorgeschichte des Deutschen Spitals bis zur Erhebung berichtet und der Zeitpunkt des feierlichen Aktes unter die Lupe genommen werden.

Nur drei Jahre nach dem Besuch Ibn Dschubairs in Akkon erfüllte sich seine Hoffnung, diese Stadt möge doch bald in muslimische Hand fallen, und nach Sultan Saladins einjährigem Siegeszug durch das fränkische Gebiet nach der Schlacht von Hattin waren außer einigen größeren Burgen nur noch die gut befestigten Hafensplätze Tyros, Tripolis, Tortosa und Antiochia in fränkischen Händen. Um diese Gebiete, vor allem aber Jerusalem, wieder zurückzugewinnen, formierte sich in

1 Text eines am 8. März 1998 im Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim gehaltenen Vortrags aus Anlaß des 800jährigen Jubiläums der Erweiterung der deutschen Hospitalbruderschaft in Akkon zu einem geistlichen Ritterorden.

2 *Ibn Dschubair*: Tagebuch eines Mekkapilgers, übertragen u. bearbeitet von R. Günther (Bibliothek arabischer Klassiker 10), Stuttgart 1985, S. 226–227.



Abb. 1 Steindruck von Akkon aus dem Jahr 1840 (aus: F. Benninghoven: *Unter Kreuz und Adler. Der Deutsche Orden im Mittelalter*, Berlin 1990).

Europa der 3. Kreuzzug. Während der älteste Sohn Kaiser Friedrich Barbarossas, König Heinrich VI., in Deutschland die Stellung hielt, machte sich der Kaiser mit seinem jüngeren Sohn Friedrich, dem Herzog von Schwaben, auf den mühevollen Weg über Kleinasien ins Heilige Land. Nach dem Tod des Kaisers gelangte Friedrich mit einem durch Typhus und Seuchen stark dezimierten Heer vor die Mauern Akkons. Die Kranken fanden Aufnahme in einem Feldlazarett, das Bürger aus Bremen und Lübeck, die den Seeweg genommen hatten, – wohl im Sommer 1190 – aus den Segeln ihrer Koggen errichtet hatten. *Dieses Hospital besorgten [die Bürger] mit dem Eifer großer Andacht bis zur Ankunft Friedrichs, des Herzogs von Schwaben [...]* – so heißt es in der *Narratio*, dem Bericht über die Anfänge des Deutschen Ordens, von der später noch ausführlicher die Rede sein wird³.

Mit Hilfe der Könige Richard Löwenherz von England und Philipp August von Frankreich, dem tatkräftigen Markgrafen Konrad von Montferrat und dann dem Grafen Heinrich von Champagne gelang im Sommer 1191 die Rückgewinnung Akkons, und die Stadt blieb die nächsten hundert Jahre die Hauptstadt des fränkischen Königreichs Jerusalem.

³ De primordiis ordinis Theutonici narratio, bearb. von U. Arnold (*Scriptores rerum Prussiacarum* 6), Frankfurt/Main 1968, S. 24.

Sechs Jahre später, im September 1197, trafen die Kreuzfahrer eines erneuten Kreuzzuges in den Hafenstädten Akkon und Tyros ein. Es waren die Ritter und Fürsten des Kreuzzuges, den Kaiser Heinrich VI. geplant und ausgerüstet hatte⁴. Akkon – nun in christlicher Hand – war zu diesem Zeitpunkt restlos überbevölkert. Durch den Verlust weiter Teile Palästinas war die Stadt Zufluchtsort besonders auch vieler Barone und Bischöfe geworden, die ihre Burgen und Diözesen verloren hatten. Der Flut der deutschen Kreuzfahrer – immerhin hatte eine erste Truppe schon 30 Schiffe gefüllt –, zeigte sich die Stadt nicht gewachsen. Die Kreuzfahrer drängten so rücksichtslos in die Stadt, daß man vorschlug, die Frauen und Kinder Akkons zu deren Sicherheit bei den Templern und im Hospital der Johanniter unterzubringen⁵. Unter den Neankömmlingen befanden sich erneut Bürger aus Lübeck – 400 sollen es gar gewesen sein, so berichtet es uns übertreibend der Chronist Arnold von Lübeck, der für den Kreuzzug Heinrichs VI. ansonsten ein sicherer Gewährsmann ist⁶. Diese Bürger sollten gewiß wieder Spitalsdienste versehen. Inzwischen hatte das Feldlazarett, das 1190 aus der Notwendigkeit heraus bei der Belagerung vor den Toren Akkons errichtet worden war, ein festes Quartier innerhalb der Mauern bezogen und auch seinen Besitz und seine Rechte beträchtlich erweitert.



Abb. 2 Stadtplan von Akkon vor 1291 mit dem Nicolaitor und dem Bezirk der Alamanni (aus: A. Kesten: *The old city of Acre*, o. O. 1993).

4 Zum Kreuzzug C. Naumann: *Der Kreuzzug Kaiser Heinrichs VI.*, Frankfurt/Main 1994.

5 *Eracles: La continuation de Guillaume de Tyr (1184–97)*, hrsg. von M. R. Morgan (Documents relatifs à l'histoire des croisades publiés par l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres 14), Paris 1982, S. 187.

6 *Arnoldi chronica Slavorum*, hrsg. von G. Pertz, MGH SS rer. Germ. (14), Hannover 1868, S. 195.

Schon vor der Eroberung Akkons hatte König Guido von Lusignan dem Spital der Deutschen das in der Stadt befindliche Hospital der Armenier als feste Bleibe geschenkt – und tatsächlich zog das Spital in ein den Armeniern benachbartes Haus mit Grundbesitz in der Nähe des Nicolaitores und errichtete dort wohl auch eine kleine Kirche. Auch Heinrich von Champagne, der nachfolgende Regent von Jerusalem, beschenkte das Spital mit kleineren Besitztümern südlich und nördlich von Akkon und räumte ihm gewisse Freiheiten ein. Er übergab dem Spital den am Nicolaitore gelegenen Teil der Befestigungsanlage Akkons, an dem die Brüder des Spitals auch Reparaturarbeiten ausführen sollten. Damit wurden dem Spital erstmals militärische, wenn auch defensive Arbeiten zugewiesen⁷. Ein beim Venezianer Marino Sanudo überlieferter Stadtplan um 1320 zeigt den „turrus alemannorum“ und den Besitz der „Alamanni“ hinter der doppelten Mauer. Diesen Mauerschnitt hatten die Brüder des Hospitals zu reparieren und auszubessern. Nachdem schon Papst Clemens III. 1191 noch vor der Eroberung Akkons die deutschen Brüder der Kirche der Heiligen Maria in Jerusalem mit allen Gütern, den

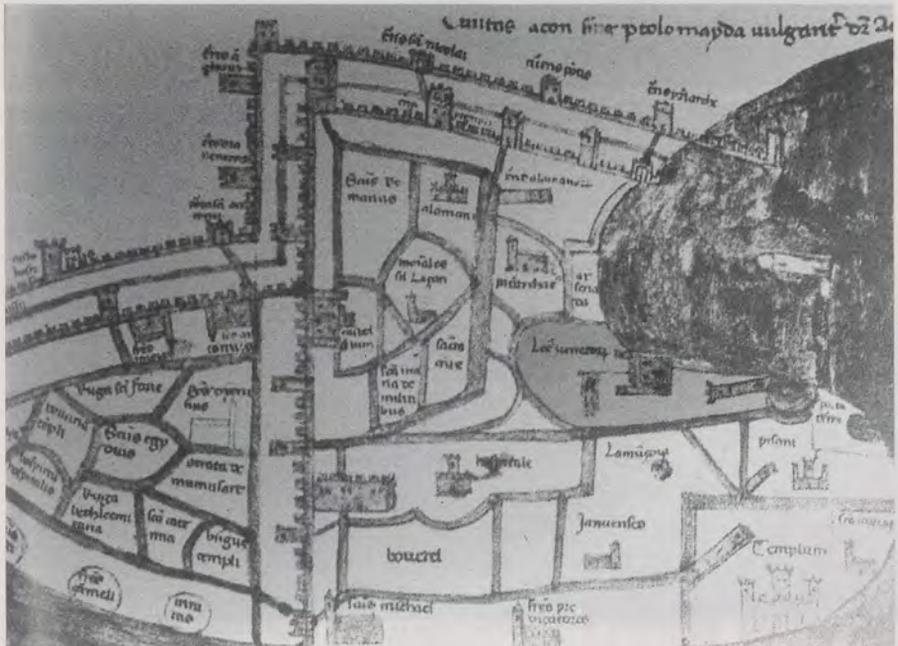


Abb. 3 Stadtplan von Akkon von 1320, überliefert bei Marino Sanudo (aus: A. Kesten: *The old city of Acre*, o. O. 1993).

⁷ Regesta Regni Hierosolymitani 1097–1291, hrsg. von R. Röhrich, Bd. 1, Innsbruck 1893, Nr. 696 u. 717.

gegenwärtigen und zukünftigen, in seinen Schutz genommen hatte, trug Papst Coelestin III. das Hospital 1192 in den *liber censuum* der röm. Kirche ein, was bedeutete, daß das Spital nun direkt einer päpstlichen Oberhoheit unterstand⁸. Im Dezember 1196 stellte der Papst ein großes Schutzprivileg für das Hospital aus. Neben der Bestätigung der Besitzungen verlieh Coelestin dem Hospital Neuland, Futterzehntenrecht, eigene Priester, Sepultur, Schutz vor tätlichen Übergriffen und die freie Wahl des Meisters⁹. Das waren Bestimmungen, wie sie auch die Templer und Johanniter besaßen. Dadurch wurde das deutsche Spital den alten Ritterorden angenähert, mit der Ausnahme, daß von militärischen Aufgaben der Gemeinschaft – die defensiven ausgenommen – noch nicht gesprochen werden kann. Mit diesem Privileg war ein erster Schritt zur Erhebung des Deutschen Hospitals zur Rittergemeinschaft bereits getan¹⁰.

Der zweite Schritt fand nun Anfang März 1198 in Anwesenheit der Deutschen Kreuzfahrer des Kreuzzuges Kaiser Heinrichs VI. im Haus der Templer statt. Und deshalb zunächst etwas zum Zeitpunkt und seiner Wahrscheinlichkeit und der Quelle, aus der dieses Datum hervorgeht.

Die Quelle ist die *Narratio de primordiis ordinis Theutonici*, also der Bericht zu den Anfängen des Deutschen Ordens. Nach neuerer Forschung ist die Entstehung dieser Erzählung wohl auf nach 1244 anzusetzen, also 46 Jahre nach dem Ereignis, von dem sie handelt. Der Verfasser der *Narratio* hatte für den Bericht zum März 1198 mit hoher Wahrscheinlichkeit den Brief der Festversammlung an den Papst zur Verfügung, in dem sie um Bestätigung der Erhebung bat. Nur so ist der genaue Bericht mit der Aufzählung der bei der Versammlung anwesenden Personen erklärbar, und durch deren Anwesenheit, die sich genau überprüfen läßt, ist auch das Datum Anfang März 1198 gesichert¹¹. Die *Narratio* berichtet: *Ein mächtiges Heer der Fürsten und Großen Deutschlands zog aus und fuhr zur Unterstützung des Heiligen Landes hinüber. Als sie einige Zeit dort verweilt, hörten sie, Kaiser Heinrich sei gestorben. Darauf beschlossen einzelne, in die Heimat zurückzukehren. Mehreren der dort gegenwärtigen deutschen Fürsten und Großen schien es aber nützlich und ehrenvoll, dem genannten Hospital die Regel des Tempels zu geben. Zu diesem Vorhaben kamen die deutschen Prälaten, Fürsten und Großen, die dort waren, im Hause der Templer zusammen und luden zu diesem heilsamen Werk von den Prälaten und Baronen des Heiligen Landes, die zu haben waren. Alle bestimmten einstimmig, das Hospital solle bezüglich der Armen und Kranken die Re-*

8 Papsturkunden für Kirchen im Heiligen Lande, hrsg. von R. Hiestand (Vorarbeiten zum *Oriens Pontificius* 3), Göttingen 1985, Nr. 163; *Le liber censuum de l'église Romaine*, Bd. 1, hrsg. von P. Fabre, L. Duchesnes, Paris 1910, S. 238.

9 Hiestand (wie Anm. 8), Nr. 177.

10 M.-L. Favreau, Studien zur Frühgeschichte des Deutschen Ordens (Kieler Historische Studien 21), Stuttgart o. J. (1974), S. 59.

11 U. Arnold, Entstehung und Frühzeit des Deutschen Ordens, in: J. Fleckenstein, M. Hellmann (Hrsgg.): Die geistlichen Ritterorden Europas (Vorträge und Forschungen 26), Sigmaringen 1980, S. 95–98; Favreau (wie Anm. 10), S. 70.

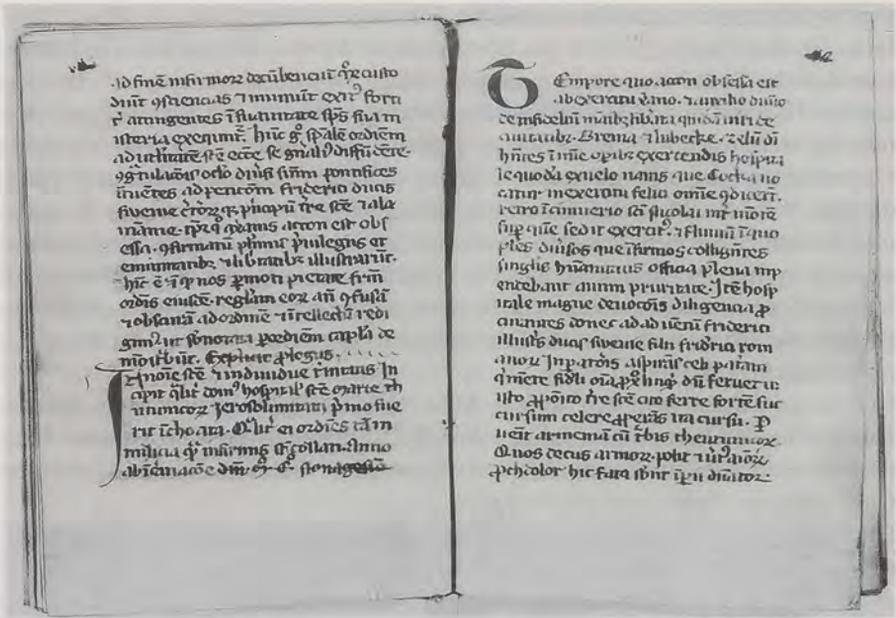


Abb. 4 Eine Version der Narratio aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, Handschrift auf Pergament (Bibliotheca Apostolica Vaticana, Rom).

gel des Hospitals St. Johann in Jerusalem [also der Johanniter] haben wie bisher, bezüglich der Kleriker, Ritter und anderen Brüder dagegen in Zukunft die Regel der Templer. Das geschah am 5. März. Es folgen die Namen der anwesenden Prälaten und Fürsten¹².

Die wichtigsten sind: Konrad, der Erzbischof von Mainz und päpstliche Legat auf diesem Kreuzzug, Konrad, der Bischof von Hildesheim und kaiserliche Kanzler, dem Organisation und Leitung des Kreuzzuges vom Kaiser anvertraut war, die Bischöfe von Halberstadt und Naumburg-Zeitz sowie Bischof Wolfger von Passau, der dann mit der Erhebungsurkunde zum Papst fahren sollte, um sie bestätigen zu lassen, Herzog Heinrich von Brabant, der vornehmste der am Kreuzzug beteiligten weltlichen Fürsten, der Landgraf von Thüringen, der Pfalzgraf bei Rhein, Friedrich von Österreich, Marschall Heinrich von Kalden, der militärische Leiter des Zuges, und viele mehr. Kaiser Heinrich VI. war am 28. September 1197 gestorben. Der Kanzler hatte am 2. Februar 1198 die Belagerung der Burg Toron – eine Tagesreise von Akkon entfernt – abgebrochen und war zur Küste zurückgekehrt, ihm folgten am 24. Februar die anderen Kreuzfahrer, die sich nun in den Hafenstädten einzuschiffen gedachten und auf günstigen Wind für die Heimfahrt warteten. Der 24jährige Friedrich von Österreich starb am 16. April in Palästina, die

12 Narratio (wie Anm. 3), S. 26–29.

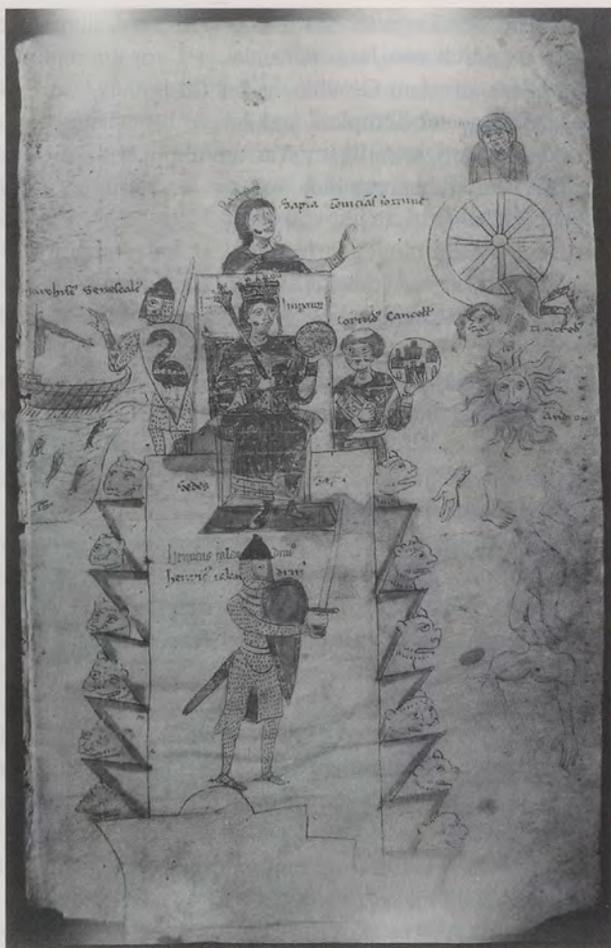


Abb. 5 Das Bild zeigt den auf Salomons Löwenthron sitzenden Kaiser, umgeben von seinen wichtigsten Helfern, dem Kanzler Konrad von Hildesheim und dem Marschall Heinrich von Kalden (aus: Petrus de Ebulo: *Liber ad honorem Augusti sive de rebus Siculis*, Codex 120 II der Burgerbibliothek Bern, hrsg. von T. Kölzer und M. Stähli, Sigmaringen 1994).

meisten anderen waren im Juni und Juli wieder in Deutschland¹³. So ist der März – vielleicht wirklich der 5., wie in der Narratio genannt – als Erhebungsdatum recht sicher.

13 Arnoldi *Chronica Slavorum* (wie Anm. 6), S. 211 f.; zu den Itineraren Naumann (wie Anm. 4), S. 233–260.

Die wichtigsten anwesenden Vertreter des Königreichs Jerusalem waren der nun in Akkon residierende Patriarch von Jerusalem, der erst vor kurzem gekrönte König Aimerich von Jerusalem aus dem Geschlecht der Lusignans, die Erzbischöfe von Nazareth, Tyrus, Caesarea, der Templer- und Johannitermeister und die Bischöfe von Bethlehem und Akkon. Diese illustre Versammlung hatte die Kompetenz, einen Orden zu gründen. Kirchenrechtlich war sie im Heiligen Land abgesichert durch die Anwesenheit des Patriarchen von Jerusalem, die Wirksamkeit des Deutschen Ordens in Deutschland hingegen festigte die Anwesenheit des Erzbischofs von Mainz, des ständigen Legaten des Papstes in Deutschland und auf dem Kreuzzug. Die Gegenwart des Diözesanbischofs von Akkon garantierte die Lizenzierung des Ordens für Akkon. Der Papst, inzwischen Innozenz III., wurde ersucht, diesen feierlichen Akt und damit den Deutschen Orden zu bestätigen, was dieser am 19. Februar 1199 auch tat. Dabei mußte er nur noch der 2. Stufe der Erhebung vom Hospital zum Ritterorden zustimmen, das heißt, ihm auch die Bestätigung zum Heidenkampf bewilligen, da ja ein Orden mit pflegerischen Aufgaben seit dem Privileg Papst Coelestins von 1196 bereits bestand¹⁴.

Der in der Narratio genannte Name des Hospitals lautet *Hospitale sancte Marie Theutonicorum in Jerusalem*, also Hospital der Deutschen in Jerusalem, das der Maria geweiht ist. Dieser Name setzte sich in den den Orden betreffenden Schriftstücken ab ca. 1216 durch, nachdem in früheren Jahren – besonders im Morgenland – auch oft Akkon statt Jerusalem erscheint. Die amtliche Adresse blieb fortan Jerusalem, die geographisch richtige Akkon. Jerusalem wird auch in der Narratio als die ideelle Zentrale des Deutschen Ordens bezeichnet. Auch die beiden anderen Orden hielten selbstverständlich an ihrem ideellen Gründungsort Jerusalem fest, auch wenn bei ihnen der Sitz des Meisters nicht mehr dort lag.

Eine Anknüpfung an das frühere Hospital der Deutschen in Jerusalem, das durch die Eroberung der Stadt 1187 verloren gegangen war, war wahrscheinlich nicht intendiert, und es besteht wohl auch keine Kontinuität zwischen diesem alten Spital und der Neugründung vor Akkon, obwohl sich durchaus aus Jerusalem geflohene Brüder des früheren Spitals im Feldlazarett vor Akkon eingefunden haben können¹⁵.

Eine Widmung an die Gottesmutter Maria war im Mittelalter die bei deutschen Einrichtungen in fernen Ländern üblichste.

Handelte die Führungsspitze des Kreuzzuges eigenmächtig, als sie die führenden Persönlichkeiten des Heiligen Landes zur Erhebungsversammlung ins Haus der Templer bat? So scheint es, der Narratio folgend, gewesen zu sein: *Den deutschen Fürsten und Großen schien es nützlich und ehrenvoll, dem genannten Hospital die Regel der Templer zu geben.*

Die Kreuzfahrer hatten nun schon ein halbes Jahr in Palästina gekämpft. Auch der Tod Kaiser Heinrichs VI. hatte die Kreuzfahrer nicht von ihrem ursprünglichen

14 Favreau (wie Anm. 10), S. 68–70.

15 Arnold (wie Anm. 11), S. 91–95.

strategischen Plan abgehalten, und sie hatten den gesamten Küstenstrich bis Beirut zurückerobert. Durch die Todesnachricht war jedoch Unruhe in der Truppe entstanden, denn: *Einer fürchtete um seine Würde, der andere um sein Lehen, ein dritter um sein Erbe, mancher rechnete sich Chancen auf die Krone aus, falls er rechtzeitig zu Hause wäre.* Der kaiserliche Kanzler fing diese Unruhe auf, indem er alle deutschen Herren dazu brachte, dem noch zu Lebzeiten seines Vaters zum König gewählten Friedrich (II.) die Treue zu schwören¹⁶. In der Heimat war man sich indes nicht so sicher in der Nachfolge des kleinen Friedrich unter der vormundschaftlichen Regentschaft seines Onkels Philipp von Schwaben. Besonders der seit Januar neue tatkräftige Papst Innozenz III. machte sich für den Welfen Otto (IV.) stark, der ihm hinsichtlich der Besitzungen des Reiches in Italien große Zugeständnisse versprach. Erst diese Nachricht veranlaßte die Fürsten, die auf einer Wahlversammlung in Deutschland noch ihr Gewicht in die Waagschale zu werfen hofften, zum überstürzten Aufbruch nach Akkon.

Die Tatsache, daß sie sich trotz der Aufbruchshektik zur Erhebung des Hospitals zur Rittergemeinschaft zusammenfanden, läßt vermuten, daß es sich um keine spontane Zusammenkunft handelte, sondern um einen Akt, der vom Kaiser von Anbeginn an geplant und aufgetragen worden war. Man darf eines nicht vergessen: Erst durch die Teilnehmer dieses Kreuzzugs waren diejenigen im Lande, die eine Erhebung zur Rittergemeinschaft überhaupt möglich machten, die deutschen Ritter. Noch bevor von einem Kreuzzug die Rede war, hatte der Kaiser Papst Coelestin das Angebot gemacht, auf seine Kosten 1500 Ritter als Unterstützung für das Heilige Land auszurüsten, und der Papst nahm dieses Angebot gerne an¹⁷. Es war Bischof Wolfger von Passau, der in dieser Sache beim Papst vermittelte, der Bischof, der dann auch 1198 die Bestätigung des Ordens beim Papst einholen sollte, und der auch anwesend war, als Innozenz III. 1199 die Bestätigungsurkunde ausstellte.

Heinrich VI. bat in einem Aufruf an die deutsche Geistlichkeit darum, in ihren Diözesen nur um Ritter und ehrbare Männer (*boni homines*) zu werben. Diese Rittertruppe, die dem kaiserlichen Marschall Heinrich von Kalden unterstellt wurde, bildete später die Kerntruppe des Kreuzzuges, doch die erste Absicht Heinrichs, sie ins Heilige Land zu schicken, war noch völlig unabhängig von einem Kreuzzug. Dachte er hierbei schon an eine Rittergemeinschaft, die der Deutschen Hospitalbruderschaft kämpferisch zur Seite stehen sollte? Und waren es Ritter aus diesem Kontingent, die dann im Frühling 1198 in Akkon zurückblieben? Erst wenn es gelingt, Männer gleichen Namens in dieser Rittertruppe und bei den Rittern des Deutschen Ordens ausfindig zu machen, wäre der Beweis erbracht. Bei dem in Akkon zur Rittergemeinschaft erhobenen Orden kennen wir für 1198 aber leider nur

16 *Arnoldi Chronica Slavorum* (wie Anm. 6), S. 203; *Gesta episcoporum Halberstadensium*, hrsg. von L. Weiland, MGH SS 23, Hannover 1874, S. 112.

17 *Regesta Imperii IV, 3*, Die Regesten des Kaiserreichs unter Heinrich VI., hrsg. von J. F. Böhrmer, neu bearb. von G. Baaken, Köln 1972, Nr. 425.

zwei Mitglieder: Den damals zum Ordensmeister gewählten *praeceptor* Hermann oder Heinrich Walpoto, der ein Bruder des schon bestehenden Hauses war, und den vornehmen Ritter Heinrich von Kirchheim, der dort *vor allen der Welt entsagte, um für den Herrn im selben Hause auf Lebenszeit zu kämpfen*, wie die Narratio berichtet¹⁸.

Voraussetzung für die Aufnahme als Ordensritter war die Vollendung des 14. Lebensjahres sowie die Bedingung, keiner Frau durch Verlöbniß verbunden, nicht Mitglied eines anderen Ordens und nicht leibeigen zu sein. Man sollte darüber hinaus auch keine Schulden und keine versteckten Krankheiten haben. Da hatten viele junge, ehrbare Männer aus Heinrichs Heer eine Chance.

Es blieben nach der Abfahrt des Kreuzheeres einige Ritter im Heiligen Land zurück, von denen wir den Grafen von Oldenburg-Wildeshausen und den Minnesänger Otto von Henneberg-Botenlauben namentlich kennen. Obgleich beide nicht das Ordensgelübde ablegten, waren Herren wie diese – weltliche Freunde und Gönner des Ordens – eine Garantie dafür, daß der Orden seinen militärischen Aufgaben im Kampf gegen die Heiden gewachsen war. Otto von Hennebergs Verbundenheit mit dem Orden zeigte sich 1208, als er ihm ein Haus mit Ländereien im Ort Saphet (Zefat) 35 km östlich von Akkon schenkte, und 1220, als er dem Verkauf des Castellum Regis, zu dem 45 bedeutende und ertragreiche Landgüter gehörten, an den Orden zustimmte¹⁹.

Welche Gründe hatte Heinrich VI., die Erhebung des Deutschen Spitals zum Ritterorden anzuordnen?

Dazu ein kurzer Blick auf die politische Lage im Mittelmeerraum um 1195: Der 2. Italienzug Heinrichs VI. hatte im Herbst 1194 zum Erfolg geführt. Sizilien, das Erbreich seiner normannischen Gemahlin Konstanze, war erobert und Heinrich an Weihnachten in Palermo zum König von Sizilien gekrönt worden. Am 26. Dezember war ihm der langersehnte Erbe, der spätere Friedrich II., geboren worden. Die Zeitgenossen Heinrichs waren sich darüber im Klaren, daß hier ein Weltreich im Entstehen war, „das gemäß normannischer Tradition nach dem Osten des Mittelmeeres zielte [...] reich an Geld und Machtmitteln [...] mit einem noch jugendlichen Herrscher, der zu allem entschlossen schien“²⁰. Heinrich VI. erhob als neuer Herr Siziliens auch sofort Anspruch auf die einst von den Normannen kurzzeitig eroberten Gebiete zwischen Durazzo und Thessaloniki, und Byzanz erklärte sich zur Zahlung einer Kreuzzugssteuer – dort sinnigerweise Alamannikon genannt –, bereit, da es bei Nichterfüllung der Forderung einen Angriff des Kaisers auf byzantinisches Territorium fürchtete. Auch die Almohaden im nördlichen Afrika schickten sogleich Tribut. Die Herrscher von Armenien und Zypern sandten Boten

18 Narratio (wie Anm. 3), S. 28.

19 Regesta Regni Hierosolymitani (wie Anm. 7), Nr. 828; W. Hubatsch: Montfort und die Bildung des Deutschordensstaates im Heiligen Land (Nachrichten von der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, phil. – hist. Klasse 5), Göttingen 1966, S. 183.

20 V. Pfaff: Das Papsttum in der Weltpolitik des endenden 12. Jahrhunderts, in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 82 (1974), S. 363.

an den Kaiser und baten den Herrscher, ihr Land von ihm als Lehen nehmen zu dürfen. Leo von Armenien erhoffte von Heinrich die Königswürde für sich und sein Fürstentum und wollte auch unmißverständlich klarstellen, daß Armenien der Oberhoheit Ostroms entwachsen war. Aimerich von Lusignan, der Herrscher von Zypern, wollte als Lehnsmann des weströmischen Imperiums endgültig die Ansprüche der Byzantiner auf diese Insel zurückweisen, die diese erhoben, seit Richard Löwenherz sie auf dem 3. Kreuzzug von Byzanz erobert hatte²¹.

War dem Deutschen Orden eine Rolle zugedacht bei Plänen, die der Kaiser im östlichen Mittelmeer verfolgte? Zahlreiche Stimmen lassen sich in der Literatur dazu vernehmen: „Heinrich VI. wollte sich in dem deutschen Ritterorden ein zuverlässiges Werkzeug für seine orientalische Politik schaffen“, heißt es bei Traub. „Der Erhebung des Deutschen Hauses zu einem Ritterorden lag offenbar die Idee zugrunde, eine Mitbeteiligung des deutschen Adels an den staufischen Mittelmeerunternehmungen zu erreichen“, meint Hubatsch, und weiter: „Seine Kreuzzugsvorbereitungen lassen vermuten, daß nicht nur an frühere normannische Pläne angeknüpft wurde, die auf das östliche Mittelmeer zielten, sondern, daß die Vereinigung des ost- und weströmischen Kaisertums die letzte Absicht darstellte“²².

Schauen wir uns die Lage des Kaisers nach der Eroberung Siziliens doch etwas genauer an: Der Kaiser hatte zunächst ganz andere Sorgen als die Ausweitung seines Imperiums in den Osten. Heinrich mußte in erster Linie dafür Sorge tragen, daß er das erhielt und bewahrte, was er bisher errungen hatte. Die feste Angliederung des Königreichs Sizilien ans Imperium – an den Reichsverband – war seine Hauptsorge. Papst und Kaiser hatten, was den Besitz der Insel betraf, zwei unvereinbare Rechtsansprüche. Der Papst konnte Heinrich die Anerkennung als *rex Siciliae* verweigern, falls dieser dem Papst nicht Treueid und Mannschaft für die Insel leistete. Heinrich berief sich, was Sizilien betraf, nicht allein aufs Erbrecht, sondern als *rex Romanorum* und *Imperator* machte er das alte Recht des Reiches (*ius Imperii*) auf Sizilien geltend und drückte damit den Anspruch aus, Apulien und Sizilien dem Reichsverband einzugliedern – ein Ziel, das der Papst fürchten mußte, da eine Personalunion Sizilien-Reich eine Umklammerung des Kirchenstaates durch die staufische Großmacht in Nord und Süd bedeutete. Daneben bestanden weitere Spannungen, da sich Kaiser und Papst betreffs des Rechtes auf Einsetzung von Klerikern in Sizilien uneins waren und auch die Nachfolge des kleinen Friedrich, möglichst als König von Sizilien *und* römischer Kaiser, noch geregelt werden mußte. Eine Lösung des Konfliktes konnte nur durch Verhandlungen beider Parteien erreicht werden. Heinrich brauchte für alle Pläne das Wohl-

21 Naumann (wie Anm. 4), S. 70–72, 100–102.

22 E. Traub: Der Kreuzzugsplan Kaiser Heinrichs VI. im Zusammenhang mit der Politik der Jahre 1195–97, Diss. Jena 1910, S. 54; Hubatsch: Montfort (wie Anm. 19), S. 169; W. Hubatsch: Der Deutsche Orden und die Reichslehnschaft über Cypern (Nachrichten von der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, phil.-hist. Klasse [1955] 8), Göttingen 1955, S. 249.

wollen des Papstes²³. Und da nun machte Heinrich den ersten Schritt und bot dem Papst die Ausrüstung des oben genannten Ritterheeres als Schutztruppe für das Heilige Land an, dessen Wohl Coelestin III. sehr am Herzen lag, wie Heinrich wußte. Coelestin konterte und verlangte einen höheren Preis für seine Verhandlungsbereitschaft, nämlich die Ausrüstung eines ganzen Kreuzzugsheeres. Auch betreffs Zypern und Armenien arbeiteten Kaiser und Papst nun Hand in Hand: der Papst erstrebte eine Katholisierung der Insel und eine Kirchenunion mit Armenien, und Heinrich VI. versprach darauf zu achten, daß – besonders in Armenien – die Königskrönung Leos von Armenien nicht durchgeführt wurde, bevor nicht die Kirchenunion besiegelt war. An einer Kirchenunion hatten die monophysitischen Armenier keinerlei Interesse, aber umso mehr an einer Vormachtstellung gegenüber dem benachbarten Fürstentum Antiochia – und an dem Schutz, den ein Lehnherr zu geben verpflichtet war. Überwachen sollte die Einführung des katholischen Kirchenrituals in Armenien daher der Erzbischof von Mainz, Legat des Papstes in dieser Angelegenheit und vornehmster geistlicher Fürst auf dem Kreuzzug²⁴.

Heinrichs Schutzmacht eröffnete dem Papstum neue Einflußmöglichkeiten, die es alleine nicht hätte erreichen können. Beachten wir den Zeitpunkt des großen Schutzprivilegs Coelestins III. für das Deutsche Hospital: Am 21. Dezember 1196 bestand kein Zweifel mehr daran, daß die deutschen Fürsten und die Rittertruppe Heinrichs VI. in Kürze zum Kreuzzug aufbrechen würden. Kaiser und Papst standen in Verhandlungen und bemühten sich um Verbesserung des Friedens zwischen Kirche und Imperium. Ab diesem Zeitpunkt engagierte sich auch Heinrich für das deutsche Hospital, was zunächst nur im Zusammenhang mit dem Kreuzzug verständlich wird: Im Mai 1197 schenkte und bestätigte er den „Brüdern des deutschen Hospitals zu Jerusalem“ das von ihnen erbaute und begründete Hospital S. Thomae bei dem Kreuzfahrerhafen Barletta, Ackerland im Gebiet von Cannae bei Barletta und die Kirche S. Nicolai zu Rigula mit allem Zubehör. Im Juli schenkte er dem Deutschordens – (!) Hospital das Kloster S. Trinità zu Palermo samt allen Besitzungen und gewährte Zollfreiheit an den Stadttoren zu Palermo für den Bedarf des Klosters. Hinzu kamen weitere Rechte. Zuletzt ermächtigte er das Kloster, jedem Deutschen auf Wunsch die letzte Ölung und die Beerdigung zu gewähren. Diese Bestimmung steht ganz im Zeichen des Pilgerverkehrs und des deutschen Kreuzzugs. Ludwig von Bayern, einer der Kreuzfahrer des Zuges Heinrichs VI., ist Zeuge in dieser Urkunde. Aus dieser Zeit stammen auch weitere Privilegien für das Deutsche Spital in Akkon, die die freie Fahrt zwischen Sizilien und Kalabrien betreffen, und die Schenkung eines Kastells zwischen Brindisi und Oria²⁵. Zu Beginn des Kreuzzuges war mit diesen Privilegien für die Hospitaleinrichtungen an den Küsten Apuliens und Siziliens die Versorgung der Pilger und

23 G. Baaken: *Unio regni ad imperium*, in: *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken* 52 (1972), S. 219–297.

24 Naumann (wie Anm. 4), S. 227–231.

25 *Regesta imperii* IV, 3 (wie Anm. 17), Nr. 593, 601, 709, 727.

Kreuzzugsteilnehmer, die sich von hier ins Heilige Land einschifften, garantiert. Heinrich VI. kam damit nicht nur seinem Versprechen nach, die reibungslose Versorgung des Kreuzfahrerheeres von Italien aus zu garantieren, sondern schuf auch für künftige Pilger und Ritter eine bleibende Versorgungsbasis.

Es war 1197 aber nicht nur der Kaiser, der dem deutschen Hospital Schenkungen zukommen ließ. Auch König Aimerich von Zypern, seit 1198 König von Jerusalem und bei der Ordenserhebung in Akkon anwesend, verlich dem Deutschen Haus Besitzungen in Zypern. Damit war der Spitalsdienst des Deutschen Hauses an einer weiteren wichtigen Etappe der Hauptroute in den Orient und eine Erweiterung der vom Kaiser in Süditalien in die Wege geleiteten Versorgungsbasis für den Nahen Osten ermöglicht²⁶. Es war eine Folge der staufischen Oberlehnsherrschaft über Zypern und Armenien, daß die Könige dieser beiden Herrschaften nun auch für das Deutsche Hospital wirkten, besonders, da ihnen aus Niederlassungen des Deutschen Hospitals nur Vorteile erwuchsen: Während der Orden auf Zypern keine militärischen Funktionen wahrnahm, wurde er bereits im Verlauf des ersten Jahrzehnts des 13. Jahrhunderts als Schutz für die Ostgrenze Armeniens von Bedeutung. Ein großer Besitzkomplex des Deutschen Ordens dort mit Amuda und Haruna bildete mit armenischen Burgen eine Verteidigungslinie. 1212 garantierte König Leo dem Orden den freien Handelsverkehr²⁷.

In Palästina bildete sich außerhalb des Deutschordensterritoriums von Akkon ein größerer zusammenhängender Besitz des Deutschen Ordens im Gebiet zwischen Akkon und Toron. Damit erstrebten die Deutschordensritter die Kontrolle des Handelsweges nach Damaskus und eine Sicherung der Küstenstrecke Akkon-Tyrus im Hinterland, ein Ziel, das sich auch die Kreuzfahrer Heinrichs VI. als erstes gesetzt hatten. Ein zusammenhängender Besitz an der Küstenlinie, einschließlich Sidons und Beirut, war erst durch die Kreuzfahrer des Zuges Heinrichs VI. wieder in christliche Hand gekommen. Die Kreuzfahrer waren kurz vor der Erstürmung Torons, einer Zollburg am Wege nach Damaskus gestanden, als sie nach Akkon zurückkehrten und dort den deutschen pflegenden Orden zur Rittergemeinschaft erhoben.

Aus den Besitzungen, die Heinrich VI. dem Orden in Apulien übertragen hatte, entwickelte sich die Deutschordensballei Apulien. Lieferungen von dort ins Heilige Land sind, solange der Orden dort bestand, bezeugt. Zypern bildete mit Armenien eine Ballei, die gewöhnlich Armenien genannt wird. Kleinarmenien war nach den Fall von Akkon 1291 die letzte Bastion des Christentums auf dem Festland. Die Besitzungen in Palästina und Syrien unterstanden direkt der Zentrale in Akkon beziehungsweise Montfort. Im Hinterland von Akkon und Beirut lagen die Besitzungen des Ordens dichter, und hier entstand die wichtige und bedeutendste Burg des Deutschen Ordens im Heiligen Land, die Burg Montfort – Starkenberg.

26 *Hubatsch*: Deutscher Orden (wie Anm. 22), S. 249.

27 *K. Forstreuter*: Der deutsche Orden am Mittelmeer (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 2), Bonn 1967, S. 59–67, 234.



Abb. 6 Montfort auf einem Steindruck von 1850 (aus: F. Benninghoven: *Unter Kreuz und Adler. Der Deutsche Orden im Mittelalter*, Berlin 1990).

Montfort war neben Akkon der Verwaltungssitz des Ordens, Aufbewahrungsort des Ordensschatzes und häufiger Treffpunkt des Generalkapitels. Die Burg entstand übrigens auf Gebiet, das von dem Minnesänger und Kreuzfahrer des Zuges Heinrichs VI., Heinrich von Henneberg-Botenlauben und seiner fränkischen Gemahlin Beatrix von Courtenai, an den Deutschen Orden verkauft worden war. Die Burg fiel 1271 nach hartnäckigem Kampf an den Mamelukensultan Baibars und ist dadurch natürlich sehr zerstört worden²⁸.

Fragen wir nun nach den Aufgaben, die die Deutsche Rittergemeinschaft in Palästina erfüllen sollte, so wird klar: Die Rittergemeinschaft sollte helfen, alle die Besitzungen des Spitals, die durch Heinrich VI. und seine Politik schon in die Wege geleitet worden waren, gewinnbringend einzusetzen: Zur Verteidigung gegen die Muslime, aber auch zum Schutz des Handels von Sizilien und Süditalien nach allen Küstenstädten des östlichen Mittelmeeres und weit ins Land hinein. Als die Besetzungen der Städte Sidon und Beirut vor dem anrückenden Heer Heinrichs VI. geflohen waren, hatten sie die Mauern geschleift, um eine Wiedereroberung leichter zu ermöglichen. Ohne schnellen Wiederaufbau und Schutz der Mauern war das Gebiet nicht auf Dauer gesichert. Bevor sich der letzte Rest der Kreuzfah-

28 Zu den Ordensbesitzungen im Heiligen Land: *Forstreuter* (wie Anm. 27) und *Hubatsch*: Montfort (wie Anm. 19).

rer nach der Ordensgründung in die Heimat einschiffte, kam ein Waffenstillstandsvertrag mit den Ayyubiden zustande: Der Waffenstillstand sollte 5 Jahre und 8 Monate dauern, der freie Pilgerverkehr nach Jerusalem blieb den Christen wie schon früher erlaubt, auch andere Heilige Stätten östlich des Jordan konnten – unter Geleit – besucht werden²⁹. Während dieser fünf Jahre konnte sich die Rittergemeinschaft in Palästina ganz dem Aufbau ihrer Gemeinschaft und dem Landerwerb widmen. Das eigentliche ideelle Ziel eines Ordensritters, die Rückgewinnung des Heiligen Grabes, konnte langsam vorbereitet werden. Die Ordensritter hatten darüber hinaus die Aufgabe, dem Hospital zur Seite zu stehen, den Pilgern, die dort Aufnahme und Fürsorge empfangen, den nötigen Schutz, auch auf ihren Pilgerrouen durch feindliches Gebiet, zu gewähren. Gleichzeitig aber sollten sie den Status quo des Gebietes sichern, das nun wieder in christlicher Hand war, nämlich die gesamte syrische und palästinensische Küste von Antiochia bis Askalon, und damit den ungestörten Handel in den Küstenstädten, im Hinterland und an den wichtigen Verbindungen nach Damaskus gewährleisten. Heinrich VI. erbt mit dem Normannenreich auch die Interessen der dortigen Seestädte, und die wiederum hatten, was ihre Handelsbeziehungen mit Syrien betraf, im Vergleich mit den norditalienischen Städten noch einen großen Nachholbedarf. Dieses Interesse des Kaisers läßt sich am Beispiel Messinas deutlich belegen³⁰.

Es läßt sich zusammenfassend feststellen: Wenn auch Heinrich VI. zum Zeitpunkt der Erhebung des Spitals zur Rittergemeinschaft schon ein halbes Jahr tot war, hatte er gut vorgesorgt, um sie zu ermöglichen und ihr einen bleibenden Erfolg zu garantieren. Sein Wille stand bei dem Akt im März 1198 im Hintergrund, die Absicherung beim Papst hatte er schon im Vorfeld eingeleitet, indem alle Planungen betreffs des Ordens zunächst im Zeichen des Pilgerverkehrs und Kreuzzuges standen, über dessen Planung Kaiser- und Papsttum wieder zusammengefunden hatten.

Den Orden als Instrument für staufische gegen Byzanz gerichtete Pläne zu sehen, scheint jedoch überzogen. Damit hätte Heinrich alle Versöhnungsversuche mit dem Papst schlagartig beendet. Heinrich war daran interessiert, das Erreichte auf Dauer zu sichern: einmal Sizilien und die damit verbundenen wirtschaftlichen Interessen, und zum anderen auch die Erfolge seines Kreuzfahrerheeres durch eine für alle Bewohner und Besucher Syriens und Palästinas – Bürger, Pilger, Kaufleute – schutzbringende Einrichtung. Auch der muslimische Kaufmann Ibn Dschubair profitierte bei seinen Handelsunternehmungen zwischen Damaskus und Messina davon. Ohne den Kreuzzug Kaiser Heinrichs VI. hätte die Frühzeit des Deutschen Ordens im Heiligen Land nicht so schnell Blüte getragen.

29 Zum Waffenstillstandsvertrag: *Naumann* (wie Anm. 4), S. 202–204.

30 *W. Leonhardt*: Der Kreuzzugsplan Kaiser Heinrichs VI., Diss. Gießen 1913, S. 74–76.

Handwerker, Zünfte und die Obrigkeit in der Reichsstadt Hall

VON BEATE ILÄNDER

In vielen süddeutschen Reichsstädten errangen im 14. Jahrhundert Handwerker einen wesentlichen Anteil an der Regierungsgewalt und konnten demokratische Elemente in die Verfassungen der Reichsstädte einbringen, die zum Teil bis zum Ende der Reichsstadtzeit 1802/03 Bestand hatten.

Im Folgenden soll die Rolle der Handwerker bezüglich der Verfassungsentwicklung in Hall aufgezeigt und die Organisationsformen der Handwerker und ihr Verhältnis zum Rat als Obrigkeit sowie ihr Einfluß auf das Gewerberecht untersucht werden. In diesem Zusammenhang wird die Frage zu klären sein, ob es „echte“ Zünfte als autonome Institutionen in Hall gab und ob es den Haller Handwerkern gelang, demokratische Elemente in der Verfassung zu verankern. Dabei soll auch die Entwicklung in anderen südwestdeutschen Reichsstädten vergleichend herangezogen werden.

Für die Untersuchung der Haller Zünfte wurden als Quellen vornehmlich die im Stadtarchiv Schwäbisch Hall vorhandenen Handwerks- und Zunftordnungen¹, Ratsprotokolle und -dekrete sowie Zunftversammlungsprotokolle benutzt. Für die Zeit vor dem 15. Jahrhundert liegen uns keine Quellen über Zünfte oder Handwerks-gesellschaften vor. Während für das 15. und 16. Jahrhundert nur wenige Handwerksordnungen und einschlägige Ratsprotokolle existieren, kann die Quellenlage ab der Mitte des 16. Jahrhunderts und vor allem im 17. und 18. Jahrhundert wegen einer Vielzahl von Zunftordnungen, Zunftversammlungsprotokollen und Ratsprotokollen als gut bezeichnet werden. Größere Abhandlungen zum Thema der Haller Zünfte gibt es mit Ausnahme der Arbeit von *Otto Windmüller*: Das Handwerk in Schwäbisch Hall vom Ende der Reichsstadtzeit bis zur Einführung der Gewerbe-freiheit im Jahre 1862, nicht. Auf die Beiträge der Autoren *J. Gmelin*, *F. Riegler*, *K.-S. Rosenberger* und *G. Wunder*, die sich am Rande ihrer Arbeiten mit den Haller Zünften beschäftigt haben, wird in Kapitel II noch näher eingegangen.

1 Diese befinden sich dort unter 4/2244 und 4/2245. Soweit einzelne oder zusammenfassende Aussagen über das Haller Zunftrecht gemacht werden, die nicht besonders belegt sind, beruhen sie auf diesen Quellen.

I. Allgemeine Entwicklung des Zunftwesens in Süddeutschland bis zum Ende der Zunftverfassungen 1548/52

Seit dem 11. Jahrhundert, verstärkt im 13. und 14. Jahrhundert, organisierte sich in Deutschland die Handwerkerschaft nach Berufssparten getrennt in Gesellschaften, die je nach Region und Gewerbe verschiedene Namen (Zunft, Gaffel, Gilde, Innung, Gewerk, Kerze oder Handwerk) trugen. Als Begriff für eine gewerbliche Genossenschaft wird die Zunft erstmals in Basel im Jahre 1226 erwähnt². Die Bezeichnung hatte somit ihren Ursprung im westlichen Oberdeutschland und breitete sich von da nach Norden aus. Über die Frühzeit der Zünfte in Deutschland gibt es nur spärliche Quellen, was Anlaß zu verschiedenen Theorien ihrer Entstehung gab³. Sowohl Initiativen freier Handwerker als auch obrigkeitliche Anordnungen können die Entstehung der ersten Handwerksgesellschaften verursacht haben. Nicht immer ist klar zu unterscheiden, ob der Stadtherr bereits im Rahmen freier Einung vollzogene Zusammenschlüsse anerkannte und mit gewissen Befugnissen ausstattete, oder ob er selbst die Initiative für die Bildung einer Zunft ergriffen hat. Den vorwiegend genossenschaftlichen Charakter der Zünfte betont *Gierke*⁴: „Ihrem Grundwesen nach waren die freien Zünfte Einungen oder Gilden der durch die Gemeinschaft des Berufs einander nahe stehenden Gewerbetreibenden.“ Die Zünfte stellten gemäß ihrer Organisationsstruktur Korporationen für bestimmte Berufssparten oder Gewerbearten dar, wobei die Mitgliedschaft Voraussetzung für die selbständige Betätigung in einem Gewerbe war (Zunftzwang). Die Hauptfunktion der Zünfte lag daher auf wirtschaftlichem Gebiet. Als monopolartige Vereinigungen waren sie aufgrund des Zunftzwanges in der Lage, auswärtige Konkurrenz fernzuhalten und ihre Mitglieder auf Einhaltung von Regeln bei Produktion und Verkauf der Waren zu verpflichten. Eine eigene Gerichtsbarkeit, die „Zunftgerichtsbarkeit“, sollte die Einhaltung dieser Regeln garantieren. Damit nahmen die Zünfte als handwerkliche Organisationen gewerberechtliche, polizeirechtliche und richterliche Aufgaben wahr und übten hoheitliche Funktionen auf diesen Gebieten aus. So gesehen waren sie mit einer gewissen Autonomie ausgestattete Gliedkörper des städtischen Gemeinwesens, eine Gemeinde in der Gemeinde.

Neben diesen wirtschaftlichen Aufgaben hatten die Zünfte aber auch soziale, religiöse, militärische und Funktionen im Katastrophenschutz (Feuer, Naturkatastrophen). Eine politische Funktion der Zünfte trat erst später im Rahmen der zunehmenden wirtschaftlichen Emanzipation der Handwerker und Kaufleute in den Reichsstädten hinzu, allerdings mit unterschiedlicher Ausprägung. Das 14. Jahr-

2 „Confraternitas, ... quod in vulgari dicitur zumpft“ (J. Brand: Zunft, Zunftwesen, in A. Erler, E. Kaufmann (Hrsgg.): Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte, Bd. V, Berlin 1998), S. 1792–1803 [1792].

3 Eine ausführliche Darstellung der verschiedenen Theorien liefert J. Ziekow: Freiheit und Bindung des Gewerbes, Berlin 1992, S. 16–37.

4 O. v. Gierke: Das deutsche Genossenschaftsrecht, 1. Band: Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaft, Graz 1954, S. 359.

hundert war in vielen Reichsstädten von Kämpfen der Zünfte gegen die patrizische Stadtherrschaft (Zunftkämpfe) gekennzeichnet.

Das wirtschaftliche Erstarken der Handwerker brachte auch die Forderung mit sich, an der politischen Macht teilzuhaben. Diese lag in den Reichsstädten in den Händen der Adelsgeschlechter, die als Dienstmannen des Kaisers die Reichsgewalt in den Reichsstädten ausübten. Diese Patrizier beherrschten auch den Rat, der sich als Stadtregierung in den Reichsstädten gebildet hatte. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung der Handwerker ging oft der ökonomische, aber auch der Bildungsvorsprung der alten Adelsgeschlechter verloren. Nur in seltenen Fällen führte Einsicht der Adligen zur freiwilligen Räumung von Machtpositionen⁵. In vielen Reichsstädten konnte die Macht den Patriziern nur im Rahmen von Zunftkämpfen und Zunftrevolutionen entwunden werden. Oft waren Kämpfe verschiedener Adelsfraktionen untereinander⁶ oder Mißwirtschaft der adligen Stadtregierung⁷ Auslöser der Zunftrevolutionen und der Einführung von Zunftverfassungen, die ihre besonders reine Ausprägung in oberschwäbischen Städten fanden. Die Zünfte errangen die Mehrheit im Rat und gaben den Ausschlag bei den Wahlen zu Rat und Gericht. In manchen Reichsstädten⁸ wurden alle männlichen Bürger – selbst Patrizier und nur von ihrem Vermögen lebende „Müßiggänger“ – zu „politischen“ Zünften zusammengefaßt. Eine Zunft konnte mehrere Handwerkssparten umfassen. Aufgrund der demokratischen Wahl der Zunftmeister durch die Zunftversammlung und die Wahl der Räte durch ein – allerdings oft recht kompliziertes – Wahlverfahren durch die Zünfte kann man auch von der Etablierung einer „Zunftdemokratie“ sprechen. Durch diese war gewährleistet, daß die ständische Einteilung der Bevölkerung sich zumindest in der Zusammensetzung der eingesetzten Großen Räte zahlenmäßig widerspiegelte. So bestimmte die Reichsstadt Esslingen 1335⁹, daß die Zünfte am Tage der Wahl der Zunftmeister aus jeder der 13 Zünfte zwei Männer in den Großen Rat wählen sollten, während die Geschlechter zu diesen 26 Zünftlern lediglich noch zwei weitere Personen entsenden durften. Ein kompliziertes Wahlsystem sicherte in Rottweil¹⁰ im Kleinen Rat ein Übergewicht der Zünfte, wobei die Neuwahl der zünftigen Mitglieder des Rates durch die Zünfte in direkter Wahl erfolgte und auch bei der Wahl der patrizischen Mitglieder eine Mitwirkung der Zünfte im Rahmen von zwei vorgeschalteten Wahlkollegien gegeben war.

5 So in Basel und Schaffhausen; vgl. *R. Luther*: Gab es eine Zunftdemokratie? Die Zunftverfassungen in den deutschen Städten des späten Mittelalters, Berlin 1968, S. 41.

6 Z. B. in Straßburg, Ulm, Konstanz; vgl. *R. Luther* (wie Anm. 5), S. 43 u. 44.

7 Z. B. in Augsburg; vgl. *R. Luther* (wie Anm. 5), S. 47.

8 So in Memmingen, Kaufbeuren, Kempten; vgl. *P. Eitel*: Die oberschwäbischen Reichsstädte im Zeitalter der Zunfttherrschaft, Stuttgart 1970, S. 38.

9 Vgl. *H. Rabe*: Der Rat der niederschwäbischen Reichsstädte. Rechtsgeschichtliche Untersuchungen über die Ratsverfassung der Reichsstädte Niederschwabens bis zum Ausgang der Zunftbewegungen im Rahmen der oberdeutschen Reichs- und Bischofsstädte, Köln und Graz 1966, S. 132.

10 Vgl. *H. Rabe* (wie Anm. 9), S. 128 f.

Die Herrscher des Reiches ließ die Entwicklung in den Reichsstädten nicht unberührt. Vielfach griffen sie in die Auseinandersetzungen zwischen Zünften und Adligen ein. Von einer einheitlichen Linie der kaiserlichen Städtepolitik kann nicht gesprochen werden¹¹. Zum Teil wurde die Zunftherrschaft und die Einführung einer neuen Verfassung anerkannt¹², zum Teil aber auch der Einfluß der Zünfte bekämpft¹³. Der schwerwiegendste Eingriff in die Verfassungsordnung der südwestdeutschen Reichsstädte, der das Ende der Zunftherrschaft dort herbeiführte, wurde durch Kaiser Karl V. in Ulm und Augsburg selbst und in 25 anderen Reichsstädten durch seinen Vollstrecker, den Kommissarius Dr. Haas, in den Jahren 1548–1552 vorgenommen.

Schon zuvor war in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in vielen Reichsstädten ein Rückgang des Einflusses der Zünfte auf die Stadtregierungen zu beobachten. Verursacht wurde diese Entwicklung dadurch, daß Handwerker, die sich einen starken Zeitverlust durch lange Ratssitzungen und Verwaltungsarbeit nicht leisten konnten, den Ratssitzungen fernblieben bzw. sich sogar nicht mehr um einen Ratsitz bewarben. Man überließ das Ratsamt vorwiegend vermögenden Müßiggängern, also reichen Kaufleuten und Grundbesitzern, die sich den zeitlichen Luxus des Ratsdienstes, ebenso wie die vermögenden Patrizier, leisten konnten. Der ursprüngliche Schwung der „Zunftdemokratie“ ging dadurch verloren, und eine gewisse Erstarrung der Zunftverfassungen und des Zunftwesens waren die Folge. Es bildete sich durch den zunehmenden Einfluß weniger Familien und das Zusammenrücken reicher Handwerker und Müßiggänger mit Patriziern, das sich in Eheschließungen zwischen Angehörigen dieser Gruppen dokumentierte, eine Zunftoligarchie oder Zunftaristokratie heraus, die die Geschicke der Stadt lenkte.

In diese Zeit fielen die Verfassungsänderungen Karls V., die vor dem Hintergrund der Erstarrung der Zunftbewegung und des damit verbundenen Rückgangs demokratischer Mitbestimmung nicht in allen Reichsstädten als so unwälzend angesehen werden müssen.

Kaiser Karl V. sah in den Zünften die Verursacher für die Abtrünnigkeit der lutherischen Reichsstädte im Schmalkaldischen Krieg und versprach sich daher von der Entmachtung der Zünfte und der Wiedereinsetzung des Patriziats in die Stadtregierungen eine Sicherung der Reichstreue aller südwestdeutschen Reichsstädte und eine Stärkung des alten Glaubens. Weitgehend unbeeinflußt von vorgetragenen Wünschen, die Zunftverfassung zu behalten, führte Dr. Haas seinen Auftrag durch. Soweit Zünfte herrschten oder wesentlichen politischen Einfluß hatten, wurde dies

11 Vgl. *E. Naujoks*: Kaiser Karl V. und die Zunftverfassung. Ausgewählte Aktenstücke zu den Verfassungsänderungen in den oberdeutschen Reichsstädten (1547–1556), Stuttgart 1985, S. 3–6.

12 So in Reutlingen und Lindau durch Kaiser Karl IV. Vgl. *H. Lentze*: Der Kaiser und die Zunftverfassungen in den Reichsstädten bis zum Tode Karls IV., Neudruck der Ausgabe Breslau 1933, Aalen 1964, S. 149 u. 210.

13 So in Nürnberg, wo unter Einfluß Karls IV. eine rein patrizische Verfassung erlassen wurde, und Konstanz, wo Kaiser Sigismund die Zünfte 1430 in die Schranken wies. Vgl. *H. Lentze* (wie Anm. 12), S. 216–222 und S. 200–207.

durch die Auflösung der Zünfte beendet. Nur Rottweil durfte als konsequent beim alten Glauben verbliebene Reichsstadt seine Verfassung behalten. Dabei mag auch die besondere Beziehung Rottweils zur Eidgenossenschaft und der Sitz des kaiserlichen Hofgerichts in Rottweil eine wesentliche Rolle gespielt haben. Im Gegensatz zu Rottweil mußte z. B. Überlingen als ebenfalls katholische und kaisertreue Stadt seine Zunftverfassung revidieren. Wo möglich wurde dem Patriziat seine alte Vormachtstellung wieder eingeräumt und dabei Männer des alten Glaubens in die Räte eingesetzt.

II. Der Einfluß der Handwerkerschaft auf die verfassungsrechtliche Entwicklung in der Reichsstadt Hall bis 1559

Die politische und verfassungsrechtliche Entwicklung verlief in Hall anders als in den Reichsstädten, in denen sich die Zünfte eine Vormachtstellung erobern konnten. Bezüglich des 13. und 14. Jahrhunderts sind in Hall keine Quellen über die Bildung von Zünften oder Handwerkergesellschaften vorhanden. Herolt¹⁴ und Widmann¹⁵ berichten uns von einem Oberrat als adlige Stadtregierung und Gericht, und einem Unterrat als Vertretung der gemeinen Bürgerschaft und als Gericht für untergeordnete Streitsachen zwischen nichtadligen Gemeindemitgliedern. Kolb¹⁶ bezeichnet diesen Unterrat als Vertretung der Zünfte. Auch Rosenberger¹⁷ geht von der Existenz eines solchen Unterrats aus, da die neue Verfassung von 1340 bewußt nur noch von einem Rat spreche. Urkunden, in denen ein solcher Unterrat – eventuell als Vertretung der Zünfte – erwähnt wird, fehlen jedoch. Auch die Behauptung Gmelins¹⁸, daß die Haller in der Zeit des Verfassungskampfes von 1340 längst in Zünften organisiert waren, läßt sich urkundlich nicht belegen. Erst im 15. Jahrhundert finden sich über die Steuerlisten erste Anhaltspunkte für Handwerkerzusammenschlüsse in Hall. Metzger, Bäcker, Tucher, Gerber, Schuster, Kürschner, Hafner, bald auch Krämer und Säckler entrichteten Gewerbegebühren jeweils über einen allerdings nicht näher bezeichneten Beauftragten¹⁹. Für das 15.

14 *Ch. Kolb*: Geschichtsquellen der Stadt Hall, 1. Band. Darin abgedruckt: Chronica zeit- und jarbuch vonn der statt Hall ursprung und was sich darinnen verlossen und wasz fur schlösser umb Hall gestanden durch *M. Johann Herolt* zusammengetragen. (Geschrieben 1540/41 mit Nachträgen bis 1545, lt. Kolb S. 13/14), Stuttgart 1894, S. 51 u. 98 f.

15 *Ch. Kolb*: Geschichtsquellen der Stadt Hall, 2. Band. Darin abgedruckt: Widmans Chronica von *Georg Widman*. (Ausgearbeitet im Wesentlichen in den Jahren 1544–1550, unter Verwendung auch früherer Aufzeichnungen, lt. Kolb S. 36/37), Stuttgart 1904, S. 92 f.

16 *Ch. Kolb*: Geschichtsquellen der Stadt Hall, 1. Band, Stuttgart 1894, S. 99 Anm. 1.

17 *K.-S. Rosenberger*: Die Entwicklung des Verfassungsrechts der Reichsstadt Schwäbisch Hall bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, Maschr. Diss. 1951, S. 90.

18 *J. Gmelin*: Hällische Geschichte. Geschichte der Reichsstadt Hall und ihres Gebiets nebst einem Überblick über die Nachbargebiete, Schwäbisch Hall 1896, S. 508.

19 Vgl. hierzu *G. Wunder* und *G. Lenckner*: Die Bürgerschaft der Reichsstadt Hall von 1395–1600, Stuttgart und Köln 1956, S. 57 f.

und frühe 16. Jahrhundert lassen sich über die erhaltenen Handwerkerordnungen mindestens 25 Zusammenschlüsse, „Handwerke“ genannt, nachweisen²⁰.

Trotz des Fehlens von Zeugnissen über Handwerkerzusammenschlüsse im 14. Jahrhundert wird man der Ansicht Rosenbergers²¹ folgen können, daß eine Organisation des Handwerks – wenn auch nicht nachweisbar in Zünften – die Voraussetzung für den Kampf der Handwerker mit den herrschenden Adligen war, der 1340 mit der Einführung einer neuen Verfassung endete. Dieses für das zukünftige Verfassungsleben der Stadt wegweisende Ereignis fiel in eine Zeit, in der in vielen anderen Reichsstädten heftige Zunftkämpfe stattfanden, in deren Folge die Zünfte einen wesentlichen Teil der Macht errangen. Die Haller Auseinandersetzung zwischen Adligen und Handwerkern im Rahmen der sogenannten Zweittracht²² 1340 kann also durchaus im Kontext mit der allgemeinen Entwicklung in anderen deutschen Reichsstädten gesehen werden. Auslöser des Streites war nicht ein Aufstand der Handwerker, sondern der Beschluß des Rates, auch den Adel steuerpflichtig zu machen. Die Weigerung vieler Adliger, dieser Verpflichtung nachzukommen, stieß auf den Protest der Handwerker, die nun auch eine Teilhabe an der Macht forderten. Die Auseinandersetzung zwischen Adel und Handwerk wurde unter Vermittlung einer von Kaiser Ludwig dem Bayern eingesetzten Kommission geschlichtet. Der Rat wurde in Zukunft mit zwölf Adligen, sechs Mittelbürgern und acht Handwerkern besetzt. Aus der Existenz sogenannter Mittelbürger läßt sich die bei der nichtadligen Bevölkerungsschicht eingetretene soziale Differenzierung ersehen. Mittelbürger waren eine durch Handwerk und – oft damit verbundenem oder daraus entwickeltem – Handel zu Vermögen gekommene Schicht, die ähnlich dem Adel von diesem Vermögen leben konnte. Mit dieser Lösung sollte für die drei wichtigsten Schichten der Bevölkerung eine politische Machtbeteiligung gewährleistet werden. Die acht Handwerker waren nicht bestimmten Handwerkervereinigungen zugeordnet, sondern repräsentierten die gesamte handwerkliche Schicht einschließlich der Siederschaft. Ähnlich wie 1370 in Nürnberg wurde es vorgezogen, Einzelpersonen aus dem Handwerk in den Rat aufzunehmen statt Handwerkskooperationen dadurch zu stärken, daß ihnen ein Benennungsrecht von Vertretern in den Rat zugestanden wurde. Auch die Regelung des Selbstergänzungsrechts des Rates bei ausscheidenden Mitgliedern ließ keinen Einfluß von Handwerksgenossenschaften auf die Besetzung des Rats hochkommen. Dennoch scheint es für längere Zeit üblich gewesen zu sein, bestimmten wichtigen

20 Vgl. StadtA Schwäb. Hall 4/2244 (Handwerksordnungen Bd. 1, 16. – 17. Jahrhundert).

21 Wie Anm. 17, S. 76.

22 Die sog. Erste Zwiétracht, die von G. Widman (Widmans Chronica, S. 99 f) auf das Jahr 1261 datiert wird, war als Streit um die Kellerhalse wohl eher eine Auseinandersetzung zwischen Mitgliedern der führenden Schicht als zwischen Adel und aufkommendem Bürgertum. So auch F. Pietsch (Der Streit um die Kellerhalse, in: WFr. 49 (1965), S. 19–33 [23–30]) und G. Wunder (Geschichte bis zum Ende des Alten Reiches, in: R. Biser (Hrsg.): Der Kreis Schwäbisch Hall, Stuttgart u. Aalen 1987, S. 75–115 [84]), die jedoch die Auseinandersetzungen um 1316 und 1364 ansiedeln. Anderer Ansicht P. Schwarz: Das Haller Handwerk im 16. Jahrhundert, in: WFr. 58 (1974), S. 350–358 [350 f].

Handwerksgruppen feste Plätze im Rat zuzuweisen²³. Rein rechnerisch waren die Adligen zwar in der Minderheit, bildeten aber immer noch das Stadtgericht. Außerdem waren die Interessen der Adligen und der vermögenden Mittelbürger oft gleichgerichtet, so daß die Adligen auch nach Einführung der Verfassung von 1340 die politisch bestimmende Kraft in Hall blieben. Die Verfassung von 1340 war daher, gemessen an anderen Reichsstädten, die zu dieser Zeit eine Zunftverfassung einführten, ein eher bescheidener Erfolg für die Haller Handwerker. Die Gründe dafür können in der in Hall immer noch – auch ökonomisch – starken Stellung des Adels gefunden werden. Diese Adelsschicht ließ keine starken Zünfte mit einer weitgehenden gewerblichen Autonomie aufkommen, die wie in anderen Städten den Machtkampf für die Handwerker entscheiden hätten können. (Die Frage, ob es in Hall überhaupt echte Zünfte gab, soll später noch näher untersucht werden.) Auch waren die Handwerker und Kaufleute nicht wie in anderen Städten das alleinige wirtschaftliche Rückgrat der Stadt. Wesentlichen Anteil an der Haller Wirtschaftskraft hatte die Saline, deren Pfannen zu einem großen Teil dem Adel und Klöstern als Lehenherren zustanden. Von den Aufträgen der Saline waren viele Handwerker abhängig. Erst mit der sogenannten Dritten Zwietracht, auch als „Trinkstubenstreit“ bezeichnet²⁴, in den Jahren 1510–1512, in deren Verlauf der Versuch einer Verfassungsrevision zugunsten der adligen Geschlechter mißlang, konnte man die ständische Vorherrschaft des Adels brechen und damit zu den Reichsstädten mit wesentlicher Machtbeteiligung der Handwerker aufschließen. Infolge der Ereignisse zogen viele Adelsfamilien aus der Stadt, wodurch die Handwerker jetzt auch vordere Ratsplätze besetzen und einen bestimmenden Einfluß ausüben konnten. Aufgrund des weiterhin bestehenden Selbstergänzungsrechts blieb den Handwerksvereinigungen eine Mitwirkung bei der Besetzung des Rates weiterhin versagt. Dagegen wuchs der Einfluß bestimmter vermögender Handwerks- und Kaufmannsfamilien; letztlich wurde die alte Adelsoligarchie allmählich durch eine Oligarchie reicher Handwerker und Mittelbürger ersetzt.

Die Verfassungsreform von 1552 von Kaiser Karl V. war für Hall nicht so einschneidend wie in den Reichsstädten mit Zunftverfassung oder wesentlicher Machtbeteiligung der Zünfte. In Hall fand Dr. Haas bei seinem Aufenthalt am 7. Januar 1552 keine Zünfte im damaligen politischen Sinne vor, wohl nicht, weil sie schon früher aufgelöst wurden²⁵, sondern weil es sie nie gegeben hatte. Dr. Haas vermerkte in seinem Protokoll: *das auch kheine Zunften bey inen seind*²⁶. Allerdings konnte Haas in Hall nur noch drei adlige Familien vorfinden. Deshalb beließ es der kaiserliche Kommissarius bei einer Verkleinerung des Rates von 26 auf 17 Sitze (Kleiner Rat), wobei die eigentliche Regierungsspitze aus den fünf Geheimen Räten bestand. Diesen Geheimen Räten gehörten die drei Stättmeister an, die sich alle vier Monate im Vorsitz ablösten. 15 Personen sollten nun den Gro-

23 Vgl. G. Wunder/G. Lenckner (wie Anm. 19), S. 54 f.

24 Zur Dritten Zwietracht vgl. im Einzelnen K.-S. Rosenberger (wie Anm. 17), S. 142–147.

25 So E. Naujoks (wie Anm. 11), S. 219.

26 Protokoll des Dr. Haas, abgedruckt bei E. Naujoks (wie Anm. 11), S. 220.

Ben Rat bilden. Eine ähnliche Institution, der in wichtigen Fragen ein Mitwirkungsrecht zustand, bestand bereits früher. So heißt es in einem Ratsprotokoll von 1490: *der rat mitsamt dem gemeinen rat hat der binnder ordnung gemacht*²⁷. In einem Ratsprotokoll von 1501 wird erwähnt, daß *zur Errichtung der Statuten der gemeine Rath immer zu gebotten und zur überlegung mitgezogen worden*²⁸ sei. Später wird dieser Rat auch *Äußerer Rat*²⁹ genannt. Es handelte sich um ein Gremium von 28 Personen, dessen Mitglieder durch den Inneren Rat aus der Bürgerschaft gewählt wurden³⁰. Der jetzt von Dr. Haas eingeführte 15köpfige Große Rat sollte bei besonders wichtigen Fragen mit dem Kleinen Rat gemeinsam tagen. Die Beschlüsse dieses gemeinsamen Gremiums sollten als Beschlüsse der Gemeinde – also der gesamten Bürgerschaft – gelten. Der Große Rat konnte aber nur als ergänzendes Gremium vom Kleinen Rat einberufen werden. Eine eigenständige Rolle war ihm verwehrt. Bei der Besetzung der neuen Ämter wurden die wenigen verbliebenen Patrizier berücksichtigt und vor allem die Ratspersonen nicht mehr in den neuen Rat aufgenommen, bei denen man eine besonders starke evangelische Einstellung vermutete.

Aus der Sicht der von Kaiser Karl V. mit der Verfassungsrevision verfolgten Ziele hätte Dr. Haas eigentlich in Hall nichts verändern müssen. Eine Zunft Herrschaft war nicht zu stürzen. Männer des alten Glaubens waren nur noch schwer zu finden. Auch Vorgaben des Reiches bezüglich der Handwerker durch die Reichspolizeiordnungen von 1530, 1548 und 1551 hatte Hall im Gegensatz zu anderen Reichsstädten umgesetzt. So vermerkte Dr. Haas in seinem Protokoll, daß *sie die geschenkten Handtwerck vermog der Reichsordnung selbs abgestellt*³¹. Der Begriff „geschenkt“ leitete sich dabei nicht von dem als Ankunfts- oder Abschiedsgeschenk einem wandernden Gesellen gegebenen Zehr- oder Wanderpfennig³², sondern vom Begriff der „Schenke“ ab. Unter geschenktem Handwerk verstand man die Handwerksarten, deren Gesellen auf Wanderschaft gingen und dabei in einem ritualisierten Verfahren in fremden Städten um Arbeit nachfragten. Dabei wandten sie sich an eine ihrem Handwerk entsprechende Gesellenbruderschaft, die einem Gesellen den Auftrag zur „Umschau“ unter den einen Gesellen suchenden Meistern am Ort gab. In der meist 14tägigen Probezeit wurde die „Schenke“ zusam-

27 Ratsprotokolle Stadt A Schwäb. Hall 4/205, S. 263 a.

28 Ratsprotokollauszüge Stadt A Schwäb. Hall 4/432, S. 30.

29 Vgl. z. B. 1514 im Ratsprotokoll Stadt A Schwäb. Hall 4/205, S. 124 a.

30 Wie Anm. 26, S. 221.

31 Wie Anm. 26, S. 220 f.

32 Ein solcher Geldbetrag wurde auch von einigen Haller Zünften den fremden Wandergesellen ausgehändigt. Wie aus dem Bericht des Armenverwalters Schloßstein vom 31. 3. 1807 an das Oberamt (Stadt A Schwäb. Hall 21/1088) über frühere Gepflogenheiten des Handwerks zu entnehmen ist, hätten die Zünfte zwar anfangs nichts geben wollen, weil dieser Brauch aber in ganz Deutschland üblich gewesen sei, hätten Bortenmacher, Färber, Glaser, Grempler, Nagelschmiede, Nadler, Seiler, Schlosser, Sporer und Uhrmacher sich bereit erklärt, etwas zu geben, da sie befürchteten, daß sonst ihre eigenen Söhne, wenn sie wanderten, Schaden nehmen könnten oder keine Gesellen von einem geschenkten Handwerk mehr nach Hall kämen.

men mit der Gesellenbruderschaft bei einem gemeinsamen Mahl abgehalten. Dabei wurde in einer sogenannten Umfrage festgestellt, ob gegen den neuen Gesellen etwas vorlag. Ebenso mußte der Geselle mitteilen, ob anderswo Meister oder Gesellen geschmäht oder für unredlich erklärt worden waren. Dieses „Unredlich machen“ oder „Verrufen“ konnte einzelne Gesellen, Meister, aber auch Zünfte oder ganze Städte betreffen. Es stellte ein wirksames Boykottmittel der Gesellen gegen diejenigen Personen und Institutionen dar, die sich den Unmut der Gesellen, sei es durch schlechte Arbeitsbedingungen, durch die Bezahlung von zu wenig Lohn, durch den Versuch der Einschränkung ihrer Rechte oder durch sonstiges negatives Verhalten zugezogen hatten. Beim Abschied wurde eine „Abschiedsschenke“ veranstaltet und dem Gesellen aufgegeben, eventuelle Unredlichkeitserklärungen oder Verrufungen bei seiner Wanderschaft weiterzumelden. Durch die geschilderten Gepflogenheiten hatten die Gesellen praktisch ein Arbeitsvermittlungsmonopol gegenüber den Meistern. Außerdem übten sie durch ihre Bruderschaften und ihr Nachrichtensystem eine nicht unbedeutende wirtschaftliche Macht aus, die der Obrigkeit ein Dorn im Auge war. Die oft ausgedehnten Trinkgelage wurden als wirtschaftlich schädlich angesehen. Die Arbeitsvermittlung der Gesellen sollte deshalb durch die genannten Reichspolizeiordnungen auf die Zünfte bzw. Meister übertragen werden. Das Verrufen und Unredlichmachen wurde verboten, festgestellte Mißstände sollten stattdessen von den Gesellen der Obrigkeit gemeldet werden³³. Die meisten Reichsstädte folgten diesen neuen Regeln gar nicht oder nur halbherzig, während in Hall Dr. Haas die Umsetzung der Verordnungen feststellen konnte.

So brachte die Reform des Dr. Haas letztlich nur eine unnötige Unruhe in die Haller Bürgerschaft und wurde von ihr innerlich nicht akzeptiert. Nachdem 1557 Jakob Gräter das Interim rückgängig gemacht, die Reformation in Hall wieder eingeführt hatte, gelang es der Stadt bereits 1559, bei Kaiser Ferdinand I. die weitgehende Rückkehr zur alten Verfassung zu erreichen, wobei allerdings die Sitzzahl im Kleinen bzw. Inneren Rat auf 24 festgesetzt und der Große bzw. Äußere Rat in seiner bisherigen Größe und Funktion erhalten blieb. Im Gegensatz zu Reutlingen und Überlingen, die ihre alte Zunftverfassungen wieder einführten, bedeutete in Hall die Rückkehr zur alten Verfassung keinen vermehrten Einfluß der Handwerker-gesellschaften. Die Beibehaltung des Großen oder Äußeren Rats in der von Dr. Haas reduzierten Form und Funktion stellte eher einen Rückschritt gegenüber dem Zustand vor 1552 dar. Es war wohl kein Zufall, daß die einschränkenden Regelungen für den Äußeren Rat, dessen Einberufung ins Belieben des Inneren Rats gestellt war, erhalten blieben. Sie entsprachen der Tendenz der Zeit, die Machtbefug-

33 Vgl. den im Stadtarchiv Schwäb. Hall unter 4/2244 befindlichen Auszug aus der Reichspolizeiordnung von 1530. Zu den Reichspolizeiordnungen in Handwerks-sachen vgl. auch *H. Proesler*: Das Gesamtdeutsche Handwerk im Spiegel der Reichsgesetzgebung von 1530–1806, Berlin 1954, mit Quellenanhang. Der XXXIX. Artikel der 1530 von Karl V. in Kraft gesetzten Ordnung und Reformation guter Policy im Heiligen Römischen Reich, der sich mit dem geschenkten Handwerk befaßt, befindet sich bei Proesler im Anhang unter Nr. 1, S. 1–5.

nisse der Obrigkeit gegen über den bürgerschaftlichen Vertretungen auszuweiten. Daß später der Begriff „Zünfte“ auch in Hall für die Handwerksorganisationen aufkam und den bisherigen Begriff „Handwerke“ ablöste, änderte nichts an dem geringen Einfluß der Handwerkervereinigungen.

III. Die Organisation der Handwerks-gesellschaften in Hall und ihr Verhältnis zum Rat

Die Frage, ob es in Hall Zünfte, als autonome, nämlich sich selbst verwaltende und mit eigener Normsetzungsbefugnis und Gerichtsbarkeit ausgestattete Glieder der Stadt gegeben hat, ist von den meisten Autoren verneint worden. *Rosenberger*³⁴, *Wunder*³⁵ und *Rabe*³⁶ gehen in ihrer knappen Untersuchung dieser Frage davon aus, daß es mangels eigener Zunftgerichtsbarkeit keine echten Zünfte gegeben habe, sondern lediglich Handwerks-gesellschaften als Zusammenschlüsse von Handwerkern ohne den Besitz hoheitlicher Rechte. *Rabe*³⁷ weist außerdem darauf hin, daß die nichtpatrizischen Bevölkerungsschichten in den Städten des schwäbisch-fränkischen Raumes sich im Gegensatz zu Oberschwaben nicht zu politischen Zünften, sondern eher zu gesellschaftlichen Vereinen zusammenschlossen, und vermutet dafür landschaftliche und stammesgeschichtliche Gründe. Auch Dr. Haas merkte bei seinem Besuch in Hall, wie oben schon angeführt, an, daß hier keine Zünfte vorhanden seien. Andere Autoren wie *Riegler*³⁸, *Gmelin*³⁹ und *Kolb*⁴⁰ dürften den Begriff Zunft eher unkritisch mit Handwerks-gesellschaften gleichgesetzt haben. Auch das Württembergische Städtebuch⁴¹ geht ohne nähere Begründung von der Existenz von Zünften in Hall aus. Die Verwendung des Begriffs Zunft dürfte darauf zurückzuführen sein, daß sich dieser Begriff im 17. und 18. Jahrhundert in Deutschland generell als Synonym für eine Handwerks-genossenschaft eingebürgert hatte (siehe auch die „Reichszunftordnung“ von 1731). Die Frage, ob es jemals Zünfte in Hall als autonome Gebilde gab, ist wegen der bezüglich des 13. und 14. Jahrhunderts fehlenden Quellen nicht mit letzter Sicherheit zu beantworten. Die Tatsache, daß 1340 nur einzelne Handwerker in den Rat

34 Wie Anm. 17, S. 74–77.

35 *G. Wunder*: Die Bürger von Hall. Sozialgeschichte einer Reichsstadt 1216–1802, Sigmaringen 1980, S. 55 f.

36 *H. Rabe* (wie Anm. 9), S. 114 f.

37 Wie Anm. 9, S. 171 f, wobei der Begriff der „gesellschaftlichen Vereine“ nicht erläutert wird. Ähnlich auch *E. Naujoks*: Schwäbisch Hall im Rahmen der reichsstädtischen Sozialgeschichte Südwestdeutschlands im 14. bis 16. Jahrhundert, in: WFr. 74 (1990), S. 189–218 [196], der die Nähe der ober-schwäbischen Städte zur Eidgenossenschaft und die längere Dominanz der staufischen Geschlechter in den niederschwäbischen Städten als Grund für die unterschiedliche Entwicklung angibt.

38 *F. Riegler*: Die Reichsstadt Schwäbisch Hall im 30jährigen Kriege, Stuttgart 1911, S. 9 f.

39 Wie Anm. 18.

40 Wie Anm. 16.

41 *E. Keyser* (Hrsg.): Württembergisches Städtebuch, Stuttgart 1962, S. 207.

aufgenommen wurden und keine Zunftvertreter, spricht gegen das Vorhandensein autonomer Zünfte. Ob sich die Handwerker unter der neuen Verfassung einen zunftähnlichen Status erkämpfen konnten, ist nicht feststellbar. Allerdings konnten die Sieder 1385 eine Haalordnung ohne erkennbares Mitwirken des Rats erlassen, was auf eine weitgehende Selbstorganisation und Autonomie der Sieder schließen läßt⁴². Es ist jedoch wegen der Sonderstellung der Sieder in Hall fraglich, ob man deren Entwicklung im 14. Jahrhundert auf andere Handwerksgruppen übertragen kann⁴³. Wir müssen uns daher bei der Beantwortung der Frage nach einem eventuellen Zunftcharakter der Haller „Handwerke“ auf die Untersuchung späterer Quellen beschränken.

Die ersten erhalten gebliebenen Handwerksordnungen stammen aus dem 15. und 16. Jahrhundert⁴⁴. Zum Teil handelt es sich dabei um „erneuerte Ordnungen“, so daß von der Existenz noch früherer Ordnungen ausgegangen werden kann. Um die Frage des Zunftcharakters der Haller Handwerksvereinigungen entscheiden zu können, müssen die Organisation der Haller Handwerkerschaft und ihre Kompetenzen näher untersucht werden. Es ist festzustellen, daß die Handwerksordnungen zwar im Laufe der nächsten drei Jahrhunderte bis zum Ende der Reichsstadtzeit erneuert und ergänzt, daß weitere Ordnungen für neu gebildete Zünfte erlassen wurden, aber die im 15. und 16. Jahrhundert bestehende Organisationsstruktur im Wesentlichen erhalten blieb, so daß für die Untersuchung der Organisation, der Rechte und Pflichten der Haller Handwerke und Zünfte eine Unterteilung in bestimmte Zeitabschnitte nicht sinnvoll erscheint.

Der Einfachheit halber soll im Folgenden von den Haller Handwerksvereinigungen nur noch als „Zünften“ gesprochen werden, ohne einer späteren Wertung, ob es in Hall „echte“ Zünfte gab, vorgreifen zu wollen.

1. Wie wurde die Mitgliedschaft in einer Zunft erworben?

Für die meisten Handwerkssparten in Hall war die Mitgliedschaft in einer entsprechenden Zunft Bedingung für die selbständige Ausübung eines Handwerks. Der

42 Siehe R. J. Weber: Die Haller Saline und ihr Recht, in: K. Ulshöfer und H. Beutter (Hrsgg.): Hall und das Salz. Beiträge zur hällischen Stadt- und Salinengeschichte, Sigmaringen 1983, S. 113–146 [126–128].

43 Auf die Organisation der Siederschaft, als einer besonderen Berufsgruppe, soll in dieser Arbeit nicht weiter eingegangen werden. Es kann insoweit auf die Arbeiten von W. Matti: Verfassung und Wirtschaftspolitik der Saline Schwäbisch Hall bis zum Jahre 1802, Maschr. Diss 1952, S. 105–118, und von R. J. Weber (wie Anm. 42), S. 125–129, verwiesen werden.

44 Älteste auffindbare Handwerksordnungen sind die Schmiedeordnung von 1479, die Gerberordnung von 1503, die Schuhmacherordnung von 1513, die Schneiderordnung von 1514, die Kürschnerordnung von 1514, die Tucherordnung von 1518; sie befinden sich alle im Stadtarchiv Schwäb. Hall unter 4/2244.

Erwerb der Mitgliedschaft war an eine Reihe von subjektiven Voraussetzungen gebunden⁴⁵:

- eheliche Geburt
- Besitz des Haller Bürgerrechts (bzw. als Landmeister zumindest des Schutzverwandtenstatus)
- Absolvierung der Lehr- und Gesellenjahre
- Bestehen der Meisterprüfung, d. h. in der Regel Anfertigung eines positiv beurteilten Meisterstückes
- Mut- oder Sitzjahre für fremde Gesellen (zusätzliche Arbeitsjahre, die fremde Gesellen bei Haller Meistern zur Erkennung ihrer handwerklichen und charakterlichen Eignung ableisten mußten)
- Einkauf in die Zunft durch Bezahlung einer Aufnahmegebühr
- in der Regel war auch die Eingehung einer Ehe Voraussetzung für die Aufnahme, wobei in einzelnen Handwerksordnungen Anforderungen an die Ehefrau gestellt wurden⁴⁶
- nach Ratsbeschluß vom 14. 8. 1747⁴⁷ durfte kein Geselle unter 25 Jahren zum Meisterstück zugelassen werden.

Ausnahmen wie die Verkürzung der Lehrzeit und der Verzicht auf die Wander- oder Mutjahre, die eheliche Geburt, die Verheiratung oder die Anfertigung eines Meisterstückes konnte nur der Rat erteilen. So heißt es im Ratsbeschluß vom 31. 5. 1734: *Die Dispensationes von den Wanderjahren können nicht von den Zünften ertheilet, sondern müssen vor Rath geprüft werden*⁴⁸. Oder im Ratsbeschluß vom 9. 1. 1736: *ohne obrigkeitlichen Consens solle keine Zunft wegen der Muthjahre von sich distansiren*⁴⁹. Da sich die Zünfte offensichtlich nicht immer daran hielten, mußte die Zuständigkeit des Rats für diesbezügliche Ausnahmen mit Ratsbeschluß vom 15. 7. 1754 bekräftigt werden: *... will man auf den ... Rath-Concluso durch selbige [Hauptleute] halten lassen, daß sie wegen der Wander-Jahr keine Dispensation mehr ertheilen, sondern diejenige so dergleichen suchen, ad Inclytum Magistratum verweisen sollen*⁵⁰. Ausnahmebewilligungen des Rats wurden mit der entsprechenden Anweisung an die Zünfte verbunden. So erging 1727 auf die Bitte einer Frau im Armenhaus der Ratsbeschluß, daß ihrem nichtehelichen Sohn erlaubt werde, *ein Handwerck lernen zu dürfen, zu welchem er Lust hatt, auch sollen die Handwercker gehalten seyn, ihn anzunehmen*⁵¹.

45 Sie lassen sich aus den unter 4/2244 und 4/2245 im Schwäb. Haller Stadtarchiv befindlichen Handwerksordnungen ershen.

46 *Es soll auch seine Haußfrau, daß sie ehelich gebohren, frommer Leuth Kind seye und sich eines guten Wandels verhalten habe, Kundschaft auf zu legen haben* („Neu auffgerichtete Passamentirer oder Bortenmacher Ordnung“ vom 22. April 1696, Pkt. 8, StadtA Schwäb. Hall 4/2245).

47 Ratsprotokolle StadtA Schwäb. Hall 4/356, S. 351 Pkt. 4.

48 Ratsprotokollauszüge StadtA Schwäb. Hall 4/439, S. 1038.

49 Ratsprotokollauszüge StadtA Schwäb. Hall 4/439, S. 477.

50 Ratsprotokolle StadtA Schwäb. Hall 4/367, S. 2150 Pkt. 4.

51 Ratsprotokolle StadtA Schwäb. Hall 4/336, S. 79 Pkt. 23.

Aus sozialen Gründen war die Zunft zuweilen nicht abgeneigt, fremde Gesellen und Meister aufzunehmen, wenn diese eine hällische Meisterwitwe heiraten wollten und dadurch die Witwe und ihre Kinder versorgt waren.

Dagegen waren die Zünfte mit Anweisungen des Rates, Personen als Meister aufzunehmen, nicht immer einverstanden. Wenn der Magistrat eine Verleihung des Bürgerrechts aussprach, weil ihm dies zum Wohle der Stadt nützlich schien, und deshalb die Zünfte anwies, einem fremden Meister den Eintritt in die Zunft zu gestatten oder einen fremden Gesellen in die Haller Meisterschaft aufsteigen zu lassen, wurde oft dagegen starker Widerstand geleistet, gegen den sich der Magistrat aber durchzusetzen mußte. So ließ der Rat die Haller Nagelschmiede (bis auf einen, der sich bereit erklärte, den neuen Meister zu akzeptieren) im Jahre 1708 in den Turm werfen, weil sie einen Memminger Meister, den der Rat ins Bürgerrecht aufgenommen hatte, nicht in die Zunft aufnehmen wollten, bevor er auch hier ein Meisterstück abgelegt hätte. Der geschworene Meister der Nagelschmiede, der wegen Krankheit sich nicht geäußert hatte, wurde angewiesen, sich unter Vermeidung einer obrigkeitlichen Strafe dem Ratsbeschluß zu unterwerfen⁵². Das Beispiel zeigt, daß den Zünften zumindest formell das Recht zustand, über die Aufnahme eines neuen Mitgliedes zu entscheiden. Der Magistrat ordnete nicht konstitutiv die Aufnahme des fremden Meisters mit Hoheitsakt durch eine Art Ersatzvornahme in die Zunft an, sondern zwang die Zunft durch Strafen oder Androhung von Strafen, den Meister aufzunehmen.

Meist unterwarf sich die Zunft den Entscheidungen des Rates und versuchte, wenigstens einen finanziellen Vorteil daraus zu ziehen. So lesen wir im *Protocoll der löblichen Handlungs-Societaet* vom 17. 10. 1731: ... *auß tragendem Respect aber gegen e. e. Rath wolle man ihne [den Aufzunehmenden] zwar als einen Extraneum recipiren und ihm die Specerey so er biß daher ohnerlaubt geführt, noch ferner zugehen lassen [weiterhin erlauben] ... mit fernerem anhang daß er alß ein Extraneus außer der ordinari gebühr noch 30 fl pro receptione in die Laden erlegen solle*⁵³. Dennoch vergaß die Zunft nie, bei der Aufnahme Fremder auf rätliche Anweisung auf die Konkurrenzproblematik hinzuweisen: *Wann aber ohne die fremde Meister zu confiniren hinkünftig fortgefahren wird, so folget nothwendig daß die ausherrische Unterthanen unsere Landzimmermeistere die bey solchen in der Nähe sind, das Brod aus dem Mund nehmen und in ihrer Nahrung den größten Abbruch thun. Da aber ofterregte Zunfft versichert ist, daß Ein Hochedler und Hochweisser Magistrat für sie und ihre Nahrung die Landritterlichste Sorge tragen wird, so unterwerffen sie sich auch bey dieser Gelegenheit hochdesselben Anordnungen ...*⁵⁴. Querelen mit den Zünften dürften auch zum Ratsbeschluß vom

52 Ratsprotokolle StadtA Schwáb. Hall 4/317, S. 207 a und b.

53 Histor. Verein F 239.

54 Aus der Stellungnahme der Zimmererzunft zur Aufnahme des Johann Michael Schweinhard, freiherrlicher senftischer Untertan zu Untermünckheim, in die hällische Zimmererzunft. Schreiben des Zunfthauptmanns Stellwag vom 2. 9. 1776, StadtA Schwáb. Hall 5/1378.

26. 2. 1728⁵⁵ geführt haben, die Zünfte wegen einer Aufnahme ins Bürgerrecht künftig nicht mehr zu fragen.

Neben den genannten subjektiven Voraussetzungen zur Aufnahme bestanden auch für etliche Zünfte objektive Zugangsbeschränkungen. Solche stellten die Realgerechtigkeiten dar. Es handelte sich dabei um ein dingliches Recht, das untrennbar mit einem Betriebsgrundstück oder einer betrieblichen Einrichtung verbunden war. So war die Ausübung des Bäckerhandwerks vom Besitz (Eigentum oder Miete) eines mit einer Backgerechtigkeit versehenen Hauses abhängig, die Ausübung des Metzgerhandwerks vom Besitz einer Metzbank im Schlachthaus. Der Ursprung dieser Realgerechtigkeiten ist nicht bekannt⁵⁶, es handelte sich zumeist um Gewerbe, die ein hohes Betriebskapital benötigten (Apotheken, Buchdruckereien, Bierbrauereien, Färbereien, Ziegeleien, Gerbereien, Mühlwerke, Schmieden) oder Grundnahrungsmittel für den lokalen Bedarf erzeugten (Bäcker, Metzger). Die Realgerechtigkeiten wurden seit dem späten Mittelalter vom Magistrat verliehen. Sie stellten Gewerbekonzessionen dar, die wie ein Privatrecht übertragbar und vererbbar waren. Der Grund ihrer Einrichtung könnte in der Schaffung von Investitionssicherheit für die Errichtung kostspieliger Betriebseinrichtungen bzw. die Regelung der Bedarfsdeckung bei Grundnahrungsmitteln gewesen sein. 1727 wurde die Zahl der Metzbanker auf 30 festgelegt, da das Metzgerhandwerk *übersetzt sei* und es den meisten Metzgern *sehr hart und schwer* ginge⁵⁷. Freiwerdende Metzbanker sollten mit gesondertem Ratsbeschluss an hiesige Metzgersöhne oder zumindest nur Haller Bürgersöhne gehen.

Auch unabhängig von den Realrechten wurde vom Rat die Zahl der Meister einer Zunft begrenzt. 1742 wies der Rat die Hauptleute an, zur Festsetzung der Meisterzahlen mit den Zünften zu sprechen und ein Gutachten vorzulegen⁵⁸. Bereits 1647 hatte er die Gremplerzunft auf 30 beschränkt⁵⁹. Um das Auskommen ihrer Meister zu sichern, waren die Zünfte daran interessiert, die Anzahl der Meister gering zu halten.

2. Welche Wirkungen hatte die Mitgliedschaft und wie endete sie?

Durch die Mitgliedschaft wurde der bisherige Geselle zum Meister. Er war berechtigt und verpflichtet, an den ordentlichen und außerordentlichen Zunftversammlungen teilzunehmen und die sogenannten geschworenen Meister als Vertre-

55 Ratsprotokollauszüge StadtA Schwäb. Hall 4/439, S. 140.

56 *Der Ursprung läßt sich historisch nicht gerade erforschen*, so der Bericht des Oberamts Hall und des Magistrats vom 19. 5. 1819, *die Beschaffenheit und Verhältnisse der im Oberamt befindlichen Real-GewerbGerechtigkeiten betreffend*, KreisA Schwäb. Hall 1/831. Zu Rechtsnatur und Wirkung der Realrechte vgl. W. Ogris: Realrechte, in A. Erler, E. Kaufmann (Hrsgg.): Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte, Bd. IV, Berlin 1990, S. 210–212.

57 Obrigkeitliches Dekret vom 7. 2. 1727 in StadtA Schwäb. Hall 4/2246, S. 234 a – 236b.

58 Ratsprotokolle StadtA Schwäb. Hall 4/351, S. 46 Pkt. 4.

59 Ratsprotokoll vom 3. 12. 1647, StadtA Schwäb. Hall 4/254.

tung der Meister zu wählen. Bei den zünftigen Handwerken herrschte in Hall Zunftzwang. Das bedeutete, daß für diese Berufe ohne Angehörigkeit zur Zunft keine selbständige Berufsausübung möglich war. Ausnahmen wie in wenigen anderen Städten, in denen auch sogenannte, keiner Zunft angehörende „Freimeister“ zugelassen wurden, gab es in Hall nicht⁶⁰. Die Mitgliedschaft berechnete und verpflichtete dazu, am geselligen Leben der Zunft teilzunehmen und die sozialen Aufgaben mitzutragen.

Die Mitgliedschaft in einer Zunft dauerte in der Regel bis zum Tode. Sie war ein persönliches Recht – daher weder übertragbar noch vererbbar. Auch wenn die Witwe eines Meisters das Geschäft mit Hilfe eines angestellten Gesellen weiterführen durfte⁶¹, so erbe sie durchaus nicht das Mitgliedsrecht ihres Gatten. Sie hatte zwar weiterhin den Mitgliedsbeitrag zu bezahlen, war aber nicht an den Versammlungen teilnahme- und stimmberechtigt. Die Söhne der Meister waren nicht Zunftmitglieder, hatten aber je nach Handwerksordnung, wenn sie selbst die Meisterschaft anstrebten, verschiedene Vergünstigungen. So hatten sie oft eine geringere Aufnahmegebühr zu bezahlen, oder es war ihnen eine kürzere Lehr- oder Gesellenzeit erlaubt. Die Meister konnten ihre Söhne ohne die sonst übliche zahlenmäßige Beschränkung ausbilden und bei sich arbeiten lassen.

Den Ausschluß aus der Zunft mit dem Verlust des Rechts, ein Handwerk selbständig ausüben zu dürfen, durfte als besonders schwere Strafe nur der Rat aussprechen. Der Verlust des Haller Bürgerrechts führte auch zum Verlust der Zunftmitgliedschaft und des Meisterrechts.

3. Welche Organe und Ämter hatte die Zunft?

Die Meister einer Zunft traten einmal im Jahr zur ordentlichen Zunftversammlung, dem Jahrtag, zusammen. Sie trafen sich in der Zunfttherberge, einer Wirtschaft, in der auch die Zunftlade⁶² aufbewahrt wurde und die wandernden Gesellen dieser Zunft übernachteten. Die Teilnahme an der Versammlung war Pflicht. Unentschuldigtes Fernbleiben wurde bestraft. Die wichtigste Aufgabe war die Wahl der geschworenen Meister bzw. der dem Rat zur Auswahl vorzuschlagenden Kandidaten. Auch die Rechnungslegung und die Verhängung von Strafen waren bedeutende Tagesordnungspunkte. Der Ablauf eines Jahrtages konnte sich folgendermaßen gestalten⁶³:

60 Zu den wenigen Ausnahmen vgl. *H. Hof*: Wettbewerb im Zunftrecht, Köln u. Wien 1983, S. 78.

61 Vgl. z. B. Bortenmacherordnung (wie Anm. 46) Pkt. 17.

62 In der Zunftlade wurden die wichtigsten Dokumente der Zunft aufbewahrt, wie die Ordnung und die Protokollbücher, das Siegel und die Kasse.

63 Vgl. *Protocolle der löblichen Handlungs-Societaet*, Histor. Verein F 239. Die Versammlungen der anderen Zünfte liefen, wie aus ihren Protokollen (im StadtA Schwäb. Hall Bestand 3) ersichtlich ist, im Wesentlichen gleich ab.

- Verlesen der Handwerksordnung
- Ablesung der Zunftrechnung
- Anträge auf Aufnahme und Einschreibung von Lehrlingen
- Umfrage zum Vorschlag der Kandidaten zum Geschworenenamt
- Feststellung von Restanten (Zahlungssäumigen) und Abmahnung. Androhung der zwangsweisen Einziehung durch den Stadtschultheißen oder bei Leggeldern (Mitgliedsbeiträgen) durch den Hauptmann
- Ermäßigung von Gebühren und Strafen auf Antrag
- Einteilung der Marktbeschickung⁶⁴
- Anträge auf Neuaufnahme in die Zunft
- Beratung über Korrespondenzen, z. B. mit der Zunftdeputation über Veränderungen der Ordnung
- Beratung über Zunftausschlüsse
- Bestrafung im Rahmen der in der Ordnung zugestandenen Gerichtsbarkeit
- Berichte der Meister über Einmischung oder Übergriffe Anderer in Zunftangelegenheiten.
- Auch soziale Entscheidungen, wie die Unterstützung eines in Not geratenen Zunftmitglieds aus der Zunftkasse, bedurften der Zustimmung aller Meister⁶⁶.

Der Jahrtag schloß mit einem gemeinsamen Essen.

Zur Lösung wichtiger Streitigkeiten konnten außerordentliche Zunftversammlungen einberufen werden. Auch ein einzelnes Mitglied konnte die Besprechung und Entscheidung eines Streits durch die Zunftversammlung begehren. Der Antragsteller hatte als Entschädigung für den Arbeitsausfall der anderen Meister vorher eine Geldsumme zu hinterlegen. So waren bei den Seifensiedern pro Meister 12 xr (Kreuzer) für ein Glas Wein, dem Hauptmann 30 xr zu entrichten⁶⁷. Bei den Bäckern⁶⁸ waren 20 ß (Schillinge) zu hinterlegen. Auch der Zunfthauptmann konnte eine Versammlung einberufen, wenn ihm ein Vergehen gegen die Ordnung bekannt wurde, das einer schnellen Verurteilung bedurfte.

Die geschworenen Meister waren die gewählten Vertreter der Zunft. In der Mehrzahl der Zünfte übten zwei Geschworene⁶⁹ dieses Amt aus. Jeder dieser Geschworenen wurde für zwei Jahre gewählt, wobei jedes Jahr ein neuer (Neumeister) für einen ausscheidenden Geschworenen bestimmt wurde. Der sein zweites Amtsjahr beginnende, verbleibende Meister wurde Altmeister genannt. Die Zünfte waren bezüglich der endgültigen Berufung ihrer geschworenen Meister nicht souverän. Jedes Jahr wurden für den neu zu bestimmenden Geschworenen zwei Kandidaten ausgewählt, von denen der Magistrat einen als Nachfolger für den Abge-

64 Vgl. Buchbinderzunftbuch, Histor. Verein HS 30, Protokoll vom 12. 3. 1754, S. 59 f.

65 Siehe z. B. Histor. Verein F 239, S. 104, Protokoll der Krämerzunft vom 25. 6. 1747.

66 Siehe z. B. Bortenmacherordnung (wie Anm. 46) Pkt. 32.

67 Seifensiederordnung von 1800 (StadtA Schwäb. Hall 5/1469).

68 Vgl. Pkt. 35 der Bäckerordnung von 1698 (StadtA Schwäb. Hall 4/511).

69 Anzahl und Wahl ergeben sich aus den Handwerksordnungen. Zwei geschworene Meister besaßen u. a. die Bader-, die Seifensieder- und die Bortenmacherzunft.

tretenen ernannte. Jedoch blieb es dem Magistrat unbenommen, alle vorgeschlagenen Kandidaten abzulehnen und einen anderen Meister aus der Zunft zu ernennen. Ein solcher Fall ist jedoch nicht bekannt geworden, vielmehr ernannte der Magistrat fast jedesmal den auf der Liste zuerst aufgeführten Kandidaten. Je nach Mitgliedsstärke konnten der Zunft auch vier Geschworene, so bei den Bäckern und Schuhmachern, mitunter auch drei, wie bei den Pulvermachern, oder auch nur einer, wie bei der überhaupt nur aus vier Meistern bestehenden Buchbinderzunft 1728 beschlossen⁷⁰, vorstehen. Entsprechend war dann die dem Rat vorzulegende Kandidatenliste zu bemessen. Bei der Auswahl sollte, wie etlichen Zunftordnungen zu entnehmen ist, *auf Tüchtigkeit und Redlichkeit und nicht auf die Ordnung des Alters gesehen werden*⁷¹. Ungewiß ist, ob sich der Rat schon immer ein Auswahlrecht der Geschworenen vorbehalten hat. In der ältesten auffindbaren Handwerksordnung, der Schmiedeordnung von 1479⁷², ist nur festgelegt, daß die Versammlung die, welche sie für die Tüchtigsten hält, in geheimer Wahl zu Geschworenen bestimmt. Ein Hinweis auf eine Auswahl durch den Rat fehlt in dieser Ordnung. Hingegen wurde 1513 diese Ordnung gerade um das Auswahlrecht des Rats ergänzt und dieses in der erneuerten Schmiedeordnung von 1516 auch wieder angeführt. In der Gerberordnung von 1503 fehlt eine Regelung über die Bestimmung der Geschworenen. Die ab 1513 ergangenen Handwerkerordnungen enthalten ausnahmslos ein Auswahlrecht des Rates unter den von den Zünften vorgeschlagenen Kandidaten, so z. B. die Schneiderordnung von 1514 oder die Kürschnerordnung von 1514. Auch aus der Schuhmacherordnung von 1513 kann man ein – wenn auch nicht wörtlich aufgeführtes – Auswahlrecht des Rats entnehmen. Ein Vergleich der vor 1513 erlassenen Ordnungen mit den danach verabschiedeten muß zu der Annahme führen, daß das Auswahlrecht des Rates für die geschworenen Meister erst nach dem Sturz des Adels 1512 eingeführt wurde. Der nun vom Handwerk dominierte Rat wollte bei der Wahl von Kollegen zu geschworenen Meistern offensichtlich das letzte Wort haben. Dies wäre ein weiteres Indiz dafür, daß der Machtverlust der Adligen nicht mit einer Stärkung der Autonomie der Zünfte einherging. Die enge Anbindung der Geschworenen an den Rat läßt sich auch aus dem Wortlaut ihres Eides, den sie nach der Wahl dem Rat leisten mußten, ablesen⁷³. Sie hatten folgende Verpflichtungen zu beschwören:

- ordnungsgemäß die Einnahmen und Ausgaben zu verzeichnen und am Jahrtag Rechnung zu legen
- im Namen der Zunft Ausgeborgtes oder fällige, aber nicht eingetriebene Außenstände aus ihrem eigenen Geldbeutel zu bezahlen

70 Histor. Verein HS 30, Buchbinderzunftbuch S. 38.

71 So z. B. Pkt. 1 der Erneuernten Schuhmacherordnung von 1769 (StadtA Schwáb. Hall 4/2245), Seifensiederordnung von 1800 (wie Anm. 67).

72 StadtA Schwáb. Hall 4/224, S. 585 ff.

73 Z. B. der Eid der geschworenen Meister der Landleineweberzunft von 1666 (StadtA Schwáb. Hall 4/2244, S. 543–545).

- die Ordnung einzuhalten und darauf zu achten, daß alle Meister, Gesellen und Lehrlinge die Ordnung einhielten und rügbares Verhalten anzeigten
- daß sie bei Kenntnis einer geheimen Zusammenrottung gegen den Rat dies dem Rat oder dem Stättmeister anzeigen
- sich so zu verhalten, wie es dem Handwerk geziemt
- den Anweisungen des Rats jederzeit Folge zu leisten.

Eine der wichtigsten Aufgaben der Geschworenen war die Entgegennahme der Gebühren, die Abrechnung von Einnahmen und Ausgaben und die Rechnungslegung am Jahrtag. Die Rechnung wurde zum Teil von allen Geschworenen, zum Teil nur von den Neugeschworenen (so bei den Krämern) oder den Altgeschworenen (bei den Seifensiedern und Seilern) geführt. Am Jahrtag war dann die Rechnung zu verlesen. Die Meister mußten bei der Umfrage ihr Einverständnis bekunden. Danach unterschrieb der Hauptmann⁷⁴ die Rechnung und übergab sie den für das nächste Jahr zuständigen Geschworenen. Bei nicht ordnungsgemäßer Führung wurden die Geschworenen bestraft: Sie mußten Ersatz leisten und meist eine größere Menge Wein zur Verfügung stellen. Eine weitere Aufgabe war die Ein- und Ausschreibung der Lehrlinge. Am Jahrtag hatten die geschworenen Meister die Ordnung zu verlesen. Sie hatten die Befugnis, soweit es die Zunftordnungen vorsahen, kleinere Vergehen abzustrafen, wobei eine Mitwirkungspflicht des Hauptmanns ausdrücklich erst in den Ordnungen nach 1615 festgelegt wurde. So durfte z. B. die Strafe bezüglich der Zuständigkeit der geschworenen Meister und des Hauptmanns bei den Seifensiedern nicht über 30 xr hinausgehen. Größere Frevel, für deren Aburteilung dieser Strafraumen nicht mehr ausreichte, waren von den Geschworenen zu vermerken und sollten *am Jahrtag von der ganzen Zunft abgetan werden*. (Auf die Zunftgerichtsbarkeit soll später noch näher eingegangen werden.) Den geschworenen Meistern oblag die Überwachung der Ausfertigung des Meisterstücks und dessen Begutachtung. Soweit Gesellenbruderschaften bestanden, mußten sie bei der Wahl des sogenannten Altknechts oder Altgesellen (Vorsitzender der Bruderschaft) zugegen sein⁷⁵. Sie hatten darauf zu achten, daß bezüglich des Leggelds keine Rückstände durch säumige Mitglieder entstanden; *weilen sie aber keine Executive haben, so wird solche denen Herren Hauptleuten überlassen*⁷⁶. Nur diese waren befugt, Leggeldforderungen gegen Zunftmitglieder zu vollstrecken. Für ihre *jährlich habende Mühe* erhielten die Geschworenen eine kleine finanzielle Entschädigung aus der Zunftkasse, z. B. bei den Bortenmachern 5 B⁷⁷. Die Zeit, die bis zu einer möglichen Wiederwahl eines Geschworenen verstreichen mußte, war in den Ordnungen unterschiedlich festgelegt. Während bei den Schuhmachern ein ausgeschiedener Geschworener fünf Jahre nicht mehr vorgeschlagen werden durfte und bei den Krämern eine dreijährige Wartefrist bestand, wurden

74 Zum Hauptmann, als vom Rat bestimmten Zunftvorgesetzten, siehe unten.

75 Vgl. *Articul und Ordnung einer löblichen Bruderschaft derer Beckenknechte in der kaiserlichen freyen Reichs-Stadt Schwäbischen-Halle*, erneuert am 23. 10. 1797 (StadtA Schwäb. Hall 3/7).

76 Ratsprotokollauszüge StadtA Schwäb. Hall 4/432, S. 785.

77 Wie Anm. 46, Pkt. 34.

bei den Gläsern die Geschworenen über lange Zeit stets für ein weiteres Jahr verpflichtet⁷⁸.

Ein weiteres Amt in der Zunft hatte der zuletzt aufgenommene Meister, der sogenannte Jüngste Meister oder Meisterknecht. Er hatte die geschworenen Meister zu unterstützen⁷⁹, so war es seine Aufgabe, alle Meister zur Zunftversammlung zusammenzurufen und die Verteilung wandernder Gesellen auf die hiesigen Betriebe vorzunehmen. Dafür erhielt er einen kleinen Lohn und wurde zechfrei gehalten⁸⁰.

Kontrollämter, die von Meistern der Zunft bekleidet wurden, waren die Schau-meister. Sie wurden von der Zunft ausgewählt, vom Rat ernannt und vereidigt⁸¹. Sie hatten durch regelmäßige Kontrollen (Schauen) die Einhaltung vorgeschriebener Qualitäts- oder auch Quantitätsnormen zu überwachen. Sie übernahmen damit eine Aufgabe, die in früheren Zeiten noch den geschworenen Meistern oblag⁸². Ähnlich verhielt es sich bei den Taxatoren, die ebenso vom Rat vereidigt wurden⁸³. Ihre Aufgabe war es, die Einhaltung vom Rat festgelegter Preise für bestimmte Produkte zu überwachen. Aus der Bäckerzunft stammten die Kornbeschauer und die Feuerrüger. Die Kornbeschauer hatten die Qualität des in die Kornschranne gelieferten Getreides zu prüfen. Die Feuerrüger sollten die Meister an den Tagen besuchen, an denen sie nicht backen durften, und nachsehen, ob *irgendt einer Taig im Backhtrog oder im Offen habe*⁸⁴. Die Wahl der Kornbeschauer und Feuerrüger erfolgte durch Hauptmann und Geschworene⁸⁵. Sie wurden vom Rat vereidigt. In den letzten 10 Jahren des 18. Jahrhunderts ging man dazu über, in der Zunftversammlung Kandidaten aufzustellen, aus denen der Rat, gleich dem Verfahren zur Bestimmung der geschworenen Meister, auswählte.

Neben den von den Zünften ausgewählten und vom Magistrat bestätigten geschworenen Meistern gab es als vom Rat direkt verordneten Zunftvorgesetzten den Zunft-hauptmann. Er war Mitglied des Inneren Rates und in seiner Funktion kein Mitglied der Zunft, sondern ihr und damit auch den geschworenen Meistern vorgesetzt. Er hatte als Vertreter der Obrigkeit über *die Erhaltung guter Ordnung und Befolgung der obrigkeitlichen wohlgemeyndten Geseze sorgfältig zu wachen*⁸⁶. Ihm oblag es, Streitigkeiten innerhalb der Gemeinschaft zu schlichten⁸⁷ sowie die Zunft bei Streitigkeiten mit anderen Personen oder Zünften zu vertreten.

78 Vgl. Glaserzunftprotokolle StadtA Schwäb. Hall 3/51.

79 Vgl. Bortenmacherordnung (wie Anm. 46) Pkt. 12; Schuhmacherordnung von 1689 (StadtA Schwäb. Hall 4/2245) Pkt. 31.

80 Schuhmacherordnung von 1513 (StadtA Schwäb. Hall 4/2244), S. 79 f.

81 Vgl. z. B. Pkt. 28 der Schuhmacherordnung von 1689.

82 Ergänzung von 1559 zur Schuhmacherordnung von 1513, S. 81.

83 Vgl. Ratsprotokoll vom 15. 9. 1622 (StadtA Schwäb. Hall 4/226, S. 184).

84 Wie Anm. 68, Pkt. 23.

85 Wie Anm. 68, Pkt. 35.

86 Seifensiederordnung von 1800 (wie Anm. 67), Art. I a.

87 Vgl. z. B. den Streit über die Marktbeschickung bei den Buchbindern (Buchbinderzunftbuch (wie Anm. 70) S. 28).

Er führte das Protokoll bei der Zunftversammlung und war bei der Durchführung der Meisterprüfung anwesend. Er hatte die Dienstaufsicht über die geschworenen Meister: so mußten diese ihm einige Tage vor der ordentlichen Zunftversammlung die Abrechnung zur Überprüfung vorlegen. Bei der Zunftgerichtsbarkeit wirkte er mit. Ohne sein Wissen durfte kein Geld für die Bezahlung von Kosten, die das ganze Handwerk betrafen, aus der Lade genommen werden⁸⁸. Ohne seine Zustimmung konnte keine Zunftversammlung einberufen werden. Allerdings ist in frühen Handwerksordnungen wie der Schmiedeordnung von 1479⁸⁹ oder der Schuhmacherordnung von 1513⁹⁰ nicht vom Erfordernis einer Zustimmung des Hauptmanns zur Einberufung die Rede, während dies in später erlassenen Ordnungen, wie z. B. der Kannengießereordnung von 1589⁹¹, ausdrücklich festgelegt wurde. Das Amt des Hauptmanns wird schon in der Schmiedeordnung von 1479 erwähnt. Dort ist ausgeführt, daß gewisse Artikel dieser Ordnung von den Schmieden durch ihren Hauptmann dem Rat vorgelegt worden seien. Die Schuhmacherordnung von 1514 erwähnt den Hauptmann und in der Schneiderordnung von 1514 lesen wir: *Im ersten sollen die vier maister samt eynem des Rhats bey Iren pflichten seyn ...* Das Amt des Hauptmanns als direktem Vertreter der Obrigkeit war also schon sehr alt und keine Institution des 17. und 18. Jahrhunderts, wo die obrigkeitlichen Kontrollbestrebungen nochmals eine erhebliche Intensivierung erfuhren. Sicher hat aber im Laufe dieser Entwicklung das Amt des – später auch juristisch vorgebildeten – Hauptmanns im Verhältnis zu den geschworenen Meistern an Gewicht zugenommen⁹². Doch konnte offensichtlich eine Zunft ihrem Hauptmann das Leben auch schwer machen, und es kam gar wegen Streitigkeiten zwischen Zunft und Hauptmann zu dessen Amtsverzicht, wie beim Streit der Nagelschmiede mit ihrem Hauptmann Ludwig 1751/52 wegen der Anfertigung eines Meisterstücks⁹³. Auch erließ der Rat 1701 ein Dekret⁹⁴ an alle Zünfte, ihrem vorgesetzten Hauptmann vor allem bei den Versammlungen besser zu gehorchen, bei gemäß der Ordnung angeordneter Strafe. Die Zunft hatte wenig Möglichkeit, sich einen Hauptmann auszusuchen. Der Magistrat entsprach dagegen meist den Wünschen seiner Mitglieder, eine Hauptmannsstelle zu übernehmen bzw. sie abgeben zu dürfen⁹⁵. Ein Senator

88 Vgl. Pkt. 31 der Bortenmacherordnung (wie Anm. 46).

89 So heißt es nur, daß die Viermeister *Macht haben*, das Handwerk zusammenzubitten.

90 *So hatt ein Erbar Rhat dem Handwerekh zugelassen, das die geschworne Mayster von sachen wegen, das gemein Handwerekh betreffent, zimblich, dem Handwerekh zusammen sagen mögen, ...*

91 StadtA Schwäb. Hall 4/2244, S. 565 ff Pkt. 14.

92 Eine ähnliche Entwicklung finden wir auch bei den Siedern, wo der Einfluß der Haalmeister zugunsten des Ende des 16. Jahrhunderts eingesetzten und dem Rat angehörigen Haalhauptmanns zurückgedrängt wurde.

93 Ratsprotokollauszüge StadtA Schwäb. Hall 4/442, S. 74 u. 107. Vgl. auch den Streit der Weber 1794 (Ratsprotokoll vom 24. 3. 1794, StadtA Schwäb. Hall 4/421) und den der Glaser 1790 (Ratsprotokoll vom 3. 2. 1790, StadtA Schwäb. Hall 4/417) mit ihren Hauptleuten.

94 In den Zunftakten der Hafner StadtA Schwäb. Hall 4/69.

95 Vgl. z. B. Ratsprotokoll vom 24. 11. 1730 (StadtA Schwäb. Hall 4/339, S. 515b und 516 a, Pkt. 3: Zunfhauptmann Engelhardt hatte gebeten, von der Bäckerhauptmannschaft entbunden zu werden, da er Mitglied der bauamtlichen Deputation werden wollte; doch die Bäcker konnten ihn schließlich über-

war fast immer Hauptmann mehrerer Zünfte. Da er keine Kenntnisse der Branche benötigte, war ein Tausch dieser Ämter jederzeit möglich. Darüber hinaus bekleideten die Senatoren neben ihrem Hauptmannamt meist noch andere Ämter⁹⁶. Als Entlohnung für seine Tätigkeit erhielt der Hauptmann gemäß der Ordnung und Gewohnheit von der Zunft am Jahrtag ein Essen, das über das der Meister hinausging, bei außerordentlichen Zusammenkünften eine höhere Entschädigung als die Meister. Bei der Lehrlingsaufnahme stand ihm eine Gebühr vom Lehrling, bei der Meisterannahme eine vom neuen Meister zu. Über die Zunfthauptleute hatte der Rat stets Einblick in die Verhältnisse der Zunft und konnte gegebenenfalls frühzeitig seinen Einfluß geltend machen.

Die *Zunftdeputation* war ein Ausschuß aus Mitgliedern des Inneren Rats. Sie wurde tätig bei der Ermittlung von Vorfällen, die zum Streit zwischen Zünften geführt hatten. Außerdem bereitete sie Zunftordnungen bzw. Ergänzungen derselben vor. Sie hatte keine abschließende Entscheidungskompetenz, sondern leitete das Ergebnis ihrer Ermittlungen bzw. ihre Vorschläge dem Rat zur endgültigen Entscheidung zu.

4. Wer entschied über Zunfterrichtung oder -teilung?

Aus den ältesten uns erhaltenen Handwerksordnungen ist zu erkennen, daß sie vom Rat genehmigt werden mußten. Daraus kann man schließen, daß auch in früheren Zeiten der Rat bei der Zunftbildung das letzte Wort hatte. Aus den nachfolgend genannten Quellen des 17. und 18. Jahrhunderts ersehen wir, daß nur der Rat über die Neueinrichtung, die Aufhebung und Neueinteilung von Zünften entschied. Die Initiative zur Bildung einer neuen – oft durch Abspaltung von einer bisher gemeinsamen – Zunft ging meist von den Handwerkern aus, die eine entsprechende Bitte an den Rat herantrugen. Insbesondere Landhandwerker wollten von den „Stadtzünften“, von denen sie sich benachteiligt fühlten, unabhängig werden. So baten die Kübler im Amt Vellberg 1696, eine eigene Zunft errichten zu dürfen⁹⁷. Im Juli 1697 ließ der Rat die Errichtung ihrer eigenen Zunft zu⁹⁸. Aber

reden, wieder um das Amt des Hauptmanns nachzusuchen. Der Rat entband Engelhardt auf seinen Wunsch von der bauamtlichen Deputation und gab ihm die Bäckerhauptmannschaft zurück. Vgl. auch das Ratsprotokoll vom 8. 1. 1710, Pkt 10 (StadtA Schwäb. Hall 4/319), wo freigewordene Hauptmannschaften nach den Wünschen der Senatoren vergeben wurden.

96 In der oben genannten Ratssitzung wurde z. B. dem Ratsmitglied Otto neben der Buchbinder-, der Sattler- und Gürtlerhauptmannschaft auch das Amt des Kornhausinspektors übertragen. Dagegen mußte der dem Fünferrat angehörige Johann Lorentz vom Jemgumer Closter die Krämerhauptmannschaft abgeben (auch war er, wie den *Protocollen der Handlungs-Societaet* (wie Anm. 53), S. 1 entnommen werden kann, gleichzeitig Amtmann von Rosengarten), als er 1739 zum Stättmeister gewählt wurde (Ratsprotokollauszug StadtA Schwäb. Hall 4/439, S. 683 f).

97 Ratsprotokoll vom 14. 12. 1696, StadtA Schwäb. Hall 4/304, S. 524 Pkt. 7.

98 Ratsprotokoll vom 7. 7. 1697, StadtA Schwäb. Hall 4/305, S. 240b Pkt. 2.

schon im März 1698 modifizierte er diesen Beschluß dahingehend, daß die Vellberger Kübler weiterhin zur Haller Zunft gehören sollten, wobei ihnen folgende Konzession gemacht wurde: *jedoch ihnen zugelassen seyn sollte, um besserer Bequemlichkeit willen, ihre besondere Nebenladen zu Vellberg zu haben, zu Beybehaltung ihrer Gerechtsamen, aber verbunden seyn sollen anhero zur Hauptlade jährlich in signum recognitionis 30 xr einzuschicken*⁹⁹. Eine 1647 vorgetragene Bitte der Bäcker vom Lande, eine eigene Zunft bilden zu dürfen, wurde vom Rat strikt abgelehnt: *Desweilen dem hiesigen Beckenhandwerck höchst praeiudicirlich in Ansehung, daß das Gewerb hierdurch auf das Land gezogen würde, so wird das Begehren rotunde abgeschlagen*¹⁰⁰. Auch einen Wunsch der Müller von Vellberg und Honhardt von 1621, die sich nicht mit ihren städtischen Meisterkollegen vertragen, eine eigene Landzunft errichten zu dürfen, wies der Rat zurück¹⁰¹. Dagegen ließ der Magistrat 1619 zu, daß die Vellberger Schneider eine eigene Zunft gründeten¹⁰². Der Bitte der Ziegler, die bisher in der Zunft der Maurer und Steinhauer untergebracht waren, auf eine eigene Zunft wurde 1729 vom Rat entsprochen¹⁰³. Aber auch vom Rat gingen Initiativen zur Neueinteilung und Neuerrichtung von Zünften aus. Aus Anlaß des Todes des Landweberhauptmanns Textor entschloß sich der Rat 1736, diese Zunft zu teilen. Er übertrug das Amt des Zunfthauptmanns für die Ämter Bühler, Schlicht und Ilshofen Senator Stier, für die Ämter Rosengarten und Kocheneck Senator Beyschlag¹⁰⁴. Doch weil Stier 4 Monate später das Teilungsamt übernahm und deshalb auf sein Hauptmannsamt verzichtete und *die Theilung dieser Zunft sich ohnedem nicht recht schicken wolte*, wurde die Zunft wieder zusammengelegt, Beyschlag übernahm auch die andere Hälfte. Dem Rat war auch daran gelegen, bisher unzüftige Berufssparten bestehenden Zünften zuzuführen. So wurden schon 1649 die Gast- und Bierwirte aufgefordert, in eine Zunft zu gehen¹⁰⁵. Anfang des 18. Jahrhunderts wurden weitere Überlegungen zur Beseitigung des unzüftigen Handwerks angestellt: *Die unzüftigen Handwerker läßt man in gewisse Zünfte eintheilen, wie es sich am besten schickt*¹⁰⁶. Am 3.7.1714 wurde eine spezielle Kommission zur Lösung des Problems gebildet: *Wegen der Professionen, Künstler und Handwercker, so noch ohne Zunfft und also in keiner Hauptmannschaft stehen ... werden zur combinirung der Künstler und Handwercker in gewisse Zünfften, oder aggregirung zue denen andren H. Senator Haspel und H. Senator Schragmüller deputirt*¹⁰⁷. Der obrigkeitlichen Tendenz der Zeit folgend, sollte auch bisher unzüftiges Handwerk der Kontrolle eines Haupt-

99 Ratsprotokoll vom 11. 3. 1698, StadtA Schwáb. Hall 4/306, S. 110 a und b Pkt. 14.

100 Ratsprotokoll vom 11. 1. 1647, StadtA Schwáb. Hall 4/254, S. 11b.

101 Ratsprotokoll vom 25. 6. 1621, StadtA Schwáb. Hall 4/225, S. 77b.

102 Beschluß vom 27. 2. 1619, Ratsprotokollauszüge StadtA Schwáb. Hall 4/432, S. 75.

103 Ratsprotokoll vom 17. 8. 1729, StadtA Schwáb. Hall 4/338, S. 330b Pkt. 15 u. 16.

104 Beschlüsse vom 15. und 17. 2. und vom 18. 6. 1736, Ratsprotokollauszüge StadtA Schwáb. Hall 4/439, S. 498.

105 Ratsprotokoll vom 30. 4. 1649, StadtA Schwáb. Hall 4/256, S. 61b Pkt. 4.

106 Beschluß vom 25. 6. 1708, Ratsprotokollauszüge StadtA Schwáb. Hall 4/437, S. 217.

107 StadtA Schwáb. Hall 4/323, S. 412b Pkt. 12.

manns unterworfen werden. So wurden dann 1720 Pulvermacher, Messerschmiede, Kammacher, Sägen- und Zeugschmiede, Nestler, Flaschner, Siebmacher, Knopfmacher und Kaminfeger als bisher unzünftiges Handwerk zu einer gemeinsamen *combinirten Zunft* zusammengefaßt¹⁰⁸.

IV. Die gewerberechtliche Gesetzgebung und Normsetzungsbefugnis in Hall

Die Ordnung einer vornehmlich auf Zunftzwang aufgebauten Wirtschaft beinhaltete eine weitgehende Durchnormierung der gewerblichen Tätigkeiten durch eine Fülle von Vorschriften. Diese Gesetzgebung sollte einerseits die Sicherung eines angemessenen Einkommens der Handwerksmeister, andererseits die ausreichende Versorgung der Bevölkerung mit Waren und Dienstleistungen gewährleisten. Der möglichst gleichmäßigen wirtschaftlichen Versorgung der Meister dienten Vorschriften zur Regelung der Konkurrenz innerhalb einer Zunft, zwischen Stadt- und Landhandwerk, zwischen verschiedenen Zünften und zwischen hällischen und auswärtigen Handwerkern und Händlern. Gewerberechtliche Regelungen richteten sich teils direkt an die Zünfte und deren Mitglieder, hier vornehmlich durch die Handwerksordnungen (wobei der Rat auch für nichtzünftiges Handwerk Ordnungen erließ¹⁰⁹), teils als Ratsdekrete direkt an die gesamte Bevölkerung.

1. Ausarbeitung und Erlaß der Handwerksordnungen

Fraglich ist, ob die Handwerksordnungen des 15. Jahrhunderts vom Rat oder vom Hauptmann ausgearbeitet oder die Ordnungen von den Zünften selbst verfertigt und nur noch dem Rat zur Genehmigung vorgelegt wurden. Aus der Formulierung in der Schmiedeordnung von 1489 *Es ist zu wissen, was ein Erbar Rhat einem Handtwerkh vergönnt und zu geben hat*, können wir die ausschlaggebende Rolle des Rats schon damals beim Erlaß einer Handwerksordnung ersehen. Zwar legten die Schmiede über ihren Hauptmann dem Rat auch Änderungsvorschläge vor, aber zur Normsetzung hatten sie keine Befugnis. Spätere Ordnungen im Anfang des 16. Jahrhunderts geben keinen Hinweis darauf, daß sie von den Handwerkern selbst ausgearbeitet worden sind. Aus dem Wortlaut der die Schuhmacherordnung von 1513 in nachfolgenden Jahren ergänzenden Anordnungen des Rats, *ist durch ein Erbarn Rath zugelassen*, ist ersichtlich, daß diese Regelungen vom Rat ausgearbeitet wurden, wobei im einzelnen bei den Anordnungen vermerkt wird, ob die Regelung auf Wunsch der Schuhmacher eingeführt wurde. Es ist anzunehmen, daß

108 StadtA Schwäb. Hall 4/2245, S. 348 ff.

109 Z. B. die Zieglerordnungen für die damals noch nicht zünftigen Ziegler von 1570 (StadtA Schwäb. Hall 4/2244) und von 1668 (StadtA Schwäb. Hall 5/1472).

die Ordnungen des 16. Jahrhunderts und ihre Änderungen vom Rat oder vom Hauptmann formuliert und dann vom Rat erlassen wurden. Die völlige Souveränität des Rats beim Erlaß der Ordnungen wird aus dem in allen Handwerksordnungen der Reichsstadtzeit aufgenommenen Vorbehalt der jederzeitigen Abänderbarkeit, Aufhebbarkeit oder Ersetzbarkeit der Ordnungen ersichtlich. Änderungen einer Ordnung konnten auf Bitten einer einzelnen Zunft geschehen oder auch von Amts wegen, wenn der Rat ein Eingreifen für erforderlich hielt. Häufig mußte der Rat eine Entscheidung zur Schlichtung eines Streits zwischen Zünften wegen Fragen der Zusammenarbeit oder Abgrenzung von Zuständigkeiten für Produktion oder Verkauf von Waren treffen. So enthält die Schuhmacherordnung von 1513 genaue Regelungen des Lederverkaufs der Gerber an die Schuhmacher. 1577 entschied der Rat durch eine Ergänzung der Hutmacherordnung von 1539 einen Streit zwischen Hutmachern und Färbern dahingehend, daß Hutmacher nicht neue Tuche färben durften.

Im 18. Jahrhundert wurden neue Zunftordnungen, Änderungen oder Ergänzungen nach oft umfangreichen Vorarbeiten von der Zunftdeputation des Rats unter Hinzuziehung des Hauptmanns und der geschworenen Meister entworfen und dem Rat zur Entscheidung vorgelegt. Wie der Erlaß einer solchen Zunftordnung Ende des 18. Jahrhunderts vorbereitet wurde, soll anhand der Seifensiederordnung, über deren Entstehungsgeschichte genaue Berichte¹¹⁰ vorliegen, aufgezeigt werden. Am 12. 5. 1797 hatte der Rat der Bitte der Seifensieder um eine eigene Zunft entsprochen und ihr einen Hauptmann bestellt. Zusammen mit der Zunftdeputation bereitete dieser die Zunftordnung vor. Dazu zogen sie Erkundigungen über die Seifensiederordnungen der Reichsstädte Heilbronn und Rothenburg ein¹¹¹. Nach Anhörung der beiden geschworenen Meister der Zunft wurde dann der Entwurf einer Ordnung ausgearbeitet und dieser dem Magistrat alsbald übergeben. Das dazu vorgelegte Gutachten zeigt die Probleme einer Zunftgründung in dieser Zeit und die dazu angestellten Überlegungen der Zunftdeputation auf, die sich schon Gedanken um die Gewerbefreiheit für ganz Deutschland machte¹¹². Die Bedenken der Seifensieder, die Grempler, die bisher nach Art. 6 ihrer Ordnung zur Herstellung und

110 Siehe StadtA Schwäb. Hall 5/1469.

111 Daß es auch früher schon üblich war, die eigene Ordnung denen anderer Städte nachzubilden, erfahren wir aus der Einleitung der Krämerordnung von 1701 (StadtA Schwäb. Hall 5/1448): ... *Alß haben wir [Stättmeister und Rat] solchem geziemenden Ansuchen [der Krämerzunft nach Erneuerung ihrer alten Ordnung] nicht unbillig Gehör gegeben undt zu solchem Endt ein oder andern punctis halber nicht nur benötigte Kundschaft von großen undt mitlern benachbarten ReichsStädten nach anweisung hiesiger privilegien von Errichtung guter gesetz und Ordnung eingeholet sondern auch nebst dieser Zunft Vorgesetzten Herrn Hauptmann noch andre gewisse Raths Deputirte nider gesetzt, welche alles mit sonderm fleiß durchgangen undt überleget, dann darüber die Zunft Angehörige nottürftig gehöret undt Unß vor sitzendem Rath hier von ausführliche relation undt bericht erstattet, deßwegen dann hierauf Kraft Obrigkeitlicher Macht und gewalt folgende verbeßerte Ordnung ... ertheilet, ... auch solche hirit bestermaßen confirmiren und bestätigen.* Und auch Hall wurde um „Musterordnungen“ gebeten; so befindet sich im Handwerkerrepertorium 4/75 z. B. eine Bitte der Stadt Öhringen aus dem Jahr 1617 an den Haller Rat, eine Kopie der hiesigen Seilerordnung zu übersenden.

112 Frankreich hatte 1791 das Zunftwesen endgültig beseitigt und die Gewerbefreiheit eingeführt.

zum Verkauf von Kerzen berechtigt waren, in die neue Seifensiederzunft aufzunehmen, weil die Grempler *nicht zünftig gelernt* hätten und deshalb die Zunft ein *maculam* bekommen und auswärts verschrien würde, hiesige ausgelernte Gesellen außerhalb Halls nicht zünftig fortkommen könnten und fremde Gesellen die hiesige Zunft als mangelhaft meiden würden, wurden als Zunftvorurteil bezeichnet. Da die Seifensiederzunft aber etabliert sei, müsse ihr auch der zunftmäßige Zuschnitt gelassen werden, *solange nicht die Zunftverfassungen aber wenigstens die Innungs-Vorurtheile dieser Art im allgemeinen und auch in andern Ländern abgeschafft und verbaut sind, und solange die Professionisten einer solchen Zunft fremde Gesellen zur Arbeit nicht entbehren können, oder ihre ausgelernte Jungen die Fremde besuchen wollen. Es wäre freylich besser, wenn aller Zunftzwang vermieden und der Industrie ein völlig freyen Lauf gelassen werden könnte. Dies kann aber nur durch ein allgemeines Reichsgesetz und durch wechselseitige Übereinkunft der Staaten effectuirt werden, wann es für einzelne kleine Stände von Nutzen und nicht vielmehr von Nachtheil seynd solle.* Die Zunftdeputation betonte auch, daß die Ordnung der Grempler als *Polizey-Sache* keinen Besitzstand garantiere und daher jede Verordnung und Verfügung in Polizey-Sachen nach veränderten Umständen und nach dem jeweiligen Bedürfnis aus Gründen der Staatswohlfahrt zu allen Zeiten wieder aufgehoben und abgeändert werden könne. Die ökonomische Situation der vier Grempler, die Kerzen herstellten und verkauften, wurde genau untersucht und festgestellt, daß allenfalls zwei von ihnen von diesem Erwerbszweig wirtschaftlich abhängig waren. Ihnen erlaubte man daraufhin, noch 3–4 Jahre diese Tätigkeit übergangsweise fortzuführen. Nach Überarbeitung erließ der Rat am 26. 5. 1800 die endgültige Zunftordnung.

Schon die Handwerksordnungen aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts enthalten detaillierte Regelungen über die Organisation der Zunft, Ausbildungszeit der Lehrlinge, Meisterprüfung, Herstellungs-, Qualitäts-, Verkaufs- und Ankaufsvorschriften für Rohstoffe und strafrechtliche Sanktionen bei Verstößen gegen die Ordnung¹¹³.

2. Normen zur Qualitätssicherung

Von besonderer Bedeutung waren Herstellungs- und Qualitätsvorschriften. Qualitätsnormen waren nicht nur eine Frage der „Handwerksehre“ oder nur im Interesse des Verbrauchers, sondern auch ein wichtiges Mittel, unlautere Konkurrenz innerhalb der Zunft auf Kosten der Qualität zu verhindern. Durch das Vorschreiben der

113 Ähnliche Regelungen waren in vielen Handwerks- und Zunftordnungen deutscher Städte enthalten; vgl. hierzu O. v. Gierke (wie Anm. 4), S. 388–395, und J. Ziekow (wie Anm. 3), S. 44–216. Bezüglich Einzeluntersuchungen sei verwiesen auf G. Hinderschiedt: Die Freiburger Zunftordnungen des 15. und 16. Jahrhunderts, Freiburg i. Br. 1953 und G. H. Raiser: Die Zünfte in Württemberg. Entstehung und Definition, interne Organisation und deren Entwicklung, dargestellt anhand der Zunftartikel und der übrigen Normativbestimmungen seit dem Jahre 1489, Tübingen 1978.

Verwendung von bestimmten Herstellungsverfahren konnte sich niemand durch Abweichung von diesen Regeln einen Vorteil durch billiger oder schneller hergestellte Produkte verschaffen. So wurde in der Schuhmacherordnung von 1513 die Art des zu verwendenden Leders genau vorgeschrieben. Den Gerbern war in der erneuerten Ordnung von 1508 verboten, nasses oder gefrorenes Leder zu verkaufen, mit der Ausnahme des Verkaufs an Auswärtige. Auch den heimischen Schuhmachern war es verboten, solches Leder anzukaufen. Der Qualitätssicherung diente eine gute Ausbildung, die ebenfalls in den Handwerksordnungen geregelt war. Im Allgemeinen bestand eine Mindestlehrzeit von zwei Jahren. Wanderjahre waren für die Gesellen vorgeschrieben, um den Gesichtskreis zu weiten und handwerkliche Fertigkeiten anderer Gegenden kennenzulernen. Für die Anfertigung der Meisterstücke enthielten die Handwerksordnungen oft detaillierte Anleitungen.

3. Normen zur Existenzsicherung durch Abwehr von Konkurrenz

Über die Handwerksordnungen regelte der Rat auch Probleme der Konkurrenz innerhalb einer Zunft. Dazu dienten Vorschriften über den Verkauf der Produkte. So schrieb eine Ergänzung der Schuhmacherordnung von 1549 vor, daß jeder Meister nur 35 Paar Schuhe in seinem Laden ausstellen durfte. Die geschworenen Meister hatten dies zu kontrollieren.

Für die Haller Meister galt ein allgemeines Hausierverbot. Diese Bestimmung wurde sogar so eng ausgelegt, daß selbst bei Bestellung von Backwaren durch einen nicht angestammten Kunden der Bäcker oder auch seine Ehefrau diesem die Ware nicht ins Haus bringen durften. Zuwiderhandlungen wurden mit einer Strafe von 3 fl 40 xr oder einem Eimer Wein bestraft¹¹⁴.

In den einzelnen Zunftordnungen waren Abwerbeverbote festgelegt, die sowohl für Kunden als auch für Gesellen eines Meisters galten. So wurde ein Geselle mit bis zu einem Vierteljahr Arbeitsverbot belegt, wenn er seinen Meister verließ, weil ihm ein anderer mehr Lohn versprochen hatte¹¹⁵, aber auch der abwerbende Meister bestraft. Aus Anlaß eines konkreten Falles bei den Bäckern¹¹⁶ wurden die Meister durch ihren Hauptmann daraufhingewiesen, daß sie *bey der ordnung verbleiben und keiner dem andern sein Gesind verführen solle*.

Die Entstehung von Großbetrieben sollte verhindert werden. So durften in der Regel nur ein Lehrling und ein Geselle – manchmal auch zwei Gesellen – angestellt werden. Diesem Ziel dienten auch Beschränkungen der Produktionsanlagen. So wurde die Zahl der Äscher (Behälter mit gesättigter Kalkbrühe zur Ledergerbung) in einer Regelung von 1508¹¹⁷ für reine Rotgerber auf vier, für Rot- und Weißgerber auf fünf limitiert *damit der Reich und arm beieinander bleiben und hinkom-*

114 StadtA Schwäb. Hall 3/4 (Beckenmeisterprotocolle).

115 Vgl. Seilerordnung von 1702 Pkt. 12, Seifensiederordnung von 1800 Art. III i.

116 StadtA Schwäb. Hall 3/4, Zunftversammlung der Bäcker vom 16. 6. 1779.

117 In der Schuhmacherordnung von 1513, S. 77 enthalten.

men – niemand sollte auf Kosten der anderen Zunftgenossen expandieren können. Demselben Zweck dienten Vorschriften über den Einkauf von Rohprodukten, die nicht gehortet werden sollten. So bestimmte ein Ratsdekret von 1485, daß die Gerber nicht mehr rohe Häute auf Fürkauf (Ankauf mit der Absicht, die Ware als Zwischenhändler weiterzuverkaufen) kaufen sollten und nicht mehr, als sie verarbeiten und vergerben könnten¹¹⁸. Der Handwerker sollte in der Regel nur selbst hergestellte Ware verkaufen¹¹⁹.

Zur Vermeidung der Überbesetzung des Berufs wurden Vorschriften über die Häufigkeit der Lehrlingsausbildungen erlassen. Es bestand oft die Regelung, daß ein Meister erst nach Ablauf einiger Jahre wieder einen Lehrling ausbilden durfte¹²⁰.

Ein Konkurrenzproblem, das immer wieder den Rat beschäftigte, war der Gegensatz zwischen Stadt- und hällischem Landhandwerk. Die Meister auf dem Land hatten nicht dieselbe Stellung wie die in der Stadt, auch wenn sie der städtischen Zunft angehörten. So wurde häufig die Ernennung zum Meister auf dem Land nur unter der Bedingung ausgesprochen, daß eine Lehrlingsausbildung für eine längere Zeit oder gar ganz unterbleiben mußte, um nicht für die Stadthandwerker eine unnötige Konkurrenz heranzuziehen¹²¹. Auch der Verkauf von durch Landhandwerker hergestellten Produkten oder die Tätigkeit von Landhandwerkern in der Stadt wurde streng reglementiert bzw. unterbunden. 1641 erlaubte der Magistrat den Landbäckern gegen die Klage der Stadtbäcker, ihr Brot bis 12 Uhr auf dem städtischen Wochenmarkt feilzubieten (wegen der schweren Zeiten des 30jährigen Krieges), drohte ihnen jedoch gleichzeitig an, das Brot einzuziehen und ins Spital bringen zu lassen, wenn sie mit ihrem Brot in der Stadt hausieren wollten¹²². Die Bäckerordnung von 1698 beschränkte die Anzahl der Landbäcker auf Wochen- und Jahrmärkten in der Stadt auf 10 Bäcker¹²³. Zuwiderhandlungen wurden mit 10 Batzen bestraft. Den Landwebern war es gänzlich verboten, in der Stadt zu arbeiten¹²⁴. Zur Sicherung des Bestandes des Handwerks in der Stadt wies der Magistrat – wie aus der Stellungnahme einer Zunft zur Aufnahme eines Fremden in das Meisterrecht zu sehen ist – diesem dann auf dem Lande arbeitenden Meister einen

118 Ratsprotokollauszüge StadtA Schwáb. Hall 4/432, S. 1.

119 Bäckerordnung von 1698, Pkt. 16; Schuhmacherordnung von 1513, S. 72.

120 Vgl. Ergänzung von 1668 der *Ordnung der Leine Weber Zunft im hällischen Landt*, StadtA Schwáb. Hall 4/2244, S. 546.

121 Die Bäcker auf dem Lande beschwerten sich 1647 beim Rat, daß sie keine Lehrlinge ausbilden dürften, und forderten deshalb eine eigene Zunft (Ratsprotokoll StadtA Schwáb. Hall 4/254, S. 11b). Ein Seiler vom Land wurde 1793 nur unter der Bedingung als Meister angenommen, daß er *keinen Jungen lernen solle, auser seinen Söhnen und einem fremden, der von der Stadt 5 biß 6 Stund gebürtig, dessen Eltern oder Vormünder jedoch ad Protocollum sich zu engagieren hätten, daß er dereinst, im Hällischen, oder dessen Nachbarschaft sich nicht sezen oder häuslich niederlassen wolle.* (Zunftprotokolle der Seiler, StadtA Schwáb. Hall 3/198, S. 143 f.)

122 StadtA Schwáb. Hall 4/2245, S. 9 a und b.

123 Wie Anm. 68, Pkt. 10.

124 Ratsprotokoll vom 8. 3. 1741, StadtA Schwáb. Hall 4/350, S. 110b Pkt. 4.

genauen örtlichen Arbeitsbereich zu, um alteingesessenen Handwerkern nicht zu schaden¹²⁵.

Konkurrenzfragen zwischen einzelnen Zünften beschäftigten den Magistrat häufig. Sowohl durch Regelungen in den einzelnen Handwerksordnungen als auch durch Ratsdekrete entschied er aufkommenden Streit, der vor allem zwischen Handel treibenden und Waren produzierenden Zünften aufbrach. Im Jahre 1787 erließ der Rat aufgrund ständiger Streitereien zwischen Krämern und Bortenmachern *nach angestellter Untersuchung und Deputationsgutachten zur Verhütung künftiger Irrungen* folgende Verordnung: Bortenmacher sollten in Zukunft nur bestimmte, eng zu ihrer Zunft gehörende Erzeugnisse verkaufen dürfen, sowie Materialien, die sie zum Arbeiten benötigten, gleichgültig, ob sie diese selbst hergestellt oder fremde Ware eingekauft hatten. Sie durften aber nicht in großen Mengen einkaufen und dann weiterverkaufen. Verboten war den Bortenmachern auch das Handeln mit Baumwollsachen, Hals- und Schnupftüchern oder Strümpfen. Zuwiderhandlungen wurden mit 20 fl Strafe belegt (hälftig der Steuerkasse, hälftig der Handelszunft). Ebenso wurde den Nadlern nur erlaubt, mit Waren ihres Berufs zu handeln, zugelassen wurde noch das Handeln mit *kurzem Kram*, mit Blech und Draht, nicht dagegen mit *Specereyen* (Gewürzware). Entsprechend wurde in dieser Verordnung auch die Abgrenzung der Händler zu den Gürtlern, Tuchern, Gremplern und Schmieden vorgenommen. Letztere sollen sich sogar den Handel mit Fäden und anderem Zubehör fürs Kleidernähen angemäßt haben. Für bestimmte, namentlich genannte Meister wurden aber Ausnahmen zugestanden¹²⁶. Einen Streit zwischen zwei produzierenden Handwerkssparten klärte der Magistrat im Nachtrag der Gerberordnung von 1504 dahingehend, daß Tucher keine Schaffelle bearbeiten durften.

Wenn von Einzelpersonen in den Bereich der Zunft eingegriffen wurde, versuchte man, den Delinquenten durch die geschworenen Meister und den Hauptmann von seinem Tun abzuhalten, wobei eine Anzeige beim Rat angedroht wurde. Laut Zunftprotokoll vom 22. 6. 1730 beschlossen die Krämer, daß Nadler Bauer, dem vorgeworfen wurde, unerlaubt mit Spezereien und anderen Waren zu handeln, vom Hauptmann unter Anwesenheit der geschworenen Meister *constituirt und ihm solches niedergelegt* [er also zur Rede gestellt und angemahnt werden soll, mit dem Handel aufzuhören] *und wofern er sich widrig bezeugen sollte, die Sach vor Rath klagbahr angebracht werden solle*¹²⁷.

Zur Abwehr auswärtiger Konkurrenz war es grundsätzlich fremden Handwerkern und Kaufleuten in Hall verboten, Waren zu verkaufen, mit Ausnahme der Jahrmärkte. Eine Befreiung erteilte der Rat nur bei Handwerkern und Kaufleuten, die Waren führten, die in Hall nicht oder nicht in ausreichendem Maße hergestellt wurden. So verbot der Rat mit Dekret vom 16. 11. 1635 fremden Krämern und

125 StadtA Schwäb. Hall 5/1378.

126 Ratsprotokoll vom 16. 11. 1787, StadtA Schwäb. Hall 4/414, S. 367a–368b.

127 Histor. Verein F 239, S. 14 u. 15.

Kaufleuten, außerhalb der drei Jahrmärkte in der Stadt Ware zu verkaufen. Den Fremden konnte von den hiesigen Handelsleuten und Marktmeistern die Ware abgenommen und beim Schultheißen Anzeige erstattet werden. Der Rat wandte sich auch an auswärtige Obrigkeiten, um diesbezügliche Mißbräuche abzustellen. 1644 brachte der Magistrat dem Rat von Schwäbisch Gmünd die Bitte vor, die dortigen Nestler und Gürtler abzuhalten, auf die Haller Wochenmärkte zu gehen¹²⁸. Auch in einzelnen Zunftordnungen waren entsprechende Regelungen enthalten, z. B. in der Bortenmacherordnung von 1696, Punkt 27: *Da auch ein frembder und außländischer Meister arbeit her brächte und solche allhier verkauffen und damit hausiren wolte, dem solle solches außerhalb den gefreyten Jahrmärkten nicht gestattet, sondern von Herrn Hauptmann und den Geschwohrenen abgestrafft und nach befinden confisciret werden.* Anlaß zu vielen Beschwerden gaben fremde Handwerker, die auf dem Lande von Hof zu Hof zogen, um dort Arbeit zu verrichten. Rat und Handwerk waren solche Störer als Konkurrenten ein Dorn im Auge, obwohl diese oft eine Marktlücke sinnvoll nutzten. So wurde auf Beschwerde der Landleineweberzunft vom Rat zur Abstellung dieses Mißstandes in die Ordnung aufgenommen, daß künftig niemand das Handwerk ausüben durfte, der nicht *häußlich und erblich zu der Landwehr seßhaft* war¹²⁹. Die entsprechende Strafandrohung richtete sich sowohl gegen die Störer als auch gegen die Auftraggeber.

Das Beispiel zeigt, daß der Rat seine Verbote zum Schutz der eigenen Handwerker nicht nur an Fremde, sondern auch an die eigene Bevölkerung richtete¹³⁰. Mit Dekret vom 9. 10. 1611 untersagte der Rat aufgrund einer Beschwerde der hiesigen Hafnermeister der Bevölkerung, außerhalb der Jahrmärkte bei fremden Hafnern Ware zu kaufen. Am 21. 3. 1642 verbot er den Bürgern und Untertanen, Korn und Früchte in außerherrischen Mühlen mahlen zu lassen. Mit Erlaß vom 24. 6. 1624 ordnete der Rat an, daß die Untertanen auf dem Lande kein Leder oder Häute außerherrischen Schuhmachern zum Verarbeiten überlassen sollten und keinen solchen Schuhmacher in ihren Häusern beschäftigen durften. In der Baderordnung von 1684 wurde der Landmann angewiesen, dem Bader nicht sein Handwerk wegzunehmen, indem er Haare oder Bart seiner Knechte oder anderer Bauern und deren Knechte schnitt. Dafür durften die Bader auf dem Lande nur eine geringere Taxe nehmen¹³¹. Auch allgemeine Verkaufsverbote sollten Handwerker schützen: Am 6. 12. 1671 verordnete der Rat, daß allen Bewohnern auf dem Lande (egal welcher Herkunft) innerhalb der Landwehr verboten wird, Fleisch *Pfund weis* zu verkaufen und dadurch die Metzgerschaft zu schädigen.

128 Handwerkerrepertorium, StadtA Schwäb. Hall 4/75, S. 97.

129 Ordnung der Landleineweber von 1666, Pkt. 2, StadtA Schwäb. Hall 4/2244.

130 Sämtliche im Folgenden angeführte Erlasse befinden sich in StadtA Schwäb. Hall 4/431 (Auszüge der Ratsdekrete aus den Jahren 1478–1564).

131 Baderordnung von 1684 Pkt. 13, StadtA Schwäb. Hall 4/2245, S. 97b–103b.

4. Normen zur Rohstoffsicherung

Zur Gewährleistung der Warenproduktion erließ der Rat Dekrete zur Sicherung von Rohstoffen: Mit Erlaß vom 2. 4. 1762 wurden alle Haller in der Stadt und auf dem Lande angewiesen, alte Lumpen an den Papiermüller von Oberscheffach oder seine Sammler zu verkaufen¹³². Bei einer Strafandrohung von 3 fl wurde untersagt, diese Lumpen an auswärtige Sammler abzugeben oder als Dung auf das Feld zu führen. Den Gerbern war schon durch die verbesserte Ordnung von 1524 der Verkauf von Lohe (zum Gerben verwendete, fein gemahlene Rinde) an Fremde bei Androhung einer Ratsstrafe verboten worden. Dem Schutz der Bäcker, aber auch zur sicheren Nahrungsversorgung der Bevölkerung diente das in der Bäckerordnung ausgesprochene Verbot, Getreide auf dem Halm zu kaufen, da das Korn noch vor der Ernte durch Naturereignisse, wie Hagelschlag, vernichtet werden konnte. Zur Stärkung der eigenen Wirtschaft schrieb der Magistrat gegenseitige Bezugsverpflichtungen vor, z. B. im Nachtrag von 1505 der Gerberordnung, wo den Kürschnern befohlen wird, *alles Gefüll das sie bearbeiten am Ledergerbermarkt zu kaufen*.

5. Normen zur Preisgestaltung von Waren und Dienstleistungen und zur Regelung der Arbeitszeit

Als weitere wirtschaftslenkende Maßnahmen erließ der Magistrat für besonders wichtige Lebensmittel, wie etwa Brot und Fleisch, Taxordnungen, in denen Höchstpreise festgesetzt wurden. Die Taxen waren so angelegt, daß auf der Grundlage der durchschnittlichen Rohstoffpreise und der Kosten von zur Herstellung erforderlichen Zusatzmitteln, unter Einbeziehung eines Gewinns für den Hersteller, Preisobergrenzen zur Versorgungssicherheit der Bevölkerung festgelegt wurden. So dienten der Sicherung des Grundnahrungsmittels Brot Bestimmungen der Bäckerordnung, in denen Gewicht und Beschaffenheit der Backwaren, Kornbeschaffung, Back- und Verkaufszeiten geregelt waren, und die vom Magistrat erlassene Brotregulierung, durch die unter Berücksichtigung des aktuellen durchschnittlichen Kornpreises und des Holzpreises, sowie unter Einbeziehung eines Gewinns für den Bäcker, das Brotgewicht (nach Zusammensetzung des Brots) festgelegt wurde. *Da nun der Beck weiß wie viel und welches Mehl er von der Mühle erhalten muß, so wird nunmehr auch bestimmt, wie viel er Brod für 1 xr zu liefern hat und was sein Verdienst nebst dem Holzgeld seyn soll*.¹³³ Eine Preisfestsetzung konnte auch im Interesse des Produzenten sein, der dadurch in die Lage versetzt wurde, ein Produkt guter Qualität zu liefern. 1774 beauftragte der Magistrat zur Sicherstellung der Qualität des Bieres eine Ratsdeputation mit der Entnahme von

132 StadtA Schwáb. Hall 5/1467.

133 § 8 der Brotregulierung von 1798, StadtA Schwáb. Hall 5/1442.

Bierproben im Amt Vellberg. Dabei stellte er Überlegungen zum Erlaß einer obrigkeitlichen Verordnung an, *wodurch der Bürgerschaft ein gutes und wohlfeiles Bier möge verschaffet und den Bierbrauern unter Determinirung eines leidentlichen profits weiteres Klagwesen abgeschnitten werd*¹³⁴. Für Handwerker, die Dienstleistungen erbrachten, erließ der Magistrat Taxordnungen. Wegen Beschwerden der Bevölkerung über zu hohe Preise der Bauhandwerker (so im Eingang des Dekrets vom 15. 1. 1721¹³⁵) legte er, gegliedert nach Handwerksbranchen, unter Festlegung der Arbeitszeiten im Sommer und Winter und der Pausen, das Entgelt pro Tag für Meister, Geselle, Junge, Tagelöhner und Tagelöhnerin unter Berücksichtigung einer eventuellen Verpflegung fest. Die Baderordnung sah ebenfalls Preise für die jeweiligen Dienstleistungen vor¹³⁶. Infolge schlechter Zeiten sah sich der Rat des öfteren genötigt, auf die Preisgestaltung Einfluß zu nehmen: so befahl er am 9. 8. 1624 den Handwerkern und *offenen Kram* Verkaufenden, *Waren, Feilschaften und Lohn* bei Strafe zu senken, da durch die Erhöhung eine große Teuerung entstanden sei. Abschließend kann festgestellt werden, daß von Seiten des Rates eine umfangreiche Gewerbestrafsetzung erfolgte, während eine eigene Normsetzungsbefugnis der Zünfte für keine Zeit erkennbar ist.

V. Gewerbestrafrecht und Zunftgerichtsbarkeit in der Reichsstadt Hall

Die Handwerksordnungen des 16. Jahrhunderts enthalten Strafandrohungen bezüglich Geldstrafen für fast alle Verstöße gegen die in den Ordnungen festgelegten Verpflichtungen. Für Vergehen gegen rein organisatorische Bestimmungen lag die Zuständigkeit bei den geschworenen Meistern. Die Strafe war hier in die „Büchse“, also in die Zunftkasse, zu entrichten. So ordnete die Schuhmacherordnung von 1513 an, daß bei Nichterscheinen zur Zunftversammlung 5 *schilling heller* *Inn die büchsen* zu zahlen seien¹³⁷. Nur noch für ein anderes leichtes Vergehen wurde in dieser Ordnung eine Geldbuße in die Zunftkasse festgesetzt: Schuhverkäufer auf dem Markt, die Leute durch Schreien und Anrufen zum Kauf animieren wollten, sollten mit 1 *schilling heller* in die Büchse bestraft werden¹³⁸. Bei allen anderen Verstößen gegen die Vorschriften legte die Schuhmacherordnung eine Bestrafung durch den Rat fest. Zum größten Teil wurde dabei in der Ordnung die Höhe der Strafen bestimmt, die an den Rat oder auch teilweise – oft hälftig – an die Zunft zu zahlen war. Die Geschworenen hatten zu beedein, Verstöße mit einer Buße zu ahnden sowie Vergehen, die vom Rat zu bestrafen waren, diesem anzuzeigen¹³⁹. Auch bei einem lediglich mit einer Buße in die Zunftkasse belegten Ver-

134 StadtA Schwäb. Hall 5/1444.

135 StadtA Schwäb. Hall 5/1428 a.

136 Wie Anm. 131.

137 StadtA Schwäb. Hall 4/2244, S. 68.

138 Wie Anm. 137, S. 72.

139 Wie Anm. 137, S. 67 u. 68.



Abb. 1 Zunftorganisation im 17. und 18. Jahrhundert in Hall.

stoß mußten die geschworenen Meister den Delinquenten zusätzlich beim Rat anzeigen, damit dieser ihn nach seinem Ermessen nochmals bestrafen konnte¹⁴⁰. Entsprechende Bestimmungen enthielten auch die anderen aus dieser Zeit stammenden Ordnungen. Von der Doppelbestrafung durch Zunft und Rat ist die teilweise Zuweisung des vom Rat durch Strafe festgesetzten Geldbetrages an die Zunft zu unterscheiden. In späteren Zunftordnungen wie in der Bäckerordnung von 1698, Punkt 12, werden solche Aufteilungen der vom Rat verhängten Straf gelder mit dem durch den Verstoß unterschiedlich geschädigten Personenkreis begründet. So wurde ein Bäcker, dessen Backwaren nicht das vorgeschriebene Gewicht hatten, durch die Obrigkeit bestraft, weil außerhalb der Zunft Stehende geschädigt wurden, aber auch dem Handwerk sollte er zusätzlich wegen *des Ihme darunter zu wachsenden Schimpffes und nachtheiles statt einer satisfaction mit einer flaschen wein und 5ß an gelds verfallen seyn*.

Während aus den Ordnungen des 16. Jahrhunderts eine Mitwirkung des Hauptmanns bei der Bestrafung durch die Geschworenen nicht zu entnehmen ist und auch ein Ratsdekret von 1615¹⁴¹ mit der Mahnung, den in den Ordnungen festgelegten Zuständigkeitsrahmen nicht zu überschreiten, sich nur an die geschworenen Meister richtete, tritt der Hauptmann gemäß der Schuhmacherordnung von 1617 und in den nachfolgend erlassenen Handwerksordnungen ausdrücklich neben die geschworenen Meister. Dabei erfuhr die strafrechtliche Zuständigkeit dieser beiden Organe im Zusammenwirken mit der Zunftversammlung eine gewisse Ausweitung. So wurde z. B. die in der Schuhmacherordnung von 1513 dem Rat vorbehaltene Bestrafung der nicht nach 14tägiger Probezeit erfolgten Aufdingung des Lehrlings in der Bortenmacherordnung von 1696 der Zunft zusammen mit dem Hauptmann überlassen.

Im 17. und 18. Jahrhundert war in der Regel die Gerichtsbarkeit der geschworenen Meister gemeinsam mit dem Hauptmann und der Zunftversammlung auf kleinere Vergehen, deren Tatbestände im einzelnen in den Handwerksordnungen aufgezählt wurden, beschränkt:

- unentschuldigtes Wegbleiben oder Zuspätkommen bei einer angesetzten Versammlung
- Störung der Versammlung oder schlechtes Benehmen beim anschließenden Essen¹⁴²
- Gotteslästerung, Fluchen oder Beschimpfung eines Zunftgenossen während der Versammlung
- Nicht ordnungsgemäßes Aufdingen des Lehrlings
- Nicht ordnungsgemäße Ausübung des Handwerks (sofern keine Ratsstrafe vorgesehen war)
- Nichtanzeige von Verstößen gegen die Handwerkerordnung.

Zu bezahlen war im Allgemeinen in Vierteln oder Eimern Wein, wobei meist festgelegt war, wieviel Kreuzer das Viertel kosten sollte. Bei den genannten geringeren Vergehen war die Zuständigkeit der Zunftorgane unterschiedlich geregelt. Zum Teil bestand eine alleinige Zuständigkeit des Hauptmanns, zum Teil eine des Hauptmanns zusammen mit den geschworenen Meistern und zum Teil eine gemeinsam von Hauptmann, Geschworenen und Zunftversammlung ausgeübte Zuständigkeit. Aufgrund eines Ratsdekrets von 1756 war festgelegt, daß der Hauptmann eine Strafe von einem Reichstaler einziehen sollte, wenn der Geselle nicht nach 14tägiger Probezeit bei der Kanzlei eingetragen wurde¹⁴³. Bei ungebührlichem Benehmen eines Metzgermeisters gegen den Hauptmann konnte dieser dem Metzger für einen Monat die Metzbank nehmen, also ein Arbeitsverbot aussprechen¹⁴⁴. Der Hauptmann hatte das Recht, hartnäckig Störende von der Versamm-

141 Ratsprotokoll vom 1. 2. 1615, Ratsprotokollauszüge StadtA Schwäb. Hall 4/432, S. 72.

142 Vgl. hierzu Pkt. 12 der Ordnung der Leineweberzunft im hällischen Land (wie Anm. 129).

143 Ratsprotokoll vom 12. 4. 1756, Ratsprotokollauszüge StadtA Schwäb. Hall 4/442, S. 407.

144 Ratsprotokoll vom 13. 5. 1718, Ratsprotokollauszüge StadtA Schwäb. Hall 4/437, S. 736.

lung auszuschließen und unter Umständen eine 24stündige Turmstrafe auszusprechen. Die Zuständigkeit des Hauptmanns wird im Ratsdekret vom 6. 5. 1661¹⁴⁵ angesprochen: *Die Hauptleute bey den Zünften mögen geringe Sachen übernehmen, erörtern u. vergleichen, große wichtige Händel aber sollen sie vor Rath bringen.*

Geringfügige Verstöße gegen die Ordnung konnten von Hauptmann und Geschworenen abgeurteilt werden. Bedeutendere Vergehen wurden von Hauptmann, Geschworenen und der Zunftversammlung abgeurteilt. Für das 17. und 18. Jahrhundert kann demnach generell festgestellt werden, daß bei jeglicher Rechtsprechung der Zünfte der Hauptmann zwingend mitwirken mußte.

Die Straffestsetzung durch die Zunft konnte vom Betroffenen einer Überprüfung zugeführt werden. So legte Punkt 25 der Bortenmacherordnung fest, daß jeder Meister und Geselle entweder seine Strafe binnen vier Wochen bezahlen oder in dieser Frist den Hauptmann und das Handwerk um Linderung der Strafe bitten sollte. Unterließ er beides, war die doppelte Strafe fällig. Es gab aber auch die Möglichkeit, sich an den Rat als zweite Instanz zu wenden. Als Beispiel sei Punkt 15 der Seilerordnung von 1702¹⁴⁶ genannt: *So ein Handwercksgenöß andere umb geringer Sachen willen Schmach zufüget und die Ehr und glimpf berühret es seye mit Wortten oder Handthat, solle ein jede Schmach nach der meinung und aus dem affect und gemühth des Schmähenden nach ermeßen gestrafft werden. Im fall aber, da einer vermeint es geschehe ihme vor einem Handwerck zu kurtz oder es werde aus mißgunst gestrafft, demselben solle seine Sach vor E. E. Rath auszutragen frey stehen, und in alle weeg vorbehalten seyn.*

Bei Schmäh- und Schlaghändeln unter Zunftgenossen kam es für die strafrechtliche Zuständigkeitsabgrenzung zwischen Zunft und Schultheißenamt, bzw. Amtmann auf dem Lande, darauf an, ob diese Delikte in der Versammlung geschahen oder sonst in einer Beziehung zum Handwerk standen. So heißt es in einem Ratsbeschuß von 1675¹⁴⁷: *Wenn Handwerckssachen, so in der Ordnung decidirt vorkommen, läßt mans dabey bewenden. Wenn aber die Handwercksteute unter sich andern Schmäh- oder Schlaghändel anfangen, oder aber 2. Zünften an einander kommen, solle es von l[öblichem] Schultheißenamt decidirt werden.* Auch Punkt 13 der Schultheißeninstruktion¹⁴⁸ grenzte dahin ab, daß eine Zuständigkeit des Stadtschultheißen nicht gegeben war, sofern die Tat in Anwesenheit des Hauptmanns geschah. Die Baderordnung von 1684, Punkt 19, regelte die Zuständigkeit der Zunft für die Abstrafung dieser Delikte während einer Versammlung bei offener Lade und verwies ansonsten auf die Zuständigkeit des Stadtschultheißen bzw. Amtmanns auf dem Lande. Dennoch mußten in diesen Fällen von den beiden Kontrahenten 5 ß in die Büchse des Baderhandwerks gelegt werden, bevor die Sache von Schultheiß oder Amtmann abgeurteilt wurde.

145 Ratsprotokollauszüge StadtA Schwäb. Hall 4/432, S. 504.

146 StadtA Schwäb. Hall 3/194.

147 Ratsprotokollauszüge StadtA Schwäb. Hall 4/432, S. 665.

148 StadtA Schwäb. Hall 4/201.

Die Bestrafung gewichtiger Vergehen war dem Rat vorbehalten. Ein Zunftausschluß konnte nur vom Rat ausgesprochen werden, wobei die Initiative dazu in der Regel von einer Zunft ausging, wie aus dem Vorgehen der Handelszunft zu ersehen ist. Sie wollte nach einem entsprechenden Beschluß der Zunftversammlung vom November 1732 beim Rat den Ausschluß des Meisters Eysenmenger erwirken, da dieser seine Gebühren trotz Anmahnung nicht bezahlte¹⁴⁹.

Unterschiedliche Regelungen erfuhr im Laufe der Zeit die Strafbarkeit von Fremden durch die Zünfte. Die Ordnungen des 16. Jahrhunderts ließen grundsätzlich keine Bestrafung von Fremden durch die Zünfte zu. So heißt es in der Kürschnerordnung von 1514, daß nur der Rat Fremde abstrafte. 1561 wurde in der Schneiderordnung geregelt, daß Schneider keine Macht mehr haben sollten, fremde Schneider abzustrafen. Offensichtlich hatten diese ein solches Recht für sich in Anspruch genommen. Dieser Grundsatz, Fremde durch eine Zunft nicht strafen zu lassen, erfuhr in einigen späteren Handwerksordnungen eine Lockerung. So durften die geschworenen Meister der Bortenmacher zusammen mit ihrem Hauptmann nach Punkt 27 der Bortenmacherordnung fremde Bortenmacher, die ohne Erlaubnis ihre Ware hier verkauften oder hausieren gingen, bestrafen und die Ware konfiszieren. Verkauften dagegen Krämer Bortenmacherware außerhalb der Jahrmärkte, strafte der Rat, wobei die Hälfte des Betrages der Zunft zugute kam (Punkt 28). Auch den Schneidern wurde 1703 in einem konkreten Fall erlaubt, fremde Schneider selbst abzustrafen (*man will das Handwerk bei ihrer Ordnung erhalten deßwegen erlauben den frembden abzustrafen*) und sich mit ihnen über eine Abfindung zu einigen *doch daß es cum moderatione geschehe und sie sich vorher anmelden*¹⁵⁰.

Eine besondere Art von „Zunftgerichtsbarkeit“ war das „Auftreiben“ oder „Schelten“. Es stellte eine Verrufserklärung dar, mit der Folge, daß ein Meister boykottiert wurde. Mit Ratsdekret vom 10. 9. 1696¹⁵¹ wurde dies den Zünften bei Androhung der Verhängung einer Strafe von 10 fl durch den Hauptmann verboten.

VI. Die Frage des Zunftcharakters der Haller Zünfte

Nach Untersuchung der Organisation der Haller Zünfte, der Normsetzung im Gewerberecht und der gewerbestrafrechtlichen Rechtsprechung in Hall soll nun der oben aufgeworfenen Frage des Zunftcharakters der Haller Handwerksvereinigungen nachgegangen werden. Von den meisten Autoren, die sich mit dem Problem der Definition einer mittelalterlichen oder spätmittelalterlichen Zunft beschäftigen, wird das Merkmal einer „freien Einung“ genannt¹⁵². Ob die Haller „Handwerke“, für die, wie ausgeführt, erst im 15. Jahrhundert Zeugnisse vorliegen, durch freiwillig

149 Zunftprotokoll vom 14. 11. 1732, Histor. Verein F 239, S. 31 u. 32.

150 Ratsprotokolle vom 12. 3. und 27. 4. 1703, StadtA Schwüb. Hall 4/312, S. 82b–83 a und 136 a–136b.

151 Ratsprotokollauszüge StadtA Schwüb. Hall 4/432, S. 905.

152 Vgl. O. v. Gierke (wie Anm. 4).

ligen Zusammenschluß oder ordnende Hand des Stadtherrn entstanden sind, kann mangels diesbezüglicher Quellen nicht entschieden werden. Bei späteren Zunftgründungen im 17. und 18. Jahrhundert waren in der Regel die Anträge der Betroffenen – als Folge einer freien Willensbildung – der Anlaß für eine Zunftbildung, so z. B. der Ziegler, Landschneider oder Seifensieder, was man bei der Bildung der „kombinierten Zunft“ von bisher unzünftigen Handwerkern, die auf Initiative des Rats geschah, nicht voraussetzen kann.

Weiteres Merkmal einer autonomen Zunft war die weitgehende Selbstverwaltung. Ein Vergleich der Haller Handwerksordnungen im 15. und frühen 16. Jahrhundert mit denen des 17. und 18. Jahrhunderts legt die Vermutung nahe, daß das Selbstverwaltungsrecht in den früheren Zeiten stärker ausgeprägt war. Ein Auswahlrecht des Rats bezüglich der Geschworenen war erst in den Handwerksordnungen nach 1513 vorgesehen. Eine Zustimmungspflicht des Hauptmanns zur Einberufung von Versammlungen finden wir erst seit der Kantengießerordnung von 1589. Gegen eine weitgehende Selbstverwaltung in dieser Zeit spricht aber, daß Zunftstuben schon im 16. Jahrhundert vom Rat bewilligt werden mußten. So wurde auf Antrag den Ledergerbern 1529, den Bäckern 1549 vom Rat eine entsprechende Erlaubnis ausgesprochen¹⁵³. Vor allem stellt das Amt des Zunfthauptmanns, der schon in der Schmiedeordnung von 1479 genannt wird, ein starkes Indiz gegen eine weitgehende Selbstverwaltung der Handwerksvereinigungen dieser Zeit dar. Der Zunfthauptmann als Mitglied des Rats war kein Mitglied der Zunft, sondern ein vom Rat verordnetes Kontrollorgan. Wegen der Vielzahl der Handwerksvereinigungen hatte ein Ratsmitglied in der Regel mehrere Hauptmannsämter inne, was ebenfalls gegen die Annahme eines in die Zunft inkorporierten Organes spricht. Wie aus einer Ergänzung von 1560 der Schuhmacherordnung zu ersehen ist, hatte der Hauptmann bei der Frage der Zulassung zum Meisterrecht mitzuwirken. Nimmt man als Prüfstein der Frage eines Selbstverwaltungsrechts der Zünfte die Befugnis der alleinigen Entscheidung über die Aufnahme ihrer Mitglieder¹⁵⁴, war ein solches durch eine Mitwirkungspflicht des Hauptmanns schon in den frühen Zeiten nicht gegeben. Im 17. und 18. Jahrhundert kann noch weniger von einer umfassenden Selbstverwaltung der Haller Zünfte die Rede sein. Versammlungen mußten vom Hauptmann genehmigt und in seiner Gegenwart durchgeführt werden. Ausgaben aus der Zunftkasse mußten ihm mindestens mitgeteilt werden, wenn sie nicht gar seiner Erlaubnis unterlagen. Ausnahmen bezüglich der Aufnahme von Meistern in die Zunft entschied der Rat, genauso wie über die Befreiung von der Anfertigung eines Meisterstücks. Die Anforderungen an die Anfertigung eines Meisterstücks legte der Rat fest oder bestätigte zumindest eine entsprechende Regelung. Der Hauptmann wirkte auch – obwohl nicht vom Fach – bei der Begutachtung des Meisterstücks mit. Wie oben ausgeführt, wies der Rat notfalls mit Zwang die Zünfte an, Meister, denen er das Bürgerrecht verliehen hatte, in die Zunft aufzu-

153 StadtA Schwáb. Hall 4/2244, S. 231; StadtA Schwáb. Hall 4/432, S. 11.

154 Vgl. O. v. Gierke (wie Anm. 4), S. 364.

nehmen. Umgekehrt verweigerte der Rat entgegen ausdrücklichem Wunsch einer Zunft die Befreiung von einem Meisterstück¹⁵⁵. So war in wichtigen Fällen das Selbstverwaltungsrecht der Zünfte in Hall auf die Möglichkeit, Anträge, Anregungen und Bitten an Hauptmann und Rat zu richten, reduziert.

Bei autonomen Zünften trat zu dem weitgehenden Selbstverwaltungsrecht eine umfassende Normsetzungsbefugnis auf gewerblichem Gebiet hinzu, die sogar den Zünften ermöglichte, Normen für die nichtzünftige Bevölkerung zu erlassen¹⁵⁶. Diese Normsetzungsbefugnis wurde vom Stadtherrn verliehen. Eine solche den Haller Zünften verliehene Normsetzungsbefugnis ist nicht feststellbar. Die Handwerksordnungen des 15. bis 18. Jahrhunderts wurden vom Rat erlassen. Sie wurden entweder von ihm oder von der Zunftdeputation formuliert. Auch Meisterprüfungsordnungen, die man eher als interne Angelegenheit der Zünfte ansehen kann, wurden vom Rat erlassen. Die Mitwirkung der Zünfte beschränkte sich auf Anträge und Bitten. Das Recht auf unumschränkte Normsetzung des Rats wurde durch den vom Rat in den Zunftordnungen festgeschriebenen Vorbehalt der Änderung oder Ersetzung der jeweiligen Ordnung betont.

Die gewerberechtliche Kontrolle der eigenen Zunftmitglieder war ebenfalls eine eigene Aufgabe autonomer Zünfte. Die Haller Handwerksordnungen schrieben den geschworenen Meistern und später zusätzlich den Schaumeistern etliche Kontrollaufgaben zu. Wie aus der in den Ordnungen festgelegten umfassenden Pflicht, Verstöße Hauptmann und Rat anzuzeigen, zu ersehen ist, waren diese Kontrollen nicht nur innerzünftige Angelegenheiten, sondern fanden auch im Auftrag der Obrigkeit statt. Diesbezüglich standen die Geschworenen und Schaumeister unter dem Aufsichtsrecht des Rates, dem sie einen entsprechenden Eid schwören mußten. Die Kontrollaufgaben waren somit nicht Ausfluß eines Selbstverwaltungsrechts der Zünfte, vielmehr hatten diese hier eher den Charakter gewerbepolizeilicher Behörden unter der Aufsicht des Rats.

Autonomen Zünften stand eine Zunftgerichtsbarkeit zu. Die frühen Haller Handwerksordnungen beschränkten eine Straffestsetzung durch die geschworenen Meister fast immer auf Verstöße bei den Zunftversammlungen, wobei eine Mitwirkungspflicht der Hauptleute bei der Bestrafung nicht genannt wird. Insofern bestand eine, wenn auch eng umrissene, Zunftgerichtsbarkeit. In späteren Ordnungen wird die Mitwirkungspflicht des Hauptmanns bei Straffestsetzungen der Zünfte vorgeschrieben. Mit der Mitwirkung des Hauptmanns korrespondiert eine gewisse Zunahme der Zuständigkeiten der Zünfte für Abstrafungen, von der sogar Zunftfremde betroffen waren. Der Rat wollte sich hier entlasten und sah seine Interessen durch die Mitwirkung des Hauptmanns als gewahrt an. Da der Hauptmann nicht der Zunft angehörte, sondern ein Kontrollorgan darstellte, könnte man das

155 Vgl. Ratsprotokoll StadtA Schwáb. Hall 4/367, S. 257b–258 a, wo der Rat die Auffassung des Hauptmanns Laccorn bestätigte, daß trotz gegenteiliger Meinung der Leineweberzunft von einem Bewerber um die Meisterschaft ein neues Meisterstück gefordert werden müsse.

156 Vgl. O. v. Gierke (wie Anm. 4), S. 372 Anm. 63.

Vorliegen einer eigenen Zunftgerichtsbarkeit vom Zeitpunkt der Mitwirkungspflicht des Hauptmanns an verneinen. Dabei ist jedoch zu bedenken, daß Hauptmann, geschworene Meister und in der Regel zusätzlich die Zunftversammlung bei der Bestrafung von Verstößen gemeinsam handelten. Aus diesem Grunde kann auch im 17. und 18. Jahrhundert von einer – wenn auch eingeschränkten – Zunftgerichtsbarkeit der Haller Zünfte gesprochen werden. Allerdings stand diese Gerichtsbarkeit durch die Berufungsmöglichkeit an den Rat unter dessen direkter Kontrolle.

Zusammenfassend ist somit festzustellen, daß die Haller Handwerksvereinigungen weniger wegen einer fehlenden Zunftgerichtsbarkeit, sondern wegen ihrer sehr eingeschränkten Selbstverwaltung, vor allem aber wegen der völlig fehlenden gewerberechtlichen Normsetzungsbefugnis keine autonomen Zünfte waren. Sie waren zwar ein Forum, in dem die Handwerker ihre gemeinsamen Interessen formulieren und innerhalb der Zunft auftretende Konflikte ausgleichen konnten, sie hatten auch wichtige soziale Funktionen, aber sie waren keine autonomen Gebilde oder Gliedkörper der Gemeinde, sondern wurden von der Obrigkeit vornehmlich als Einrichtung zur Kontrolle der Handwerker angesehen und benutzt. Auch den Zusammenschluß mehrerer Handwerke zu einer Zunft, als Verband zur Durchsetzung politischer Ziele, hat es in Hall nicht gegeben. Wegen der Vielzahl von mehr als 30 Handwerksvereinigungen konnten sie vom Rat leichter beherrscht werden. Insofern standen die Haller Zünfte den Handwerksrotten der Stadt Nürnberg als „Stadt ohne Zünfte“ näher als den Zünften in Städten mit ausgeprägter Zunftherrschaft.

VII. Die soziale Funktion der Haller Zünfte

Zu jeder Zeit erfüllten die Zünfte wichtige soziale Aufgaben. Die Trinkstube einer Zunft (die Haller Zünfte hatten keine eigenen Häuser, sondern man traf sich in der Stube einer bestimmten Gastwirtschaft) war nicht nur zur Zunftversammlung, sondern auch in der Freizeit wichtiger Anlaufpunkt für Meister und Gesellen. Man traf sich zum Essen, Trinken und zu Gesprächen. Durch regelmäßige persönliche Kontakte wurden für das Handwerk wichtige Informationen ausgetauscht und die Konkurrenzsituation gelockert, das soziale Zusammengehörigkeitsgefühl gestärkt. Oft saß nicht nur die Zunft allein zusammen, sondern auch andere Personen wurden aufgefordert, auf die Zunftstube zu kommen, wie in der Schmiedeordnung von 1479 zu lesen ist: *Und Wellicher ein guter gesell will sein mit uuns, Er sey ein Schmidt oder nit, der mag zu uuns kommen, sein pfennig mit uuns vertrincken.* Kam ein Meister in Not, konnte er (allerdings nur mit Genehmigung des Hauptmanns, da ohne diese nichts aus der Lade genommen werden durfte) einen Kredit von der Zunft erhalten (vgl. Bortenmacherordnung Pkt. 32), bei Krankheit eine Unterstützung aus der Zunftkasse erlangen, solange er seinen Beruf nicht ausüben konnte.

Starb ein Meister, wurde er von seinen Handwerksgenossen zu Grabe getragen (in der Schuhmacherordnung von 1514 wurde diese Pflicht ausdrücklich den 4–6 jüngsten Meistern auferlegt). Der Witwe, die das Geschäft ihres verstorbenen Mannes fortführen wollte, wurde durch die anderen Meister Unterstützung gewährt, indem diese fürs erste Waren herstellten, die der Witwe gegen geringe Gebühr zum Verkauf überlassen wurden, sie ihr reihum tüchtige Gesellen zur Weiterführung der Werkstatt abstellten oder einen ständigen Gesellen bis zur Wiederverheiratung überließen¹⁵⁷. Dieser durfte aber nicht am Gewinn der Werkstatt beteiligt sein, sondern nur als Angestellter der Witwe arbeiten, auch durfte es kein Meister sein¹⁵⁸.

Daß die Handwerkervereinigungen auch dem Wohle der Allgemeinheit dienten, ergibt sich aus Punkt 26 der Bortenmacherordnung¹⁵⁹, wonach sich selbst fremde Gesellen, wenn sie bei einem Haller Meister in Dienst gingen, auf der Kanzlei mit Eid verpflichten mußten, im Falle einer Feuersbrunst beim Löschen zu helfen. Gesellenbruderschaften¹⁶⁰, für die uns in Hall Zeugnisse ab Anfang des 17. Jahrhunderts vorliegen, erfüllten ebenfalls eine wichtige soziale Aufgabe, da sie ihren Mitgliedern u.a. Unterstützung im Krankheitsfalle gewährten.

VIII. Handwerkerschaft und Zünfte in Hall und anderen südwestdeutschen Reichsstädten vom Sturz der Zunftherrschaft bis zum Ende des alten Reiches

Mit dem Ende der Herrschaft Karls V. und der Veränderung der konfessions- und machtpolitischen Lage infolge des Augsburger Religionsfriedens hätte für die Reichsstädte mit früherer Zunftverfassung die Möglichkeit bestanden, zu dieser zurückzukehren. Davon machten aber nur Reutlingen und Überlingen¹⁶¹ Gebrauch. Daraus ist zu schließen, daß die Verfassungsrevisionen Karls V. mit der im 16. Jahrhundert aufkommenden und im 17. und 18. Jahrhundert sich noch besonders verstärkenden obrigkeitsstaatlichen Tendenz, die auch den Reichsstadtbürger als Untertan begriff und seine Rechte beschnitt, durchaus im Einklang waren. Selbst in den Reichsstädten, die ihre Zunftverfassung entweder behalten (Rottweil) oder wieder eingeführt hatten, hatte der Magistrat eine starke Stellung. Den-

157 Vgl. Drechslerordnung von 1778 Pkt. 16 (StadtA Schwäb. Hall 3/34), Bortenmacherordnung Pkt. 17, Seifensiederordnung von 1800 Art. III k.

158 Vgl. Glaserordnung von 1691 (StadtA Schwäb. Hall 4/2244, S. 607 ff).

159 Ebenso aus Pkt. 8 der kombinierten Zunft für Pulvermacher, Messerschmiede, Kammacher, Sägen- und Zeugschmiede, Nestler, Flaschner, Siebmacher, Kaminfeger, Knopfmacher und Schleifer von 1720 (StadtA Schwäb. Hall 4/2245, S. 348 ff).

160 Sie wären einer eigenen Untersuchung wert. Für die Gesellenbruderschaften in der ausgehenden Reichsstadtzeit sei auf O. Windmüller: Das Handwerk in Schwäbisch Hall vom Ende der Reichsstadtzeit bis zur Einführung der Gewerbefreiheit im Jahre 1862, Maschr. Diss. 1984, S. 103–109 verwiesen.

161 Vgl. E. Naujoks: Obrigkeit und Zunftverfassung in den südwestdeutschen Reichsstädten, in: WLG 33 (1974), S. 53–93 [79–85].

noch gab es aufgrund der Zunftverfassung starke Gegengewichte durch gewählte Handwerkerausschüsse und die Existenz von Zünften beherrschter Großer Räte.

So bestand in Rottweil die Achtzehnermeisterschaft, die aus jeweils zwei Vertretern der neun Rottweiler Zünfte gebildet wurde und das „motorische Element im Verfassungsleben“ der Stadt darstellte¹⁶². In Reutlingen existierte neben dem Magistrat der mit zünftischer Mehrheit ausgestattete Große Rat¹⁶³. Trotz des demokratischen Gehalts der Rottweiler und Reutlinger Verfassungen blieben diesen beiden Städten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Unruhen und Verfassungskämpfe nicht erspart¹⁶⁴.

In Überlingen, das schrittweise zur Zunftverfassung zurückkehrte und 1559 die letzten Zünfte wieder zuließ, trat nach dem 30jährigen Krieg das patrizische Element im Zuge der absolutistischen Tendenzen in den Vordergrund. Es gelang ihm, den Einfluß des Großen Rates zurückzudrängen, so daß dieser am Ende der Reichsstadtzeit nur noch ein Schattendasein führte.

Die Entwicklung der Zünfte bzw. ihrer Nachfolge- oder Ersatzorganisationen bot in den Reichsstädten, die an der karolinischen Verfassung festhielten, kein einheitliches Bild. Auf Geheiß des Dr. Haas hatte man die politischen Zünfte, in denen meist mehrere Handwerkssparten zusammengeschlossen waren, in der Regel aufgelöst und nur noch leichter zu kontrollierende Handwerke oder Rotten bestehen lassen. Vorbild war hier die Stadt Nürnberg, die schon vor 200 Jahren die Zünfte beseitigt und Handwerksrotten eingeführt hatte¹⁶⁵.

In Esslingen wurden, als weniger radikale Lösung, die bestehenden 13 Zünfte als Verbände der darin organisierten verschiedenen Handwerkssparten nicht aufgelöst, sondern mit der Bezeichnung „Gesellschaften“ als gewerbliche Vereine bestehen gelassen, wobei ihnen jedoch dem Rat angehörige Obermeister vorgesetzt wurden. Ein Vorstoß der Gesellschaften 1570, ihren Vorstand wieder selbst wählen zu dürfen, hatte keinen Erfolg¹⁶⁶.

In Ulm erreichten die Handwerker, die nur noch in Rotten organisiert waren, einen Teilerfolg mit der Wiederezulassung der Zünfte 1556–1558 als gewerbliche Vereinigungen unter der Kontrolle des Rates, die durch ein Handwerksamt ausgeübt wurde. Außerdem durften sie 17 Sitze im Rat besetzen und waren an verschiedenen Ämtern beteiligt¹⁶⁷. Allerdings wurde 1589 die Handwerksgerichtsbarkeit vom Ulmer Rat wieder abgeschafft.

162 A. Laufs: Die Verfassung und Verwaltung der Stadt Rottweil 1650–1806, Stuttgart 1963, S. 58. Auf ihr Betreiben kam es zu den Verfassungsordnungen von 1579, 1688, 1713 und 1782.

163 Vgl. H. Rabe (wie Anm. 9), S. 137.

164 Vgl. für Rottweil Württembergisches Städtebuch (wie Anm. 41), S. 432; für Reutlingen A. Laufs (wie Anm. 162), S. 54.

165 Vgl. E. Naujoks (wie Anm. 37), S. 210.

166 Vgl. E. Naujoks: Latente Zunfttradition in den schwäbischen Reichsstädten, in: Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftspolitik 49 (1962), S. 171–194 [193].

167 Vgl. Württembergisches Städtebuch (wie Anm. 41), S. 270.

Eine genaue Untersuchung der handwerklichen Nachfolgeorganisationen der Zünfte in allen südwestdeutschen Reichsstädten und ihres Einflusses auf die Politik vom 16. bis 18. Jahrhundert würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Generell kann gesagt werden, daß diesen Organisationen nur soviel an Selbstverwaltung eingeräumt wurde, daß die obrigkeitsstaatlichen Verhältnisse nicht gefährdet wurden.

In Hall fehlte nicht nur der politische Einfluß der Handwerksorganisationen, auch die politische Repräsentanz der Handwerkerschaft durch einzelne Handwerker im Magistrat nahm kontinuierlich ab. Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zogen vermehrt Juristen und Stadtschreiber in den Rat ein. Handwerker saßen nur noch in geringer Zahl auf den hinteren Plätzen¹⁶⁸. Eine Oligarchie reicher, oft miteinander versippter Bürgerfamilien beherrschte den Rat. Der von Dr. Haas hinterlassene Äußere Rat konnte kaum eine Funktion in Richtung eines Kontrollorgans oder zumindest einer Interessenvertretung der Handwerker und Bürger entfalten. Er sollte lediglich bei Angelegenheiten von besonderer Bedeutung den Inneren Rat auf dessen Geheiß hin ergänzen und damit die Entscheidung auf eine etwas breitere Basis stellen. Eine eigenständige Funktion war ihm verwehrt. Die Mitglieder des Äußeren Rats wurden vom Inneren Rat gewählt. Der Sitz im Äußeren Rat galt oft nur als Durchgang für eine Karriere im Inneren Rat.

Hall hatte nicht die Errichtung und den Sturz einer Zunftherrschaft durchlebt, auch äußere Einwirkungen wie die Verfassungsrevision Karls V. hatten keinen nachhaltigen Einfluß. Zwar wurden der breiten Handwerker- und Bürgerschaft kaum politische Mitwirkungsrechte eingeräumt, aber dank einer klugen, auf Ausgleich und Beachtung des Gemeinwohls bedachten Politik einer oligarchischen Führungsschicht wurden Niedergang, Zerrissenheit und Wirren, die die Lage anderer Reichsstädte in ihrer Spätzeit kennzeichneten, der Stadt Hall erspart, so daß an Württemberg ein funktionierendes Staatswesen übergeben werden konnte.

168 Vgl. G. Wunder: Die Ratsherren der Reichsstadt Hall 1487–1803, in: WFr. 46 (NF 36) (1962), S. 100–160 [106–107].

Die Burgkirche Guttenberg und deren mittelalterliche Ausstattung. Beispiel einer heute evangelischen Pfarrkirche mit ihren vorreformatorischen Bildwerken – vor allem der Tonapostel aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts

VON REGINE WAGENBLAST

Einleitung

Die Burg Guttenberg, über dem Neckar gelegen, gehört zu den wenigen mittelalterlichen Burgen, die niemals zerstört wurden. Dank der diplomatischen Vorgehensweise der Herren von Gemmingen-Guttenberg am Anfang des 16. Jahrhunderts wurde sie auch während des Bauernkrieges nicht gestürmt¹. Die Anfänge der Burg liegen im Dunkeln. Es ist aber anzunehmen, daß sie im Zuge des Ausbaus der Wimpfener Pfalz unter den Staufern entstanden ist. Sie bildete den Sitz der Reichsministerialen von Weinsberg, die die Aufgabe hatten, die Region um die königliche Pfalz zu schützen. Somit kommt das späte 12. Jahrhundert als Erbbaungszeit in Frage. Die Burg Guttenberg besitzt ein Kleinod aus spätgotischer Zeit: Eine Kirche aus dem Jahr 1471, die sich außerhalb der Burgmauern befindet, heute Pfarrkirche für die evangelische Gemeinde Neckarmühlbach ist und zur badischen Landeskirche gehört. Der Vorgängerbau ging aus einer Stiftung des einflußreichen Erzbischofs und Kurfürsten von Mainz, Konrad von Weinsberg, hervor, der diese Kapelle zu Ehren des Heiligen Eucharius im Jahr 1393 stiftete. Ein weiteres wichtiges historisches und religionsgeschichtliches Datum für diese Pfarrkirche ist das Jahr 1522. Bereits zu dieser Zeit fanden die reformatorischen Ideen von Martin Luther hier Widerhall und somit gehörte die Pfarrkirche St. Eucharius zu den ersten Kirchen, in der die neuen Lehren verbreitet wurden. Trotz dieser frühen Entscheidung für die evangelische Glaubenslehre ist ein beträchtlicher Teil der „katholischen“ Ausstattung erhalten geblieben. Nach fast fünfhundert Jahren mußte sie vor wenigen Jahren aus Sicherheitsgründen ins Burgmuseum gebracht werden.

¹ *Rudolf Endres*: Franken, in: *Horst Buzello, Peter Blickle, Rudolf Endres* (Hrsg.): *Der deutsche Bauernkrieg*, Paderborn, München, Zürich ²1991, S. 134–153: Der Neckartal-Odenwälder-Haufen zog, aus Franken kommend, über Neckarsulm und Heilbronn, stürmte Gundelsheim, das nicht ganz zwei Kilometer auf der anderen Neckarseite von der Guttenberg entfernt ist, und zog weiter nach Buchen, ohne die Guttenberg zu zerstören. Dagegen wurden im Hochstift Bamberg innerhalb von nur 10 Tagen, Mitte Mai 1525, etwa 200 Burgen mehr oder weniger zerstört.

Der Titel der Arbeit „Die Burgkirche Guttenberg und deren mittelalterliche Ausstattung – Beispiel einer heute evangelischen Pfarrkirche mit ihren vorreformatorischen Bildwerken“ ist mit Bedacht so allgemein gewählt. Ausgangspunkt dieser Arbeit ist der politische und religionsgeschichtliche Kontext der Pfarrkirche St. Eucharius, um im weiteren auf die kunsthistorischen und kunsthandwerklichen Aspekte der Ausstattung einzugehen. Einen Schwerpunkt der Arbeit bildet die noch vollständig erhaltenen Apostelreihe aus Ton vom Anfang des 15. Jahrhunderts. Danach werden die beiden spätmittelalterlichen Flügelaltäre eingehend untersucht, die zu dem ursprünglichen Inventar der heute noch erhaltenen Kirche von 1471 gehören.

Grundlage dieses Aufsatzes ist eine gekürzte und überarbeitete Fassung meiner Magisterarbeit, die ich am Kunsthistorischen Seminar Heidelberg vorlegte². Die Anregung zu dieser Arbeit, die dankenswerterweise von Herrn Prof. Dr. Johann Michael Fritz betreut wurde, erhielt ich durch den Aufsatz „Nikolaus und Eucharius“ von Kurt Andermann³, der mir zufällig in die Hände fiel.

I. Zur Geschichte der Burgkapelle St. Eucharius

I.1. „Capella nova prope castrum nominatum Gutenberg“⁴

An der Stelle, wo sich heute unterhalb der Burg Guttenberg, außerhalb der Burgmauern, die kleine spätgotische evangelische Pfarrkirche befindet, stand bereits eine Burgkapelle, der Vorgängerbau der heutigen Kirche. Am Ende des 14. Jahrhunderts stiftete Konrad II. von Weinsberg (gest. 19. 10. 1396), Kurfürst und Erzbischof von Mainz (1390–1396), eine Kaplaneipfründe zu Ehren des Heiligen Eucharius⁵, wie aus der Stiftungsurkunde vom 1. Mai 1393 hervorgeht. Er ließ

2 Der Vollständigkeit wegen wurde im Anhang der Magisterarbeit die gesamte Ausstattung der Pfarrkirche inventarisiert, wobei ich mein Augenmerk vor allem auf die Grabinschriften gerichtet habe, da diese durch die fortschreitende Verwitterung immer schwerer zu entziffern sind. Herr Prof. Dr. Reinhard Düchting vom Mittellateinischen Seminar in Heidelberg war so freundlich, bei den von mir übersetzten Grabinschriften korrigierend einzugreifen. An dieser Stelle möchte ich mich bei Herrn Dr. Kurt Andermann vom Generallandesarchiv in Karlsruhe herzlich bedanken, der meine Fragen, die die historische Situation dieser Region betrafen, umfassend beantwortete und mir manche Hilfestellungen gab. Mein besonderer Dank gilt vor allem der Familie von Gemmingen-Guttenberg, die es mir jederzeit ermöglichte, die mittelalterlichen Kirchenschätze (Tonapostel und die zwei Flügelaltäre) eingehend zu studieren und mir freien Zugang zur Kirche gewährte. Ferner gilt mein Dank dem Landesdenkmalamt in Karlsruhe, das mir bereitwillig die Einsicht in die Restaurierungsakten bewilligte. Nicht zuletzt möchte ich all denen danken, die mich beim Verfassen dieser Arbeit mit wertvollen Hinweisen unterstützt haben. Sie werden namentlich an Ort und Stelle im Text genannt.

3 Kurt Andermann: Nikolaus und Eucharius. Zur Geschichte der Burgkapelle von Guttenberg und Pfarrkirche von Neckarmühlbach, in: Freiburger Diözesan Archiv 105 (1985), S. 47–66.

4 Kurt Andermann: Die Urkunden des freiherrlich von Gemmingen'schen Archivs auf Burg Guttenberg über dem Neckar (Regesten) 1353–1802, Sinsheim 1990, Nr. 2**.

5 Andermann: Burgkapelle Guttenberg (wie Anm. 3), S. 65: laut Stiftungsbrief von 1393 ist die Kapelle neben dem Dreieinigen Gott und Maria allein dem Heiligen Eucharius geweiht.

diese Kapelle im Einverständnis mit Dekan und Kapitel des Stiftes St. Peter in Wimpfen, das die Patronatsherrschaft innehatte, neu gründen und bauen⁶. Die Stiftung beinhaltete ein Gelände zum Bau eines Hauses, eines Speichers und die Anlage eines Gartens für den zuständigen Kaplan. Dieser hatte Residenzpflicht auf der Burg Guttenberg, wo ihm eine Kapitalkammer zur Verfügung stand⁷. Außerdem erhielt der Kaplan einen Freitisch bei den Bediensteten der Burg. Als erster urkundlich bezeugter Kaplan war Konrad Babstadt aus dem benachbarten Hüffenhardt von 1396 bis 1447 im Amt⁸.

Doch erst am 2. Dezember 1413, fast zwanzig Jahre nach der Stiftung Konrads von Weinsberg, berichten die Quellen von einer Weihe der Kapelle durch den Speyerer Weihbischof und Generalvikar Ludwig, dem die Vollmacht vom Wormser Bischof Johann erteilt wurde. Wahrscheinlich handelte es sich bei dieser Weihe um die Schlußweihe der Kapelle, deren Fertigstellung durch den Tod Konrads II. von Weinsberg im Jahr 1396 verzögert wurde. Sicher war sie drei Jahre nach ihrer Stiftung soweit fertiggestellt, daß Messen darin gelesen werden konnten, da die Stelle des Kaplans seit 1396 belegt ist. Die Kapelle, die der Mutterkirche in Heinsheim unterstand und zur Diözese Worms gehörte, wurde dann 1413 nicht ausschließlich zu Ehren des heiligen Bekenntners Eucharius geweiht, wie es die Stiftungsurkunde festschrieb, sondern erhielt zusätzlich die Patrozinien der Heiligen Jodocus⁹ und Nikolaus sowie der heiligen Jungfrauen Maria Magdalena und Agnes¹⁰. Auch wenn die Kapelle nicht innerhalb der Burgmauern lag, galt sie als Hauskapelle der Burg Guttenberg.

Die Burg Guttenberg, auf der die Familie von Weinsberg zeitweise residierte, gehörte zum Besitz der Weinsberger. Man weiß nichts über die Motive des Mainzer Kurfürsten und Erzbischofs Konrad II. von Weinsberg, die ihn veranlaßten, eine Kapelle zu Ehren von Eucharius unterhalb der Burg Guttenberg zu stiften. Vor seiner Wahl zum Erzbischof war Konrad unter anderem auch Propst im Stift St. Peter in Wimpfen, wo er 1374 erwähnt wird¹¹. Konrad wurde am 27. Februar 1390 vom Mainzer Domkapitel, dem er angehörte, zum Erzbischof gewählt. Als Mainzer Erzbischof hatte er eine bedeutende kirchliche und politische Funktion: er war

6 Am ersten Mai wird das Fest der Heiligen Apostel Philippus und Jakobus gefeiert, da an diesem Tag die Apostelkirche in Rom von Papst Johannes III. (561–574) geweiht wurde, wo die Gebeine der beiden Heiligen ruhen.

7 *Andermann*: Urkunden Gemmingen (wie Anm. 4), Nr. 237.

8 Ebd., Nr. 3 und *Andermann*: Burgkapelle Guttenberg (wie Anm. 3), S. 56.

9 *Ludwig Litzenburger*: Ausstrahlungen der spätmittelalterlichen Verehrung in der Neckarmühlbacher Schloßkapelle bei Wimpfen, in: *Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte* 17 (1965), S. 278–288. Litzenburger verwechselt hier Jodocus mit Isidor (S. 282). Er gibt den Wortlaut der Weiheurkunde in der Übersetzung wieder. Dort gewährt er allen Gläubigen, die an den Festtagen der Heiligen und deren Oktaven sowie am Weihetag die Kapelle besuchen, einen Ablaß von 40 Tagen. Litzenburger vermeint, in dieser Weiheurkunde einen Beweis für eine Wallfahrt zu dieser Kapelle gefunden zu haben.

10 *Andermann*: Urkunden Gemmingen (wie Anm. 4) Nr. 1: Erst bei der Konsekration der Kapelle 1413, also 20 Jahre später, treten neben das Eucharius-Patrozinium noch andere hinzu.

11 *J. L. Mone*: Das Neckarthal von Heidelberg bis Wimpfen, vom 13. bis 17. Jahrhundert, in: *ZGO* 11 (1860), S. 39–82 u. 138–177, hier: S. 175.

Landesherr, Reichsfürst und Kirchenfürst in einer Person. Auch auf die Reichspolitik hatte er entscheidenden Einfluß: er war Wahlmann des Königs, der Vornehmste unter den geistlichen Herren und der Erste unter den Kurfürsten¹². Die Situation in Mainz war in der Zeit um 1400 zwischen den weltlichen und geistlichen Kräften äußerst angespannt: Erst vier Jahre, nachdem Konrad zum Erzbischof gewählt wurde, konnte er in Mainz seiner Residenzpflicht nachkommen, als er den Bürgern die Zoll- und Steuerfreiheit gewährte¹³. Von diesem instabilen politischen Zustand liefert uns heute noch das Grabmal Konrads im Mainzer Dom ein bildliches Zeugnis: Als einziges erzbischöfliches Grabmal¹⁴ wurde es nicht von einer mittelrheinischen, sondern von einer fränkischen Werkstatt in Würzburg geschaffen¹⁵. Ein weiteres Rätsel der Kapellenstiftung ist die Wahl des Patroziniums. Das ungewöhnliche Patrozinium des Heiligen Eucharius, der so selten in Erscheinung tritt und lediglich in Trier zu größerer Popularität gelangte, wirft die Frage auf, warum gerade die Weinsberger diesen Heiligen in der Zeit des 14. und beginnenden 15. Jahrhunderts bevorzugten. Nur eine Verbindung ist diesbezüglich zwischen Mainz und Trier im 14. Jahrhundert zu rekonstruieren: Der Trierer Erzbischofstuhl und das Domkapitel wurden meist von Vertretern mittelrheinischer Familien besetzt¹⁶. Heinrich Büttner vermutet einen Zusammenhang zwischen Hilarius, dem Bischof von Arles, und Eucharius. Die Mutterkirche der Guttenberger Burgkapelle war die Pfarrkirche in Heinsheim, die dem Heiligen Hilarius geweiht ist. Das Hilarius-Patrozinium wurde mit Maximin von Trier „vergesellschaftlicht“. Auf diesem Umweg – Hilarius, der Patronatsheilige der Mutterkirche, der im Zusammenhang mit Maximin in Trier steht – schließt Büttner auf Eucharius, den ersten Bischof in Trier¹⁷. Doch Büttner verwechselt hier die Bischöfe Eucharius von Trier mit Eucherius (um 380–449/450), dem Bischof von Lyon. Hilarius, ein Zeitgenosse von Eucherius, stand mit diesem in Verbindung, wie wir aus dem *Sermon de vita s. Honorati* 22, den Hilarius verfaßte, wissen¹⁸.

12 Herbert Beck, Wolfgang Beck, Horst Bredekamp: Kunst um 1400 am Mittelrhein. Ein Teil der Wirklichkeit. Ausstellungskatalog Liebieghaus Museum alter Plastik, Frankfurt/Main 1975, S. 36.

13 Wilhelm Pinder: Mittelalterliche Plastik Würzburgs. Versuch einer lokalen Entwicklungsgeschichte vom Ende des 13. Jahrhunderts bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts, Würzburg 1911, S. 43.

14 Beck u.a. (wie Anm. 12), Abb. 26.

15 Pinder (wie Anm. 13), S. 125: er vermutet den gleichen Künstler wie bei dem Grabmal von Gerhard von Schwarzenburg im Dom von Würzburg; zit. nach: Beck u.a. (wie Anm. 12), S. 43. S. auch Gisela Kniffler: Die Grabmäler der Mainzer Erzbischöfe vom 13. bis zum frühen 16. Jahrhundert. Untersuchungen zur Geschichte der Plastik und zur Ornamentik (Dissertationen zur Kunstgeschichte 7), Köln/Wien 1978, S. 38–42, bes. Anm. 20, S. 296.

16 Beck u.a. (wie Anm. 12), S. 40.

17 Heinrich Büttner: Das Bistum Worms und der Neckarraum des Früh- und Hochmittelalters, in: Archiv für Mittelrheinische Kirchengeschichte 10 (1958), S. 9–38, hier S. 16.

18 M. Heinzlmann: Eucherius, in: Robert Henri Bautier u.a. (Hrsg.): Lexikon des Mittelalters, München 1980 ff., hier Bd. 4, Sp. 69–70; ders.: Hilarius, in: ebd., Bd. 5, Sp. 8. Hilarius stand neben Eucherius von Lyon auch in Verbindung mit Vincentius, Salvianus, Maximus und Faustus von Riez. Vgl. unter II.1.

1.2. „*Capella sancti Nicolai sub castro Gudenberg iuxta Mullenbach*“¹⁹

In der älteren Literatur über die Burgkapelle St. Eucharius werden meist zwei Patrozinien genannt: das Nikolauspatrozinium und ein zweites späteres, das Euchariuspatrozinium. Erst im Jahr 1985 wies Kurt Andermann in seinem grundlegenden Aufsatz zu dieser Kapelle überzeugend nach, daß es sich bei der 1296 erwähnten Kapelle St. Nikolaus nicht um dieselbe Kapelle St. Eucharius handelt²⁰. Vielmehr existierte eine Dorfkapelle St. Nikolaus am Rande des Weilers *molnbach* (Neckarmühlbach), neben der herrschaftlichen Kapelle St. Eucharius. Die Kapelle St. Nikolaus muß oberhalb der heutigen Mühle gestanden haben²¹, wovon der heute noch gebräuchliche Name „Kirchrain“ als Bezeichnung für den Platz zwischen dem Dorfbrunnen am ehemaligen Rathaus und dem Wacholderweg zeugt²². Diese Kapelle wurde anlässlich einer Kaplaneistiftung von Konrad dem Jüngeren von Weinsberg am 2. Februar 1296 erstmals urkundlich erwähnt. Wie aus der Quelle hervorgeht, beabsichtigte Konrad, diese Kapelle zu vergrößern, damit die Bewohner des Guttenbergs, die Familie von Weinsberg, dort auch die Messe feiern konnte²³. Die zuständige Pfarrei war die Mutterkirche in Heinsheim, die zu dem Stift St. Peter in Wimpfen im Tal gehörte. Der Kaplan mußte an den hohen kirchlichen Feiertagen mit seiner Gemeinde nach Heinsheim ziehen, und selbst die Sakramente wurden dort gespendet. Man kann mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die Kapelle mit der Erbauung der Burg um 1200 zeitlich zusammenhängt, wovon auch das Patrozinium des Heiligen Nikolaus, der bei den Staufern sehr beliebt war, hinweisen würde²⁴.

Wimpfen war bereits unter fränkischer Herrschaft ein „Satellit“ des Wormser Kirchensprengels²⁵. Das mittlere Neckartal sowie der Odenwald lagen in unmittelbarer Nachbarschaft zu dem Mainzer Bistum, das sich ebenso wie das Wormser im 7. Jahrhundert in weiten Teilen zu bilden begann. Mit der Gründung des Würzburger Bistums unter Bonifatius im Jahr 742 wurde die Ausdehnung der Wormser an den Neckar als Grenze zurückgedrängt, und die Kirchen von Heilbronn und Laufingen wurden in das Würzburger Bistum einverleibt. Der Weiler *molnbach* gehörte spätestens im 10. Jahrhundert zum Waldbann von Wimpfen, der auf die Bitte des

19 F. O. A. von Weech: Das Wormser Synodale von 1496, in: ZGO 27 (1875), S. 227 ff., hier: S. 427.

20 Andermann: Burgkapelle Guttenberg (wie Anm. 3), S. 47–66; ebenso: Lützenburger (wie Anm. 9), S. 278–288; er erwähnt zwei Kapellen in Neckarmühlbach.

21 Einen Hinweis, aus dem die Lage der Kapelle ersichtlich wird, gibt eine Urkunde aus dem Jahre 1357: dort wird anlässlich einer Pfündverleihung von der Kapelle berichtet, die bei der Mühle gelegen war. Vgl. Andermann: Urkunden Gemmingen (wie Anm. 4) Nr. 2.

22 Andermann: Burgkapelle Guttenberg (wie Anm. 3), S. 53.

23 Original in Darmstadt, veröff. von L. J. Mone: Kraichgauer Urkunden (Forts.), in: ZGO 15 (1863), S. 306–309: *Conradus [...] intenderet cultum divinum in capella s. Nicolai sub castro Gudenberg iuxta Mullenbach augmentare [...], qui etiam in castro, si domicilium ibi dominas de Winsperg habere contineret, divina celebraret, [...]*.

24 Andermann: Burgkapelle Guttenberg (wie Anm. 3), S. 51.

25 Ebd., S. 13.

Bischofs Hildibald von Worms von Otto III. verliehen wurde, um die Rechte der Wormser im Neckartal zu sichern²⁶. Auch unter Ottos Nachfolger Heinrich II. (gest. 1024), der die Diözese Worms mit großzügigen Schenkungen im Neckargebiet bedachte, wurde der Einflußbereich der Diözese enorm vergrößert. Damit gewann Wimpfen als kirchliches Zentrum in diesem Gebiet an Bedeutung²⁷. Aber erst unter den Staufern, deren Kernland Schwaben war, nahm Wimpfen neben der hervorgehobenen kirchlichen Position auch auf politischer und wirtschaftlicher Ebene eine Schlüsselstellung für das Neckargebiet ein, da die königliche Pfalz Wimpfen am Schnittpunkt der beiden Territorien Schwaben und Pfalz lag. Begünstigt durch die Lage am Neckar, im unmittelbaren Mündungsgebiet von Jagst und Kocher, kreuzten in Wimpfen wichtige Fernhandelsstraßen des Mittelalters²⁸. Der Ausbau Wimpfens als königliche Pfalz fällt in staufische Zeit – somit auch der Bau von Burgen, die mit Reichsministerialen besetzt wurden, um das umliegende Gebiet zu schützen.

Die erste urkundliche Erwähnung, die man mit der Burg in Verbindung bringt, stammt aus dem Jahr 1296. Dennoch kann man davon ausgehen, daß bereits zu Beginn des 13. Jahrhunderts die Burg Guttenberg erbaut wurde²⁹.

1.3. Die Reichsministerialen der Burg Guttenberg

Die Burg Guttenberg war zunächst im Besitz der Herren von Weinsberg. Diese gehörten ursprünglich zu den staufischen Reichsvögten, die auf der Burg Weinsberg residierten und spätestens im 14. Jahrhundert zu den „edelfreien“ Familien aufstiegen³⁰. Das Geschlecht der Weinsberger besaß großen Einfluß in dieser Region. Es erwarb 1254 unter anderem die Burg im benachbarten Wimpfen. Bischof Richard von Worms verpfändete den Zehnten des staufischen Wimpfen³¹ gegen die

26 Bütner (wie Anm. 17), S. 22.

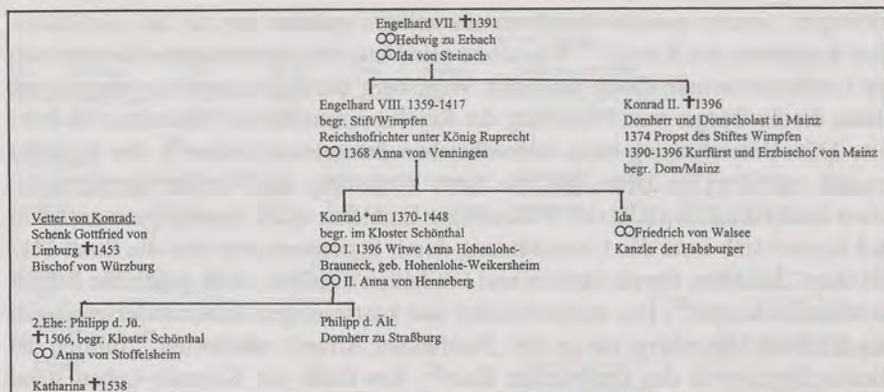
27 Ebd., S. 24–25.

28 Fritz Arens: Die Königpfalz in Wimpfen, Berlin 1967, S. 37; hier trafen sich die Straßen aus Worms über Heidelberg kommend, weiter nach Würzburg, die Hohe Straße nach Nürnberg gehend, und eine weitere Straße führte in Richtung Donau; Andreas Hafer: Wimpfen. Stadt-Raum-Beziehung im späten Mittelalter (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B 130), Stuttgart 1993, S. 40–46. Wimpfen ist als Verkehrsknotenpunkt besonders bis zur Zerstörung der Wimpfener Brücke durch Eis um das Jahr 1300 wichtig.

29 Der Hinweis aus: Heilbronn und das mittlere Neckarland zwischen Marbach und Gundelsheim. bearb. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stuttgart 1991, S. 138, wo die Burg mit einem Zobelo von Guttenberg, Sohn von Bischof Hermann von Würzburg, in Verbindung gebracht wird, ist falsch. Zobelo von Giebelstadt gehörte zu einer fränkischen Adelsfamilie Zobel, der sich nach Guttenberg südöstlich von Würzburg nannte. Diesen Hinweis verdanke ich Kurt Andermann, der mich freundlicherweise auf diesen Fehler hinwies.

30 Franz Irsigler: Konrad von Weinsberg (etwa 1370–1448). Adliger – Diplomat – Kaufmann, in: WFr 66 (1982), S. 59.

31 Bütner (wie Anm. 17), S. 37; trotzdem hatte das Bistum Worms noch die Oberlehnsherrschaft, ebenso wie kirchliche Rechte, wie zum Beispiel das Patronats- und Zehntrecht an der Pfarrkirche St. Marien in Wimpfen.



Grafik 1 Auszug aus der Genealogie der Familie v. Weinsberg (nach W. Möller: *Stammtafeln westdeutscher Adelsgeschlechter im Mittelalter*, Bd. 1, Darmstadt 1922, S. 46–49, Taf. 19).

Verpflichtung, die Burg, die Stadt Wimpfen und anderes Eigentum seiner Kirche zu schützen, an die Weinsberger³². Seit 1294 waren die Weinsberger die Schirmherren über das Ritterstift St. Peter in Wimpfen im Tal. Des weiteren bekamen sie 1298 durch König Adolf von Nassau neben anderen Rechten die der Eintreibung der Reichseinkünfte in Wimpfen, Heidelberg, Hall, Mosbach, Sinsheim und anderen Orten verliehen³³. Engelhard von Weinsberg schenkte den Dominikanern, die in der Mitte des 13. Jahrhunderts nach Wimpfen kamen, das Gelände zum Bau für ihre Kirche, die 1273 begonnen wurde³⁴. Ab 1336 zogen sich die Weinsberger aus Wimpfen zurück, wie die erhaltenen Verkaufsurkunden bezeugen³⁵.

Engelhard, der Bruder des Erzbischofs Konrad II. von Mainz, der die Euchariuskapelle in Neckarmühlbach stiftete, war Reichshofrichter unter König Ruprecht, der im Jahr 1400 als Pfalzgraf Ruprecht III. von den rheinischen Kurfürsten zum König gewählt wurde³⁶. Engelhards Sohn Konrad, der durch seine Frau Anna von Hohenlohe-Weikersheim und seinen Großvater Erich von Leiningen mit dem Haus Luxemburg verschwägert war, kam 1414 an den Hof von Sigismund³⁷. Als Reichserbkämmerer des Heiligen Römischen Reichs und als entscheidender Agitator bei der Reorganisation der Judensteuer und dem Aufbau der Reichsmünze, die einen

32 Arens: Königspfalz Wimpfen (wie Anm. 28), S. 22.

33 Ebd., S. 23.

34 Fritz Arens, Reinhold Bührlein: *Geschichte und Kunstdenkmäler*, Bad Wimpfen am Neckar 1980, S. 56; gegen diese frühe Bauzeit sprechen nach Ansicht der Autoren die Stilelemente des Chores, der heute noch fast unverändert erhalten ist. Der Stil deutet mehr auf den Anfang des 14. Jahrhunderts hin.

35 Arens: Königspfalz Wimpfen (wie Anm. 28), S. 24.

36 Ernst Schubert: Konrad von Weinsberg, in: *LdM* (wie Anm. 18), Bd. 5, Sp. 1366.

37 Sigismund wurde am 21. Juli 1411 einstimmig zum römischen König gewählt.

wichtigen Ansatz zur Reichsreform darstellten, gehörte er zu den einflußreichen Ratgebern des Königs³⁸. Wie schon sein Vater Engelhard strebte Konrad nach der Landesherrschaft. Doch die Stadt Weinsberg durchkreuzte seine ehrgeizigen Pläne, da die Bürger von Weinsberg die Reichsunmittelbarkeit anstrebten und bereits 1376 Unterstützung beim Schwäbischen Städtebund fanden³⁹. Der Konflikt begann, nachdem im Jahre 1407 die Stadt Weinsberg das Wappen des schwäbischen Städtebunds anstelle des Weinsberger Emblems in ihr Stadtwappen aufnahm und Konrad sich trotz der Unterstützung durch Sigismund, der ihm die Stadt 1417 mit allen „Rechten, Herrlichkeiten und Freiheiten“ verlieh, nicht gegen die Bürger durchsetzen konnte⁴⁰. Die zermürbenden und kostspieligen Auseinandersetzungen mit der Stadt Weinsberg, die in der „Sinsheimer Affäre“ eskalierten⁴¹, führten die Familie letztlich in den finanziellen Ruin⁴². Am Ende von Konrads Leben stand der Verkauf der meisten seiner Güter, darunter auch der Burg Guttenberg⁴³.

Die finanzielle Misere von Konrad zeigt sich auch in den Nachrichten darüber, daß die Burg Guttenberg mehrere Male verpfändet wurde⁴⁴. Bereits 1441 verhandelte Konrad über den Verkauf der Burg mit Hans von Gemmingen⁴⁵. Als Konrad 1442 starb und zwei unmündige Söhne hinterließ, brachte deren Vormund Schenk Gottfried von Limpurg, Bischof von Würzburg und Vetter von Konrad, das Geschäft am Dienstag nach Andreastag 1449 (2. Dezember) mit Hans von Gemmingen zum Abschluß. Die Summe der Verpfändung betrug 6.000 rheinische Gulden (fl)⁴⁶.

Seit dieser Zeit ist die Burg Guttenberg – ununterbrochen bis auf den heutigen Tag – im Besitz der Familie von Gemmingen. Drei Jahre nach der Verpfändung im Jahre 1452 wurde Hans mit der Burg Guttenberg samt den dazugehörigen Dörfern und Weilern belehnt. Er besaß neben den üblichen Herrschaftsrechten auch das *ius*

38 *Schubert* (wie Anm. 36).

39 Diese Auseinandersetzung der aufstrebenden Bürgerstadt Weinsberg, die die Stellung einer freien Reichsstadt anstrebte, ist ausführlich geschildert bei: *Karl Schumm*: Weinsberg. Auseinandersetzungen zwischen Herrschaft und Stadt, in: Historischer Verein Heilbronn. Veröffentlichung 21 (1954), S. 205–225.

40 *Wolfram Angerbauer*, in: Heilbronn und das mittlere Neckarland, Stuttgart 1991, S. 242.

41 *Irsigler* (wie Anm. 30), S. 74. Konrad hielt die Kaufleute von Weinsberg mit Gewalt in Sinsheim fest.

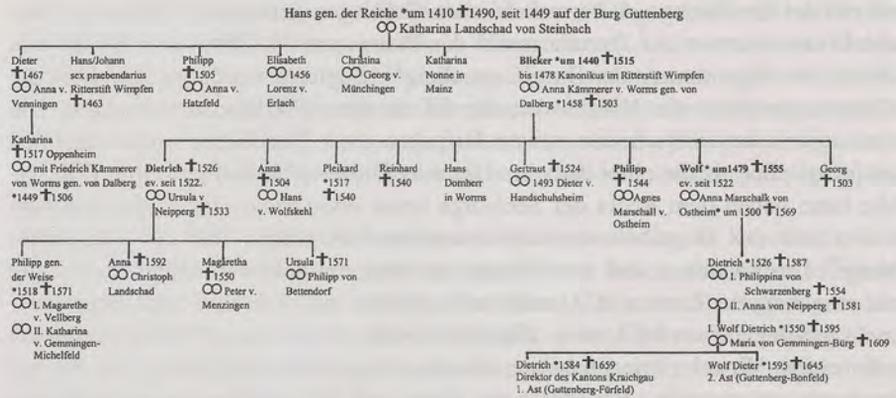
42 Ebd.

43 Ebd., S. 60: Burgen in Konrads Besitz vor seiner Heirat mit der Witwe Anna von Hohenlohe-Weikersheim: Weinsberg, Neuenstadt am Kocher, Stein, Gochsen, Guttenberg.

44 *C. W. F. L. Stocker*: Chronik der Familie von Gemmingen und ihren Besitzungen, Bd. 1, Heidelberg 1865, S. 12; in der Zeit von 1400 bis 1429 wurde die Burg Guttenberg viermal verpfändet und wieder eingelöst; Verpfändungen an Weiprecht von Helmstatt (1400), an Volmar Lämmlein aus Heilbronn von einem Viertel der Burg im Jahr 1411, an Pfalzgraf Otto von Mosbach im Jahr 1423. 1429 verpfändete Konrad die Burg an seine Tochter Elisabeth, die Gemahlin des Herzogs von Sachsen-Lauenberg für 7000 Gulden.

45 Ebd., S. 12; Stocker nennt seine Quellen nicht. Es ist aber zu vermuten, daß es sich nicht um den Verkauf handelte, sondern wie schon in den bereits erwähnten Fällen um eine Verpfändung.

46 *Andermann*: Urkunden Gemmingen (wie Anm. 4) Nr. 26.



Grafik 2 Auszug aus dem Stammbaum der Familie von Gemmingen-Guttenberg, Stamm A II, Linie des Hans gen. der Reiche (nach: W. v. Hueck (Hauptbearb.): *Genealogisches Handbuch des Adels, Freiherrliche Häuser A, Bd. 6, Limburg/Lahn* 1966, S. 124–172 u. Bd. 14, S. 151–186; E. v. d. Becke-Klüchtzner (Bearb.): *Stammtafeln des Adels des Großherzogtums Baden, Baden-Baden* 1886, S. 149–151; *Die Freiherren von Gemmingen, So.-Dr. aus: Genealogisches Handbuch des in Bayern immatrikulierten Adels, Bd. 6, Neustadt* 1955).

episcopale und das *ius patronatus* über die „Pfarrkirche“⁴⁷. Bei dieser von Stocker bezeichneten „Pfarrkirche“ muß es sich aber um die Kapelle im Dorf *mulnbach* gehandelt haben. St. Eucharius dagegen war zu dieser Zeit sicher nur Hauskapelle der Familie und hatte sonst keine gemeindlichen Funktionen. Eine selbständige Pfarrkirche existierte in der Mitte des 15. Jahrhunderts noch nicht, vielmehr handelte es sich bei beiden Kapellen um Filialen der Mutterkirche in Heinsheim.

1.4. Erhebung zur Pfarrkirche und Neubau unter Hans von Gemmingen

Zwanzig Jahre nachdem Hans von Gemmingen, genannt der Reiche, die Burg Guttenberg erworben hatte, veranlaßte er im Jahr 1469 die Erhebung der Euchariuskapelle zur selbständigen Pfarrkirche mit einem eigenen Pfarrer. Der erste Pfarrer war Konrad Siffridi. Die Erhebung von Burgkapellen zu Pfarrkirchen ist

47 Stocker (wie Anm. 44), S. 13. Das *ius episcopale* bezeichnet die Befugnisse des Landesherren über die Kirche, während das *ius patronatus*, das durch die Stiftung der Kirche erworben wurde, vor allem das Präsentationsrecht bei der Wahl des Pfarrers (existiert bei der Pfarrkirche in Neckarmühlbach bis auf den heutigen Tag), aber auch das Aufsichtsrecht (*cura beneficii provincialis*), die Alimentation aus dem Kirchenvermögen bei unverschuldeter Verarmung und natürlich Ehrenrechte (*honor processionis*), beinhaltet. S. Emil Friedberg: *Lehrbuch des katholischen und evangelischen Kirchenrechts*, Leipzig 1906, S. 94 u. 378–380.

oft mit der Errichtung von herrschaftlichen Grablegen verbunden⁴⁸. Hans der Reiche überantwortete das Patronatsrecht der Pfarrei am 19. Oktober 1469 für alle Zeiten den Eigentümern der Burg Guttenberg⁴⁹. Zugleich wurde im Jahr 1469 die Katharinenpfünde der Nikolauskapelle auf die neue Pfarrkirche übertragen. Die seelsorgerischen und administrativen Aufgaben einer Pfarrkirche waren erheblich umfangreicher als die einer Kapelle. Die vom Diözesanbischof geweihte Pfarrkirche hatte neben dem Recht der Seelsorge (*cura animarum*), der Taufe (*baptisterium*) und des Begräbnisses (*cimiterium/sepultura*) auch das der Zehnterhebung⁵⁰. Das bedeutete, daß eine Pfarrkirche über viel höhere Einnahmen verfügte als eine Kapelle, die nur in Ausnahmesituationen mit dem Tauf- und Begräbnisrecht privilegiert werden konnte. Eine Pfarrkirche ist mit einem Pfarrer (*plebanus*) oder einem Vertreter (*viceplebanus, vicarius*) ausgestattet, der befugt ist, die Sakramente zu spenden, die Messe zu lesen und die üblichen seelsorgerischen Pflichten in seiner Gemeinde zu erfüllen.

Ein möglicher Aspekt für die „reaedificatio“ einer Kirche ist kirchenrechtlicher Natur; denn der Wiederaufbau eines Gotteshauses entspricht einer Neugründung. Der Bauherr (*verus fundator*) konnte damit auch das Patronatsrecht beanspruchen⁵¹. Die Herren von Gemmingen hatten sicher auch ein herrschaftliches Interesse am Patronatsrecht der Burgkirche, das ihren Autonomiebestrebungen entsprach. Da die Herren von Gemmingen-Guttenberg das Patronat aber bereits 1469, bei der Erhebung zur Pfarrkirche, innehatten, kann man den Neubau aus patronatsrechtlichen Gründen ausschließen.

Wenn man versucht, die historische Persönlichkeit des Landesherrn Hans von Gemmingen, eines Abkömmlings des Kraichgauer Niederadels, in seinem sozialen Umfeld zu betrachten, ergibt sich ein Bild, das sich keineswegs mit den landläufigen Vorstellungen deckt. Im 15. Jahrhundert gehörten die ehemaligen Ministerialen zu einer vom Untergang betroffenen gesellschaftlichen Schicht, die ihre politische und gesellschaftliche Funktion verloren hatte. Hans der Reiche dagegen besaß nicht nur die Herrschaft über seine Ländereien, wo er die hohen und niedrigen Obrigkeiten ausübte⁵², sondern war auch mit politischen Ämtern ausgestattet: Er wurde 1437 als Rat des Markgrafen von Baden erwähnt. Daneben war er Amtmann beziehungsweise Vogt zu Bretten, Löwenstein, Möckmühl und Weinsberg; 1446/47 bekleidete er das einflußreiche Amt eines Marschalls beim pfälzi-

48 Franz Machilek: Frömmigkeitsformen des spätmittelalterlichen Adels am Beispiel Frankens, in: Klaus Schreiner, Elisabeth Müller-Luckner (Hrsgg.): Laienfrömmigkeit im späten Mittelalter. Formen, Funktionen, politische-soziale Zusammenhänge (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 20), München 1992, S. 157–190, hier S. 173.

49 Andermann: Urkunden Gemmingen (wie Anm. 4) Nr. 37.

50 Klaus Jan Philipp: Pfarrkirchen. Funktion, Motivation, Architektur. Eine Studie am Beispiel der Pfarrkirchen der schwäbischen Reichsstädte im Spätmittelalter (Studien zur Kunst- und Kulturgeschichte), Marburg 1987, S. 17.

51 Ebd. S. 23.

52 Andermann: Urkunden Gemmingen (wie Anm. 4), Vorwort zu den Regesten, S. 8: zu den Obrigkeiten gehörten Vogtei, Gericht, Zwing, Bann, Jagd, Fischerei, etc.

schen Kurfürsten und wurde zum Hofrichter in dem 1462 geschaffenen kurfürstlichen Hofgericht zu Heidelberg berufen⁵³. Einige dieser Ämter waren mit Geld- und Naturaleinkünften dotiert. Anhand dieser öffentlichen Ämter wird ersichtlich, daß Hans nicht nur außerordentlichen Ehrgeiz in ökonomischer Hinsicht entwickelte, sondern ebenso durch seine regen Kontakte zum kurpfälzischen Hof, mit dem ihn keine lehensrechtlichen Beziehungen verbanden, seine gesellschaftliche Stellung manifestierte.

Etwa ein halbes Jahrhundert (54 Jahre) nach der ersten Weihe der Kapelle St. Eucharis ließ Hans von Gemmingen eine neue Kirche bauen, die wahrscheinlich Teile der älteren Kapelle mit einbezog. Das Jahr 1471 ist im Triumphbogen der Kirche eingemeißelt und bezeugt die Fertigstellung des Chores. Wir erfahren aus den Akten nichts über eine Weihe des Neubaus. Doch gerade das Schweigen der Quellen⁵⁴ läßt vermuten, daß die Kapelle von 1393 nicht abgebrochen, sondern nur vergrößert wurde. Es existieren keine fundierten Bauuntersuchungen zu dieser Kirche, so daß nicht mit letzter Sicherheit behauptet werden kann, ob ein Vorgängerbau an dieser Stelle stand und wenn, inwieweit Teile eines Vorgängerbaus in dem Neubau enthalten sind. Es ist durchaus möglich und üblich, daß Teile der alten Kapelle in die neue Pfarrkirche miteinbezogen wurden. Ein Hinweis für diese These könnte die unmotiviert tiefe Nische im Triumphbogen der Kirche mit der sehr schlecht erhaltenen Wandmalerei der Deesis liefern. Eventuell stammt diese Wand mit der Malerei, die sich an beiden Seiten mit der Darstellung des Jüngsten Gerichts fortgesetzt haben soll, aus der ersten Bauphase der Kapelle, die von Erzbischof Konrad von Weinsberg gestiftet wurde⁵⁵. Möglicherweise blieb durch die Lösung mit der Nische ein Teil der Malerei erhalten. Wenn man im Chor steht und in die westliche Richtung schaut, sieht man auch oberhalb des Triumphbogens eine Verstärkung der Mauer, das heißt, über dem Bogen wurde die Mauerstärke etwa verdoppelt. Durch den Einzug des Chorgewölbes beim Umbau im Jahre 1471 könnte diese Verstärkung aus statischen Gründen notwendig gewesen sein.

Litzenburger vermeinte, in der Erweiterung der Kirche einen Hinweis auf eine rege Wallfahrt zu sehen, die durch die Gewährung des Ablasses durch den Speye-

53 Paul Fütterer: Neckarmühlbach und die Burg Guttenberg, Mosbach 1960, S. 25. Fütterer schreibt, daß Hans Doktor beider Rechte und ab 1462 auch pfälzischer Hofrichter am Hofgericht Friedrichs I. in Heidelberg gewesen sei, doch gibt er seine Quellen dazu nicht preis. In Stockers Familienchronik von 1865 ist nur seine Tätigkeit als Rat bei Pfalzgraf Ludwig im Jahr 1446 mit dem Vermerk erwähnt, daß ein Hans 1462 Doktor am Hofgericht Friedrichs von der Pfalz gewesen sei, von dem er annimmt, daß es sich um Hans von Gemmingen handelt, *Stocker* (wie Anm. 44), S. 18; die jüngste und fundierteste Veröffentlichung über den Wirkungsbereich von Hans dem Reichen von: *Kurt Andermann: Zu den Einkommensverhältnissen des Kraichgauer Adels an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit*, in: *Stefan Rhein* (Hrsg.): Die Kraichgauer Ritterschaft in der frühen Neuzeit (Melanchthon-Schriften der Stadt Bretten 3), Sigmaringen 1993, S. 65–122, hier: bes. S. 72–73 mit Angaben der Quellen in den Anm. 37–43.

54 Freiherrlich v. Gemmingen'sches Archiv, Burg Guttenberg (FGGA), vgl. Anm. 4.

55 Auf diese Möglichkeit machte mich Professor Dr. Johann Michael Fritz aufmerksam.

rer Bischof ins Leben gerufen wurde⁵⁶. Es haben sich keinerlei Zeugnisse darüber erhalten, ob die Burgkapelle Guttenberg zu dieser frühen Zeit überhaupt ein Ziel von Wallfahrten gewesen ist, und es muß daher offen bleiben, inwieweit Eucharius-Wallfahrten und Abbläßgewährung bei dieser Kirche eine Rolle gespielt haben.

1.5. Baubeschreibung

Die Kirche St. Eucharius besitzt ein einschiffiges Langhaus, an das sich eine gewölbte Chorapsis anschließt, die mit einem Kreuzgratgewölbe mit 5/8 Abschluß und einem Chorjoch ausgestattet ist. Die beiden Schlußsteine von Chorgewölbe und Chorjoch sind mit den Wappen der Familie von Gemmingen-Guttenberg und der Familie Landschad von Steinach geschmückt. Hans der Reiche war mit Katharina Landschad von Steinach verheiratet, auf deren Familienwappen eine Harfe dargestellt ist, zurückgehend auf den Liedersänger, von dem im Codex Manesse, der Großen Heidelberger Liederhandschrift, eine Miniatur erhalten geblieben ist.

Der Chor hat die Ausmaße von 5,25 Meter Breite und 7 Meter Länge. Der Triumphbogen besitzt eine lichte Weite von zwei Metern⁵⁷. Das Langhaus schließt sich in westlicher Richtung an den Triumphbogen an und wurde im Jahr 1501 unter Blicher, dem Sohn von Hans von Gemmingen, um 3,5 Meter verlängert, wie die eingemeißelte Jahreszahl über dem Westeingang der Kirche bezeugt. Das ursprünglich flachgedeckte Langhaus hat eine Breite von 5,65 Metern, ist 13,60 Meter lang und heute mit einer Bohlendecke aus dem Jahr 1900 ausgestattet.

Eine weitere Baumaßnahme aus der Zeit um 1500 war die Errichtung der beiden Ciborienaltäre zu beiden Seiten des Triumphbogens. Rechts und links vom Triumphbogen befindet sich je ein Altar mit steinernem Ciborium, deren Altarmensen bis vor wenigen Jahren zwei Flügelretabel aus der Zeit um 1500 schmückten. Die Altarmensen sind aus Stein und haben zwei unterschiedlich gestaltete, steinerne Baldachine mit einem vierteiligen Kreuzgratgewölbe. Im Zentrum der Gewölbe befinden sich anstelle eines Schlußsteins links das Wappen derer von Gemmingen und rechts das Dalberg'sche Wappen. Oechelhäuser schloß aus dem „Allianzwappen“, daß diese Altäre unter Dietrich von Gemmingen (gest. 1526), einem Sohn von Blicher von Gemmingen⁵⁸, in den Jahren 1518 und 1526 errichtet wurden⁵⁹. Meiner Meinung nach gehören die beiden Ciborienaltäre einer früheren Bauphase an und stammen spätestens aus der Zeit um 1500⁶⁰.

Auf der rechten Seite des Kirchenschiffs, gegenüber der Kanzel, steht ein schlichtes hölzernes Adelsgestühl aus diesem Jahrhundert. Im Westen wurde im

56 *Litzenburger* (wie Anm. 9), S. 288.

57 Maßangaben der Autorin, da kein Grundriß vorhanden ist.

58 Blicher (*um 1440–1515), Sohn von Hans dem Reichen von Gemmingen, s. auch Grafik 2.

59 *Adolf Oechelhaeuser*: Die Kunstdenkmäler der Amtsbezirke Mosbach und Eberbach (Die Kunstdenkmäler Badens, 4/4), Tübingen 1906, S. 99.

60 Zur Datierung s. unten V.3.3.

18. Jahrhundert eine Orgelempore eingezogen⁶¹. Die Emporenbrüstung, die bei der Restaurierung im Jahr 1900 wieder entfernt wurde, war mit Apostelbildern bemalt. Heute besitzt die Empore eine schlichte Holzbrüstung⁶².

Im Jahr 1733 ließ Philipp von Gemmingen unter dem Chor eine Gruft bauen, die, nachdem elf Mitglieder der Familie Gemmingen dort beigesetzt wurden, 1765 wieder verschlossen wurde und heute nicht mehr zugänglich ist⁶³. Eine zweite Gruft ist unter dem Fünfelder Herrschaftsstuhl angelegt (1783). Diese ist heute auch nicht mehr zugänglich.

Die letzte umfassende Restaurierung wurde 1958 vorgenommen. Die Außenwände des Chores wurden trockengelegt, da durch die Lage der Kirche an einem Berghang mitten im Wald die hohe Luftfeuchtigkeit in dem Gotteshaus die Ausstattung und das Mauerwerk zerstörten. Der Fußboden des Chores wurde mit neuen Sandsteinplatten ausgelegt, doch verzichtete man auf Anraten des Denkmalamtes auf eine Erhöhung des Chores, der ursprünglich 20 Zentimeter höher gelegen war. An der Ostwand des Chores wurde ein Gesims gemauert, um den Tonaposteln einen sicheren Platz einzuräumen, worauf die Kopien der Originale gestellt und mit diesem fest verbunden wurden.

II. Kirchengeschichtliche Bedeutung

II.1. Das Patrozinium St. Eucharius

Der Heilige Eucharius war der erste Bischof von Trier. Er stammte aus Lyon und lebte in der Mitte des 3. Jahrhunderts. Einer späteren, legendären Vita zufolge soll Eucharius ein Petruschüler gewesen sein, der von diesem mit seinen Begleitern Valerius und Maternus zur Missionierung nach Gallien gesandt wurde: Eucharius als Bischof, Valerius als Diakon und Maternus als Subdiakon. Maternus starb unterwegs an den Folgen eines Fiebers im Kastell Elegia, das um 980 bereits von dem Schreiber der Trierer Bischofslisten⁶⁴, Heriger von Lobbes, als die Stadt Ehl im Elsaß identifiziert wurde. Eucharius eilte nach Rom zu Petrus zurück und berichtete ihm von dem tragischen Vorfall. Petrus vertraute Eucharius seinen Bischofsstab an, um mit diesem Maternus wieder zum Leben zu erwecken⁶⁵. Hintergrund der Konstruktion eines Petruschülers Eucharius ist ein kirchenpolitischer

61 *Oechelhaeuser* (wie Anm. 59), S. 99.

62 Ebd. und Landesdenkmalamt Karlsruhe (LDA KA) Akte I, 247: Neckarmühlbach, Kirche.

63 *Fütterer* (wie Anm. 53), S. 79.

64 Die Trierer Bischofslisten werden durch Eucharius, Valerius und Maternus eröffnet. *Wilhelm Levison*: Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit. Ausgewählte Aufsätze, Düsseldorf 1948, S. 7–27, hier S. 20.

65 Das ist eine unter vielen Legenden, die erklären, warum der Apostel Petrus keinen Bischofsstab mehr besitzt.

Schachzug, der das Primat des Bistums Trier gegenüber anderen Bistümern als ein aus apostolischer Zeit stammendes Zentrum christlichen Glaubens hervorhebt⁶⁶.

Eucharius wurde in Trier begraben. Sein Kult ist dort bereits aus spätrömischer Zeit überliefert: Eine Inschrift besagt, daß Bischof Cyrill den Heiligen Eucharius und Valerius, den ersten Bischöfen in Trier, an ihrer Grabstätte ein Oratorium geweiht hat⁶⁷. Aus dieser Kapelle des 6. Jahrhunderts entstand die Abtei St. Eucharius, die in der Folgezeit St. Matthias genannt wurde. Heute ist diese Kapelle durch die Basilika St. Matthias ersetzt, da man dort 1127 die Gebeine des Apostels Matthias aufgefunden hatte. Dennoch behielt die Kirche das Euchariuspatrozinium⁶⁸. Im Bistum Trier waren Eucharius und seine Begleiter die wichtigsten Heiligen, da sie zu den ersten Boten des christlichen Glaubens gehörten⁶⁹. Auf dem Stadtsiegel von Trier, das im 13. Jahrhundert entstand und erst während der Spätgotik durch ein anderes ersetzt wurde, sieht man Christus, der einen Schlüssel hält, inmitten einer angedeuteten Stadtarchitektur. Zu beiden Seiten von Christus befinden sich Petrus, Eucharius, Maternus und Valerius⁷⁰, die ihre Hände emporheben, um den Schlüssel zu berühren. Die Umschrift lautet: *Trevericam plebem Dominus benedicat et urbem*⁷¹.

Es ist nicht überliefert, warum die Weinsberger Hauskapelle der Burg Guttenberg das Eucharius-Patrozinium besitzt. Doch die ausgesprochene Beliebtheit des Heiligen Eucharius bei den Weinsbergern geht auch aus weiteren Stiftungen hervor: Reichserbkämmerer Konrad von Weinsberg und seine erste Ehefrau Anna von Hohenlohe stifteten am 1. November 1424 eine Meßpfründe zu Ehren Christi, Mariens und der Heiligen Eucharius, Valerius, Maternus, Elogyus und Allerheiligen am Euchariusaltar in der Maria-Magdalenen-Kapelle der Burg Weikersheim im

66 Ebd. S. 17. Maternus findet sich in den Trierer Kalendarien erst seit dem 14. Jahrhundert. Trotzdem muß er bereits vorher dort bekannt und verehrt worden sein, da es in der Nähe der Kirche St. Eucharius eine Basilika gab, die 978 dem Heiligen Maternus geweiht wurde.

67 Peter Miesges: Der Trierer Festkalender. Seine Entwicklung und seine Verwendung zu Urkundendatierungen. Ein Beitrag zur Heortologie und Chronologie des Mittelalters, in: Trierisches Archiv. Ergänzungsheft 15 (1915), hier S. 1.

68 A. Thomas: Eucharius, in: Engelbert Kirschbaum (Hrsg.): Lexikon für christliche Ikonographie, 8 Bde., Rom/Freiburg u.a. 1968–1976, hier Bd. 6, Sp. 172 f.

69 Der Festtag (16. Juli) für die Verehrung des ersten Bischofs von Trier läßt sich aber erst am Anfang des 14. Jahrhunderts im Breviarium Balduini, einer Prachthandschrift Erzbischofs Balduins, das diesem von 1308–1354 als Gebetsbuch diente, nachweisen. StA Koblenz, cod. M.A. lat. Cdd. mss. Litt. a. 1. p. 1; Miesges (wie Anm. 67), S. 70.

70 Stephan Beissel: Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland im Mittelalter, ND der Ausg. 1890–1892, Darmstadt 1991, hier Bd. 2, S. 69: Beissel beschreibt die Personen auf dem Stadtsiegel als Petrus, Eucharius und zwei Einwohner der Stadt Trier. Bei den letzteren genannten muß es sich aber um die beiden Begleiter Valerius und Maternus handeln.

71 Ebd., Bd. 2, S. 69; bei Beissel werden die Heiligen Eucharius und Eucherius, Bischof von Orléans, als eine Person betrachtet; Eucherius ist im Kloster St. Trond in der Diözese Lüttich begraben, wo er auch 738 starb. Seine Reliquien wurden 1169 erhoben, ein goldener Reliquienschrein angefertigt und hinter dem Altar so aufgestellt, daß der Schrein vom Baldachin des Altars überdacht wurde. Ebd., Bd. 1, S. 121 und Bd. 2, S. 34.

Landkreis Mergentheim⁷². Mit dieser Meßstiftung war die Stelle eines Kaplans verbunden. Dieser wurde mit dem Kaplan des Maria-Magdalenen-Altars gleichgestellt, obwohl der Eucharius-Altar nur ein Seitenaltar in dieser Kapelle war. Am 25. September 1439 stifteten Konrad und seine zweite Ehefrau Anna von Henneberg eine ewige Messe in der dem Heiligen Eucharius geweihten Kapelle ihres Schlosses (*sloss*) Guttenberg, der nämlichen Kapelle St. Eucharius der Burg Guttenberg. Auch hier handelt es sich um eine Kaplaneistiftung, deren Pfründe aus dem nahegelegenen Wagenbacher Hof geschöpft wurde. Der Kaplan wurde von den Burgherren versorgt⁷³.

Das häufige Vorkommen des Euchariuspatroziniums in Franken vom Ende des 13. bis zu Beginn des 16. Jahrhunderts ist für diesen Heiligen, der nur in Trier zu größerer Popularität gelangte, äußerst auffallend⁷⁴. Andermann geht in seinem Aufsatz von 1985 sogar so weit, in der Guttenberger St. Euchariuskirche ein Zentrum der Eucharius-Verehrung im 15. Jahrhundert zu sehen, das in der Folgezeit eine Verbreitung des Kultes im fränkischen und oberrheinischen Gebiet bewirkte⁷⁵. Mit dem Aussterben der Weinsberger ging auch das des Euchariuskultes einher, wie am Beispiel des Euchariusaltars in der Stiftskirche in Wimpfen im Tal zu sehen ist. Dieser war in den Jahren um 1500 nur noch mit einer jährlichen Pfründe von 10,5 fl. jährlich dotiert, während andere Altarpfründe zwischen 30 und 50 fl. jährlich einbrachten⁷⁶. Der Euchariusaltar ist sehr wahrscheinlich aus einer Stiftung der Weinsberger Familie, die bereits im 13. Jahrhundert in Wimpfen eine Rolle spielte, hervorgegangen. Konrad von Weinsberg übernahm im Jahre 1308 Schutz und Schirm über das Ritterstift, nachdem der Wormser Bischof in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts alle politischen Rechte in Wimpfen verloren hatte⁷⁷. Spätestens 1374 existierte ein Euchariusaltar im Wimpfener Stift, da in diesem Jahr eine Altaristenstelle durch die Meßpfründstiftung des Propstes Peter von Mauer überliefert ist⁷⁸.

72 *Wilhelm Engel*: Urkundenregesten zur Geschichte der kirchlichen Verwaltung der Grafschaft Hohenlohe im hohen und späten Mittelalter (Manuskriptdruck 1963/64), Würzburg 1965, Nr. 194 und 195.
73 Ebd., Nr. 237 und 238.

74 *Andermann*: Burgkapelle Guttenberg (wie Anm. 3), S. 60 ff; dort werden alle Eucharius-Patrozinien vom 14. – 16. Jahrhundert in Südwestdeutschland zusammengestellt; vier Kirchenpatrozinien: Neckarmühlbach 1393; Balg/Baden 1446; Hemmersbach und Sommerach im Bistum Würzburg; ein Kirchenkonpatrozinium in Güntersleben von 1318, Bistum Würzburg; zwei Kapellenpatrozinien in Mattenstadt 1397, und Ellrichshausen 1513, beide Bistum Würzburg; ein Kapellenkonpatrozinium in Spielbach von 1504; ein Altarpatrozinium in Weikersheim von 1424; 4 Altarkonpatrozinien in Wimpfen aus dem 13. Jh., in Würzburg von 1302, in Speyer von 1373, in Ochsenhausen, Oberschwaben von 1495.

75 *Andermann*: Burgkapelle Guttenberg (wie Anm. 3), S. 66.

76 *Albrecht Endriss*: Die religiös-kirchlichen Verhältnisse in der Reichsstadt Wimpfen vor der Reformation (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden Württemberg, Reihe B 39), Stuttgart 1967, hier S. 150.

77 Ebd. S. 61–62.

78 Ebd. S. 36. Der Altar ist heute nicht mehr vorhanden (Anm. der Autorin).

Einer Handschrift des 15. Jahrhunderts kann man entnehmen, daß Reliquien von Eucharius bei der Weihe von St. Peter in Bamberg im Jahre 1012 von dem Trierer Erzbischof Megingaua mitgebracht wurden. Mit diesen und anderen Reliquien wurde der rechte Seitenaltar in St. Peter geweiht, in den sie der Erzbischof Heribert von Köln legte⁷⁹. Ein bildliches Zeugnis der Verehrung des ersten Bischofs von Trier findet man in der noch erhaltenen Holzskulptur, die um 1500 entstanden ist und die sich in der 1446 dem Heiligen Eucharius geweihten Kirche in Balg bei Baden-Baden befindet⁸⁰.

Eucharius wird im bischöflichen Ornat mit dem Pluviale dargestellt. Im Spätmittelalter wurde anstelle der Kasel gelegentlich auch das Pluviale getragen, das eigentlich nur für Prozessionen oder kirchliche Festtage wie feierliche Segnungen, Konsekrationen von Kirchen und Altären, feierlichen Vespern und Laudes oder ähnlichem bestimmt war⁸¹. Die Attribute von Eucharius, die ihn als ersten Bischof von Trier auszeichnen, sind neben dem Bischofsstab auch ein Stadtmodell, wie auf dem Relief des ehemaligen Neutores in Trier zu sehen ist, das um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstand⁸². Seit dem ausgehenden Mittelalter findet man Eucharius auch als den Überwinder des Heidentums in der christlichen Kunst. Als Sieger steht er über einem Teufel oder Drachen, der zu seinen Füßen darniederliegt⁸³.

II.2. Das Wormser Synodale von 1496

Das Wormser Synodale von 1496 war eine umfassende Bestandsaufnahme des Kircheninventars in der Diözese Worms, kurz bevor die Reformation tiefgreifende Änderungen innerhalb der Kirche herbeiführte⁸⁴. Diese Pfarrkirchenvisitation der Diözese Worms, die von Bischof Johann III. von Dalberg (1482–1503) durchgeführt wurde, ging der Frage des Kirchenvermögens nach, vermerkte die Rechtsverhältnisse in den Pfarreien – was das Patronat und die Baupflicht betraf – und registrierte sehr summarisch den Zustand der Gottesdiensträume und den Bestand an Kirchenschätzen⁸⁵. Dieser Bericht stellt trotz einigen Ungenauigkeiten und manchen Fehlern eine wertvolle Quelle dar.

79 *Franz Joseph Heyen*: Das Erzbistum Trier. 1. Das Stift St. Paulin vor Trier (Germania Sacra NF 6, Die Bistümer der Kirchenprovinz Trier), Berlin/New York 1972, S. 272; MGH SS 17, S. 635.

80 Abb. in: *Emil Lacroix* u.a. (Bearb.): Baden-Baden (Kunstdenkmäler Badens 11/1) Karlsruhe 1942, S. 390. Der Auftrag für diese Holzskulptur könnte in Zusammenhang mit der Stiftung eines Beneficiums im Jahr 1467 zu Ehren des Heiligen Eucharius von Karl I. stehen.

81 *Joseph Braun*: Handbuch der Paramentik, Freiburg/Breisgau 1912, S. 140

82 *Hans Eichler*: Deutsche Lande. Deutsche Kunst, Trier 1952, Abb. 35.

83 Vgl. Heiliger Eucharius, Balg bei Baden-Baden. Weitere Bildbeispiele für Eucharius bei: *Joseph Braun*: Tracht und Attribute der Heiligen in der deutschen Kunst, Stuttgart 1943, Sp. 236: Bohlsbach bei Offenburg auf dem Flügel eines Retabels, frühes 16. Jh.; Flügelretabel aus der Schloßkapelle Rappoldsweil, heute Mus. Colmar, frühes 16. Jh.

84 *Weech*: Wormser Synodale (wie Anm. 19), S. 227 ff.

85 *Philipp* (wie Anm. 50), S. 227: das Original der Diözesanvisitation ist verloren gegangen; der Inhalt ist durch zwei Abschriften überliefert, die sich erhalten haben.

Gemäß dem Synodalbericht war die *filia synodalis Mulnbach* bereits Pfarrkirche mit dem Patrozinium des Heiligen Eucharius und seiner Begleiter Maternus und Valerius. In der Stiftungsurkunde ist jedoch nur von dem Eucharius-Patrozinium die Rede. Im Synodale werden die beiden Seitenaltäre rechts und links des Triumphbogens wie folgt erwähnt: *Ibidem a dextris altare st. Valentini consecratum tantum. Ibidem a sinistris altare beatae Mariae Virginis consecratum tantum*⁸⁶. Der linke Altar ist der Jungfrau Maria und der rechte dem Heiligen Valentinus geweiht. Man muß davon ausgehen, daß spätestens zu diesem Zeitpunkt Seitenaltäre vorhanden, aber möglicherweise noch nicht mit Baldachinen bekrönt waren. Am 27. November 1497 stiftet Blicker von Gemmingen eine ewige Pfründe am Marienaltar. Der Kaplan soll mindestens zwei Messen in der Woche zu Guttenberg uff dem schloß lesen, an bestimmten Feiertagen gemeinsam mit dem Pfarrer die Messe zelebrieren, der Vorfahren und Nachkommen des Stifters gedenken und die Pfründe in eigener Person innehaben⁸⁷. Diese Stiftung könnte der Anlaß für die Aufstellung des heute noch erhaltenen Marienaltars mit der Schutzmantelmadonna gewesen sein. Aus der Erwähnung eines Marienaltars im Synodalbericht von 1496 und der Stiftung der ewigen Pfründe von 1497 an diesem Altar ergibt sich der Terminus ante quem für die Datierung des Marienretabels.

Des weiteren wird auch eine Kapelle St. Nikolaus erwähnt, eine ältere Filiationkirche von St. Eucharius, die am Rand des Dorfweilers lag: *Ibidem extra villam capella st. Nicolai annexa plebaniae. Ibidem altare st. Catharinae consecratum tantum*⁸⁸. Das bedeutet, daß am Ende des 15. Jahrhunderts die Kirche St. Nikolaus noch bestanden und einen geweihten Katharinenaltar besessen hat. Die letzte Nachricht über St. Nikolaus liefert ein Guttenberger Lagerbuch von 1502⁸⁹. Danach scheint sie wohl immer mehr an Bedeutung verloren zu haben, bis sie letztlich dem Verfall preisgegeben wurde.

II.3. Die Einführung der Reformation

Neben den Familien Landschad von Neckarsteinach⁹⁰ und von Berlichingen (Neckarzimmern) gehörten die von Gemmingen zu den ersten Familien im Südwesten Deutschlands, die auf der Seite der Reformatoren standen und in ihren Kirchen nach der neuen Lehre predigen ließen. Hans Landschad von Neckarstei-

86 Weech: Wormser Synodale (wie Anm. 19), S. 427.

87 Andermann: Urkunden Gemmingen (wie Anm. 4) Nr. 56.

88 Weech: Wormser Synodale (wie Anm. 19), S. 427.

89 FGGA Guttenberger Lagerbuch 1502, zit. nach Andermann: Burgkapelle Guttenberg (wie Anm. 3), S. 53.

90 Hans Landschad von Steinach war ein eifriger Leser von Luthers Schriften, wie man auch aus seinem Briefwechsel unter anderem mit dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen ersehen kann. G. Berbig: Ein Brief an Hans Landschad zu Steinach an Kurfürst Friedrich den Weisen 1520, in: Archiv für Reformationsgeschichte 2 (1904/05), S. 391–395.

nach⁹¹, ein Verwandter derer von Gemmingen, entschied sich im Jahr 1522, am Ende seines Lebens, für die lutherischen Lehren. Hans Landschad schaffte die Messe ab und veranlaßte den Verkauf der Kirchenornate, wobei der Erlös den Bedürftigen zukam⁹². Unter dem wachsenden Druck des katholischen Erzherzogs Ferdinand wandte sich Hans Landschad am 4. Juni 1526 hilfesuchend an seinen Vetter Dietrich von Gemmingen, den Sohn Blickers⁹³. Dietrich überließ die Beantwortung des Briefes Johannes Brenz, der in engem Kontakt zu ihm stand⁹⁴. Der erste indirekte Beweis für die Bekanntschaft Dietrichs von Gemmingen mit Johannes Brenz ist eine Widmung in Brenz' Schrift *Von milterung der fursten gegen den auffrürischen Bawren*⁹⁵. In dieser im Bauernkrieg entstandenen Abhandlung – Ende Mai/Anfang Juni 1525 wurde der Aufstand vom Schwäbischen Bund niedergeschlagen – forderte Brenz die Fürsten auf, die aufständischen Bauern nachsichtig zu behandeln. Brenz sprach in seinem Schreiben den Kraichgauer Adel an, auf den er durch persönliche Kontakte Einfluß hatte. Die Widmung an Dietrich stammt von Bartholomäus Westheimer, Pfarrer in Rastatt, der die Schrift zur Drucklegung gab.

Die fortschrittliche Haltung der Reichsministerialen für die Ideen der Reformation ist hinsichtlich der Zurückhaltung der umliegenden Reichsstädte und der massiven Opposition des benachbarten Herzogtums Württemberg bemerkenswert⁹⁶. Im Jahre 1519 wurde Herzog Ulrich von Württemberg vertrieben und der konservative

91 Hans Landschad gehört nicht im engeren Sinne zum Kraichgau, er war aber in dieser Region begütert und zudem mit den Gemmingen verschwägert; s. Grafik 2. Seine Bedeutung für die Reformation ist heute noch an der Inschrift auf seinem Grabmal in der Neckarsteinacher Kirche abzulesen; vgl. W. Einsingbach: *Kunstdenkmäler des Landes Hessen*, Kreis Bergstraße, Bd. 2, München 1969, Abb. 687.

92 K. Fr. Vierordt: *Geschichte der evangelischen Kirche in dem Großherzogtum Baden*, Bd. 1, Karlsruhe 1847, S. 143. Bereits in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts wurden evangelische Gottesdienste in Daudenzell und Breitenbronn, die zu den Besitzungen der Familie Landschad gehörten, abgehalten. Im Jahr 1525 bietet Hans Landschad dem evangelischen Geistlichen Jacob Othter Zuflucht, der von der österreichischen Regierung aus Kenzingen vertrieben wurde.

93 Johannes Brenz: *Frühschriften*, Teil 1, hrsg. von Martin Brecht u.a., Tübingen 1970, S. 111.

94 Ebd., S. 111–112: Johannes Brenz, der 1499 in Weil der Stadt geboren wurde, war seit 1514 an der Universität Heidelberg und Griechischlehrer von Martin Bucer (1491–1551) und verfaßte die Schrift *Wie man sich in mitelmessigen stücken der Cermonien halten sol*; R. Stupperich: Martin Bucer, in: Kurt Galling (Hrsg.): *Religion in Geschichte und Gegenwart* (RGG). Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft, Tübingen³ 1957 ff; hier: Bd. 1, Sp. 1453–1457: Bucer war zunächst Dominikaner in Schlettstadt im Elsaß und danach am Heidelberger Konvent. Er erwarb den Magistergrad an der Universität Heidelberg und wurde nach der päpstlichen Dispens vom Ordensgelübde Weltpriester. Er war einer der ersten Priester, der heiratete. Er vermählte sich 1522 mit Elisabeth Silbereisen, die 12 Jahre Nonne im Kloster Lobenfeld war. J. Rott: *Correspondance de Martin Bucer*, Bd. 1, Leiden 1979 (Studies in Medieval and Reformation Thought 25), S. 59–72: Brief Martin Bucers an Beatus Rhenanus. Martin Bucer war 1518 bei der Disputation Luthers im Heidelberger Augustiner-Konvent anwesend und schrieb diese mit, um seinen Mitbrüdern davon zu berichten.

95 Brenz: *Frühschriften* (wie Anm. 93), S. 181. Brenz war seit 1522 Prediger an St. Michael in Schwäbisch Hall.

96 Meinrad Schaab: *Kirche und Schule*, in: *Der Neckar-Odenwald-Kreis* (Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg), Bd. 1, Sigmaringen 1992, S. 127.

und strikte Gegner der Reformation, Erzherzog Ferdinand von Österreich⁹⁷, ein Bruder Karls V., herrschte bis 1534 in Württemberg. 1521 wurde über Luther und seine Anhänger von Karl V. die Reichsacht ausgesprochen⁹⁸. Das Wormser Edikt hatte auch zur Folge, daß alle lutherischen Schriften verbrannt wurden. Nur durch den Schutz Friedrichs des Weisen von Sachsen war Luther die Flucht als „Junker Jörg“ auf die Wartburg möglich. Dietrich von Gemmingen selbst war als Hauptmann des Kraichgauer Ritterkantons beim Wormser Reichstag anwesend und erlebte dort das Auftreten Luthers⁹⁹.

Generell standen die Reichsritter hinter der Lehre Luthers, besonders angeregt durch dessen Schrift *An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung*¹⁰⁰ von 1520, die neben der Erneuerung der Kirche auch eine tiefgreifende gesellschaftliche Reform zum Thema hat. Durch die wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Veränderungen im 16. Jahrhundert waren die Ritterschaften an den Rand des gesellschaftlichen Systems gedrängt¹⁰¹. Zu dem politischen Defizit kam die zunehmende wirtschaftliche Verarmung. Mit Hilfe der Reformation hofften sie, ihre desolate Lage zu verbessern. Der Aufstand der Reichsritter 1523 unter der Führung von Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten hatte unter anderem zum Ziel, den Reichsrittern wieder politische Funktionen zu übertragen und sie durch die Überschreibung der kirchlichen Besitztümer aus ihrer finanziellen Notlage zu befreien. Die Kraichgauer Ritterschaft kam durch die Universität Heidelberg als ihr intellektuelles Zentrum früh mit den reformatorischen Ideen in Berührung, was die vielen Namen des Kraichgauer Adels in den Matrikellisten der Heidelberg Universität am Anfang des 16. Jahrhunderts belegen¹⁰².

97 1531 zum Röm. König Ferdinand I. gewählt.

98 *Martin Brecht*: Die Bedeutung der Herren von Gemmingen für die Reformation im pfälzisch-fränkischen Bereich, in: *WFr* 58 (1974), S. 109–119. Dietrich war auf dem Reichstag zu Worms anwesend. Meist wird dieses Datum 1521 als Beginn der lutherischen Predigten auf dem Guttenberg angenommen.

99 *A. von Lorent*: Wimpfen am Neckar. Geschichtlich und topographisch nach historischen Urkunden und archäologischen Studien, Stuttgart 1870, S. 151.

100 *D. Martin Luthers Werke*. Kritische Gesamtausgabe, Weimar 1883 ff. 58 Bde. Predigten und Schriften, 6 Bde. Tischreden, 11 Bde. Briefe, 11 Bde. Anmerkungen zur Bibelübersetzung; hier Bd. 6, S. 404–469; erschien im August 1520 in Wittenberg und wurde von Melchior Lotther gedruckt; noch im gleichen Jahr erschien eine 2. Auflage, die von Luther selbst durchgesehen wurde; mehrmalige Auflagen in Leipzig, Basel und Straßburg; das Werk *An den christlichen Adel...* ist eine von 3 Schriften, die Luther als Absage an Rom richtete: *Von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche* (gegen die Siebenzahl der Sakramente) und *Von der Freiheit eines Christenmenschen* (Rechtfertigung des Menschen: nicht durch Willensanstrengung oder gute Werke gelangt man zum Heil, sondern allein durch die Gnade Gottes).

101 Besonders durch das Aufkommen der Schußwaffen und der Landsknechtheere waren sie ihrer militärischen Aufgaben enthoben und besaßen somit keine direkte politische Macht mehr.

102 *Hermann Ehmer*: Die Kraichgauer Ritterschaft und die Reformation, in: *Rhein* (wie Anm. 53), S. 173–195, hier: S. 175, Anm. 11. Zum Kraichgauer Adel und der Reformation s. neuerdings auch *Klaus Gafner*: So ist das creutz das recht panier. Die Anfänge der Reformation im Kraichgau, Ubstadt-Weiher 1994 und *Gerhard Kiesow*: Von Rittern und Predigern. Die Herren von Gemmingen und die Reformation im Kraichgau, Ubstadt-Weiher 1997.

Bereits im Jahr 1522 gewährte Dietrich von Gemmingen dem Prediger Erhard Schnepf (1495–1558), der seit 1520 evangelischer Geistlicher in Weinsberg war, Zuflucht auf dem Guttenberg¹⁰³. Schnepf wurde 1495 in Heilbronn geboren und studierte in Erfurt und Heidelberg. Er war Nachfolger von Johannes Oecolampad¹⁰⁴ in Weinsberg, der die Weinsberger Prädikatur innehatte. Schnepf gehörte mit zum Kreis um Martin Bucer und Johannes Brenz, die bei Luthers Disputation 1518 im Heidelberger Augustinerkloster entweder anwesend waren oder genaustens davon unterrichtet wurden¹⁰⁵. Von 1522 an, nachdem er von Weinsberg vertrieben worden war, scheint Schnepf unter dem Schutz von Dietrich von Gemmingen in Neckarmühlbach das Predigeramt ausgeübt zu haben. Danach lebte er in Wimpfen und war später unter anderem Professor in Marburg, Tübingen und Jena¹⁰⁶. Hier, in dieser kleinen Pfarrkirche in Neckarmühlbach, begannen die reformatorischen Predigten im späteren Baden¹⁰⁷.

Erhard Schnepf spielte neben Johann Brenz und Ambrosius Blarer eine bedeutende Rolle bei der Einführung der Reformation im Herzogtum Württemberg, nachdem Herzog Ulrich 1534 sein Land dank französischer und hessischer Hilfe zurückgewinnen konnte. Schnepf gehörte zu den Unterzeichnern des *Syngamma Suevicum* von 1525, einer antithetischen Veröffentlichung zu Oecolampads Abendmahlschrift an die schwäbischen Prediger. Fast alle Unterzeichner hatten in Heidelberg studiert und gehörten entweder Adelspfarreien im fränkisch-schwäbischen Raum an oder kamen aus den Städten Hall oder Heilbronn¹⁰⁸. Johannes Brenz hatte sicher entscheidenden Anteil an diesem lateinisch verfaßten Text, den Luther sehr befürwortete. Luther selbst schrieb das Vorwort zu der von Johannes Agricola übersetzten Veröffentlichung des Werkes. In diesem Vorwort äußerte sich Luther zum ersten Mal direkt zur Abendmahlsfrage, die letztlich die Reformatoren spaltete¹⁰⁹. Das *Syngamma Suevicum* bedeutet den Sieg der lutherischen Abendmahlsauffassung im nördlichen Schwaben und Franken¹¹⁰. Martin Bucer, der Straßbur-

103 *Brecht*: Bedeutung der Herren von Gemmingen (wie Anm. 98), S. 110; *Ehmer*: Kraichgauer Ritterschaft (wie Anm. 102), S. 179. Andere reformatorisch Gesinnte auf dem Guttenberg waren: Kaspar Gräter aus Gundelsheim, der mit Brenz in Heidelberg studierte, wurde als Hauslehrer für Dietrichs Sohn Philipp angestellt und versorgte eventuell mit Schnepf die Neckarmühlbacher Pfarrei; der Nachfolger von Schnepf war Johannes Walz aus Brackenheim, der möglicherweise ein Schüler von Gräter war.

104 1482 in Weinsberg geboren, seit 1523 Leutpriester an St. Martin und Professor an der Universität in Basel.

105 *Ehmer*: Kraichgauer Ritterschaft (wie Anm. 102), S. 175.

106 *R. Dollinger*: Erhard Schnepf, in: RGG (wie Anm. 94), Bd. 5, Tübingen 1961, Sp. 1467.

107 *Brecht*: Bedeutung der Herren von Gemmingen (wie Anm. 98), S. 110.

108 *Brenz*: Frühschriften (wie Anm. 93), S. 227; von vierzehn namentlich genannten und einigen ungenannten Predigern (*ecclesiastae*) verfaßt, wahrscheinlich unter der Regie von Johannes Brenz.

109 *Ebd.*, S. 231: s. auch *Luther*: WA (wie Anm. 100), Bd. 19, 447–461; 1526 förderte Luther noch eine 2. Ausgabe des *Syngamma* in verkürzter Form.

110 *Karl Heussi*: Kompendium der Kirchengeschichte, ND der 12. Aufl. von 1960, Tübingen¹⁸1991, S. 296–297, † 78h–k: Der Abendmahlsstreit (1525–1528) spielte sich zwischen Lutheranern und den Schweizern ab, ausgelöst durch die fünf Traktate von Karlstadt von 1524, der die Realpräsenz bei der

ger Reformator, stand bei der Abendmahlsfrage auf der Seite von Zwingli und Oecolampad. Er negierte die reale Gegenwart von Leib und Blut bei der Eucharistie und vertrat dagegen die Auffassung, daß das heilige Abendmahl symbolischen Charakter habe. Bucer wollte bei dem Abendmahlstreit die Herren von Gemmingen für sich gewinnen, doch die Gemmingen'schen Prediger vertraten die Auslegung von Brenz, der auch ihr Sprecher war¹¹¹. An Weihnachten 1525 plante man auf dem Guttenberg ein einigendes Gespräch zwischen den Straßburger Theologen und der lutherischen Liga. Dieser Guttenbergtag fand aber ohne die Straßburger Theologen statt, die sich durch den Humanisten Simon Grynaeus (1493–1541) vertreten ließen¹¹². Eine Zusammenkunft der beiden reformatorischen Lager kam erst im Oktober 1529 in Marburg zustande. Doch die Erwartung, den dogmatischen Gegensatz zu überwinden und zu einem Konsens zu gelangen, scheiterte auch bei dem sogenannten Marburger Religionsgespräch.

Auch Dietrichs Brüder Wolf und Philipp unterstützten reformatorische Prediger wie Bernhard Griebler aus der Ortschaft Gemmingen oder Martin Germanus aus Fürfeld, der 1521 in Wittenberg studiert hatte¹¹³. Alle diese schriftlichen Nachrichten zeigen, daß die Familie von Gemmingen detailliert über die aktuellen Geschehnisse informiert war und das seitens der aktiven Reformatoren ein großes Interesse daran bestand, diese Familie für ihrer Sache zu gewinnen. Man darf nicht vergessen, daß die Universität Heidelberg in unmittelbarer Nähe war und viele reformatorische Prediger dort Theologie studierten. Luther selbst war 1518 bei den Augustiner-Eremiten in Heidelberg und verbreitete in seiner *Disputatio Heidelbergae habita* seine Thesen über die *theologia crucis*¹¹⁴. Durch sein Auftreten in Heidelberg gewann Luther in Süddeutschland viele Anhänger, wie den Dominikaner Martin Bucer, den Theologiestudenten Johannes Brenz sowie dessen Kommilitonen Erhard Schnepf, die Luther in Heidelberg hörten. Auch erlangte Luther die Anerkennung des kurpfälzischen Hofes¹¹⁵. Die *Disputatio* wurde nicht veröffentlicht und fand somit über Heidelberg hinaus keine Resonanz. Neben der intensiven Auseinandersetzung der Familie von Gemmingen mit den reformatorisch gesinn-

Feier des heiligen Abendmahls verleugneten. Zwingli schloß sich der literarischen Erörterung der Abendmahlsfrage mit seinen *Commentarius de vera ac falsa religione* an. Für ihn war das Abendmahl ein „Bekennnisakt der Gemeinde“. Zwingli war geprägt von den humanistischen Lehren im Geiste des Erasmus von Rotterdam.

111 *Brecht*: Bedeutung der Herren von Gemmingen (wie Anm. 98), S. 111 u. 115; es existiert auch eine briefliche Auseinandersetzung zwischen Brenz und den Straßburger Theologen, die auf der Seite von Zwingli standen.

112 *Ehmer*: Kraichgauer Ritterschaft (wie Anm. 102), S. 187–188, bes. Anm. 65 (mit Literaturangaben): Ehmer legt anhand von Quellen dar, daß das Gespräch auf der Guttenberg stattgefunden hat. Dagegen steht *Brecht*: Bedeutung der Herren von Gemmingen (wie Anm. 98), S. 115: Er nimmt an, daß die Straßburger diese Zusammenkunft boykottierten.

113 Ebd. S. 112.

114 *Luther*: WA (wie Anm. 100), Bd. 1, S. 353–374.

115 *Martin Luther*: *Disputatio Heidelbergae habita*, in: *ders.*: Studienausgabe, hrsg. von Hans-Ulrich Delius, Bd. 1, Berlin³1987, S. 187.

ten Köpfen in den zwanziger und dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts gab es auch Kontakte zu der pfälzisch-hessischen Ritterschaft. Dies belegt ein Briefwechsel zwischen einem Prediger derer von Gemmingen und Hartmut von Kronberg, der neben von Hutten einer der wichtigsten Anhänger der Reformation unter den Rittern war¹¹⁶.

Dieser religionsgeschichtliche Exkurs, der nur schlaglichtartig die kirchengeschichtlichen Ereignisse am Anfang des 16. Jahrhunderts in dieser Region beleuchtet, war von besonderer Bedeutung für die Erhaltung der mittelalterlich-christlichen Kunstwerke. Nur durch die frühe Einführung der lutherischen Lehre, die von der Reichsritterschaft massiv unterstützt und wohl auch von der Bevölkerung mitgetragen wurde, ist in vielen ehemaligen herrschaftlichen Kirchen die Ausstattung aus vorreformatorischer Zeit erhalten geblieben¹¹⁷.

Dies gilt vor allem auch für den noch zu besprechenden Marienaltar. Das Altarretabel mit der Schutzmantelmadonna¹¹⁸, das zum Kult der Verehrung der Mutter Gottes gehört¹¹⁹, zeigt ganz deutlich, daß der Bilderkult auch bei marianischen Themen nicht prinzipiell gegen die lutherische Auffassung der christlichen Lehre spricht. Luther selbst äußert: *Bilder, Glocken, Meßgewand, Kirchenschmuck, Altarlichter und dergleichen halte ich für frei. Wer da will, der kanns lassen, obwohl ich Bilder aus der Schrift und von guten Historien für sehr nützlich halte, aber doch frei und in eines jeden Ermessen. Denn mit den Bilderstürmern halte ich es nicht*¹²⁰. Bilder gehören nach Luther zu den Adiaphora; nur der Kult in Form von Gewährung von Sündenablaß durch das Betrachten und Anbeten der Bilder oder der Stiftung von frommen Bildern zur Sicherstellung des Seelenheils ist verwerflich und nicht im Sinne christlicher Glaubenslehre. Trotz Luthers grundsätzlich bilderfreundlicher Gesinnung kann man in seinem Werk eine deutliche Aussage gegen das Bild der Schutzmantelmadonna finden. *Im Bapstumb haben die mahler die Jungfrau Maria gemahlet, das sie dem herrn Christo ihre bruste so ehr gesogen hat, weise, und das sie unter ihrem mantel keiser, könige, fursten und herrn versamble, sie auch schutze und gegen ihren lieben Sohn vorbitthe, das ehr seinen Zorn und straffen gegen ihnen fallen lasse. Drumb hatt sie jederman angeruffen und sie hoher geehret dan Christim. Ist also die Jungfrau Maria zum greul oder*

116 Brecht: Bedeutung der Herren von Gemmingen (wie Anm. 98), S. 111; H. Seitz: Hartmut von Kronberg, in: RGG (wie Anm. 94), Bd. 4, Tübingen 1960, Sp. 81/82; Hartmut von Kronberg (1488–1549) aus dem Wetterauer Rittergeschlecht war sehr früh schon ein Anhänger Luthers und setzte sich für ihn auf dem Reichstag in Worms beim Kaiser ein; er verfasste u.a. mehrere Traktate und Flugschriften.

117 J. M. Fritz (Hrsg.), Die bewahrende Kraft des Luthertums. Mittelalterliche Kunstwerke in evangelischen Kirchen, Regensburg 1997.

118 Der Bildtyp des Schutzmantels verliert in nachreformatorischer Zeit an Beutung und taucht seltener auf.

119 Das marianische Thema der Fürsprache Mariens beim Jüngsten Gericht hat in der katholischen Kirche bis heute seinen Platz, während in der evangelischen Glaubenslehre eine ganz andere Auffassung vertreten wird.

120 Zit. nach: Luther und die Folgen für die Kunst. Ausstellungskatalog Kunsthalle Hamburg, Hamburg 1983, S. 9.

zum abgottischem bilde und Ergernis (jedoch ohne ihre schuldt) gemacht. Dieses hat der Bapst bestediget. Drumb so ist ehr ein Stiffter und Vater aller Ergerniss, die wider Christum gehen¹²¹. Luther wandte sich hier gegen diese Bilderfindung der Zisterzienser. Doch gleichzeitig fügte er in einem Nachsatz hinzu, daß es eben nicht um die Verehrung Mariens an sich geht – Martin Luther selbst soll ein gemaltes Marienbild in seiner Stube gehabt haben¹²² – sondern um die vom Papstum protegierte Marienfrömmigkeit, die die Mutter Gottes höher stellte als den Gottessohn.

Luther äußerte sich gegen das Wüten der Bilderstürmer, insbesondere gegen die Polemik von Karlstadt vor allem in seiner Predigt vom Mittwoch nach Invocavit am 12. März 1522 in Wittenberg¹²³. Diese vierte von insgesamt acht Predigten fand die größte Verbreitung durch zahlreiche Einzeldrucke¹²⁴. Nach Auffassung Luthers sind es nicht die Bilder, die zu verurteilen sind, sondern die Menschen, die sich durch das Anbeten von Bildern das Heil erhofften. Dieses falsche Heilsvertrauen entspricht einer abergläubischen Verehrung, während Luther einen unkultischen Umgang mit den Bildern befürwortete¹²⁵.

Die frühesten reformatorischen Predigten auf heutigem badischen Gebiet wurden in der Burgkirche der Reichsritter von Gemmingen gehalten. Der geistige Austausch mit dem lutherisch gesinnten Johannes Brenz hatte auch dazu beigetragen, daß deren Kirchenschätze erhalten geblieben sind. Dieser Aspekt verdeutlicht sich auch im Lebenswerk von Brenz, der „Großen Kirchenordnung“ von 1559¹²⁶, die einer zweiten Reformation in Württemberg gleichkommt. Hier weist Brenz in einem Kapitel auf die Notwendigkeit der Erhaltung von Kirchengut hin. Wie die historischen Nachrichten belegen, existierte zwischen Dietrich von Gemmingen und dem streng lutherischen Johannes Brenz eine enge Freundschaft, die sich auch da-

121 Luther: WA (wie Anm. 100), Bd. 47, 257, 9–15.

122 Ebd., Bd. 18, 70, 33–36; *Wider die himmlischen Propheten, von Bildern und Sakramenten*.

123 Ebd., Bd. 10, 3, S. 30–40; S. 35, 7–9: *Darumb muß ichs zugeben: die bielder seindt weder sonst noch so, sie seindt weder guot noch boeße, man mag sie han oder nit han*. Die Predigten entstanden, als Luther wegen den bilderstürmerischen Unruhen am 6. März 1522 von der Wartburg nach Wittenberg reiste, um Karlstadt indirekt Einhalt zu gebieten.

124 Luther und die Folgen (wie Anm. 120), S. 128: weniger zurückhaltend und ganz direkt bezeichnet Luther Karlstadt 1525 als einen Irrlehrer in seiner Schrift *Wider den himmlischen Propheten, von den Bildern und Sakramenten*.

125 S. auch Dürer in seiner Widmung an Willibald Pirckheimer, für Unterweisung der Messung, 1525: *Unangesehen, daß itzt bei uns und in unseren Zeiten die Künst der Malerei durch etliche sehr veracht und gesagt will werden, die diene zur Abgöttere, dann ein jedlich Christenmensch wirdet durch Gemäl oder Bildnis zu einem Afterglauben gezogen als ein frummer Mann zu einem Mord, darum daß er ein Waffen an seiner Seiten trägt; müßt wahrlich ein unverständlich Mensch sein, der Gemäl, Holz oder Stein anbeten wöllt*. Zit. nach Albrecht Dürer: *Schriften und Briefe*, hrsg. von Ernst Ullmann, Leipzig⁶ 1993, S. 210.

126 H. Fausel: Johannes Brenz, in: RGG (wie Anm. 94), Bd. 1, Tübingen 1957, Sp. 1400–1401.

rin zeigte, daß Brenz im Dezember 1526 die Leichenpredigt für Dietrich hielt¹²⁷. Der rege gedankliche Austausch der beiden reformatorisch gesinnten Männer hat entscheidend dazu beigetragen, mittelalterliches Kirchengut über fünfhundert Jahre an seinem von Anfang an bestimmten Platz zu erhalten.

III. Ton als künstlerischer Werkstoff im deutschsprachigen Südwesten

III.1. Der Werkstoff Ton

Da eine Folge von zwölf Aposteln mit Christus – die ältesten Ausstattungsstücke der Burgkirche in Neckarmühlbach – zu den plastischen Werken aus Ton gehören, möchte ich näher auf diesen Werkstoff eingehen. Die Ausführlichkeit dieser Kapitel begründet sich auch auf die heute selten erhaltenen plastischen Werke aus Terrakotta und deren Bedeutung im Neckar-Jagst-Gebiet, denn im Umkreis von nur zwanzig Kilometern haben sich bis heute noch drei derartige Apostelserien erhalten.

Ton war neben Alabaster und Steinguß ein beliebter Werkstoff in der Zeit um 1400. Die Gründe für das häufige Vorkommen von Kunstwerken aus diesen Materialien liegen nach Anton Legner in einer „gesteigerten Materialästhetik“ und in der Möglichkeit der „Vervielfältigung“ von Kunstwerken¹²⁸. Die Verwendung von Ton als sehr „weichem“ Werkstoff forderte ein plastisches Modellieren von voll- und weichschwingenden Gewändern geradezu heraus und entsprach dem Geschmack der Zeit – der Zeit des „Weichen Stils“. Vor allem kleinplastische Werke – mitunter von höchstem künstlerischen Rang – wurden aus Ton geformt. Für größere Werke eignete sich Ton wegen seiner Schwere einerseits und seiner Instabilität im ungebrannten Zustand andererseits weniger. Als Werkzeuge dienten neben den Händen, die den weichen Ton formten, auch Modellierhölzer und Messer für die scharfkantigeren Partien.

Durch die Verwendung des vergleichsweise preiswerten Materials Ton waren Bildwerke auch für weniger wohlhabende Adlige und Bürger erschwinglich. Die geringen Kosten für das Material stehen aber in keinem direkten oder zwingendem Zusammenhang zu dem künstlerischen Niveau der Werke. Man kann sich vorstellen, welche Blüte die Terrakottakunst um 1400 erlebte, da die Werkstätten Tonbildwerke im Vergleich zu anderen Kunstgegenständen sehr schnell und kostengünstig herstellen konnten. Außerdem war eine große Abnehmerschaft in der Lage, diese

127 Brenz schrieb eine Auslegung des Buches Hiob, die er 1526 Dietrich von Gemmingen widmete: *Johannes Brenz: Hiob cum piis et eruditissimis Johannis Brentii commentarijs, ad Hebraicam ueriatam ita translatus, ut nulla porro obscuritas Lectorem possit offendere*, Hagenau 1527, vgl. *W. Koehler: Bibliotheca Brentiana* (Beiträge zur Reformationsgeschichte), Berlin 1904, S. 7, Nr. 21.

128 *Anton Legner: Bilder und Materialien in der spätgotischen Kunstproduktion*, in: *Städel Jahrbuch NF 6* (1977) S. 158–176; besonders S. 170. Man darf über die ästhetische Wirkung des Materials aber nicht die leichte Verfügbarkeit von Ton in dieser Region im Mittelalter vergessen: Es gab fast überall, etwa im Abstand von zwanzig Kilometern, Tongruben und Werkstätten.

zu erwerben¹²⁹. Tonkunstwerke, die sich auf Grund ihrer Größe leicht transportieren ließen – sie sind meist zwischen 15 und 45 Zentimeter hoch – waren in ganz Europa verbreitet und galten als Handelsware auf dem internationalen Markt¹³⁰.

III.1.1. Die Herstellung von Tonbildwerken¹³¹

Die Herstellung von Kunstwerken in Ton erlaubte das Arbeiten mit Modeln und somit ihre Reproduktion. Bereits um 1370 kennt man das Reproduktionsverfahren mit Hilfe von Modeln¹³². Bei der Restaurierung der Lorcher Kreuztragung¹³³ konnte man feststellen, daß für die Köpfe und Teile der Rüstungen Modeln benutzt wurden, die in einem eigenen Prozeß gearbeitet und an die noch feuchte Figur angefügt wurden. Diese Teile sind meist massiv. Die Modeln wurden vornehmlich von Stempelschneidern oder Goldschmieden geschnitten¹³⁴.

Wie muß man sich die Herstellung einer solchen individuell gearbeiteten Plastik vorstellen? Der Figurenblock wurde auf einer Holzplatte, die als Unterlage diente, geformt. In der Mitte der Platte war ein Eisen- oder Holzdorn angebracht, um die Figur zu stützen, den man nach dem Trocknen der Tonplastik wieder entfernen konnte, ohne die Figur zu beschädigen¹³⁵. Wie wir am Beispiel der Lorcher Kreuztragung erfahren haben, gab es in Tonwerkstätten einen größeren Bestand von Modeln, mit denen man häufig vorkommende Grundformen schnell und einfach anfertigen konnte. Diese konnten, da sie nur getrocknet und noch nicht gebrannt waren, noch bearbeitet werden. Die Kleidung wurde den unfertigen Tonstatuetten regelrecht „angezogen“, indem man ganz dünn ausgerollte Tonplatten benutzte, ihnen umlegte und die Faltenwürfe mit Fingern und Werkzeugen modellierte. Die Hände für die Statuetten wurden mit Dübeln in den Vertiefungen der Arme befestigt.

Mit Hilfe von kammartigen Werkzeugen wurden Haare strukturiert, nachdem dünne Tonplatten auf den Kopf gelegt wurden. Für einen lockigen Haarschopf wurden einzelne, schneckenförmige Haarlocken nebeneinander angebracht, wie man deutlich bei dem Apostel Johannes der Neckarmühlbacher Folge erkennen kann. Ähnlich ging man bei der Gestaltung von Bärten vor. In dem noch lederharten Ton konnten individuelle Details – ganz nach Können und Geschmack des

129 Eine vergleichbare Entwicklung in einem ganz anderen Medium kann man bei den um 1400 aufkommenden Einblattholzschnitten feststellen.

130 *Hans Huth*: Künstler und Werkstatt der Spätgotik, Augsburg 1923, Anm. 117: Huth nimmt jedoch an, daß die Kunstwerke aus Ton besonders aus Böhmen kamen.

131 Das immer noch maßgebliche Werk für gotische Tonplastik ist *Hubert Wilm*: Gotische Tonplastik in Deutschland, Augsburg 1929 (!); und dort, speziell was den Herstellungsprozeß betrifft: S. 15–26.

132 *Beck* u.a. (wie Anm. 12), S. 82.

133 Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz Berlin, Gebrannter Ton, Höhe der Figuren max. 62 cm, Mittelrhein um 1425, Frag (im 2. WK beschädigt und z. T. zerstört), Inv. Nr. 8499.

134 *Wilm*: Tonplastik (wie Anm. 131), S. 15.

135 Ebd. S. 19. Eine andere Möglichkeit war das Modellieren um einen Hohlkern, wie man es bei den Guttenberger Aposteln feststellen kann.

Meisters – ausgearbeitet werden. Mit einem spitzen und harten Werkzeug war es möglich, Gesichtsfalten einzuritzen oder mit einem feinen flachen Gegenstand Sehnen und Adern, die unter der Haut hervortreten sollten, heraus zu modellieren. Danach wurden sie getrocknet¹³⁶ und unglasiert gebrannt.

Innen mußten die Figuren hohl bleiben, damit diese gleichmäßig gebrannt werden konnten und nicht sprangen¹³⁷. Oft findet man bei Tonplastiken auch die gesamte Rückseite ausgehöhlt. Bei diesen Werken kann davon ausgegangen werden, daß es sich um Abdrücke von einer Negativform handelt¹³⁸. Nach dem Brand wurden sie geglättet und, wie auch die Holzskulpturen dieser Zeit, farbig gefaßt¹³⁹, indem die polychrome Fassung auf einem dünnen Kreidegrund oder einer stark ölhaltigen Grundierung aufgetragen wurde. Die Grundierung schaffte die Verbindung zwischen dem Ton und der Farbe. Der Kreidegrund hatte den Vorteil, daß man ganz feine Zeichnungen von Haaren und Falten, die plastisch nicht formbar waren, noch nach dem Brand einritzen konnte¹⁴⁰.

Wie hat man sich aber den Werkstattverband vorzustellen? Arbeiteten Zeichner, Künstler und Handwerker Hand in Hand, oder war es eine einzige Person, die den gesamten künstlerischen und handwerklichen Fertigungsprozeß durchführte? Fertigten Tonplastiker ihre Statuetten nach Vorlagen von Holzschnitzern an, oder waren es dieselben Künstler, die mit beiden Materialien arbeiteten? Vergleicht man die Madonna im Strahlenkranz aus Holz von St. Sebald in Nürnberg mit den Nürnbergern Aposteln, kann man Kahsnitz zustimmen, daß zu dieser Zeit die Holzschnitzer auch als Tonplastiker tätig waren¹⁴¹, während eine Generation früher auch die Steinbildhauer mit Ton arbeiteten¹⁴². Als Vorlage für die „Bildbäcker“

136 *Wilm*: Tonplastik (wie Anm. 131), S. 19–26: Nur vollständig getrocknete Tonwerke waren zum Brennen geeignet, ohne daß Risse entstanden. Der „Trockenprozeß“ dauerte manchmal bis zu 3 und 5 Wochen.

137 *Dominik Bartmann*: Die Lorcher Kreuztragung, Blatt 863 Skulpturengalerie, hrsg. von dem Pädagogischen Dienst Staatl. Mus. Preuß. Kulturbesitz, Berlin 1984; Artikel Ton, in: *Beck* u.a. (wie Anm. 12), S. 82; s. auch die Billigheimer Figuren: Sie sind auf der Rückseite nicht ausgearbeitet, sondern ausgehöhlt.

138 Billigheimer/Allfelder Apostelfolge.

139 *Wilm*: Tonplastik (wie Anm. 131), S. 31: Es gab kalte und warme Bemalung, von denen die kalte Bemalung zur vornehmeren Technik gehört. Kacheln, Fliesen und andere Gebrauchsgegenstände wurden warm bemalt, das heißt die Bemalung wurde mitgebrannt.

140 Diesen Hinweis verdanke ich meiner Kommilitonin Judith Liebig, Restauratorin.

141 *Rainer Kahsnitz*: Skulptur in Stein, Ton und Holz, in: Nürnberg 1300–1550. Kunst der Gotik und der Renaissance. Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg, München 1986, S. 68; vgl. auch zwei sitzende Prophetenfiguren aus den Niederlanden, um 1400, Liebieghaus in Frankfurt: Die Frankfurter Propheten, die aus dem Brüsseler Rathaus stammen sind aus Holz geschnitzt mit einer polychromen Fassung. Sie sind bedeutend kleiner (ca. 15 cm hoch) als die von mir behandelten Apostel; vgl. *Michael Maek-Gérard* (Bearb.): Liebieghaus-Museum alter Plastik. Nachantike großplastische Bildwerke. Bd. 2: Italien, Frankreich und Niederlande 1380–1530/40, Melsungen 1981, Kat. Nr. 8 und 9.

142 Der Ritter, Tonfigur als Hauszeichen, Nürnberg um 1380, Berlin, Bode Museum, ist vom gleichen Künstler wie die Figuren des Schönen Brunnens bei *Kahsnitz* (wie Anm. 141), S. 66, Abb. 75.

dienten in erster Linie Musterbücher, die zu der Grundausrüstung jeder Werkstatt gehörten, möglicherweise auch Einblattholzschnitte, die weit verbreitet waren.

III.1.2. Apostelserien und Altarretabel aus Ton um 1400

Neben den wenigen erhaltenen Apostelreihen aus Holz sind noch eine Reihe von sitzenden Figuren aus Stein erhalten, oft eingebunden in die Portalplastik, wie beispielsweise die Archivoltenapostel des Kreuzwinkelmeisters in der Westvorhalle des Ulmer Münsters¹⁴³. Dieser Vergleich scheint zunächst etwas ungewöhnlich, da es sich bei der Portalplastik um die Münsterbauhütte in Ulm handelt, während die Tonplastik in Werkstätten angefertigt wurde. Doch Ringhausen stellt fest, daß die Ulmer Archivoltenapostel der gleichen Stilstufe angehören wie die Nürnberger Tonapostel¹⁴⁴. Bei beiden Künstlern bemerkt man das Streben nach mehr „Realismus“ beim Gestalten der Köpfe. Das Bemühen um Individualität ist besonders an dem Versuch zu erkennen, unterschiedliche Altersstufen der Apostel wiederzugeben. Die Zeichen des Alterns, erschlafte Hautpartien, eingekerbte Falten und das Hervortreten von Adern auf der Haut werden sichtbar gemacht. Das heißt nicht, daß sie realistisch im heutigen Sinne erscheinen, sie sind immer noch ganz dem „Schönen Stil“ um 1400 verpflichtet, doch es wird die Richtung erkennbar, in die sich die Kunst im Laufe des 15. Jahrhunderts entwickelt.

Wenn man die christlichen Kunstwerke aus Ton, die noch vollständig erhalten sind, zusammenzählt, ist deren Anzahl, gemessen an der Fülle, die einst vorhanden gewesen sein muß, erstaunlich gering. Eine Erklärung für diesen Sachverhalt könnte in der Zerbrechlichkeit des Materials liegen. Einzelfiguren sind durchaus in größerer Anzahl bis ins 20. Jahrhundert erhalten geblieben, während man ganze Altarwerke eher selten findet¹⁴⁵. Wo liegen die Gründe für diesen Umstand? Ton als Werkstoff stand offensichtlich nur in der Zeit des „Weichen Stils“ gleichberechtigt neben den sonst üblichen Materialien wie Stein, Holz, Marmor und Bronze. Die Beliebtheit dieses Werkstoffes muß mit der künstlerischen Gestaltung direkt zusammenhängen, da Ton vorrangig für Gebrauchsgegenstände und im künstlerischen Bereich nur für Bozetti, Models und dergleichen verwendet wurde und weniger als Material für Kunstwerke. Doch die geschmeidigen Faltenchwünge der Gewänder, die keine harten Umbrüche dulden, lassen sich beim Modellieren mit einem nachgiebigen Werkstoff in einer Weise realisieren, die beim Skulptieren schwerlich erreicht werden können. Ton konnte in dieser kurzen

143 *Gerhard Ringhausen*: Die Archivoltenfiguren des Ulmer Westportals, in: 600 Jahre Ulmer Münster (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm 19), Stuttgart ²1984, S. 209–241; hier S. 240: Ringhausen datiert die Figuren zwischen 1413 und 1415 und vergleicht sie mit dem Sarkophag von Saarwerden (um 1414) in Köln, der etwa gleichzeitig entstanden sein muß; bei den Figuren in Ulm bemerkt er die Ausstrahlung der Parler-Plastik, die auch bei der Architektur von Ulrich von Ensingen in Ulm und Straßburg zu verifizieren ist.

144 Ebd., S. 240

145 Beispiele s. unten.

Zeitspanne, am Anfang des 15. Jahrhunderts, seine ganze Blüte entfalten, da er die idealen Materialeigenschaften für die Verwirklichung des „Weichen Stils“ bot.

Ein beliebtes Motiv für Tonplastik war das Vesperbild, das noch in zahlreichen Varianten erhalten geblieben ist¹⁴⁶. Dieses wurde, ähnlich wie es für die Dominikanerkirche in Wimpfen am Berg überliefert ist, auf einen Seitenaltar oder in einer eigens dafür geschaffenen Nische als Andachtsbild verehrt und diente der privaten Frömmigkeit¹⁴⁷. Neben den Vesperbildern haben sich noch einige zum Teil vollständige Apostelserien aus Ton erhalten. Zu den prominentesten und künstlerisch herausragendsten gehören die Nürnberger Tonapostel, die um das Jahr 1400 entstanden sind. Auch die Kalchreuther Apostelfolge und die Apostel auf der Veste Coburg¹⁴⁸ stehen im weitesten Sinne mit dem Zentrum Nürnberg in Zusammenhang. Die Billigheimer, Neudenauer und Neckarmühlbacher Apostel wurden durch ihre räumliche Nähe zu einem Werkkreis zusammengeschlossen, der neben den nürnbergischen auch mittelrheinische Stilmerkmale aufweist¹⁴⁹.

Sehr wenige Beispiele von Retabel, die vollständig aus Ton hergestellt wurden oder deren Tonfiguren noch in ihrem ursprünglichen Kontext anzutreffen sind, haben die Zeit überdauert. Die mittelrheinischen Beispiele für Tonaltäre, das heißt Retabel, bei denen nicht nur die Figuren, sondern auch das Gehäuse aus Ton gemacht wurde, beschränken sich – soweit überliefert – auf sechs Stück, die größtenteils fragmentarisch erhalten sind. Das sind der Terrakottaaltar in Carden an der Mosel¹⁵⁰, der Bingener Altar¹⁵¹ (Fragment), die Lorcher Kreuztragung¹⁵², die Dernbacher Beweinung¹⁵³, der Marientod in Kronberg¹⁵⁴ und die Verkündigung¹⁵⁵

146 *Wilm*: Tonplastik (wie Anm. 131), S. 54–57: Dort listet Wilm alle Tonbildwerke Schwabens auf. Z. B.: Vesperbild aus Steinberg, um 1420, Ulm; die zwei Pietäs in Bad Wimpfen/Neckar (s. Abb. 63, 64).

147 *Endriss* (wie Anm. 76), S. 117: Der Klosterchronik des Predigerordens zufolge hat der Bischof Georg von Padua jedem Gläubigen, der vor diesem Bild ein Vaterunser und drei Ave Maria gebetet hat, einen Ablaß von vierzig Tagen gewährt. Dieses Andachtsbild ist allein zu dem Zweck aufgestellt worden, möglichst viele Gläubige in die Klosterkirche zu ziehen, die sich dann der Kirche durch großzügige Spenden erkenntlich erwiesen: *ad splendorem nostrae ecclesiae et ut eorum manifestos libentius beneficias ad incrementum eiusdem praebant*.

148 Christus und 11 Apostel, um 1400; auffallend bei dieser Folge ist, daß alle Hände der Tonfiguren fehlen. Wilm nimmt an, daß die Hände aus einem anderen Material gemacht wurden. *Wilm*: Tonplastik (wie Anm. 131), S. 50, Abb. 49–52.

149 Ebd., S. 58.

150 Mit erhaltenem Tonschrein.

151 Mittelrhein um 1415, Rekonstruktionsversuch durch Ehresmann, s. *Beck* u.a. (wie Anm. 12), S. 85.

152 *Bartmann* (wie Anm. 137), Blatt 863. Mittelrhein, um 1425, Berlin Dahlem, Skulpturengalerie, Inv. Nr. 8499, Frag.

153 Dieselbe Werkstatt wie für die Lorcher Kreuztragung, die wahrscheinlich im Rhein-Main-Gebiet anzusiedeln ist. Limburg/Lahn, Diözesanmuseum. Vgl. auch Tondörffer Epitaph aus St. Lorenz in Nürnberg.

154 Pfarrkirche Kronberg. Abb. 83/86 bei *Wilm*: Tonplastik (wie Anm. 131), S. 52/53.

155 Diözesanmuseum Köln.

in Köln¹⁵⁶. Die Beweinung Christi, die sich heute im Badischen Landesmuseum Karlsruhe befindet, wird nach jüngerer Zuschreibung nicht mehr dem mittelhheinischen, sondern dem niederbayerischen Kunstkreis, insbesondere Straubing, zugeordnet¹⁵⁷.

III.1.3. Tonwerkstätten im Neckar-Jagst-Gebiet?

Nach Meinung aller Autoren, die sich zu Kunstwerken aus Ton zu Anfang des 15. Jahrhunderts geäußert haben, besteht Einigkeit darüber, daß vor allem im mittelhheinischen¹⁵⁸ und fränkischen Raum¹⁵⁹, in Schwaben¹⁶⁰ und in Bayern¹⁶¹ hochrangige künstlerische Werkstätten vorhanden gewesen sein müssen, die sich auf Ton spezialisiert hatten¹⁶². Töpfereien, die Gebrauchskeramik herstellten, gab es fast überall¹⁶³. Diese Werkstätten stellten neben Gebrauchskeramik wie Gefäßen und Kacheln mit Hilfe von Modeln auch kleine Heiligenfiguren und Spielsachen her¹⁶⁴. Diese Figürchen waren sehr günstig zu erwerben und für einen großen

156 Der Maria-Schlaf-Altar im Frankfurter Dom ist entgegen der oft wiederholten Aussage nicht aus Ton, sondern aus roter Stuckmasse, graugelbem Sandstein und Ergänzungen aus Gips. Datiert ist dieses Werk auf spätestens 1440, das Stiftungsdatum ist 1434. *Wilm*: Tonplastik (wie Anm. 131), S. 14/15.

157 Abb. 97 in: *Eva Zimmermann* (Bearb.): Die mittelalterlichen Bildwerke in Holz, Stein, Ton und Bronze mit ausgewählten Beispielen der Bauskulptur, Badisches Landesmuseum Karlsruhe 1985, S. 153–157.

158 Frühes Beispiel rheinischer Tonplastik, evt. eine mittelhheinische Nachahmung aus Köln, ist die Thronende Maria, drittes Viertel 14. Jh. im Bad. Landesmuseum Karlsruhe, rot gebrannter Ton, Höhe 52,8 cm, im oberen Teil vollrund gearbeitet; s. *Zimmermann* (wie Anm. 157), S. 159–160, Abb. 100.

159 Mit den Zentren Nürnberg und Frankfurt.

160 Mit dem Zentrum Ulm (?) oder Umgebung von Ulm: z. B. Vesperbild aus Steinberg, um 1420–30, Liebieghaus Frankfurt/Main, Inv.Nr. 1450, Abb. in: *Kat. Liebieghaus Museum alter Plastik*. Bd. 3, Melsungen 1985, Abb. 1. Bei diesem Vesperbild handelt es sich um eine Reproduktion nach einem Modell. Es ist hinten ausgehöhlt. Auch konnte man eine Gruppe von Repliken dieser Figur finden, wie die Pietà aus dem Oettinger Schloß.

161 Mit dem Zentren Straubing und Landshut; zu Straubing: im Badischen Landesmuseum Karlsruhe befindet sich die Beweinung Christi, die zu den Hauptwerken der Straubinger Tonplastik zählt. Sie stammt aus der Zeit um 1440/50; s. *Zimmermann* (wie Anm. 157), S. 153–157, Abb. 97.

162 *Hubert Wilm*: Mittelalterliche Plastik im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg, München 1922, S. 44–54; *Heinz Stafski*: Die Bildwerke in Stein, Holz, Ton und Elfenbein bis 1450 (Kataloge des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg 1), Nürnberg 1965; *Legner* (wie Anm. 128); *Kahnsnitz* (wie Anm. 141), S. 61–74.

163 Im Rhein-Neckar-Gebiet und im Odenwald wurde im Abstand von 20 bis 30 Kilometern Ton abgebaut, der nicht sehr hochwertig war, aber für die Herstellung von Gebrauchskeramik ausreichte (Information von Dr. Uwe Gross, Heidelberg, Institut für Ur- und Frühgeschichte). Die neueste Publikation zum Thema Keramik in Schwaben ist: *Werner Endres, Wolfgang Czysz, Gabriele Sorge* (Hrsg.): *Forschungen zur Geschichte der Keramik in Schwaben* (Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Arbeitsheft 58), München 1993.

164 Durch archäologische Ausgrabungen sind wir von einer sehr großen Produktionsstätte für hochwertige Töpferware beispielsweise in Siegburg bei Köln unterrichtet. Erst vor kurzem konnte durch archäologische Funde eine mit Tonmodellen arbeitende Werkstatt in der Nähe der Burg Stammheim bei Calw, die dem Kloster Hirsau unterstand, nachgewiesen werden. Vgl. *Babette Ludovici*: Ein Tonmodell des 14. Jahrhunderts aus Calw-Stammheim, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 21 (1992), S. 61–63. Inwieweit diese Werkstatt tatsächlich mit dem Hirsauer Kloster in Verbindung stand, bedarf einer genaueren Untersuchung.

Käuferkreis bestimmt. Die Herstellung war denkbar einfach und nahm wenig Zeit in Anspruch. Mit Hilfe von Negativformen, sogenannten Klappmodellen, wie sie seit dem 14. Jahrhundert bekannt waren, konnte eine große Anzahl gleicher Figürchen hergestellt werden. Die eingefetteten Negativmatrizen¹⁶⁵ wurden meist mit einem feinen, fast weißen Ton gefüllt und dann gegeneinander gepreßt¹⁶⁶. Nach dem Trocknen ließ sich die Form abnehmen. Durch die zweiteiligen Model entstand bei der Fertigung ein umlaufender Grat, der nach dem Abnehmen der Hohlform verstrichen wurde. Das Versäubern der Naht durch Verstreichen des noch nicht gebrannten Tons kann man bei wenig sorgfältiger Ausführung sehen. Die Figuren wurden nicht glasiert, sondern bei sehr niedrigen Temperaturen im Brennofen „gebacken“. An den vorhandenen Farbresten ist manchmal noch zu erkennen, daß die Figuren kalt bemalt wurden. Werkstätten für solche kleinplastischen Werke aus Ton – die Figuren sind nur etwa 10 Zentimeter hoch – sind archäologisch in Köln, Worms, Utrecht und seit jüngster Zeit auch in Trier nachgewiesen. Doch neben der Serienanfertigung von Gebrauchsgegenständen existierten auch Werkstätten, in denen sogenannte Bildbäcker große durchmodellerte Tonplastiken und flache Reliefmodel für Tonabdrücke anfertigten. Bereits am Ende des 14. Jahrhunderts wurden großformatige Tonfiguren mit Modellen hergestellt¹⁶⁷. Nachdem das Model abgenommen wurde, konnte man die so angefertigte Reproduktion eines Negativmodells im Detail verändern und danach brennen. Durch genaue Untersuchungen kann man diese Methode bei der Madonna aus Hallgarten und der Muttergottes aus dem Zisterzienserkloster Eberbach feststellen, die ihrerseits noch eine reiche Nachfolge hatten¹⁶⁸. Ähnlich gelagerte Fälle sind die Heilige Anna Selbdritt aus dem Badischen Landesmuseum Karlsruhe und die Maria eines Vespurbildes im Spital von Bärenweiler¹⁶⁹.

Diese „Vervielfältigungsmethoden“ des Mittelalters kann man nicht aus der rationalen Sicht eines modernen Menschen des 20. Jahrhunderts beurteilen. Denn hier ging es nicht darum, eine kostengünstige und schnell anzufertigende „Kopie“ herzustellen, sondern darum, durch das Abbilden eines bestehenden christlichen

165 Die Formschneider schnitten eine Matrize (nicht Patrizie) direkt in den Ton, meist ein Relief, um Kästchen und ähnliches zu verzieren. W. v. Bode, W. F. Vollbach: *Mittelrheinische Ton- und Steinmodel aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts*, in: *Jahrbuch der Königlich Preussischen Kunstsammlungen* 39 (1918), S. 89–134.

166 Peter Seewald: *Tonstatuetten aus Spätmittelalter und Neuzeit*. Katalog der Sammlung im Rheinischen Landesmuseum Trier, in: *Trierer Zeitschrift für Geschichte und Kunst des Trierer Landes und seiner Nachbargebiete* 53 (1990), S. 293–310; hier: S. 293; den weißen Ton nennt man heute auch Pfeifenton, da er im 17. Jahrhundert für die Anfertigung von Raucherpfeifen verwendet wurde.

167 Beck u.a. (wie Anm. 12), S. 82–85.

168 Ebd. S. 84–86.

169 Spätgotik am Oberrhein. Meisterwerke der Plastik und des Kunsthandwerks. 1350 bis 1450. Badisches Landesmuseum, Karlsruhe 1970, S. 145; Abb. 91, Inv.Nr. V 7523; Hl. Anna Selbdritt, rötlicher Ton, wird um 1430/40 datiert und stammt aus dem schwäbischen Kunstkreis; Rückseite ist flach geschlossen, Höhe: 32 cm.

Kunstwerkes gleichzeitig die Glaubensinhalte des Urbildes zu übernehmen. Man findet in der gesamten europäischen Kunstgeschichte immer wieder die Legitimation eines christlichen Kultbildes oder Kultbaus, indem es prominente, bereits bestehende Werke imitiert. Ein Beispiel dafür ist die oben erwähnte Muttergottes aus Hallgarten. Ihr Urbild vermutet man in einem gotischen Gnadenbild, das mit dem Zisterzienserkloster Fontenay zusammenhängt¹⁷⁰. Man muß wohl beide Aspekte berücksichtigen, um den Werken wirklich gerecht zu werden.

Während Josef Sauer 1940¹⁷¹ noch annahm, daß die Apostelreihen aus Ton kein alltägliches Motiv waren und daraus dann einen Zusammenhang zwischen dem Nürnberger Zentrum für Tonproduktion zu dem im Neckar-Jagst-Gebiet herstellte, spricht Legner von einer regelrechten „Massenproduktion“ von Apostelfolgen oder auch anderer beliebter Heiligenfiguren. Diese „Massenware“ wurde dann vor allem aus flandrischen Städten¹⁷² bis nach Skandinavien und auf die Kanarischen Inseln exportiert¹⁷³. Viele kleinplastische Kunstwerke – meist handelte es sich um Marienfiguren oder Apostelserien¹⁷⁴ – findet man in bürgerlichen Häusern oder Klöstern. Entgegen der Auffassung, daß erst die Spätgotik Kunstwerke massenhaft produzierte, gab es Vergleichbares bereits bei der Kölner Holzskulptur im 14. Jahrhundert, wo unzählige Ursulabüsten und die bekannten Kölner Sitzmadonnen in Werkstätten gefertigt wurden¹⁷⁵. Ton als Werkstoff war am Ende des 14. Jahrhunderts besonders in Nürnberg von großer Bedeutung. Für Nürnberg nimmt bereits Stafski an, daß die Tonplastik nicht in die Anfänge des Zunftwesens gehört, sondern „als Ausläufer der Hüttenskulptur“ zu betrachten sei¹⁷⁶. Sicherlich hat das Zentrum Nürnberg auf die nahegelegenen Gebiete gewirkt. Das Hauptwerk der Nürnberger Tonplastik ist die Apostelserie, aus der sechs Plastiken heute im Germanischen Nationalmuseum aufbewahrt werden; die dazugehörigen drei Apostel befinden sich in der Jakobskirche¹⁷⁷. Von den Letzteren wurden die Fassungen 1938/39 im Germanischen Nationalmuseum freigelegt. Der Untersuchung zufolge

170 Beck u.a. (wie Anm. 12), S. 152, Beitrag 72.

171 Josef Sauer: Die Gangolfskapelle in Neudenu, Sonderdruck des Freiburger Diözesan Archiv NF 40 (1940), S. 147.

172 Besonders in Lüttich und Utrecht konnten durch archäologische Funde Reproduktionsverfahren nachgewiesen werden. Man fand Hohlformen, die benutzt wurden, um kleine Pfeifentonplastiken herzustellen. Jaap Leeuwenberg: Die Ausstrahlung der Utrechter Tonplastik, in: Studien zur Geschichte der europäischen Plastik. Festschrift Theodor Müller, München 1965, S. 151–166.

173 Legner (wie Anm. 128), S. 172; Beck u.a. (wie Anm. 12), S. 82.

174 Ein Beispiel für noch eine erhaltenen Apostelserie aus Flandern ist in Münster im Bischöflichen Diözesanmuseum erhalten. Die Figuren sind etwa 33 Zentimeter hoch und stammen aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts.

175 Eine andere beliebte Exportware aus den Niederlanden waren aus Holz geschnitzte Altarretabeln, die seit dem Anfang des 15. und bis ins 16. Jahrhundert hinein „beinahe fabrikmäßig“ hergestellt wurden. Walter Paatz: Süddeutsche Schnitzaltäre der Spätgotik. Die Meisterwerke während ihrer Entfaltung zur Hochblüte (1465–1500), Heidelberg 1963, S. 17.

176 Stafski (wie Anm. 162), S. 121.

177 Es liegt eine Magisterarbeit von Gisela Kohrmann aus Nürnberg vor, die die Nürnberger Tonapostel zum Thema hat.

waren die grau-weißen Mäntel der Apostel mit goldenen, vegetabilen Mustern geschmückt und mit roter Zeichnung versehen¹⁷⁸.

Eine Werkstatt für Tonfiguren konnte bislang im Neckar-Jagst-Gebiet nicht nachgewiesen werden¹⁷⁹. Es ist dennoch zu vermuten – und der stilistische Vergleich der erhaltenen Werke bestätigt dies – daß es eine bedeutende Werkstatt im fränkischen Raum gegeben haben muß, die möglicherweise Einfluß auf die Gestaltung der Apostel aus der Burgkirche Neckarmühlbach nahm¹⁸⁰. Im Mittelalter gab es im Südwesten von Deutschland sehr viele Hafnereien, die aus dem meist minderwertigen Ton Gebrauchsgegenstände herstellten. Die hochwertigeren Tonvorkommen gab es in dem nördlicher gelegenen Dieburg bei Darmstadt. Es ist kein Fall bekannt, daß in denselben Töpfereien neben Gebrauchskeramik auch plastische Kunstwerke gefertigt wurden. Man muß vielmehr davon ausgehen, daß dies zwei völlig verschiedene Berufszweige waren. Wahrscheinlicher ist eine Werkstattgemeinschaft, die plastische Werke und künstlerisch wertvolle Ofenkacheln herstellte. Man kann durch die Funde der plastischen Tonfragmente¹⁸¹ auf dem Heidelberger Heiligenberg vermuten, daß es dort eine Werkstatt gegeben haben könnte. Doch handelt es sich bei den Fragmenten um Stücke, die aus einem sehr feinen, gelblichen Ton gemacht wurden, während für die Apostelreihen von Neckarmühlbach, Billigheim und Neudenau ein Ton verwendet wurde, der durch den höheren Eisengehalt eine rötliche Färbung aufweist¹⁸². Das Fragment einer sehr zierlichen, fein ausgearbeiteten Hand mit einem Buch, das im Bereich des Westwerkes des Michaelskloster bei Heidelberg gefunden wurde, könnte möglicherweise von einem Apostel stammen. Dazu gehört wohl auch das Gewandfragment, das sich ebenfalls im Heidelberger Museum befindet. Nach der Größe der Hand zu urteilen, wäre die dazugehörige Plastik sicher nicht größer als 20 bis 30 Zentimeter, abhängig davon, ob es eine stehende oder sitzende Figur war. Ein weiteres Gewandfragment des Kurpfälzischen Museum, proportional größer als die eben beschriebenen, würde von der Färbung des Tons zu den Neckarmühlbachern passen.

178 *Stafski* (wie Anm. 162), S. 120; Abb. 106–111.

179 Nach freundlicher Auskunft von Dr. Uwe Groß, Heidelberg, Institut für Ur- und Frühgeschichte. Der gesamte folgende Abschnitt ist eine Zusammenfassung der Antworten, die mir Uwe Groß auf meine Fragen bezüglich des Vorkommens von Ton im Südwesten von Deutschland gab.

180 Eine Kreiseinteilung im heutigen Sinne gab es im 15. Jahrhundert noch nicht. Doch nach der Kreiseinteilung des deutschen Reiches im 16. Jahrhundert bildete sich der fränkische Kreis um die Städte Würzburg, Bayreuth, Bamberg, Nürnberg, Ansbach und Eichstätt. Der fränkische Kreis grenzte im Süden an den schwäbischen, im Westen an den kurrheinischen, im Nordwesten an den oberrheinischen und im Norden an den obersächsischen Kreis. *J. Engel, U. Noack* u.a. (Begr.) *Großer Historischer Weltatlas*, Tl. 3: Neuzeit, ND der Ausg. ⁴1981, München 1991, S. 2b.

181 Kurpfälzisches Museum Heidelberg, Archäologische Abteilung. Frau Dr. Ludwig vom Kurpfälzischen Museum war so freundlich, die Fragmente herauszusuchen, damit ich sie betrachten konnte.

182 Doch auch unterschiedlich gefärbter Ton ist nicht unbedingt ein Kriterium für die Herkunft, da ganz unterschiedliche Tonarten im gleichen Gebiet vorkommen können.

Die Häufung von erhaltenen Apostelserien in diesem Gebiet ist kein zwingender Grund, eine regionale Werkstatt anzunehmen. Der Standort der Apostelserien in drei kleinen, abgelegenen, herrschaftlichen Kirchen kann die Erhaltung begünstigt haben. Wenn man sich nochmals ins Gedächtnis ruft, daß diese künstlerischen Werke Exportware im weitesten Sinne waren, muß eine Werkstatt im Neckar-Jagst Gebiet nicht unbedingt vorausgesetzt werden.

III.1.4. Künstlerisch wichtige Zentren im mittleren Neckargebiet

Für die Gebiete, die weitab von den Kunstzentren lagen, ist es sehr schwierig und oft ein nicht zu klärendes Problem, von welchem Künstler oder aus welcher mittelalterlichen Werkstatt die Kunstwerke stammen. Es handelt sich bei diesen häufig um handwerkliche Arbeiten, die sich an erstklassigen Schöpfungen der Zeit orientierten, aber nicht deren Rang besaßen. Für die mittelalterliche Ausstattung in der Burgkapelle in Neckarmühlbach können wir für kein Werk eine Werkstatt oder gar einen Künstler mit ausschließlicher Sicherheit benennen. Wimpfen hat sicher eine wichtige Rolle während des frühen und hohen Mittelalters für dieses Gebiet gespielt. Neckarmühlbach gehörte zum Wimpfener Sprengel und die Stiftskirche in Wimpfen besaß das Patronatsrecht über die Kirchen St. Nikolaus und St. Eucharis bei der Burg Guttenberg¹⁸³. Noch in der Wormser Synodale von 1496, in einer Zeit, als Wimpfen auf politischer und kirchlicher Ebene bereits ohne Bedeutung war, wurden noch über elf Pfarreien aufgeführt, über die das Stiftskapitel das Patronatsrecht besaß¹⁸⁴. Durch die neuesten Untersuchungen von Andreas Hafer wissen wir, daß es keine herausragende künstlerische Werkstatt in der Reichsstadt Wimpfen im Spätmittelalter gab¹⁸⁵. Nur am Ende des 13. Jahrhunderts muß es eine bedeutende Bauhütte in Wimpfen im Tal gegeben haben, da beim Neubau von St. Peter im Tal zum ersten Mal östlich des Rheins französisches Formengut der Frühgotik im deutschen Reichsgebiet verwendet wurde¹⁸⁶.

Durch die kirchenpolitische Zugehörigkeit zur Wormser Diözese kann man analog eine künstlerische eruieren. Es ist durchaus möglich, daß sich Worms stark an der oberrheinischen Kunst mit dem bedeutenden Zentrum Straßburg orientierte. Nach Otto Schmitt gewann am Ende des 15. Jahrhunderts die mittelhessische Stadt Mainz für Worms größere Bedeutung gegenüber Straßburg¹⁸⁷. Aus den uns erhaltenen Werken des Spätmittelalters in Wimpfen werden die Verbindungen zu den

183 Seit Mitte des 12. Jh. war Wimpfen Archidiakonats der Diözese Worms, dem 89 Pfarreien unterstanden; im 14. Jahrhundert wurde der Wimpfener Sprengel in 3 Landesdekanate aufgelöst; besonders im 15. Jh. erfolgte ein weiterer Bedeutungsverlust Wimpfens, der sich im Abbau der zentralen Funktionen der Pröpste und des Offizials bemerkbar machte; *Hafer* (wie Anm. 28), S. 418.

184 Ebd. S. 420; sogar in Neudenuau, das zum Bistum Würzburg gehörte, besaß die Ritterstiftskirche Patronatsrechte.

185 Ebd. S. 434–437.

186 Ebd. S. 435.

187 *Otto Schmitt*: Mainz, Worms und die Pfalz, in: *Forschungen zur Kunstgeschichte und christlichen Archäologie* 2 (1953), S. 371–372.

Kunstzentren in Süddeutschland klar. Da sind vor allem Mainz, der Mittelrhein, Frankfurt, Ulm und das Schwabenland zu nennen. Kunstwerke von fränkischer Hand aus den Zentren Nürnberg, Würzburg und Rothenburg sind auffallend wenig erhalten¹⁸⁸. Offensichtlich existierten wenig Verbindungen zwischen der fränkischen Kunst und derjenigen des mittleren Neckargebietes. Bedingt durch die sehr frühe Zugehörigkeit zur Wormser Diözese scheint die Orientierung nicht nur im kirchlichen, sondern auch im künstlerischen Bereich mehr in westlicher Richtung verlaufen zu sein¹⁸⁹.

IV. Das Apostelkollegium aus Ton im 15. Jahrhundert

IV.1. Zur Darstellung von Aposteln in der christlichen Kunst

IV.1.1. Darstellungsvarianten des Zwölferkollegiums mit Christus

In dem nun folgenden Kapitel über die zwölf Apostel in der christlichen Kunst des Mittelalters geht es mir vor allem darum, Darstellungsvarianten aufzuzeigen, in denen die Apostel mit dem *Salvator Mundi* im Zusammenhang stehen. Es werden alle Fährten, denen ich im Laufe meiner Beschäftigung mit der Guttenberger Apostelfolge nachgegangen bin, dargelegt. Das primäre Interesse bestand darin, einen möglichen Standort zu rekonstruieren, der auch Aufschlüsse über die Funktion solcher Apostelreihen geben könnte.

In der Bildtradition erscheint das Zwölferkollegium bei der Aussendung der Apostel durch Christus, beim letzten Abendmahl, bei Christi Himmelfahrt, an Pfingsten, bei Mariens Himmelfahrt, die ikonographisch mit Christi Himmelfahrt korrespondiert, und beim Jüngsten Gericht. Als stehende Gruppe erscheint sie bei den Himmelfahrtsszenen und bei der Aussendung. Wenn die Apostel sitzend versammelt sind, handelt es sich entweder um das letzte Abendmahl, oft in den Predellen der Altartabernakeln dargestellt, oder um das Jüngste Gericht. Beim Marientod dagegen stehen, sitzen oder knien die zwölf Jünger um das Sterbebett Mariens.

Für die Neckarmühlbacher Apostelfolge kommt nur die Darstellung des Jüngsten Gerichts in Frage¹⁹⁰. Seit dem 13. Jahrhundert werden in der westlichen Kunst die Apostel durch das Werkzeug ihrer Marter, das sie in Händen halten, identifizierbar¹⁹¹. Im 15. Jahrhundert gewann das Thema des Weltgerichtes an Bedeutung. Oft wurde das Jüngste Gericht mit seinem ganzen Schrecken, den es auf die Menschen in dieser Zeit gehabt haben muß, auf den Rückseiten der Altartabernakeln dargestellt.

188 Ebd. S. 436; Die Kreuzigungsgruppe bei der Stadtkirche wird Backoffen (Mainz), die Reste des Kreuzaltars in der Dominikanerkirche Michel Erhard (Ulm) zugeschrieben; Veronikatuch um 1400, mittelrheinische Herkunft; Grabsteine der Dominikanerkirche aus Würzburger Werkstätten.

189 Seit dem 10. Jh. wurde Wimphen als „kirchliches Zentrum im Osten der Diözese“ vom Wormser Bischof bezeichnet; ebd. S. 418.

190 Erklärung und Ausführung s. unten IV.2.1.

191 Die Ikonographie ist jedoch nicht immer eindeutig.

Hier war der Ort, wo im Mittelalter die Beichte abgenommen wurde¹⁹². Wie im Matthäusevangelium (Matthäus 19, 28) berichtet wird, werden beim Weltgericht die zwölf Apostel neben Christus sitzen, um als Beisitzer des obersten Weltenrichters über die Menschen zu urteilen.

Im Chor einer Kirche, wo Apostel häufig als bildlicher Schmuck anzutreffen sind, ergeben sich vielfältige Möglichkeiten der Darstellung. Man findet sie beispielsweise in Verbindung mit Kreuzigungsgruppen. Ein prominentes Beispiel ist heute noch im Halberstädter Dom zu sehen: Unterhalb der Triumphbogengruppe ist ein sogenannter Apostelbalken aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts angebracht. In kleeblattförmigen Nischen sind die Brustbilder der Apostel, die ihr Attribut in den Händen halten, abgebildet, während auf der Rückseite der herausnehmbaren Halbfiguren die Propheten erscheinen. Die Propheten des Neuen Testaments sind die Apostel. Diese Typologie trifft man noch anschaulicher am Fürstenportal des Bamberger Doms an, wo die Propheten die Apostel auf ihren Schultern tragen. Als theologisch-didaktische Bilder kann man die Apostel in großer Vielfalt innerhalb der Kirche entdecken; eingebunden in die Bauplastik, als Teil der kirchlichen Ausstattung und auf liturgischen Geräten und Gewändern. In romanischer Zeit findet man Apostel häufig als Schmuck auf Antependien oder auch an Chorschranken.

Der wichtigste Ort für das Apostelkollegium in einer Kirche ist der Altar, wo die heilige Eucharistie zum Gedächtnis an das Opfer Christi gefeiert wird. Im 12. und 13. Jahrhundert ist es im deutschsprachigen Gebiet fast ein Charakteristikum, die zwölf Boten auf Altarretabeln darzustellen¹⁹³. In der Spätgotik finden sich auf den süddeutschen und sächsischen Retabeln die Apostel meist als gemalte¹⁹⁴ oder geschnitzte¹⁹⁵ Halbfiguren in der Predella wieder, die sich um den *Salvator mundi* scharen.

Ganz wenige Beispiele, bei denen die Apostel mit Christus im Schrein dargestellt werden, sind noch erhalten¹⁹⁶. In Nürnberg in der St. Lorenzkirche steht ein Flügelretabel, in dessen Schrein, der in zwei Register mit je zwei mal drei Apostelgruppen unterteilt ist, die zwölf Apostel als geschnitzte Holzfiguren stehen. Die zwei Gruppen des oberen Registers stehen zu Seiten des thronenden Christus und die unteren zu Seiten des heiligen Abtes Deocarus. In der Predella ist der Abt als Toter in vollem Ornat in einem Sarkophag liegend dargestellt. Die Flügel sind in-

192 *Sibylle Setzler*: Bildprogramme schwäbischer Retabel der Spätgotik, in: Meisterwerke massenhaft. Die Bildhauerwerkstatt des Nikolaus Weckmann und die Malerei in Ulm um 1500, Ausst. Kat. Württembergisches Landesmuseum, Stuttgart 1993, S. 346.

193 *Joseph Braun*: Der christliche Altar in seiner geschichtlichen Entwicklung, Bd. 2, München 1924, S. 484; Beispiele: Retable Mosan, früher auch Koblenzer Retabel genannt, entstanden im Kölner Umkreis Anfang des 12. Jh., Musée de Cluny; zwei Mindener Retabeln, Kaiser Friedrich Museum, Berlin. 194 Hochaltarretabel in Tiefenbronn, Hochaltarretabel Jacobskirche in Rothenburg ob der Tauber; Thalheimer Retabel.

195 Hochaltarretabel in der Klosterkirche von Blaubeuren; Isenheimer Altar, Colmar, Musée d'Unterlinden.

196 Steinretabel, Kirche des Heiligen Dymhna von Gheel (Antwerpen), 14. Jh; Beginenkirche im belgischen Tongern.

nen und außen bemalt und stammen von einem Vorgängeraltar mit unbekanntem Aussehen. Bei geschlossenem Zustand sind Szenen aus dem Leben des Heiligen Deocarus (798–832) zu sehen, des Gründerabts des Klosters Herrieden¹⁹⁷. Auf den Innenflügeln, die in zwei Bildfelder unterteilt sind, ist links die Verklärung Christi und darunter Petrus dargestellt, während auf dem rechten Flügel die Auferstehung und das heilige Abendmahl zu sehen sind. Die Figuren im Schrein waren eine Stiftung des Patriziers Andreas Volckamer und seiner Ehefrau Margarethe Haller. Durch das Todesdatum der Ehegatten im Jahr 1436/37 sind die Holzskulpturen datiert¹⁹⁸. Die gesamte Anordnung dieses Retabels erscheint merkwürdig und nicht ganz stimmig. Doch es gibt keine wissenschaftlichen Untersuchungen zu diesem Werk, die eventuell Licht in die ungewöhnliche Zusammenstellung bringen könnte.

Das stehende Apostelkollegium mit Christus als *Salvator mundi* in der Predella eines Altarretabels hat sich in der katholischen Pfarrkirche von Gressenich aus dem Ende des 15. Jahrhunderts erhalten. Es handelt sich um das Schnitzretabel mit bemalten Flügeln des südlichen Seitenaltares, dessen Schrein 2,32 Meter hoch und 2,42 Meter breit ist¹⁹⁹. Die Apostelstatuetten aus Holz stehen auf kleinen Konsolen und werden durch geschnitzte Baldachine bekrönt.

Ein spätes Beispiel für sitzende Apostel sind Tilman Riemenschneiders zwölf Apostel aus Lindenholz, die heute im Bayerischen Nationalmuseum in München aufbewahrt werden²⁰⁰. Sie sind zwischen 1505 und 1510 entstanden und bestehen aus vier vollplastischen und acht im Hochrelief gearbeiteten Sitzfiguren, die paarweise einander zugeordnet sind. Es ist nicht eindeutig zu rekonstruieren, in welchem Zusammenhang sie gestanden haben. Einige Wissenschaftler nehmen an, daß sie ursprünglich an einem oktogonalen hölzernen Gehäuse eines Taufbeckens angebracht waren²⁰¹. Bereits im Neuen Testament wird die enge inhaltliche Verbindung zwischen den Aposteln und dem Sakrament der Taufe hervorgehoben: Die elf Apostel erhielten von dem Auferstandenen ihren Missionsbefehl, welcher lautete: *euntes ergo docete omnes gentes baptizantes eos in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti* (Matthäus 28,19). Im Markusevangelium wird der Täufauftrag in Zusammenhang mit der Predigt des Evangeliums gesetzt (Markus 16,15/16), denn

197 Als das Kloster 1316 mit Beteiligung der Nürnberger zerstört wurde, sind die Reliquien von Deocarus in die Lorenzkirche nach Nürnberg transferiert worden.

198 Günther Bräutigam: Die bildende Kunst zur Zeit der Luxemburger, in: Gerhard Pfeiffer (Hrsg.): Nürnberg – Geschichte einer europäischen Stadt, München 1971, S. 112 und Gerhard Pfeiffer (Hrsg.): Geschichte Nürnbergs in Bilddokumenten, München 1970, Abb. 142.

199 Heribert Reiners (Bearb.): Landkreise Aachen und Eupen (Kunstdenkmäler der Rheinprovinz 9/2), Düsseldorf 1912, S. 475/6, Tafel VI: Herkunft des Retabels aus dem rheinisch-belgischen Grenzgebiet.

200 Vgl. auch die 12 Apostel aus Terrakotta in St. Ulrich in Augsburg, Ende 16. Jh., Abb. in: Zf. f. Kunst, Kultur und Geschichte, Das schwäbische Museum, S. 39.

201 Theodor Müller (Bearb.): Die Bildwerke in Holz, Ton und Stein von der Mitte des 16. Jahrhunderts (Kataloge des Bayerischen Nationalmuseums München 13/2) München 1959, S. 147–151, Abb. 135–146.

nur wer an die Botschaft des Auferstandenen glaubt, der soll in seinem Namen getauft werden.

IV.1.2. Funktion und Standort von Apostelreihen

Die größere Verbreitung von Altarretabeln, nämlich ein gemaltes oder geschnitztes Bild auf den Altar zu stellen, begann eigentlich erst im 14. Jahrhundert und wird im 15. Jahrhundert allgemein üblich. In der Zeit davor schmückten Malereien hinter und über dem Altar den Chor einer Kirche. Im deutschsprachigen Gebiet kann man seit der Mitte des 15. Jahrhunderts das Flügelretabel als gängigen Bilderschmuck für den Altar finden. Es ist auffallend, daß genau zu diesem Zeitpunkt, nämlich in der Mitte dieses Jahrhunderts, die Produktion der Apostelserien abreißt. Möglicherweise war die Darstellung des *Salvator mundi* mit den zwölf Aposteln ein beliebtes Thema für Altarretabel, als „Rückwände“ ohne Flügel auf einer Altar- mensa stehend. Dafür würde auch das Volumen der einzelnen Tonfiguren sprechen. Sie sind ganz eindeutig auf Vorderansicht konzipiert, doch werden die seitlichen und rückwärtigen Partien ausgearbeitet, wenn auch in sehr summarischer Weise. Bei den Retabeln war die Erfordernis einer Verminderung des Volumens der Statuetten nicht so eminent wie beispielsweise bei den Flügelaltären, die weit- aus größere Dimensionen hatten. Durch die geringere Schreintiefe der Flügelreta- bel und die Notwendigkeit, das Gewicht zu vermindern, kann bereits im 14. Jahr- hundert die Reduzierung der Vollfigur konstatiert werden²⁰².

Einzelskulpturen ohne Rahmenarchitektur, in Form eines Schreins, eines Balda- chins oder im Verbund mit Architektur, gab es im Mittelalter kaum, und erst in der Renaissance erinnerte man sich wieder an die antike Freifigur. Eines der wenigen Bildthemen, die eine begrenzende und befestigende Architektur nicht benötigen, ist in der christlichen Kunst des Mittelalters nur das Kruzifix.

Das Apostelkollegium an der Emporenbrüstung hat sich im deutschsprachigen sa- kralen Bereich nur selten erhalten. Die geringe Anzahl steht wahrscheinlich in di- rektem Zusammenhang mit den baulichen Veränderungen, denen eine Westempore unterworfen war. Von den drei Beispielen, die ich aufführen möchte, beginne ich mit dem Jüngsten. In der Pfarrkirche Zum Heiligen Mauritius in Spitz an der Do- nau (Österreich) befindet sich das Zwölferkollegium mit Christus aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts an der Westemporenbrüstung unterhalb des Orgelpro- spekts²⁰³. Die stehenden Apostel sind aus Holz und halten ihr Attribut in den Hän- den. Aus späterer Zeit stammen Beischriften, die sie namentlich kennzeichnen. Die einzelnen Figuren stehen unter Dreipaßarkaden auf Sockeln rechts und links neben Christus.

202 *Peter Tångeberg*: Holzskulptur und Altarschrein. Studien zu Form, Material und Technik. Mittel- alterliche Plastik in Schweden, München 1989, S. 155. Der Verf. behandelt in seinem Buch zwar schwe- dische Altarretabeln, doch kann man diese Entwicklung durchaus als allgemein betrachten.

203 *Hans Tietze* (Bearb.): Die Denkmale des politischen Bezirkes Krems in Niederösterreich (Öster- reichische Kunsttopographie 1), Wien 1907, S. 389; Abb. 273, 277.

Im Nordtrakt der Kapelle St. Georg in Landshut auf der Burg Trausnitz ist ein frühgotisches, figürliches Programm aus Stuck an der Empore der Ostseite der Kirche erhalten. Auf der Brüstung der Ostempore befindet sich unter dem freihängenden Triumphkreuz eine Galerie mit Christus als Weltenrichter und den Beisitzern²⁰⁴. Die Heiligen und die Apostel sind in der Literatur nicht benannt, obwohl in ihre Nimben Namen eingraviert sind²⁰⁵. Die Stuckfiguren sitzen unter kleinen, schlichten Säulenarkaden auf einer Thronbank, und ihre nackten Füße ruhen auf einer unbearbeiteten Plinthe. Christus thront in der Mitte der siebzehn Figuren und ist durch Größe und reichere Dreipaßarkade ausgezeichnet. Rechts von ihm sitzen Maria und sechs weitere Heilige, während sich zu seiner Linken Johannes der Täufer befindet, der durch ein Medaillon mit einem Lamm eindeutig zuzuordnen ist²⁰⁶. Neben Johannes sind noch weitere neun Heilige dargestellt. Man vermutet hinter dem Programm einen Meister aus dem Umkreis der Straßburger Hütte. Die Brüstungsgalerie mit den Aposteln wird auf die Zeit um 1250/60 datiert.

Ein ähnliches ikonographisches Programm auf der Brüstung einer Westempore, etwa hundert Jahre früher, befindet sich in Sachsen-Anhalt in der Klosterkirche Gröningen. Die Reliefs, die in italienischer Stucco-Technik gearbeitet wurden, werden seit Adolph Goldschmidt auf 1170 datiert²⁰⁷. Die Originale sind heute im Bode-Museum in Berlin zu sehen. Christus thront mit ausgebreiteten Armen, der byzantinischen Orantenhaltung, auf dem Regenbogen. Um seine Arme sind rechts und links Inschriftenbänder geschlungen. Neben ihm sitzen die Apostel, leicht vornüber gebeugt, mit dem aufgeschlagenen Evangelienbuch. Unterhalb von Christus, auf dem Halbrund der Westemporenwand haben sich wenige Reste von Wandmalerei erhalten. Dehio sah dort noch das Jüngste Gericht²⁰⁸.

Das Deesis-Thema, verbunden mit Christus und seinen zwölf Beisitzern, gehört zur Gerichtsikonographie, die ihren bevorzugten Platz an Triumphbögen hatte. Doch auch im Bereich des Kunsthandwerkes ist dieses Motiv zu finden: Im British Museum in London hat sich eine überaus kostbare Pariser Goldschmiedearbeit er-

204 Die zwölf Apostel, drei Heilige, Maria und Johannes der Täufer; aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. *Herbert Brunner* (Bearb.): Landshut, Burg Trausnitz. Amtlicher Führer, Hrsg. Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen, München 1970, S. 54–55. *Achim Hubel*: Der Skulpturenzyklus in der Kapelle Burg Trausnitz zu Landshut, in: Wittelsbach und Bayern, Bd. 1/1: Die Zeit der frühen Herzöge. Von Otto I. zu Ludwig den Bayern. Beiträge zur Bayerischen Geschichte und Kunst 1180–1350, Ausst. auf Burg Trausnitz in Landshut, München 1980, S. 437–444.

205 Auf dem mir vorliegenden Fotomaterial (Marburger Index) konnte man nur vereinzelt die Schrift erkennen. Zum Teil wurden die Figuren im Jahr 1873 auch erneuert, wie beispielweise die Christusfigur.

206 Christus ist umrahmt von Maria und Johannes dem Täufer, wie man es aus den Deesis-Darstellungen kennt. Zu Seiten dieser Dreiergruppe, die eine eigene ikonographische Tradition besitzt, befinden sich die zwölf Apostel und noch weitere drei Heilige. Eventuell handelt es sich bei diesen um die Patronatsheiligen. Dann müßte einer der drei den heiligen Georg darstellen, was vor Ort überprüft werden könnte. Doch es ist Vorsicht geboten, da die Figuren zum Teil im 19. Jahrhundert ersetzt wurden.

207 *Regine Nahrwold*: Kloster Gröningen (Denkmale an der Straße der Romanik in Sachsen-Anhalt; Große Baudenkmäler 444), München/Berlin 1993, S. 10; Abb. S. 7 und 12.

208 Ebd., S. 12.

halten, die das Thema der Deesis und des Apostelkollegiums in einer wunderbaren Komposition verbindet. In dem hochrechteckigen Reliquiar mit einem halbkreisförmigen oberen Abschluß sitzt in der Mitte Christus auf der Sphaira und zu seinen Füßen Maria und Johannes. Am äußeren seitlichen Abschluß befinden sich jeweils sechs Apostel als Halbfiguren, deren mittlere Bekrönung Gott Vater darstellt²⁰⁹. Häufig sind auf liturgischen Geräten in komprimierter Weise dieselben ikonographischen Programme anzutreffen wie bei der Bauplastik der Kirchen.

Auch als figürlicher Schmuck von Sakramentshäusern, vornehmlich in Westfalen, waren Apostel ein beliebtes Motiv. Ein späteres Beispiel hierfür findet sich in Niederdeutschland. Es haben sich aus der Zeit um 1500 vier Sandsteinpfeiler einer Sakramentsnische mit stehenden Apostelfiguren erhalten, die heute im Liebieghaus-Museum aufbewahrt werden²¹⁰. Zwei der Apostel stehen in kleinen Nischen, die von einem Baldachin mit Eselsrücken und Blendmaßwerk bekrönt werden, der in einer mächtigen Fiale mit aufgesetzten Krabben und einer Kreuzblume gipfelt. Die anderen sind, wahrscheinlich aus Platzgründen, paarweise übereinander mit schlichteren Baldachinen angeordnet. Ein noch vollständig erhaltenes, riesiges Sakramentshaus aus dem Jahre 1392 mit einer Apostelreihe als Beisitzer des Jüngsten Gerichts, leider völlig versteckt durch den barocken Hochaltar, befindet sich in der Pfarrkirche Unserer Lieben Frau in Bamberg²¹¹.

IV.1.2.1 Exkurs über die Kalchreuther Tonapostel

Bei den Kalchreuther Tonaposteln lieferte ein Rechnungsbeleg den Hinweis darauf, daß die Figuren auf irgendeine Weise mit der Kirchenwand verbunden gewesen sein müssen. Der erste urkundliche Beleg für die Kalchreuther Apostel findet sich in einer Kirchenrechnung aus der Zeit um 1500: *Für die Eysen, da die zwölff Boten drauf stehen [...] 6 Pfund 7 Pfennig*²¹². Dieser Rechnungshinweis läßt ver-

209 Erwin Panofsky: A Parisian Goldsmith's Model of the Early Fifteenth Century? in: Beiträge für Georg Swarzenski, Berlin 1951, S. 70–84, hier S. 75, Abb. 7. Das Domreliquiar des Jean de Berry ist in Paris um 1400 entstanden.

210 Liebieghaus, Bd. 3 (wie Anm. 160), S. 261–266, Kat. -Nr. 113–116.

211 Das Sakramentshaus, eingefügt zwischen zwei Chorpfeilern, ist in einem sehr schlechten Erhaltungszustand. Das Interesse an der Erhaltung ist durch die vollkommene Funktionslosigkeit eher gering. Wenn man als Kirchenbesucher die barockisierte Kirche betritt, ahnt man nicht, welches einmalige Kunstwerk hinter dem Hochaltar im Chorumgang bewahrt geblieben ist. Georg Dehio (Begr.): Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Bayern I: Franken, bearb. von Tilmann Breuer u.a., Berlin/München 1979: Stilistischer Vergleich mit der Ottotumba, ehemalige Benediktinerklosterkirche St. Michael, evtl. von Johann I. Fuchs (1435–1446). Gesamtabb. in: Bruno Neundorfer: Pfarrkirche U. L. Frau, Bamberg (Schnell Kunstführer 354), München/Zürich⁵ 1992, S. 17.

212 Zit. nach: H. M. Saueremann: Die gotische Bildnerei und Tafelmalerei in der Dorfkirche zu Kalchreuth (Beiträge zur fränkischen Kunstgeschichte), Erlangen 1911, S. 31; Wilm: Tonplastik (wie Anm. 131), Abb. 122–124; Wilm datiert die Apostel von Kalchreuth um 1380 (S. 45), stilistisch vergleicht er sie mit den Aposteln der Landshuter Schule (Abb. 125–128 bei Wilm).

muten, daß die zwölf Apostel²¹³ mit einem eisernen Gegenstand an der Wand befestigt wurden²¹⁴. Es ist vorstellbar, daß ähnlich den stehenden Pfeileraposteln im Kölner Domchor, die Kalchreuther Apostel ihren Platz an der Chorwand auf Konsolen mit Baldachinen hatten²¹⁵.

Die Apostel symbolisieren architekturikonographisch die Pfeiler der *ecclesia*. Sie waren die Stellvertreter Christi auf Erden und besaßen übernatürliche Vollmachten, durch die sie als vermittelnde Instanz zwischen den Menschen und Gott/Christus wirkten. Die Kirche ist gebaut aus den lebendigen Steinen der Gläubigen, gestützt durch die Propheten und Apostel und verbunden durch Christus, dem Schlußstein, der die Verbindung zwischen den Wänden und dem Fundament symbolisiert. In der Weiheschrift von St. Denis im Jahr 1140 von Abt Suger ist zu lesen: *Medium quippe duodecim columnae duodenorum Apostolorum exponentes numerum, secundo vero totidem alarum columnae Prophetarum numerum significantes, altum repente suprigebant aedificantem*²¹⁶. Danach folgt, eingebunden in Sugers Weihetext, das Gleichnis von Christus als dem Eckstein der *ecclesia* aus dem Epheserbrief²¹⁷. Das Urbild der Kirche – Christus mit den zwölf Aposteln – spielt eine besondere Rolle bei der bischöflichen Weihe einer Kirche. Zum Kirchweihritus gehört die Weihe der inneren Kirchenwände mit zwölf Kreuzen, die seit dem hohen Mittelalter zahlensymbolisch mit den Aposteln gleichgesetzt werden²¹⁸. Das hochgotische Exemplum in der europäischen Kunstgeschichte für diesen Gedanken findet man in der Ste. Chapelle in Paris, wo die monumentalen Apostelstatuen in den Händen Scheibenkreuze halten. Aus romanischer Zeit haben sich im Goslarer Dom und in der Stiftskirche in Gandersheim aus den Jahren 1060 bis 1090 einige kleine Apostelstatuetten aus Stuck erhalten, die auf einem Gesims über den Mittelschiffarkaden angebracht wurden und die die Funktion von Wei-

213 Diese Folge von 12 Aposteln hat ebenso wie die Nürnberger eingedübelte Hände; die Apostel sind als Jacobus Maior, Jacobus Minor, Johannes, Andreas, Bartholomäus, Petrus, Paulus (mit 2 Schwertern), Matthias, Matthäus, Judas Thaddäus und Simon Zelotes identifizierbar.

214 Zu Funktion und Standort s. IV.2.4 und 2.5.

215 *Walter Paatz*: Von den Gattungen und vom Sinn der gotischen Rundfigur, Heidelberg 1950, v.a. S. 14; dort erläutert Paatz, daß Figuren des 15. Jahrhunderts stets Nischen- oder Tabernakelfiguren waren.

216 "Die zwölf Säulen in der Mitte, die natürlich die Anzahl der zwölf Apostel darstellen, sodann in zweiter Reihe dieselbe Zahl an Säulen des Umgangs, die die Zahl der Propheten bedeuten, heben das Gebäude plötzlich in die Höhe empor, das nach den Worten des Apostels geistig erbaut ist" (Übers. d. Autorin). Zit. nach *Erwin Panofsky*: Abbot Suger and the Abbey Church of St. Denis, Princeton 21979, S. 104: *De consecratione ecclesiae Sancti Dionysii*.

217 Epheser 2,19–22: *ergo iam non estis hospites et advenae/sed estis civis sanctorum et domestici Dei/super aedificati super fundamentum/apostolorum et prophetarum/ipso summo angulari lapide Christo Iesu/in quo et vos coaedificamini in habitaculum Dei in Spiritu*.

218 *Leonie Reygers*: Apostelkreuz, in: Reallexikon für deutsche Kunstgeschichte, Bd. 1, Stuttgart 1937, Sp. 830–832. Andere Beispiele: In der Liebfrauenkirche in Trier halten gemalte Apostelhalbfiguren Konsekrationskreuze; Minoritenkirche in Regensburg; häufig auch im bayerischen Barock.

heaposteln gehabt haben könnten²¹⁹. Aus den kleinen Konsolenfiguren entwickelten sich im Laufe der Jahrhunderte dann die Pfeilerapostel der Gotik.

IV.1.2.2. Funktion der Apostel bei Weltgerichtsspielen

Welche Rolle spielten Apostel bei geistlichen Spielen, die im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit der breiten Bevölkerung allgemein bekannt waren? Im Nachspiel der Weltgerichtsspiele lobpreisten und dank sagten die Apostel als Zwölfergruppe, nachdem der Jüngste Tag durch die alttestamentlichen Texte und der exegetischen Schriften der Kirchenlehrer angekündigt worden waren. Dem voraus ging ein zentraler Gerichtsakt²²⁰. Der am häufigsten vorkommende Typus von Gerichtsspielen begann mit dem einleitenden Prophetenreigen, der durch eine Gerichtsszene fortgesetzt und mit einem Apostelreigen beendet wurde²²¹. Zur Gerichtsszene gehörte die Fürbitte Mariens und Johannes des Täufers, wie man sie als Deesis-Darstellung aus der bildenden Kunst seit dem 7. Jahrhundert kennt²²². Die Aufgabe der Apostel war es, Gott zu loben, nachdem die Antiphon *Laudate dominum omnes gentes* erklingen war²²³. Im Canon Missae, dem zentralen Teil der Liturgie, der dem Sanctus folgte werden die Apostel bei den Fürbitten *Te igitur*, *Memento Dominum*, *Communicantes* und *Hanc igitur* genannt.

Das geistliche Spiel steht in keinem Zusammenhang zum antiken Drama oder zum neuzeitlichen Theater. Inhalt und äußere Form sind völlig anders. Es gibt keine dramatische Handlung im Sinne von stofflicher und inhaltlicher Konzentration. Vielmehr hat sich das geistliche Spiel aus der lateinischen Osterliturgie entwickelt. Textgrundlage sind neben den biblischen auch die liturgischen Texte. Die Spiele können als Fortsetzung der Predigt mit anderen Mitteln betrachtet werden. Sie veranschaulichen viel eindringlicher das Heilsgeschehen und lassen das „Publikum“ dieses miterleben. Das Erzeugen von Mitgefühl, wie wir es auch aus drastischen

219 1050 geweiht (Apostelstatuetten nicht mehr erhalten).

220 *Ursula Schulze* (Hrsg.): Churer Weltgerichtsspiel. Nach der Handschrift des Staatsarchivs Graubünden Chur Ms B 1521 (Texte des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit 35), Berlin 1993, hier S.16.

221 *Karl Reuschel*: Die deutschen Weltgerichtsspiele des Mittelalters und der Reformationszeit (Teutonia. Arbeiten zur germanischen Philologie), Leipzig 1906.

222 *Th. v. Bogyay*: Deesis, in: LCI (wie Anm. 68), Bd. 1, Sp. 494–499; in liturgischen Quellen finden sich schon im 6. Jahrhundert Zeugnisse für den Intercessiogedanken; das früheste erhaltene Deesis-Bild ist die Wandmalerei in S. Maria Antico in Rom aus dem 7. Jahrhundert, das von Byzanz beeinflusst ist. Im Westen wurde dieser byzantinische Bildtypus im Mittelalter übernommen und inhaltlich erweitert, indem es die gleiche Verwendung fand wie die *Maiestas Domini*, als ein Bild der Herrlichkeit Gottes. Ab der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts findet man die Verbindung von Deesis und Weltgericht, bis sie dann durch die Aufnahme in die Kathedralskulptur, zunächst in der Portalskulptur, allgemein üblich wird.

223 So zum Beispiel im Churer Weltgerichtsspiel (wie Anm. 220), fol 12v; anstelle der zwölf Apostel treten hier neben Petrus, als Vertreter des Apostelkollegiums, noch andere Märtyrer, alt- und neutestamentliche Heilige auf.

bildlichen Schilderungen in der Kunst kennen, hat einen primär didaktischen Zweck²²⁴.

IV.1.2.3. Das Symbolum Apostolicum

Die Verbindung der Apostel mit dem Credo, dem *Symbolum Apostolicum*, in der Weise, daß die einzelnen Glaubensartikel auf die Apostel verteilt sind, ist literarisch bereits bei Rufinus (Patrologia Latina 21, 335–86) und in zwei pseudoaugustinischen Predigten (Patrologia Latina 39, 2188–91) zu finden²²⁵. In der abendländischen Tradition haben die Apostel das Bekenntnis formuliert, das ursprünglich ein Taufbekenntnis war und seit dem 11. und 12. Jahrhundert auch in der Totenliturgie verwendet wird²²⁶. Von dieser Grundlage aus entwickelten sich besonders vom 14. bis 16. Jahrhundert verschiedene typologische Bezüge zwischen den Aposteln und den Propheten des alten Bundes. Diese spielten auch im Fronleichnamspiel des deutschen Mittelalters eine Rolle²²⁷. Der typologische Ehrgeiz der Theologen ging sogar soweit, die zwölf Monate und die Tierkreiszeichen mit den Aposteln in Beziehung zu setzen, bis dies dann mit dem Aufkommen des Humanismus als typologische Spielerei zurückgewiesen wurde.

Ein bekanntes bildliches Beispiel für die Verbindung der Apostel mit dem Credo ist der Elisabethschrein in Marburg. Über die Apostel sind die zwölf Credoartikel geschrieben²²⁸. Die zwölf Apostel gelten als die Verfasser des Credos, welches zunächst als Nicaeno-Constantinopolitanum in der Messe vorkam. Erst seit der Reformation wird es mehr und mehr als das Apostolicum in der Sonntagsliturgie vorherrschend und so zum Glaubensbekenntnis der christlichen Kirche, wie wir es heute kennen²²⁹. Aber auch im Schrein von Altaretabeln gibt es dieses ikonographische Schema. Im Mittelschrein des Retabels von Rossow stehen in zwei Registern neben einer zentralen Komposition – der Krönung Mariens und der Kreuzigung – die zwölf Apostel mit Spruchbändern in den Händen, auf denen ihre Namen und die zwölf Artikel des Credos geschrieben stehen²³⁰. Die Figuren sind aus der Zeit vor 1330.

224 Diese Informationen über das geistliche Spiel im Mittelalter habe ich aus der gleichnamigen Vorlesung von Prof. Dr. Lothar Voetz, die er im Wintersemester 1993/94 an der Universität Heidelberg gehalten hat.

225 H. W. van Os: Credo, in: LCI (wie Anm. 68), Bd. 1, Sp.461–464.

226 Römer 6,4: *Consepulti enim sumus cum illo per baptismum in mortem: ut quomodo Christus surrexit a mortuis per gloriam Patris, ita et nos in novitate vitae ambulimus.*

227 Peter K. Liebenow (Hrsg.): Das Künzelsauer Fronleichnamspiel (Ausgaben deutscher Literatur des XV. bis XVIII. Jahrhunderts, Reihe Drama 2), Berlin 1969.

228 E. Dinkler-v. Schubert: Der Schrein der Heiligen Elisabeth zu Marburg, Marburg 1964, S. 69–84.

229 H. W. van Os: Credo, in: LCI (wie Anm. 68), Bd. 1, Sp. 461. Auch im deutschen Fronleichnamspiel gab es das sogenannte Credo-Spiel mit den Propheten und Aposteln.

230 Hannelore Sachs: Der Rossower Altar und verwandte Werke, in: Die mittelalterliche Plastik in der Mark Brandenburg. Protokollband des internationalen Kolloquiums vom 2. bis 4. März 1989 in den Staatlichen Museen zu Berlin Bodemuseum, Berlin 1990, S. 115–122. Bei dem Retabel, das sich heute in Rossow befindet, handelt es sich um den ehemaligen Hochaltar des Havelberger Doms.

IV.1.2.4. Zusammenfassung

Die obigen Ausführungen von Zusammenhängen sollte die Vielfalt, in der Apostel als Gruppe auftreten, auf inhaltlicher und funktioneller Ebene verdeutlichen. Ebenso war ich bemüht, meine Vorgehensweise offenzulegen und aufzuzeigen, welchen Spuren ich bei der Suche nach einem möglichen Standort für die Guttenberger Apostelgruppe nachgegangen bin. Neben diesen Variationen bildlicher Quellen beschäftigten mich zwei Fragen: Steht das Ende der Produktion von Tonaposteln um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Zusammenhang mit liturgiegeschichtlichen Veränderungen? Gibt es irgendeine Verbindung zwischen der Darstellung des Apostelkollegs und dem Verbot der Aufführung von geistlichen Spielen in manchen Regionen seit der Reformation? Meinen Nachforschungen zufolge ist ein solcher Schluß nicht zulässig. Doch ist es meiner Ansicht nach legitim, die Bandbreite dessen darzulegen, was sich literatur-, liturgie- und sozialgeschichtlich in dieser Zeit vollzog. Anfangs des 16. Jahrhunderts stellten die Ideen der Reformation die traditionelle kirchliche Ordnung in Frage, in der Mitte des Jahrhunderts befaßte sich das Tridentinische Konzil mit einer kirchenpolitisch grundlegenden Reform, wobei jahrhundertalte kirchliche Strukturen neu überdacht und Mißstände beseitigt wurden. Doch in welchem Zusammenhang stehen diese Entwicklungen mit den Apostelserien aus Ton? Möglicherweise läßt sich das abrupte Einstellen der Produktion von Tonapostelserien darauf reduzieren, daß durch den Wandel des stilistischen Empfindens – vom „Weichen“ zum „Eckigen Stil“ – Ton nicht mehr dem Geschmack der Zeit entsprach. Unterschiedliche Materialien vermitteln eine andere „Ästhetik“. In jeder Stilepoche gibt es ganz besondere Materialvorlieben: Die Plastik vom 10. bis 12. Jahrhundert favorisierte vor allem Kunstwerke aus wertvollen Materialien wie Elfenbein und Edelmetallen, im 13. und 14. Jahrhundert dagegen herrschte die monumentale Steinplastik vor²³¹. Um die Jahrhundertwende, zur Zeit des „Weichen Stils“, entsprachen die geschmeidigen Werkstoffe Ton und Alabaster dem Stilempfinden. Der Vorzug eines Materials gegenüber den anderen wird auch durch technische Innovation nicht unerheblich beeinflußt, wie man beispielsweise an den vielen Steinplastiken der Gotik, die im Steingußverfahren hergestellt wurden, nachvollziehen kann. Ein weiteres Kriterium ist die sprunghaft ansteigende Produktion von geschnitzten Retabeln um die Mitte des 15. Jahrhunderts besonders in Straßburg und anderen Zentren²³². Sicher sind viele Faktoren bei der Auswahl von Motiven und Materialien bei der Entstehung eines Kunstwerkes von Bedeutung, und kein Argument für sich alleine genommen kann eine ausreichende Erklärung hierzu liefern.

231 Möglicherweise ergibt sich dieses Bild auch nur, weil sich die kleinplastischen Kunstwerke aus edlen Materialien erhalten haben, andere hingegen nicht.

232 Dagegen beschaffte sich beispielsweise Schwäbisch Hall noch in dieser Zeit geschnitzte Retabeln aus den Niederlanden.

IV.2. Die Neckarmühlbacher Apostelfolge

IV.2.1. Abendmahls- oder Gerichtsszene?

Oechelhäuser glaubte, daß es sich bei der Neckarmühlbacher Apostelfolge um eine Abendmahlsszene handelt, die ehemals die Predella des Hochaltars geschmückt haben könnte²³³. Gegen eine Abendmahlsdarstellung spricht vor allem die Darstellung Christi als Weltenrichter, der durch seine Gestik und das ihm beigegebene Attribut ikonographisch klar einzuordnen ist. Auch die Apostel machen deutlich, daß es sich nicht um eine Abendmahlsszene handeln kann, da sie die Attribute ihres Märtyriums bei sich haben. Christus hebt seine rechte Hand im Segensgestus und hält mit seiner linken die Weltkugel, auf der sich ein griechisches Kreuz befindet. Er ist der einzige in dieser Folge, der mit einem Nimbus ausgestattet ist. Auch ist er von der Schar der Apostel durch Größe – er ist etwa 15 Zentimeter größer – und durch Gestaltung und Ausdruck seines Gesichtes deutlich hervorgehoben. Der bärtige Christus sitzt in aufrechter, majestätischer Haltung auf seiner Thronbank, während die Apostel, die ihre Märtyriumswerkzeuge vorweisen, sich zueinander wenden oder gar Gesten des Disputierens machen²³⁴. Die Gesichtshaut von Christus ist makellos und ohne Falten. Zeichen des Alters oder seiner Passion fehlen. Sein Blick ist in weite Ferne gerichtet und er scheint nicht mehr der irdischen Sphäre anzugehören. Doch trotz der Strenge strahlen seine Gesichtszüge auch Weisheit und Würde des Richters über die Welt aus. Dieser Gesichtstypus greift ganz offensichtlich auf ältere Darstellungstypen zurück. Im Gegensatz zu den zwölf Aposteln wird Realitätsnähe nicht gesucht, sondern ganz bewußt vermieden. Christus ist der *Salvator mundi* beim Jüngsten Gericht mit seinen Beisitzern, den zwölf Aposteln, die an seiner Seite über die zwölf Stämme Israels Gericht halten, wie es im Matthäusevangelium geschrieben steht²³⁵.

Christus und die zwölf Apostel sitzen auf schlichten Thronbänken, die von vorne kaum zu sehen sind, da der Stoff der weich schwingenden Mäntel diese verhüllt. Ihre nackten Füße stehen auf einer unbearbeiteten Plinthe, die zusammen mit der Bank eine Einheit bildet. Fast alle Apostel sind mit einer langärmeligen, teils gegürteten Tunica bekleidet und tragen darüber ein Pallium meist mit Kragen oder auch Kapuze. In der einen Hand halten sie das charakteristische Attribut ihres Märtyriums, mit Hilfe dessen man sie weitgehend identifizieren kann²³⁶. In der anderen Hand dagegen halten die einen ein aufgeschlagenes oder geschlossenes Buch und die anderen gestikulieren. Sie halten ihre Köpfe, im Gegensatz zu dem

233 Oechelhaeuser (wie Anm. 59), S. 99.

234 J. Engemann: Apostel, in: LdM (Wie Anm. 18), Bd. 1, Sp. 787; disputierenden Apostelpaare ohne ihre Märtyriumswerkzeuge entwickelten sich aus der Sarkophagkunst; dort saßen meist zwei Apostel in den Interkolumnien der Säulensarkophage.

235 Matthäus 19, 28: *Iesus autem dixit illis: Amen dico vobis, quod vos qui secuti estis me, in regeneratione cum sederit Filius hominis in sedes maiestatis suae, sedebitis et vos super sedes duodecim, iudicantes duodecim tribus Israel.*

236 Zum Problem der Identifizierung: s. unten IV.2.2.

streng nach vorne blickenden Christus, leicht in verschiedene Richtungen geneigt. Haartracht und Bartwuchs der Apostel sind in ganz unterschiedlicher Weise ausgeführt. Man kann das große Bemühen um eine vielfältige Darstellung an vielen Details wie auch an den ganz unterschiedlich gestalteten Gesichtern feststellen, auf denen das Alter der einzelnen Apostel ablesbar ist. So ähnlich wie auch auf den ersten Blick wirken mögen, erkennt man bei eingehender Betrachtung doch die Breite der Darstellungsvarianten dieses Künstlers, der noch ganz dem „Weichen Stil“ verpflichtet war, auch wenn er, innerhalb der Grenzen seines Schönheitsideals, charakteristische und „individuelle“ Züge herauszuarbeiten versuchte.

IV.2.2. Beschreibung und Identifizierung

Christus als *Salvator mundi* ist mit 60 Zentimeter Höhe und 24 Zentimeter Breite die größte Statuette der gesamten Folge. Doch nicht nur seine Größe hebt ihn aus der Schar der Apostel hervor, sondern auch seine strenge Frontalität und die Auszeichnung mit einem Nimbus, der ursprünglich sicher mit dem Kreuz bemalt war. Er hat seine Rechte im Segensgestus erhoben, während er mit der Linken die Weltkugel hält, auf der ein Kreuz steht. Der Globus ist mit zwei Bändern umschlungen, die ein Fensterkreuz bilden. Das Fensterkreuz in der Kugel, eine Bilderfindung des 15. Jahrhunderts, hat sinnhafte Bedeutung: es ist zum einen das *Lux mundi*, zum anderen das Kreuz der Erlösung²³⁷.

Wie alle Figuren dieser Folge besitzt diese Statuette einen äußerst geschlossenen Umriß. Christus sitzt breitbeinig auf einer schlichten Thronbank, die von den weichschwingenden Falten des Palliums verdeckt wird. Er ist bekleidet mit einer Tunica, die am Halsausschnitt eine schleifenförmige Falte²³⁸ schlägt und über der Brust Christi in parallele Falten ausläuft. Die Ärmel sind stark gerafft und schlagen mehrere Parallelfalten. Über der Tunica trägt Christus nach antiker Manier das Pallium. Der weite Mantel ist über die schmalen Schultern gelegt und fällt im weichen Schwung von der rechten Schulter über das linke Knie, so daß das Innenfutter des Mantels sichtbar wird. Zwischen seinen Beinen bilden sich zwei große Schüsselfalten. Der Mantelsaum stößt auf und schwingt in s-förmigen Falten aus. Die Zehen der beiden nackten Füße von Christus schauen unter dem Mantelsaum hervor. Die knöchigen und langen Zehen sind anatomisch genau ausgearbeitet. Es

237 Anton Legner: Das Christusbild in der gotischen Kunst, in: LCI (wie Anm. 68), Bd. 1, Sp. 423–424.

238 Diese etwas unmotiviert Falte findet sich bereits in der karolingischen Buchmalerei, wie beispielsweise bei der *Maiestas Domini* und den Autorenbildern der Evangelisten im Godescale Evangelistar der Aachener Hofschule Karls des Großen (Paris, Bibliothèque Nationale, Nouv. Acq. Lat. 1203, fol. 3r, 16). Auch in romanischer Zeit findet man dieses Detail auf *Maiestas*-Darstellungen immer wieder. Auf einem Altarbild von Dieric Bouts, Die Gefangennahme Christi (Alte Pinakothek in München, um 1450/60), „erklärt“ der Künstler diese Falte am Halsausschnitt von Christi Tunica auf malerische Weise: ein Häscher greift grob nach dem Gewand von Christi, als Judas ihn durch den Kuß verrät.



Abb. 1 Christus, Gutenberg Apostelfolge, Vorderansicht (Foto: R. Wagenblast).

werden Knochen, Sehnen und Adern sichtbar. Die große Zehe des rechten Fußes ist abgebrochen.

Christus besitzt ein längsovales Gesicht und hat schulterlanges Haar, das die hohe Stirn freiläßt. Auf dieser ist ein dunkler Fleck, der von einer unsachgemäßen Ausbesserung stammt. Die Haare fallen hinter den tiefangesetzten, abstehenden Ohren in Locken herab. Am Hinterkopf liegen die Haare schlangenförmig, wie naß gekämmt, dicht am Kopf. Christus trägt einen Vollbart, dessen Kinnbart zunächst in



Abb. 2 Christus, Guttenberger Apostelfolge, Detailansicht (Foto: R. Wagenblast).

gekämmten Strähnen verläuft, die sich dann schneckenförmig einrollen. Die schräg geschnittenen mandelförmigen Augen sind plastisch gearbeitet, so daß der Augapfel sichtbar wird. Der starke schwarze Lidstrich um die Augen verstärkt den byzantinisch wirkenden Typus. Die Bemalung der gesamten Figur, wie auch das nachträgliche Schwärzen der Augenbrauen und des Backenbartes, stammen wohl aus jüngerer Zeit. Das Gesicht Christi ist auffallend glatt und makellos, ganz im Kontrast zu seinen Aposteln, denen die Sorgenfalten ins Gesicht geschrieben stehen.



Abb. 3 Christus, Guttenberger Apostelfolge, Rückenansicht (Foto: R. Wagenblast).

Die Figur ist am Rücken ausgebessert worden. Dort verläuft ein Riß quer über den Rücken. Auch der Daumen der segnenden Hand ist, nachdem er abgebrochen war, wieder befestigt worden. Bei den Händen Christi, die auch im Detail sehr genau ausgearbeitet wurden, ist am deutlichsten zu sehen, daß diese angesetzt sind. Die übliche Vorgehensweise dabei war, die massiven Hände mit Hilfe von Dübeln an den Armen anzubringen, wie es auch bei den Nürnberger Aposteln festgestellt werden konnte.

Zunächst möchte ich die gemeinsamen Stilmerkmale aller Statuetten kurz beschreiben, um ständige Wiederholungen bei den Einzeldarstellungen zu vermeiden. Die Apostel sind etwa 15 bis 20 Zentimeter kleiner als Christus und haben keine Nimben²³⁹. Alle Apostel sitzen auf einer gleichgestalteten, schlichten Thronbank, ihre nackten Füße ruhen auf einer kleinen, unbearbeiteten Plinthe. Sie wirken in ihrem Sitzen etwas instabil und etwas zu sehr geneigt, so als fielen sie gleich vornüber. Alle tragen Tuniken mit gerafften Ärmeln und neun von ihnen darüber ein Pallium. Sie haben schmale Schultern und kleine Köpfe. Die Gewänder hüllen sie ein, und nur im Bereich der Beine, besonders der Knie, ist Körperlichkeit zu erkennen. In ihren Händen halten sie das Werkzeug ihres Martyriums und ein Buch, oder sie machen eine beredende Geste. Alle Apostelattribute sind ebenfalls aus Ton, mit einer einzigen Ausnahme: die Messerklinge von Bartholomäus ist aus Holz. Sie sind fast vollständig erhalten; es fehlt nur der Kelch des Johannes. Man kann aber das Loch für den Dübel noch sehen, mit dem der Kelch auf seiner linken Hand befestigt gewesen ist²⁴⁰.

Ihre kleinen, zierliche Köpfe unterschiedlicher Größe sind leicht geneigt. Der Umriss der Figuren ist äußerst geschlossen, und nur ab und zu wird dieser durch einen nackten Fuß durchbrochen, der sich über die Plinthe hervorschiebt, oder durch das Vorzeigen ihres Marterwerkzeuges. Die Vorliebe des Künstlers zeigt sich in der Faltenbildung. Diese verlaufen in weichen Parallel- und Schüsselfalten, die besonders im unteren Bereich der Figuren mannigfaltig ausgearbeitet sind. Die Knie der Sitzfiguren sind immer deutlich zu sehen, da der Stoff von Tunica oder Pallium zwischen den Beinen eine Eintiefung bildet. Die Säume der Gewänder schwingen in weichen, schlangenförmigen Bewegungen aus und stoßen in runden knittrigen Falten am Boden auf.

Die noch sichtbare Bemalung ist jüngeren Datums. Sie ist zum größten Teil bereits abgeblättert. In den Vertiefungen ist zu sehen, daß nach dem Brand den Tonfiguren ein dünner Kreidegrund aufgetragen wurde, in den ganz feine Details eingeritzt wurden. Trotz ihres sehr guten Erhaltungszustandes – es fehlen nur hie und da ein Zehennagel oder eine Fingerkuppe – haben sie zum Teil größere Risse, die mit einem zementähnlichen Gemisch „ausgebessert“ wurden.

Nach einem Bericht des Landesdenkmalamtes Karlsruhe fiel die Petrusfigur im Jahr 1931 zwei Polizeibeamten beim Fotografieren hinunter²⁴¹. Der Kopf von Petrus war nur noch ein Scherbenhaufen von etwa 57 Teilen. Die Reparatur übernahm der Inhaber einer Buchbinderei und Schachtelfabrik aus Heilbronn. Er verwendete „Roggenschuppen“ vermischt mit Zement als Leim und verstrich die Lücken mit gelbem Wachs ohne Blütenstaub. Bevor er die gekitteten Stellen übermalte, modellierte er sie leicht nach. Im August desselben Jahres, sechs Monate

239 41–45 Zentimeter hoch und am Sockel 16–20 Zentimeter breit.

240 Auf Abb. 69 bei *Rudolf Schnellbach*: Spätgotische Plastik im unteren Neckargebiet, Heidelberg 1931, sieht man, daß es sich um einen Tonkelch gehandelt hat.

241 LDA KA, Akte II, 191, Neckarmühlbach, Kirche, Tonfiguren, 1931.



Abb. 4 Petrus, Guttenberger Apostelfolge (Foto: R. Wagenblast).

nachdem dieses Mißgeschick passierte, stellte man einen Sprung im Körper fest. Mit dem Sprung ist wohl die Fehlstelle an Petrus' rechter Seite gemeint. Denn erst bei genauem Betrachten der Figur fällt die unsymmetrische Gestaltung auf, und man bemerkt das Fehlen der rechten Mantelseite. Eine weitere Beschädigung weist der rechte Fuß Petri auf, dessen Zehen über die Sockelzone hinausstehen: die große Zehe ist abgebrochen, und die anderen sind leicht abgesplittert.

Petrus trägt eine gegürtete Tunica und darüber ein Pallium mit Schalkragen. Auf seinem linken Knie hält er ein aufgeschlagenes Buch, auf dessen Seiten Linien

ingeritzt sind. Das Buch könnte auf die apokryphe Überlieferung hindeuten, daß Petrus indirekten Anteil an dem Markusevangelium hat, da Markus der Dolmetscher Petri in Rom war²⁴². In der Rechten hält er mit abgewinkeltem Arm zwei Schlüssel mit gotischen Zierformen. Die zwei großen Schlüssel deuten auf die Macht Petri hin, zu binden und zu lösen. Die Schlüssel waren über- und unterhalb von Petri Hand abgebrochen, wie man an den feinen Nahtstellen noch sehen kann. Der kleine Kopf Petri trägt sorgenvolle Gesichtszüge. Die hohe Stirn ist von Falten zerfurcht. Aus tiefen Augenhöhlen blicken die schräggescschnittenen Augen nachdenklich nach unten. Er trägt einen kurzgeschnittenen Vollbart, der sich am Ende ein wenig nach innen einrollt. Der erste Jünger Christi trägt die für ihn seit dem 4. Jahrhundert charakteristische Frisur: kurze, kräftige, lockige Haare mit Tonsur und einer verbleibenden Locke mitten seines Hauptes. Seine Ohren sind extrem weit unten angesetzt und haben, verglichen mit seinem zierlichen Kopf, enorme Ausmaße.

Bartholomäus, deutlich durch das Messer zu identifizieren, mit dem er geschunden wurde, wird im Spätmittelalter durchgängig mit diesem dargestellt²⁴³. Ungewöhnlich für diese Apostelfolge ist, daß die Klinge des Messers aus Holz geschnitzt wurde. Bartholomäus hält mit seinem rechten, angewinkelten Arm ein kleines, aufgeschlagenes Buch. Das Buch ist für alle Apostel ein Standardattribut. Doch könnte hier das aufgeschlagene Buch auch ein Hinweis auf die Überlieferung aus der *Legenda aurea* sein, wonach Bartholomäus das Matthäusevangelium den Indern übersetzte, da er seinen Missionsauftrag in Indien erfüllte²⁴⁴.

Der in reifen Mannesjahren stehende Bartholomäus trägt eine gegürtete Tunica und darüber ein Pallium. Dieses verdeckt seine Beine und Füße vollkommen und bildet eine tiefe Einkerbung zwischen den Beinen, wo der Mantel wieder zusammenläuft. Die Falten sind ganz schlicht gestaltet; es handelt sich meist um Parallelfalten, die sich am Mantelsaum vielfach umschlagen und brechen. Bartholomäus blickt ähnlich sorgenvoll wie Petrus. Er neigt seinen Kopf nach rechts unten, seiner Blickrichtung entsprechend. Sein kinnlanges Haar ist in der Mitte gescheitelt und wellt sich leicht an den Seiten. Auffallend ist der breitgezogene Mittelscheitel. Sein Vollbart ist ganz ähnlich dem des Petris, mit dem einzigen Unterschied, daß Bartholomäus sehr viel mehr Bartlocken besitzt, die sich am Ende schneckenförmig einrollen.

242 Quellen: Eusebius, Papias, h.e.III, 39,15; Tertullian, adv. Marc. IV 5,3 f.; Corp. Christ. 1, S. 551, zit. nach: E. Hennecke, N. Schneemelcher: Neutestamentliche Apokryphen in deutscher Übersetzung, Bd. 2, Tübingen 1964, S. 37.

243 Vgl. auch den Nürnberger Tonapostel Bartholomäus, Abb. bei Kahsnitz (wie Anm. 141), S. 145–146. Im Jahr 1238 kam die Hirnschale Bartholomäi nach Frankfurt am Main, wo sie seither als Reliquie hoch verehrt wird. Bartholomäus ist Stadtpatron von Frankfurt, wo sich auch der Brauch der Bartholomäuskerzen erhalten hat.

244 Die *Legenda aurea* des *Jacobus de Voragine*, übersetzt von Richard Benz, Darmstadt ¹¹1993, S. 628.



Abb. 5 Bartholomäus, Guttenberger Apostelfolge (Foto: R. Wagenblast).

Paulus ist der Kleinste unter den Aposteln und fällt durch seine gedrungene Statur besonders auf. Entsprechend der Theklageschichte in den Paulusakten, die apokryph überliefert ist, war Paulus *klein von Gestalt, [...] in edler Haltung mit zusammengewachsenen Augenbrauen*²⁴⁵. Seine edle Haltung zeigt sich am eindeutigsten in der Frontalität. Er ist, entgegen den meisten Aposteln, ganz unbewegt. Sein Blick ist geradeaus gerichtet. Er hat lange, glatte und dünne Haare, die strähnig bis auf die schmalen Schultern herabfallen und in der Mitte gescheitelt sind. Sein aus-

245 Hennecke/Schneemelcher (wie Anm. 242), Bd. 2, S. 243: Paulusakten 3, 3.

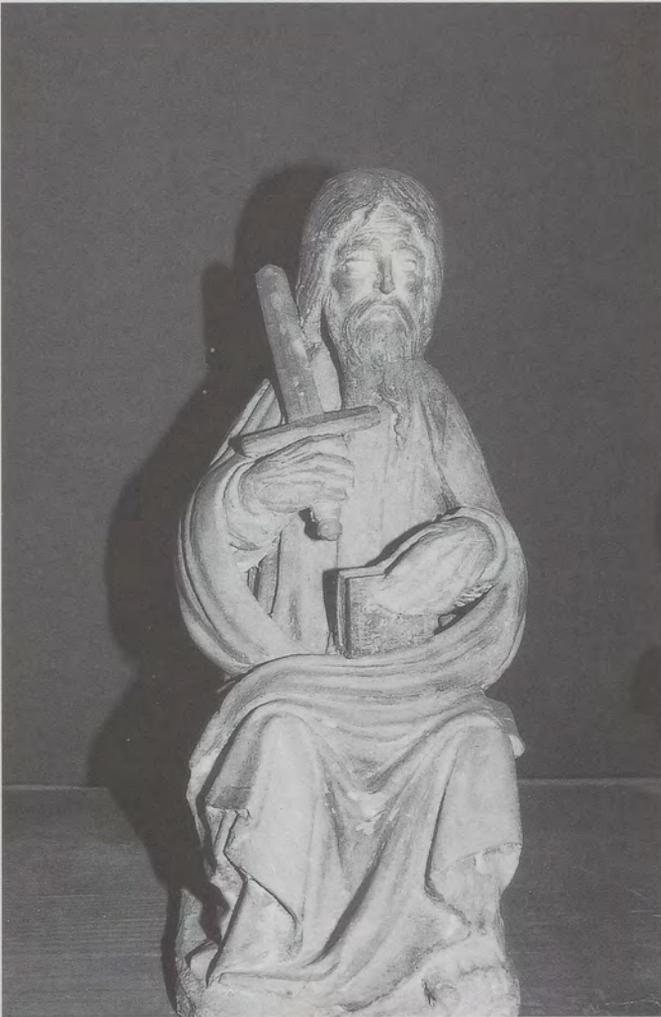


Abb. 6 Paulus, Guttenberger Apostelfolge (Foto: R. Wagenblast).

gefranster Vollbart hängt in zwei Zipfeln bis zur Brust herab. Die Stirn ist in Falten gelegt als Zeichen seines Alters. Sein mißgestimmter Gesichtsausdruck und starrer Blick nach vorne lassen ihn unnahbar erscheinen. Das Gesicht ist viel flacher modelliert als das der anderen Apostel. Als Typus fällt er aus der Reihe heraus, da die anderen Apostel viel eher dem „Schönen Stil“ verpflichtet sind.

Der Kopf des Apostels der Heiden ist sehr klein, seine Hände überproportional groß und sein Unterkörper viel zu kurz. Über seiner ungegürteten Tunica trägt er ein Pallium, das in kühnem Schwung von der linken Schulter über das rechte Knie

geworfen ist. Unterhalb beider Knie bilden sich Röhrenfalten, und zwischen den Beinen entsteht eine kleine Schüsselfalte. Die Zehen des linken Fußes, die leicht beschädigt sind, werden unter dem Stoff des Mantels sichtbar. Mit der Rechten weist er das Schwert mit kurzer Klinge vor. Das Schwert steht zum einen für sein erlittenes Martyrium, die Enthauptung vor Rom an der Straße nach Ostia, und zum anderen für die Schärfe seiner theologischen Verkündigungen. Auf seinem Schoß hat er ein kleines Buch stehen, das einen imitierten lederbeschlagenen Einband besitzt. Das Buch verweist auf Paulus als Verfasser von kanonischen und erbaulichen Schriften. Beide Attribute, das Schwert und das Buch, sind aus Ton gearbeitet.



Abb. 7 Johannes, Guttenberger Apostelfolge (Foto: R. Wagenblast).



Abb. 8 Johannes, Guttenberger Apostelfolge, Seitenansicht (Foto: R. Wagenblast).

Johannes, der „jungfräuliche“ Apostel, ist der Lieblingsjünger Christi. Er wurde von Jesus vor seiner Hochzeit zum Jünger berufen. Er gehört zu den drei jugendlichen Typen dieser Folge. Sein bartloses Gesicht besitzt die Glätte der Jugend, die noch keine Züge des Alterns aufweist. Er hat kurze, lockige Haare, die in s-förmigen Wellen auf dem Kopf aufgelegt wurden. Die tiefangesetzten, großen und fleischigen Ohrläppchen schauen unter seinem Haar hervor. Das kantige Gesicht weist nur noch geringe Spuren von Bemalung auf. Johannes hat seinen Mund



Abb. 9 Johannes, Guttenberger Apostelfolge, Rückenansicht (Foto: R. Wagenblast).

leicht geöffnet und dreht in einer fast unmerklichen Bewegung seinen Kopf nach links unten, der Blickrichtung folgend, als wäre er im Gespräch mit einem unter ihm Stehenden vertieft. Quer durch die linke Gesichtshälfte verläuft ein Riß. Der Kopf muß einmal abgebrochen worden sein, da in Kehlkopfhöhe noch eine schlecht zusammengefügte Nahtstelle zu sehen ist.

Mit seiner verhüllten linken Hand hielt er ursprünglich einen Kelch, der aber nicht mehr vorhanden ist. Den linken Arm, der mitsamt der Hand vom Stoff des Mantels

verdeckt wird, hält er in Schulterhöhe angewinkelt. Dadurch entstehen Röhrenfalten, die entlang des Arms verlaufen. Mit der Hand bildet er ein kleines „Tableau“ in Höhe der linken Schulter, worauf der Kelch gestanden hat. Erst im 14. Jahrhundert wurde Johannes mit dem Kelch dargestellt, der an die versuchte Vergiftung durch den Oberpriester Aristodemos nach der Zerstörung des Dianatempels in Ephesus erinnert²⁴⁶. Die rechte Hand hat Johannes direkt über die Falte seiner Tunica an die Brust gelegt. Seinen linken Fuß hat er hinter den rechten geschoben, wodurch zwischen dem Mantelsaum und dem rechten Fuß eine tiefe Aushöhlung entsteht. Die rechte große Zehe, die abgebrochen ist, stand ehemals auf dem Saum des Palliums über dem Sockel hervor. Über der Tunica, die am Hals eine schleifenförmige Falte bildet, trägt Johannes einen Mantel mit umgelegtem Kragen. Dieser wird vom rechten Unterarm aus über das linke Knie geschwungen. Der Faltenwurf im Bereich der Beine ist ähnlich wie bei Paulus gestaltet. Der Mantelsaum läuft in schlangenförmigen Wellen aus und läßt das Innenfutter an manchen Stellen sichtbar werden.

Auffallend bei Johannes ist der verhältnismäßig große Kopf des Apostels, der nur noch einmal in dieser Folge, auch bei einem jugendlichen Typus (Thomas?), wiederholt wird. Der Meister dieser Apostelreihe hatte mehrere Kopfformen zur Verfügung, die er variierte.

Matthäus²⁴⁷ weist sich durch das Geldsäckchen in seiner Rechten als Zöllner aus²⁴⁸. Möglicherweise gibt die aufgehaltene linke Hand einen weiteren Hinweis auf seine Tätigkeit, bevor er dem Kreis der Apostel angehörte. Die Geldbörse ist ein recht ungewöhnliches Attribut für Matthäus, der meist mit dem Schwert gezeigt wird. Daß ihm kein Buch beigegeben wurde, ist auch eher unüblich, da er neben seiner Rolle als Apostel auch als Verfasser eines Evangeliums gilt. Wenn wir im Kreis der Zwölf eine Gestalt mit einer Geldbörse erblicken, denken wir zunächst an Judas Ischariot, den Verräter Christi. Da in unserem Fall aber keine Abendmahlszene dargestellt wird, kann es sich bei diesem Apostel nur um Matthäus handeln.

Er trägt als einziger über der ungegürteten Tunica eine Cappa, einen ärmellosen Überwurf mit einer Kapuze, die über seinen Kopf geworfen ist²⁴⁹. Der Mantel wird von der rechten Seite über das linke Knie gelegt und bildet vom Fixpunkt des rechten Knies Haarnadel- und flache Schüsselfalten. Unter den sich stauenden Mantelumbrüchen am Sockel lugt der linke Fuß von Matthäus hervor. Die Tunica verläuft in schlichten, parallel gelegten Falten.

246 M. Lechner: Johannes der Evangelist, in: LCI (wie Anm. 68), Bd. 7, Sp. 119.

247 Bei Schnellbach (wie Anm. 240), Abb. 64, noch als Judas bezeichnet.

248 Vgl. Ulmer Münster, Triumphbogen; dort aber zusätzlich mit dem Schwert. Abb. in R. Pfeleiderer: Das Münster zu Ulm und seine Kunstdenkmäler, Stuttgart 1905, Abb. 38; Schnellbach (wie Anm. 240), Abb. 73; Schnellbach identifiziert diesen Apostel noch als Judas.

249 Harry Kühnel (Hrsg.): Bildwörterbuch der Kleidung und Rüstung. Vom Alten Orient bis zum ausgehenden Mittelalter, Stuttgart 1992, S. 44.

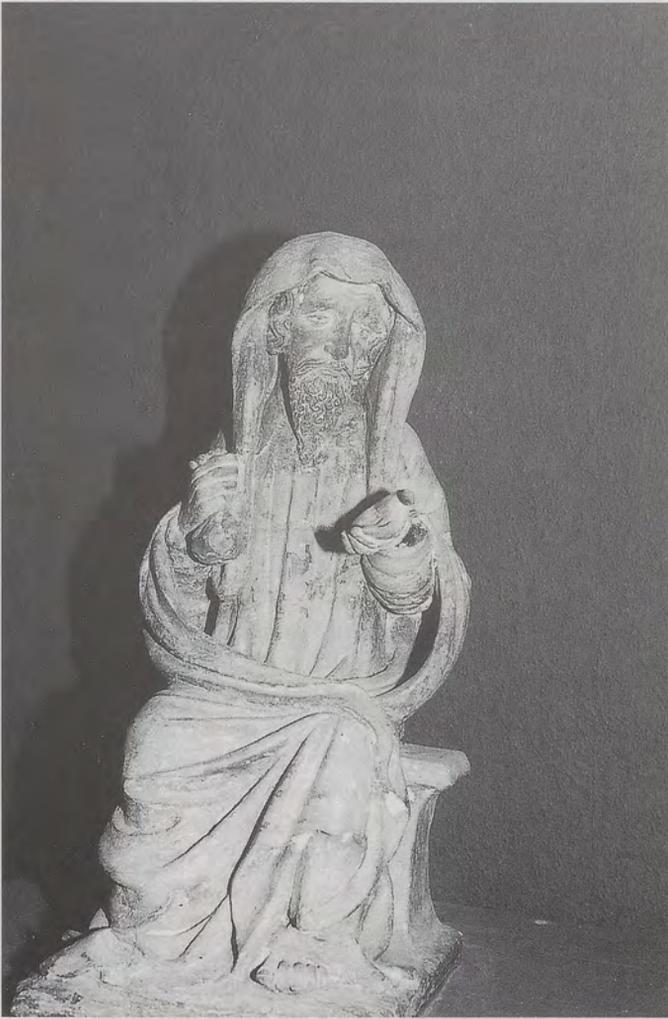


Abb. 10 *Matthäus, Guttenberger Apostelfolge (Foto: R. Wagenblast).*

Matthäus ist als Mann im fortgeschrittenen Alter dargestellt. Sein spitz zulaufender, gelockter Bart verdeckt seinen Hals. Auf der linken Seite kann man unter der Kapuze seine halblangen, leicht gewellten Haare sehen. Sein Kopf ist nach rechts vorne geneigt und auch Matthäus blickt nach unten. Sorgfältig wurde das Gesicht modelliert, das besonders durch die gerunzelte Stirn und der über die Nasenwurzel verlaufenden Falten seine charakteristischen Züge erhält. Unter den buschigen Augenbrauen sind die Augen halb geschlossen und erwecken dadurch einen müden, aber auch demütigen Eindruck.



Abb. 11 *Jacobus minor; Guttenberger Apostelfolge (Foto: R. Wagenblast).*

Ein Mann mittleren Alters, mit breiten Schultern, in einem einfachen Leinenkleid²⁵⁰ hält eine Walkerstange in der linken Hand. Es kann sich nur um den Sohn des Alphäus handeln, um Jacobus den Jüngeren, der einer legendarischen Version zufolge von den Zinnen des Tempels in Jerusalem geworfen und danach mit der

²⁵⁰ Es gehört zu den eher ungewöhnlichen Bekleidungsgehnheiten, daß ein Apostel nur mit Leinenkleid und ohne Pallium dargestellt wird. Doch auch bei dem Neudenuer Apostel trägt Jacobus Minor nur das Leinenkleid (Abb. 12).



Abb. 12 *Jacobus minor, Neudenaauer Apostelfolge (Foto: D. Ederle).*

Stange eines Walkers erschlagen wurde²⁵¹. Jacobus hält die Stange mit der rechten Hand an seine rechte Schulter gelehnt. Der kurze Stab mit einer kleinen Dreipaßverzierung am oberen und einem Widerhaken am unteren Ende wurde von den Walkern zur Bearbeitung von Wollstoffen benutzt. Die hier gewählte Form des Wollbogens, wie dieser auch noch genannt wird, wurde im 14. und 15. Jahrhundert überall in Deutschland verwendet und findet sich in dieser Form auch bei dem Neudenaauer Pendant²⁵². Jacobs rechte Hand rafft überhalb des Knies den schweren Wollstoff der Tunica zurück. Dadurch ist das linke Bein bis über die Fessel entblößt. Der große nackte Fuß hat erstaunlich knochige und lange Zehen, bei denen die Fußnägel, Zehenknöchelchen und Sehnen – fast anatomisch genau – liebevoll ausgeführt sind. Um den Betrachter auf diese Detailgenauigkeit aufmerksam zu machen, schiebt sich die vordere Partie des Fußes über den Sockel hinaus und überschreitet den sonst so strengen Umriß. Die Tunica fällt in tiefen Parallelfalten vom Halsausschnitt bis in den Schoß hinab, um dort nach der Manier des Meisters

251 *Legenda aurea* (wie Anm. 244), S. 342.

252 *Braun: Tracht und Attribute* (wie Anm. 83), Sp. 349.

dieser Apostelfolge zwischen den Beinen eine Mulde zu bilden, auf deren beiden Seiten sich die Beine der Figur durch den Stoff des Kleides abzeichnen.

Die kinnlangen Haare sind bis auf die Seitenpartien glatt gekämmt, der kräftige Vollbart ist in weiche Locken gelegt. Der Oberlippenbart zieht sich weit über die Mundwinkel herab, um sich dann mit einem Schwung nach außen einzurollen. Wieder haben wir die schon beschriebenen Anzeichen des Alters in der Gestaltung des Gesichtes. Sein Kopf ist leicht nach rechts vorne geneigt und blickt nach unten. Auffallend bei dieser Figur ist der leicht geöffnete Mund, bei dem sogar zwei weit auseinanderstehende, weiße Schneidezähne hervorblitzen. Ob die Bemalung der Zähne eine Zutat des 19. Jahrhunderts oder ursprünglich so angelegt ist, läßt sich nur schwer entscheiden. Doch scheint es zum ursprünglichen Konzept zu gehören, da die Zähne ganz vage plastisch geformt sind.

In der gesamten Folge der Apostel gibt es drei bartlose Jünglinge. In der abendländischen Ikonographie wurde meist nur Johannes als junger Mann dargestellt, dagegen findet man im Byzantinischen auch Philippus und Thomas als jugendliche Gestalten²⁵³. Auch in der verwandten Apostelreihe in Neudenau haben wir drei jugendliche Typen, neben Johannes noch Matthäus²⁵⁴ und Philippus. Der Apostel Philippus der Neckarmühlbacher Reihe hält quer vor seinen Oberkörper einen Kreuzstab in der Form der *crux commissa*, ein T-förmiges Kreuz. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts wird der Kreuzstab für Philippus geradezu obligatorisch²⁵⁵. Er wurde nach der Überlieferung Isidors in Phrygien gekreuzigt und gesteinigt²⁵⁶. Das kleine, nur handgroße, fast quadratische Büchlein, hält er geschlossen mit der linken Hand, aufgestellt auf seinem linken Knie. Philippus ist mit einer Tunica bekleidet, die am Halsausschnitt mit zwei runden Knöpfen verschlossen ist. Darüber trägt er ein Pallium mit schalartigem Kragen. Unter den Falten des Übergewandes wird die rechte Fußspitze des Apostels sichtbar, wieder mit langen, knöchigen Zehen, die leicht am mittleren Zehengelenk aufgebogen sind.

Philippus, neben Andreas der einzige Apostel, der einen griechischen Namen trägt, besitzt einen ausgesprochen kleinen Kopf, der auf einem sehr kräftig gebildeten Hals ruht. Seine halblangen Haare, ein Pagenkopf, wellen sich an den Spitzen und an den seitlichen Partien. Mitten auf der Stirn legt sich eine schneckenartig eingewickelte Locke. Die gerade Nase, sein feingeschnittenes Gesicht mit den ausgeprägten Wangenknochen, die sich auf der zarten Gesichtshaut abbilden, und der volle, leicht geöffnete Mund lassen ihn fast mädchenhaft erscheinen.

253 Kahsnitz (wie Anm. 141), S. 146.

254 Auch die Billigheimer Apostelreihe hat einen jugendlichen Matthäus, der unzweifelbar zugeordnet werden kann, da die Apostel auf den Nimbis ihre Namen eingraviert haben. Im 13. und 14. Jahrhundert wurde Matthias (!) auch als jugendlicher Mann – beispielweise in der Göttheimerhof-Kapelle – dargestellt. Aber die beiden Apostel Matthäus und Matthias wurden auch sehr oft verwechselt, wodurch sich die verschiedenartigen Darstellungen erklären lassen. M. Lechner: Matthäus, in: LCI (wie Anm. 68), Bd. 7, Sp. 588; ders: Matthias, ebd., Sp. 603.

255 M. Lechner: Philippus, in: LCI (wie Anm. 68), Bd. 7, S. 200.

256 Legenda aurea (wie Anm. 244), S. 337.



Abb. 13 *Philippus, Guttenberger Apostelfolge (Foto: R. Wagenblast).*

Der dritte bartlose Apostel bereitet bei der Identifizierung einige Schwierigkeiten, denn das ihm beigegebene Attribut konnte meinerseits nicht eindeutig identifiziert werden. Es handelt sich um einen kurzen Stab mit quadratischer Grundfläche. Am oberen Ende ist ein vierseitiger schmaler „Keil“ beweglich im rechten Winkel angebracht. Wenn man sich den einen Teil des Stabes verlängert vorstellt, würde dieser aussehen wie ein Dreschflegel. Doch in der gesamten Apostelikonographie gibt



Abb. 14 Thomas, Guttenberger Apostelfolge (Foto: R. Wagenblast).

es keinen Hinweis auf ein solches Attribut²⁵⁷. Vielleicht könnte es sich um ein Winkeleisen handeln, die aber in den mir bekannten Abbildungen etwas anders

²⁵⁷ Selbst in der *Legenda aurea* konnte ich keinen Hinweis finden, der einen Dreschflegel für einen Apostel erklären könnte. Die einzige, recht weit hergeholte Verbindung eines Apostels mit dem Dreschflegel könnte bei *Jacobus Maior* hergestellt werden. Die *Legenda aurea* berichtet von einem Brotwunder eines Pilgers, dem auf dem Weg nach Santiago das Geld ausging und der nur dank des Heiligen Jacobs jeden Morgen ein Brot fand. Da der Dreschflegel zum Dreschen für Getreide genutzt wurde und Brot aus Getreide gebacken wird, könnte das die gedankliche Brücke für den Dreschflegel sein, vgl. *Legenda aurea* (wie Anm. 244), S. 496–497.

aussehen. Doch auf Grund seines jugendlichen Aussehens und der relativ sicheren Zuordnung der anderen Apostel handelt es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um Thomas. Er ist unter anderem Patron der Zimmerleute und Architekten, da er nach der Schilderung der *Legenda aurea* in Indien, wo er missionierte, mit Albanes einen Palast für den König baute²⁵⁸. In seiner linken Hand hält er ein kleines Evangelienbuch mit einer Schließe und fünf aufgesetzten, runden, Metall imitierenden Beschlägen.

Der Kopftyp von Thomas ist dem des Johannes sehr ähnlich. Auch er hat einen verhältnismäßig großen Kopf mit einem breitflächigem Gesicht, bei dem die Wangenknochen deutlich herausmodelliert sind. Die eingedrehten, lockigen Haare werden durch einen Mittelscheitel geteilt und lassen die hohe Stirn frei. Der Kopf sitzt schräg auf dem sehnigen Hals. Auch er hat, wie *Jacobus Minor*, nur eine Tunica an, die am Halsausschnitt mit zwei Knöpfen geschlossen ist. Um die Taille wird das Kleid gegürtet, wie man an der Einschnürung sehen kann. Die Tunica verhüllt die Beine und Füße vollständig. Durch die Faltengebung des Kleides drücken sich jedoch die Beine durch und lassen erkennen, daß Thomas wie Johannes die Füße überkreuzt hält.

Bei den Nürnberger Aposteln hat Kahsnitz einen der bartlosen Apostel als Simon Zelotes identifiziert²⁵⁹. Dort hat Simon als Attribute zwei Schwerter, die eigentlich auf Paulus verweisen würden. Doch scheint es sich in Nürnberg um eine lokale Tradition der Simon-Ikonographie zu handeln, denn auch bei der Kalchreuther Apostelfolge findet man einen jugendlichen Apostel mit Schwert und Buch²⁶⁰.

Eine andere Variante findet man bei den Neudenauer und Billigheimer Aposteln: Bei der Neudenauer Folge wird Matthäus mit seinem üblichen Attribut, dem Beil, dargestellt. Er ist aber bartlos und jugendlich, was im ikonographischen Typenkanon nicht belegt ist. Genauso verhält es sich beim bartlosen Billigheimer Matthäus (mit Beil), der durch die inschriftliche Namensnennung eindeutig zugeordnet werden kann. Bei den Neckarmühlbachern Aposteln ist Simon Zelotes ein älterer Mann mit einem Beil, das er rechts neben sich aufgestellt hält. Es kann sich hier nicht um Matthäus handeln, da dieser in der Guttenberger Reihe bereits klar zugeordnet werden konnte. Matthäus ist nämlich der einzige der Zwölf, für den das Geldsäckchen als Attribut in Frage kommt. Somit ist für Matthäus die Zuschreibung eindeutig. Doch in der christlichen Ikonographie besitzt neben Matthäus auch Simon Zelotes bisweilen das Beilattribut. Zieht man wiederum die Billigheimer Gruppe zu Rate, findet sich dort ebenfalls ein Simon Zelotes, der wie der Matthäus der gleichen Folge mit dem Beil dargestellt wird.

258 Ebd., S.42.

259 *Kahsnitz* (wie Anm. 141), S. 146.

260 Abb. in: *Sauermann* (wie Anm. 212), Tafel 1, S. 31.



Abb. 15 *Matthäus, Neudenauer Apostelfolge (Foto: D. Ederle).*

Auch Simon Zelotes ist in der für Apostel traditionellen Kleidung gewandet: ein schlichtes Unterkleid, das mit zwei Knöpfen am Halsausschnitt geschlossen ist und darüber ein weites, ärmelloses Pallium mit Kragen. Das Pallium ist über beide Knie gelegt und bildet eine tiefe Einkerbung zwischen den Beinen. Beide Beine werden vollständig von dem schweren Stoff des Mantels verhüllt, der in wellenförmigen Säumen herabfällt und am Sockel in mehrmals umbrechenden Endungen ausläuft. Seine linke Hand hat er auf die Brust gelegt, während die rechte das Beil hält, das mit der Scheide auf seinem Knie ruht. Halblange Haare, die in gedrehten Locken am Hinterkopf bis in den Nacken fallen, umrahmen sein dunkles Gesicht. Wahrscheinlich ist die Färbung des Gesichtes von Simon, der sonst keinerlei negroide oder asiatische Züge aufweist, eine Zutat des 19. Jahrhunderts. Sein gepflegter, kurzgeschnittener Vollbart ist an den Wangen ausrasiert und läßt seine volle Unterlippe frei. Auch er hat den Kopf leicht nach vorne geneigt und blickt nach unten.



Abb. 16 Simon Zelotes, Guttenberger Apostelfolge (Foto: R. Wagenblast).

Judas Thaddäus, der letzte der zwölf von Christus berufenen Apostel, wird in den Apostelreihen meist durch Paulus verdrängt²⁶¹. In der Guttenberger Apostelfolge hat er in seiner linken Hand eine Keule, die wie ein knorriger Ast aussieht. Die Keule verschwindet in Hüfthöhe unter dem Mantel. Mit der rechten Hand faßt sich Thaddäus an die Brust. Er ist als Gegenfigur zu Simon Zelotes angelegt. Sie sind

261 M. Lechner: Judas Thaddäus, in: LCI (wie Anm. 68), Bd. 8, Sp. 424.



Abb. 17 Judas Thaddäus, Guttenberger Apostelfolge (Foto: R. Wagenblast).

sich vom Typus sehr ähnlich und auch ihre Haltung korrespondiert. Doch die Übereinstimmung könnte auch ungewollt entstanden sein, da sich Paarbildungen bei dieser Reihe nicht nachvollziehen lassen. Thaddäus ist mit einer gegürteten Tunika bekleidet, die mit einem Knopf geschlossen ist. Darüber trägt er das Pallium mit einem weit nach unten gezogenen, umgeschlagenen Kragen. Er hat ein längsovales Gesicht und gehört in dieser Folge mit Simon Zelotes, Bartholomäus und Matthias zu der Kategorie der älteren Männer mit halblangem, in der Mitte gescheiteltem Haupthaar. Die Fassung, besonders in seinem Gesicht, ist völlig abgerieben.

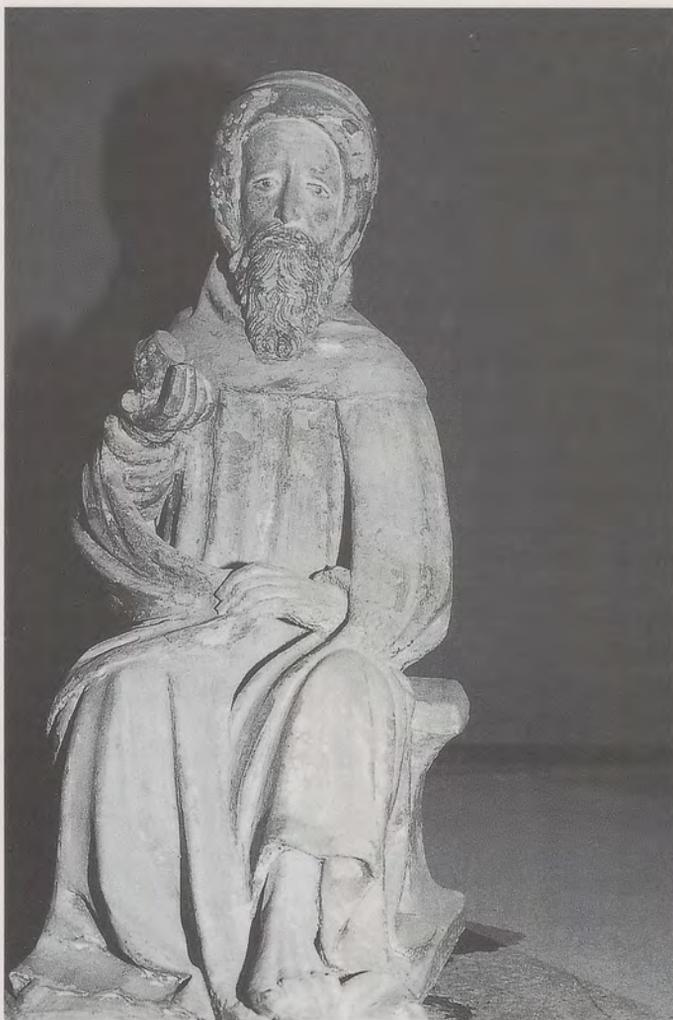


Abb. 18 Matthias, Guttenberger Apostelfolge (Foto: R. Wagenblast).

Es ist nicht eindeutig zu klären, ob es sich bei dieser Figur um den Apostel Matthias handelt. Er hat einen unbearbeiteten, groben, faustgroßen Gegenstand in seiner linken Hand. Es könnte durchaus ein Stein sein. Bei der Apostelikonographie halten Philippus und Barnabas den Stein als Attribut. Barnabas zählt aber nur im weitesten Sinne zu dem Kreis der Apostel. Mehrere Steine können Matthias, Judas Thaddäus und Thomas als Zeichen ihres Martyriums vorweisen. Da in der Guttenberger Folge Thomas und Judas Thaddäus bereits eindeutig bestimmt sind, kann es hier nur der durch das Los gewählte Jünger Christi sein, der die Stelle von Judas

Ischariot einnahm. Auch ein ganz anderes Indiz spräche dafür, daß Matthias unbedingt in dieser Folge vertreten sein muß, da die Kapelle auf den Heiligen Eucharius geweiht wurde. Die ehemalige Eucharius-Abtei in Trier wurde, nachdem man dort das Grab des Apostels Matthias fand, umbenannt in St. Matthias, behielt aber dennoch das Eucharius-Patrozinium. Diese enge örtliche Verbindung läßt den Schluß zu, daß in einer dem Heiligen Eucharius geweihten Kapelle, in der eine Apostelfolge zur Ausstattung gehört, sicherlich auch der Apostel Matthias vertreten sein muß.



Abb. 19 Matthias, Guttenberger Apostelfolge, Seitenansicht (Foto: R. Wagenblast).



Abb. 20 Matthias (?), Neudenauer Apostelfolge, Rückansicht (Foto: D. Ederle).

Matthias trägt als einziger neben der Tunica und dem Pallium eine Gugel als Kopfbedeckung²⁶². Dieser kurze Überwurf mit einem Kopfloch und einer Kapuze wurde nach 1400 vor allem von den Reisenden getragen und galt als bäuerliche Kopfbedeckung²⁶³. Ein Charakteristikum für die geschwänzte Gugel, die Matthias trägt, ist der lange Kapuzenzipfel, den man auch Sendelbinde nennt²⁶⁴. Neben den bereits bekannten Gewandformen des Apostelmeisters der Guttenberger Folge, ist bei Matthias noch etwas hinzufügen: Er hält mit seiner linken Hand den Saum der rechten Mantelseite fest und zieht diesen über sein rechtes Knie. Die Tunica bedeckt seine Beine, nur der linke Fuß schaut unter dem Kleid hervor. Und dieser ist in seiner Größe wirklich sehenswert. Weit schiebt er sich über den Sockel hinaus. Der Daumen der rechten Hand, die den Stein hält, ist am unteren Daumengelenk abgebrochen. Eine weitere Schadstelle, die ausgebessert wurde, befindet sich an der linken Schulter.

262 Vgl. Neudenauer Apostel auf Abb. 20.

263 Kühnel (wie Anm. 249), S. 92–93: aus dem mittellateinischen *cucullus*; im mittelhochdeutschen: Gugel, Kugel, Kogel.

264 Vgl. Neudenauer Apostel auf Abb. 20.



Abb. 21 *Jacobus maior oder Andreas, Guttenberger Apostelfolge (Foto: R. Wagenblast).*

Der letzte zu identifizierende Apostel trägt nur die gegürtete Tunica, die mit einem Knopf am Halsausschnitt geschlossen wird. Um seinen Kopf hat er ein Tuch geschlungen, welches seitlich auf die Schultern herabfällt. Unter der Kopfbedeckung werden die gewellten Haare des Apostels sichtbar. Das weit geschnittene Kleid ist über beide Knie gelegt und bildet, wie bereits bei allen anderen Statuetten, zwischen den breit gestellten Beinen eine Eintiefung, in der sich die Stoffalten stauen und aufwerfen. Beide Beine sind bis auf die rechte Fußspitze, die unter dem Saum

des Kleides hervorschaut, bedeckt. In der linken Hand hält er ein kleines, fast quadratisches Evangelienbuch, das dem von Thomas ganz ähnlich ist. Die rechte Hand hat der Mann mittleren Alters leicht im Redegestus erhoben. Sein Kopf mit Kinnbart ist nach links geneigt, und er schaut nach rechts oben, als wenn sich sein Gesprächspartner etwas über ihm befinden würde.

Es gibt keinen realienkundlichen Hinweis, der erhärten würde, daß es sich bei diesem Apostel um Jacobus Maior handelt, der seine letzte Ruhestatt im spanischen Santiago de Compostela fand. Er hat weder die berühmte Jacobsmuschel auf seinem Hut noch einen Pilgerstab in seiner Hand. Es könnte sein, daß seine Tunica ursprünglich mit Muscheln bemalt war, die einen weiteren Hinweis überflüssig gemacht hätten. Doch das eine ist reine Hypothese. Der einzige Apostel, der im Kreis der Zwölf noch fehlt, ist Andreas. Andreas ist aber immer mit dem Kreuz dargestellt, an dem er wie Christus sein Martyrium erlitt. Wenn man alle Aspekte abwägt, komme ich zu der Überzeugung, daß es sich bei diesem Apostel um Jacobus Maior handeln muß und nicht um Andreas.

IV.2.3. Zuordnung zu Werkstätten

Wie bereits erwähnt, sind noch zwei weitere vollständige Apostelfolgen in der Umgebung von etwa 20 Kilometer vom Anfang des 15. Jahrhunderts erhalten und befinden sich in kleinen Dorfkirchen²⁶⁵. Die Tonapostel in Billigheim stammen aus dem ehemaligen Kloster, das im Jahre 1238 auf Antrag der damaligen Benediktiner-Nonnen von Bischof Hermann von Würzburg in ein Zisterzienserinnenkloster umgewandelt wurde. Schon 1534 wurde es vom Mainzer Erzbischof Wolfgang von Dalberg aufgelöst. Die Klosterkirche wurde katholische Pfarrkirche²⁶⁶. Sechs von den zwölf Aposteln standen in jüngerer Zeit predellenartig angeordnet in der Grafenloge.

Die Apostelfolge in Neckarmühlbach gehörte zum Besitz der Familie von Weinsberg; mit dem Verkauf ihrer Besitzungen ging auch das Kirchengut in die Hände der neuen Eigentümer über. Die Apostelfolge kann man aus stilistischen Gründen in die zwanziger Jahren des 15. Jahrhunderts einordnen. Damit käme Konrad von Weinsberg, der Reichserbkämmerer, als Auftraggeber in Betracht. Konrad war als „Finanzminister“ König Sigismunds ständig im Deutschen Reich unterwegs und besaß auch Kontakte zu Künstlern in Nürnberg, wie die Dokumente für den Entwurf seines Grabmales belegen²⁶⁷. Die Guttenberger Apostel dagegen weisen Stilmerkmale auf, die eine mittelrheinische Provenienz nahelegen und eine Nürnber-

265 Alle Apostelserien sind in der jüngsten Publikation von *Hartmut Gräf*: *Unterränder Altäre 1350–1540. Eine Bestandsaufnahme* (Heilbronner Museumsheft 9), Heilbronn 1983, abgebildet.

266 *Oechelhaeuser* (wie Anm. 59), S. 6–7. Die Michaelskirche beim Schloß war am Anfang des 20. Jahrhunderts nur noch eine Ruine.

267 *Irsigler* (wie Anm. 30), S. 60: Ein Nürnberger Messinggießer fertigte in den Jahren 1426 und 1428 für Konrad zwei Standbilder für das Grab im Kloster Schöntal an.

ger Herkunft nicht glaubwürdig machen, besonders wenn man zum Vergleich die etwa 20 Jahre älteren Nürnberger Sitzapostel heranzieht.

Auch fällt es schwer, die Guttenberger Apostel in einem schwäbische Werkstattkreis anzusiedeln. Denn stellt man die Pietà von 1420/30 aus der Ritterstiftskirche Wimpfen²⁶⁸ den Aposteln gegenüber, erkennt man klar die Divergenzen: beispielsweise in den viel härteren Faltenumbrüchen und den fast erstarrten Formen der Pietà, der die Weichheit und das Fließende der Faltenwürfe der Guttenberger Apostel fehlt. Die Pietà der Ritterstiftskirche kann mit großer Wahrscheinlichkeit einem schwäbischen Meister zugesprochen werden²⁶⁹.

Mit Sicherheit waren die Neckarmühlbacher Figuren keine Vorlage für die späteren Apostelstatuetten von Billigheim/Allfeld, da sie sich in Details zu sehr unterscheiden. Bei den Billigheimer Figuren, die nicht vollplastisch und auch in ihrer Frontalansicht äußerst flach gearbeitet sind, scheint es sich um Abdrücke zu handeln und nicht um individuell gearbeitete Statuetten²⁷⁰. Vorlagen für Apostelfolgen waren sicher in allen Werkstätten vorhanden. Man darf weiterhin nicht vergessen, daß Apostelfolgen in dieser Zeit zur „Massenware“ gehörten. Schnellbach vertritt die Meinung, daß die Neudenauer und Neckarmühlbacher Statuetten aus einer Werkstatt stammen, während die Billigheimer von einer anderen Hand gemacht wurden und auch zwanzig Jahre später zu datieren sind. Er schlägt folgende Datierung vor: Als früheste dieser Dreiergruppe sei die Neckarmühlbacher etwa um 1416, dann die Neudenauer um 1420²⁷¹ und schließlich die Billigheimer um 1440 entstanden²⁷². Beim genauen Vergleich der Neudenauer mit der Neckarmühlbacher Apostelfolge ergeben sich in den Details Diskrepanzen bei der Auffassung von Stofflichkeit und zum Teil auch bei der Verwendung von Motiven. Die Gemeinsamkeiten der verwendeten Motive, wie beispielsweise die Tunica ohne das Pallium bei drei Neudenauer sowie drei Neckarmühlbacher Figuren, die überkreuzten Beine mit den tiefen Unterschneidungen bei den Johannesfiguren oder die drei jugendlichen Apostel, die darauf schließen lassen, daß der Künstler der Neudenauer Apostel entweder die aus Neckarmühlbach kannte oder ein gemeinsames Vorbild vor Augen hatte. Sicher sind sie nicht von einem Künstler gemacht worden, sondern gehören lediglich der gleichen Stilstufe an und zeichnen sich durch gemeinsame Merkmale aus. Die Billigheimer Folge ist meines Erachtens nicht der gleichen Werkstatt wie die beiden anderen zuzurechnen. Auch bei der Neudenauer und Guttenberger Folge wage ich eine gemeinsame Werkstatt zu bezweifeln. Denn gäbe es dann einen so gravierenden Unterschied wie beispielsweise folgenden? In Neudenau und Billigheim wird der Apostel Matthäus jugendlich – was sehr unge-

268 Schnellbach (wie Anm. 240), Abb. 77.

269 Ebd., S. 83–84.

270 Ebd., Abb. 68–70.

271 Wilm: Tonplastik (wie Anm. 131), S. 58: Wilm hält die Neudenauer Apostel für die früheren und datiert diese um 1410.

272 Ebd., S. 79. Er kommt zu dieser Datierung wohl durch den Vergleich der drei Johannesfiguren. Vgl. Abb. 12a-c.



Abb. 22 Johannes, Neudenauer Apostelfolge (Foto: D. Ederle).

wöhnlich ist – und mit Beil dargestellt, während der Guttenberger als alter Mann und mit einem Geldsäckchen in der Hand erscheint. Auch werden in der Neckarmühlbacher und Neudenauer Folge drei Apostel nur mit einer Tunica bekleidet dargestellt, während bei den Billigheimer diese Auffälligkeit nicht zu konstatieren ist.

Schnellbach nimmt weiter an, daß der Gewandstil der Neckarmühlbacher Sitzfiguren die Kalchreuther Folge, die Apostel auf der Veste Coburg und besonders die der Nürnberger Tonapostel voraussetzt²⁷³. Olaf Stutzke teilt in seiner Dissertation „Großfigürliche Tonplastik in Franken während der Epoche des weichen Stils“ (Arbeitstitel) die erhaltenen Tonplastiken in zwei Werkgruppen ein: die main-fränkische und die neckar-fränkische²⁷⁴. Zur neckar-fränkischen Gruppe zählt er die Pietà in der Stiftskirche St. Peter in Bad Wimpfen im Tal, die Neudenauer und

273 Ebd. S. 79.

274 Olaf Stutzke: Großfigürliche Tonplastik in Franken während der Epoche des Weichen Stils, 2 Bde., Diss. Heidelberg 1990; lag z. Z. der Abfassung dieser Arbeit noch nicht gedruckt vor, doch Olaf Stutzke teilte mir freundlicherweise seine Ergebnisse zu der Tonproduktion in Franken zu Beginn des 15. Jahrhunderts mit.

Neckarmühlbacher Apostelfolge. Innerhalb dieser Gruppe gehört die Pietà zu den frühesten und die Neckarmühlbacher Apostelfolge zu den spätesten Werken aus der Zeit um 1420/25. Stutzke vergleicht die Kalchreuther Apostel mit den Neckarmühlbachern und kommt, ausgehend von den jugendlichen und sehr fortschrittlichen Typen Simons und Johannes', zu einer Frühdatierung der Kalchreuther Folge ins zweite Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts.

In der benachbarten Dominikanerkirche in Bad Wimpfen befindet sich ein Vesperbild aus Ton²⁷⁵, das immer wieder in Zusammenhang mit den Neckarmühlbacher Aposteln gebracht wird²⁷⁶. Diese Pietà ist, wie man der rückseitigen Inschrift entnehmen kann, auf das Jahr 1416 datiert²⁷⁷. Schnellbach vertritt die These, daß diese Pietà vom gleichen Meister wie die Neckarmühlbacher Apostel gemacht wurde, während die Neudenauer zum gleichen Werkstattkreis gehörten²⁷⁸. Auch dieser Zuordnung Schnellbachs kann ich mich nicht anschließen. Bereits der Vergleich der Gewandfalten macht den Unterschied deutlich: Die Falten von Mariens Mantel mit vielen Röhrenfalten, differenziert gestalteten Schüsselfalten, die kaskadenartig übereinander fallen, und dem schlangenförmig verlaufenden Mantelsaum, sind viel variationsreicher als die der Gewänder bei den Guttenberger Aposteln. Auch die Zartheit ihres Hauptes, das sich zum toten Christus neigt, der auf ihrem Schoß liegt, ist von einem anderen Können durchdrungen. In völliger Harmonie verschmilzt die Neigung des Kopfes mit der Körperhaltung Mariens in einer feingeschwungenen Linie. Dagegen wirken die Guttenberger Apostelköpfe aufgesetzt. Die Ausarbeitung des Gesichtes, mit den ganz zart geschlitzten Augen, die nur eben angedeutet werden und ihre idealisierte Schönheit, die bei den Guttenberger Aposteln in einer ganz anderen Weise aufgefaßt wurde, lassen mich zu dem Schluß kommen, daß auf keinen Fall der gleiche Meister, allenfalls dieselbe Werkstatt für diese Werke in Betracht zu ziehen ist. Die Pietà der Dominikanerkirche hat viel mehr mittelrheinische Stilmerkmale zu eigen, während diese bei der Guttenberger Apostelgruppe nur anklingen. Trotzdem steht die Pietà neben den Neudenauer Aposteln den Guttenberger Aposteln von den hier aufgeführten Werken aus Ton am nächsten.

IV.2.4. Funktion innerhalb der Kirche

Apostel mit Weihekreuzen als Konsolenfiguren an den Gewölbeanfängen kennen wir bereits aus romanischer Zeit²⁷⁹. Die Metapher der zwölf Apostel als Säulen (Gal 2,9: *columnae*) oder Grundsteine (Apokalypse d. Johannes 21,14: *fundamenta*)

275 Schnellbach (wie Anm. 240), Abb. 75. Vgl. auch Vesperbild aus Steinberg, um 1420/30, Terrakotta, Höhe: 74 cm, Abb. 9 in: Wilhelm Pinder: Die deutsche Plastik des 15. Jahrhunderts, München 1924.

276 Schnellbach (wie Anm. 240), S. 81 f. und Wilm: Tonplastik (wie Anm. 131), S. 55.

277 Ebd.

278 Schnellbach (wie Anm. 240), S. 82.

279 Vgl. IV.1.2.

des Christentums und somit der Kirche findet man bereits in den biblischen Schriften²⁸⁰. Die wohl bedeutendsten und monumentalsten Abbildungen von Weiheaposteln wurden zum ersten Mal für die Oberkirche der Sainte Chapelle in Paris angefertigt. Dort stehen die Apostel auf Sockeln und unter Baldachinen vor den Pfeilern in der Kirche, die zur Verehrung der Kreuzreliquien unter Ludwig IX. gebaut wurde. Das Zentrum dieses Apostelzyklus' bildet Christus, nicht bildlich dargestellt, sondern in Form des Reliquienschreins, in dem die wahren Zeichen seiner Passion aufbewahrt wurden²⁸¹. Den Aposteln kommt in diesem Fall eine im Weiheritus festgelegte Funktion zu, die durch die Scheibenkreuze, die sie in ihren Händen halten, noch hervorgehoben wird. Die Säulen der *ecclesia* sind die Apostel, die ihren Platz im Kirchweihritus als die Verkünder des neuen Bundes haben. Man kann sich vorstellen, daß in einer kleinen herrschaftlichen Kapelle der Gedanke mit bescheideneren Mitteln, nämlich als Apostelfolge mit Christus aus Ton, nachgeahmt wurde. Die Apostel der Neckarmühlbacher Burgkirche wurden durch stilkritische Vergleiche mit der Wimpfener Pietà um 1416 datiert. Die Anfertigung der Apostel aus Anlaß der bischöflichen Konsekration im Jahre 1413 könnte erklären, welche Funktion den Aposteln zukam. Am 2. Dezember 1413 wurden die Kapelle und der Hochaltar der Kirche von Ludwig konsekriert, dem *episcopus Abelenensis* und Generalvikar des Bischofs Raban von Speyer, mit der Festlegung, daß das Kirchweihfest in jedem Jahr nach dem Fronleichnamfest begangen werden solle²⁸². Möglicherweise wurden aus Anlaß der Schlußweihe der Kapelle die Apostel als Weiheapostel in Auftrag gegeben und waren auf nicht zu klärende Weise im Innenraum der Kapelle auf Konsolen, die mit Baldachinen ausgezeichnet waren, aufgestellt. Da die Kapelle circa fünfzig Jahre später durch gravierende Baumaßnahmen verändert wurde, kann man an dem heutigen Bau keine Hinweise finden, die diese These stützen könnten.

IV.2.5. Rekonstruktion eines möglichen Standortes

Adolf Oechelhäuser beschreibt 1906 in seinem Kunstdenkmälerband des Amtsbezirks Mosbach als Standort für die Apostelreihe eine Nische über dem Triumphbogen. So wie die Kirche sich uns heute darstellt, ist ein solcher Standort ausgeschlossen. Es existiert zwar eine kleine flachbogig geschlossene Nische auf der nach Westen weisenden Wand des Triumphbogens, wo sich die Reste einer Wandmalerei des Jüngsten Gerichtes befinden, doch ist diese Nische viel zu klein, als

280 Apokalypse d. Johannes 21, 14: *et murus civitatis habens fundamenta duodecim et in ipsis duodecim nomina duodecim apostolorum agni*; Galater 2,9: *Iacobus et Cephas et Iohannes qui videbantur columnae esse*.

281 *Louis Grodecki*: Sainte-Chapelle, Paris o.J., S. 68. Der Reliquienschrein ist zerstört.

282 *Andermann*: Urkunden Gemmingen (wie Anm. 4) Nr. 10

daß man die gesamte Folge dort hätte unterbringen können²⁸³. Es muß sich wohl um eine andere Nische gehandelt haben, die Oechelhäuser gemeint hat. Heute noch erhalten ist das Deesis-Fresko in der Nische mit Christus als Weltenrichter zwischen Maria und Johannes. Auch Stocker berichtet in seiner Familienchronik aus dem Jahre 1865 von den Aposteln, *die in einer Nische zusammengestellt [seien], wo ihr ursprünglicher Platz wohl nicht gewesen ist*²⁸⁴. Als Oechelhäuser die Kirche inventarisierte, befanden sich die Apostel auf dem Gesims der Ciborien über den beiden Seitenaltäre rechts und links neben dem Triumphbogen. Doch dies war mit Sicherheit nicht der ursprüngliche Standort für die Apostelfolge, es muß sich hierbei um einen Notlösung gehandelt haben.

Bei der umfassenden Restaurierung im Jahre 1958 wurde ein Gesims hinter dem Altar angebracht, auf dem heute die Abgüsse der Originale stehen. Auch in Billigheim mauerte man ein Gesims im Halbbrund der Chorapsis, worauf man nach der Vergrößerung der katholischen Pfarrkirche St. Michael die Apostelfolge stellte. Nicht viel anders verfuhr man mit den Aposteln der St. Gangolfskapelle in Neudenu bei der Standortfrage. Dort wurde jüngst an der Nordwand im Chor ein Gesims für die Kopien der Neudenuer Apostel angebracht²⁸⁵. Inwieweit diese Lösung den ursprünglichen Standort widerspiegelt, ist meines Dafürhaltens trotz der offensichtlichen Einheitlichkeit bei diesen drei Kirchen äußerst fraglich.

Warum existieren gerade in diesen drei Kirchen Apostelfolgen aus Ton aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts? Die Kapellen St. Eucharius und St. Gangolf²⁸⁶ waren entweder mit dem Chorherrenstift oder dem Dominikanerkloster in Wimpfen verbunden. In Wimpfen waren die Weinsberger in beiden kirchlichen Institutionen zahlreich vertreten und übten einen entscheidenden Einfluß aus. Es existierte ein Zwölfbotenaltar in der Stadtkirche in Wimpfen am Berg, der im Jahr 1497 die höchst dotierte Pfründe von 47 fl jährlich besaß, da er von den Bürgern überaus reich ausgestattet worden war²⁸⁷. Heute ist dieser Altar nicht mehr vorhanden, und ich konnte auch nicht herausfinden, welche Gestalt er hatte. Ob es sich möglicherweise um einen Altar mit Tonaposteln handelte? Es ist nicht auszuschließen, daß die Apostelbildnisse aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, die in Temperatechnik

283 *Oechelhauser* (wie Anm. 59), S. 99. Dort schreibt Oechelhäuser, daß sich das Fresko auf der Wandfläche des Triumphbogens mit der Darstellung des Paradieses rechts von Christus und auf der anderen Seite mit der der Hölle fortsetzte.

284 *Stocker* (wie Anm. 44), Bd. 1/1, S. 28; es muß sich bei den beiden Beschreibungen von Stocker und Oechelhäuser um den gleichen Standort gehandelt haben; evtl. benutzte Oechelhäuser Stocker als Quelle für seine Aussagen.

285 Die Originale befinden sich im Josefine-Weihrauch-Museum Neudenu/Kocher; z. Zt. der Anfertigung dieser Arbeit (Herbst 1993) war erst ein Abguß (Petrus) in St. Gangolf aufgestellt.

286 St. Gangolf war ursprünglich Ortskirche von Deitingen, dessen Bevölkerung vermutlich in den Pestzeiten des 14. Jahrhunderts ausstarb. Sie war Filialkirche von Neudenu und entrichtete ihren Zehnten dem Kloster Amorbach. Im Jahr 1276 verkauft das Kloster den Zehnten an das Ritterstift in Wimpfen. *F. Simon, W. Werner*: Mitteleuropa, Baden. Gangolfsritt in Neudenu. in: *Encyclopaedia Cinematographica* E 1691/1975, Göttingen 1975, S. 3–27, hier: S. 6–7.

287 *Endriss* (wie Anm. 76), S. 154.



Abb. 23 Blick von Westen in den Chor der Burgkirche Guttenberg, Neckarmühlbach (Foto: R. Wagenblast).

überlebensgroß an den beiden Langhauswänden der Stadtkirche gemalt wurden, ein monumentales Relikt dieses Apostelaltars sind.

Doch wo war der Standort der Apostelreihe in der Burgkapelle St. Eucharius? Die These Oechelhäusers, den Standort der Apostelserie in einer Predella eines Altartabels zu suchen, ist bei eingehender Betrachtung nicht aufrecht zu halten. Zunächst spricht die Größe der Figuren im Verhältnis zu den Ausmaßen der Kirche gegen einen solchen Platz. Wenn man alle Figuren nebeneinander aufstellt, hätte allein die Predella die Maße von etwa 65 Zentimeter Höhe und 240 Zentimeter

Breite gehabt²⁸⁸. Wenn man in Gedanken die Retabel vervollständigt und davon ausgeht, daß es sich um kein Flügelretabel gehandelt hat, ergäben sich die Ausmaße von etwa zweieinhalb Meter Breite und einer Höhe von mindestens drei Metern. Die heute noch erhaltene spätgotische Kirche besitzt jedoch einen Chor, der eine lichte Breite von 5,85 Meter hat. Doch ist dieser Chor aus dem Jahr 1471 ein halbes Jahrhundert jünger als die Tonapostel, und wir wissen nichts über die Gestalt des Vorgängerbaus. Man kann mit Sicherheit behaupten, daß die von Konrad von Weinsberg gestiftete Kapelle von 1393 kleiner war, da der Erweiterungsbau von St. Eucharius Gotteshaus für die Bewohner der Burg sowie für die Dorfbewohner sein sollte. Auch wenn man in Erwägung zieht, daß die Apostelserie nicht für St. Eucharius geschaffen wurde, da uns keine Quellen vorliegen, die das belegen könnten, sprechen noch zwei weitere Punkte gegen den Standort in der Predella eines Retabels: Alle Figuren sind vollrund gearbeitet, wenn auch in der Rückenansicht sehr flach. Das läßt darauf schließen, daß sie an einer Stelle innerhalb des Kirchengebäudes gestanden haben müßten, wo sie auch von zwei Seiten ansichtig gewesen sind²⁸⁹. Die Rekonstruktion eines Apostelbalkens oder einer Apostelbrüstung, wie es oben bereits erläutert wurde, würde diesem Aspekt gerecht. Selbst wenn die erhaltenen Beispiele von Apostelbalken und Apostelbrüstung meist aus romanischer und hochgotischer Zeit sind, kann man doch einen Zusammenhang rekonstruieren, in welchem die Tonapostel innerhalb der Kirche gestanden haben könnten. Ein weiteres Indiz für einen erhöhten Standort – und somit ein Argument gegen die Aufstellung in einer Predella – liefert die Blickrichtung der Guttenberger Apostelfolge: Bis auf zwei Ausnahmen – Paulus und Jacobus Maior – schauen die Apostel nach unten.

Wenn es nachzuweisen wäre, daß die Reste des Deesis-Freskos des Triumphbogens noch aus der ersten Bauzeit unter Erzbischof Konrad stammen, wäre es durchaus denkbar, sich unter diesem die Versammlung der Zwölf mit dem Weltenrichter Christus auf einem Balken unter Baldachinen sitzend vorzustellen. Ein weiterer Hinweis für ein derartiges Programm ist möglicherweise die Apostelbrüstung der Westempore der Neckarmühlbacher Burgkirche. Bei der Restaurierung im Jahr 1900 wurde die bemalte Holzbrüstung, auf der in zwölf Felder die Apostel mit ihren Martyriumswerkzeugen dargestellt waren, abgenommen. Diese muß aus dem 18. Jahrhundert stammen, als die Orgelempore eingebaut wurde²⁹⁰. Eventuell wurde die Brüstung als Pendant zu einem Programm am Triumphbogen geschaffen oder waren die gemalten neugotischen Apostelbilder als Ersatz für das goti-

288 Die Apostelfiguren sind ca. 41–45 cm hoch und 16–20 cm breit; die Christusfigur ist 60 cm hoch und 24 cm breit.

289 Sehr viel deutlicher ist dieser Aspekt bei den Nürnberger Tonaposteln, deren Thronbank mit sehr reichen Maßwerkmuster verziert ist. Kahsnitz schlägt vorsichtig eine Aufstellung der Apostel auf einer Brüstung vor: Die Nürnberger Apostel schauen nach unten, was an eine erhöhte Aufstellung denken lassen müßte. *Kahsnitz* (wie Anm. 141), S. 144.

290 *Oechelhaeuser* (wie Anm. 59), S. 99.

sche, plastische Werk gedacht? Leider ist die Brüstung nicht erhalten geblieben, und es gibt keine Aufzeichnungen über ihr Aussehen.

Eine andere denkbare Erklärung für den Standort der Apostelfolge könnte ein Altartabel gewesen sein, in dessen Schrein die plastischen Werke gestellt wurden. Wenn man noch einmal rekapituliert, daß Tonapostel sozusagen seriell hergestellt wurden und im weitesten Sinn „Exportware“ gewesen sind, kann man sich durchaus vorstellen, daß sich die Käufer, gemessen an ihrem Anspruch und ihrem Vermögen, ein entsprechendes Altartabel aufstellten, in dem die Apostel Teil eines gesamten Programms waren²⁹¹. Dieses könnte etwa folgende Gestalt gehabt haben: Ein Schrein mit Christus in der Mitte, und um ihn herum sitzend in zwei Registern jeweils drei Apostel. Der Schrein könnte aus Holz oder aber auch aus Ton gewesen sein, mit kleinen Säulenbaldachinen, unter denen die Apostel und Christus aufgestellt wurden.

Doch wie die vorausgegangenen Kapitel aufzuzeigen versuchten, können die Zwölfboten, die mit Christus zu den Grundfesten der christlichen Kirche gehören, an fast jedem Ort innerhalb eines Kirchengebäudes in einem erklärenden Kontext stehen. Zusammenfassend ist zu konstatieren, daß auf Grund fehlender Quellen²⁹² eine Festlegung auf einen einzigen Standort nicht möglich ist. Ich konnte keinen mir einleuchtenden Grund finden, der genügend erklärt hätte, warum das Vorhandensein von sitzenden Apostelserien im 16. Jahrhundert abreißt. Es gibt meines Wissens nach auch keine liturgiegeschichtlichen Veränderungen, die diesen Sachverhalt erhellen könnten. Gleichfalls kann es sich nicht um einen lokalen Ritus handeln, der sich auf die Diözese Worms beschränkte, da Apostelserien aus dieser Zeit auch in anderen Diözesen zu finden sind. Mit Sicherheit kann man den Vorschlag Oechelhäusers ausschließen. Von den aufgezeigten Varianten würde ich aus oben dargelegten Gründen die Idee eines „Apostelbalkens“ in Synthese mit dem Gerichtsfresko favorisieren. Eine andere mir als wahrscheinlich anzusehende Lösung wäre die Verbindung der Apostelfolge mit der bischöflichen Weihe der Kapelle St. Eucharius, da die Apostel ein sichtbares Zeichen der Weihe der Kirche darstellen. Die Schlußweihe der Kapelle war im Jahre 1413²⁹³. Dieses Datum würde zu der Entstehungszeit der Tonbildwerke sehr gut passen.

Nachdem die Funktion der Guttenberger Apostelfolge als Weiheapostel hypothetisch geklärt ist, bleibt immer noch die Frage des Standortes innerhalb der Kirche offen. Diese ist wohl nicht befriedigend zu lösen, da die vorhandenen Quellen zu

291 Vgl. Kreuzigungsalter aus Rimini, Südliche Niederlande/Nordfrankreich um 1430, Alabaster, Liebieghaus Frankfurt/Main, Inv.-Nr. 400–418.

292 Die Quellenlage ist erstaunlich gut, da die Burg Guttenberg ein sehr umfassendes Archiv besitzt, in dem sicher noch Informationen schlummern, die unter Umständen neue Erkenntnisse zu Tage bringen könnten. Das vorhandene Archivrepertorium spiegelt den Ordnungszustand aus dem Jahre 1866 und außer dem selektierten Urkundenbestand von 1990 von Kurt Andermann gibt es keine archivalische Aufarbeitung dieser Urkunden. Doch wurde der gesamte Urkundenbestand des Gemmingen'schen Archivs auf der Burg Guttenberg 1986 vom Generallandesarchiv Karlsruhe chronologisch geordnet und verfilmt.

293 *Andermann*: Urkunden Gemmingen (wie Anm. 4) Nr. 10.

diesem Aspekt keinen Aufschluß geben. Es bleibt nur ein Versuch, einen möglichen Gesamtzusammenhang zu erschließen, indem man nach ähnlichen Beispielen sucht. Doch gerade bei den drei vorhandenen Apostelfolgen im Neckar-Jagst-Gebiet gibt es in keinem der Fälle auch nur einen noch so undeutlichen Hinweis darauf, wo ihr Standort gewesen sein könnte und welche Funktion sie innerhalb der herrschaftlichen Kapellen besessen haben mögen²⁹⁴. Die Frage kann im Rahmen dieser Arbeit leider nicht endgültig geklärt werden²⁹⁵.

V. Weitere spätgotische Werke

V.1. Das Flügelretabel mit der Schutzmantelmadonna

V.1.1. Beschreibung und Ikonographie

Auf den beiden Altären, die sich rechts und links neben dem Triumphbogen befinden und mit steinernen Baldachinen überfangen sind, standen ursprünglich zwei kleine, spätgotische Flügelretabeln. Unter dem reicher geschmückten linken Altarciborium wurde die Mutter Gottes verehrt. Laut dem Wormser Synodalbericht von 1496 war dieser Altar Maria geweiht. Im Schrein des Retabels steht in voller Größe die Mutter Gottes mit dem Christuskind auf dem linken Arm. Zwei Engel schweben hinter ihr und halten ihren goldfarbenen Mantel geöffnet, unter dem die Gläubigen Zuflucht finden. Es handelt sich um den Bildtypus der Schutzmantelmadonna, der ausgehend von den Zisterziensern im 14. Jahrhundert eine weite Verbreitung erfuhr²⁹⁶. Die Ordensiegel der Zisterzienser mit der Mantelmadonna gehören zu den ältesten bildlichen Darstellung dieses Typus²⁹⁷.

294 Auch eine Nachfrage im Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein, das die meisten Archivalien der Weinsberger besitzt, konnte bezüglich der Funktion der Apostel keine Klärung geschaffen werden. In den Archivalien konnte kein Hinweis auf die Apostelfolge gefunden werden. Brief von 23. Juni 1993 von Dr. Moegle-Hofacker, Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein.

295 Auch bei den Nürnberger Tonaposteln konnte keine Lösung bei der Frage des Standortes und der Funktion gefunden werden.

296 *Gertrud Schiller*: Ikonographie der christlichen Kunst, Bd. 4/2, Gütersloh 1980, S. 196, Anm. 33: Die Schutzmantelherrschaft wird erst im 12. und 13. Jahrhundert auf Maria übertragen. Nach einer Legende, die von Caesarius von Heisterbach (um 1180–1240) überliefert wurde (*Dialogus Miraculorum* 1225, *Migne Patrologia Latina* LXXI, col. 713 f.), fand ein Zisterziensermönch im Himmel keinen seiner Ordensbrüder und wandte sich hilfeschend an Maria, die ihren Mantel öffnete, worunter alle Brüder verborgen waren.

297 *Christa Belting-Ihm*: *Sub matris tutela*. Untersuchungen zur Vorgeschichte der Schutzmantelmadonna (Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Jg. 1976), Heidelberg 1976. Hier findet man in umfassender Weise eine Darstellung der Herkunft dieses Bildthemas. *Gudrun Radler*: *Die Schreinmadonna „Vierge ouvrante“*. Von den bernhardinischen Anfängen bis zur Frauenmystik im Deutschordeusland (Frankfurter Fundamente der Kunstgeschichte 6), Frankfurt/Main 1990. Gudrun Radler zeigt die Wechselbeziehungen der Vierge ouvrante aus dem Deutschordeusgebiet und der Schutzmantelmadonna auf. Da in diesen beiden Arbeiten das



Abb. 24 Flügelretabel mit Schutzmantelmadonna, Burgkirche Guttenberg (Foto: R. Wagenblast).

Der Schrein mit den farbig gefaßten Holzskulpturen ist einen Meter breit und 1,24 Meter hoch. Die beiden hochrechteckigen Flügel aus Nadelholz haben die Maße 40,5 x 114 Zentimeter. Im Schrein steht die Mater misericordia, die unter dem von zwei Engeln aufgehaltene Mantel die ihr anvertrauten Menschen birgt. Es handelt sich um einen geschnitzten Altarschrein mit der zu dieser Zeit beliebten Darstellung der Schutzmantelmadonna. Maria als Mutter Gottes und Beschützerin der Menschheit wird bei der Wahl dieses Bildthemas zu der wichtigsten Mittlerin zwischen Gott und den Menschen.

Die aufrecht stehende, gekrönte Maria hält auf dem linken Arm das nackte Jesuskind. Zwei Engel hinter Maria halten ihren goldenen Mantel ausgebreitet, unter dem auf jeder Seite je acht Personen, meist betend, knien. Nach Hans Huth werden auf der linken Seite ein Mönch, ein Rittersknecht, ein Knecht, ein Bauer, ein Bürger, ein Kardinal, ein Bischof und ein Papst dargestellt, während man auf der rechten Seite einen Bürger, einen Handwerker, eine Dame, einen Fürst, einen Ritter, eine Nonne, einen Kaiser und eine Äbtissin findet²⁹⁸. Im Hintergrund werden

Thema Schutzmantelmadonna so gründlich abgehandelt wird, verzichte ich an dieser Stelle auf ein näheres Eingehen.

298 Hans Huth: Die Restaurierung der Schutzmantelmadonna vom Wallfahrtsaltar in der evangelischen Pfarrkirche zu Neckarmühlbach, Odenwaldkreis, in: Denkmalpflege in Baden Württemberg 1/1974, S. 24.



Abb. 25 Flügelretabel, Burgkirche Guttenberg, Detail der Schutzmantelmadonna (Foto: R. Wagenblast).

vor der himmelblauen Rückwand durch aufgelegtes und vergoldetes Schnitzwerk hochgotische Maßwerkfenster nachgeahmt. Das Maßwerk wird von regelmäßigen Dreipässen dominiert, während die sphärischen Zwickeln mit spätgotischem Fischblasenmaßwerk geschmückt sind.

Über Mariens Kopf erhebt sich ein Sternengewölbe, das kleine Rosetten als Schlußsteine aufweist. Maria steht in überdimensionaler Größe als Himmelskönigin in der Kirche als Sinnbild der *ecclesia*. Das kleine Jesuskind, völlig nackt, sitzt auf ihrem linken Arm, während Maria mit ihrer rechten Hand die Fußsohlen des



Abb. 26 Flügelretabel, Burgkirche Guttenberg, Detail der Schutzmantelmadonna (Foto: R. Wagenblast).

Kindes hält. Es wirkt mit den schneckenförmig aufgerollten Haaren auf dem kleinen runden Kopf, der ohne Hals in den zierlich, aber ganz unkindlichen Körper übergeht, ein wenig „schwäbisch“²⁹⁹ und einfältig. Maria neigt ihren Kopf, der im Verhältnis zu ihrem schlanken Körper zu groß ist, zum Christkind. Sie trägt ein langes, goldenes Kleid, darunter ein blaues Untergewand mit Goldborte. Über ihre

299 Im Sinne vieler ländlich wirkenden ulmischen Werke. Vgl. Meisterwerke massenhaft (wie Anm. 192).

schmalen Schultern ist ein weiter, schwerer, goldfarbener Mantel mit purpurrotem Innenfutter gelegt, der über der Brust mit einer Zwillingsschließe zusammengehalten wird.

Zwei blonde Engel mit goldenen Kleidern und Flügeln halten den Mantel geöffnet, der in tiefen Schüssselfalten nach unten fällt. Auf Mariens Haupt mit langem, offenem, blondem Haar sitzt eine goldene Krone. Das rechte Spielbein, das sich mit dem Knie leicht durch das Kleid drückt, deutet die fast unmerkliche Drehung nach rechts zum Kinde und zu dem unter ihr knienden König und Kaiser an.

Der Schrein wird in der Gewölbezone mit einem Laubwerkbogen abgeschlossen. Das Akanthusastwerk beginnt an den Seiten des Schreins etwa in Kopfhöhe Mariens und verwächst sich in vielen Verschlingungen leicht bogenförmig bis zur Mitte, wo es in einer Fruchtdolde endet. Die Mitte des spiegelsymmetrisch angeordneten Dekors bildet ein kurzer Stab mit quadratischer Grundfläche und vorgeblendetem schmalen Band. Die Blätter des Astwerks wirken sehr fleischig. Man findet sie beispielsweise bei den druckgraphischen Vorlagen von Israel van Mekkenem.

Die noch erhaltenen Außenseiten der Flügel sind bemalt und zeigen je zwei Szenen auf jeder Seite. Man muß sich die vier Szenen ohne die mittlere Zensur, das heißt ohne die Madonna vorstellen, da die Gemälde als Außenseiten konzipiert waren und die Werktagsseite des Retabels darstellten. Ausgehend von diesem ursprünglichen Zustand wird auch die Leserichtung der Szenen deutlich. Das zentrale Thema des Bildwerks ist Maria, die Mutter Jesu. Folgerichtig beginnt die bildnerische Umsetzung des theologischen Textes mit der Geburt Mariens, setzt sich in der Begegnung mit ihrer Base Elisabeth fort und endet mit ihrem Tod im Kreis der Apostel. Die Bildfläche rechts unten ist einer Szene aus dem Leben der Heiligen Elisabeth von Thüringen gewidmet.

Die Geburt Mariens ereignet sich in einer typischen Wochenbettszene des späten 15. Jahrhunderts, die mit Genrehaften Details liebevoll ausgestattet ist. Beherrscht wird die Darstellung von dem schräg in den Raum gestellten Bett mit dunkelgrünem Samthimmel, das durch diese Anordnung Raumtiefe vermittelt. Angelehnt an einen aufgetürmten Berg von weißen Kissen sitzt die bereits greise Anna aufrecht im Bett. Sie hat ein schwarzes Kleid an und trägt ein weißes Gebende um ihren Kopf. Der goldene Nimbus zeichnet sie als Heilige aus. Eine von zwei anwesenden Mägden steht seitlich neben dem Bett und reicht Anna mit einem Holzlöffel einen Brei. Die Magd trägt ein weißes, gefaltetes Unterkleid und darüber einen roten Mantel, der nur am Halsausschnitt mit einem Knopf zusammengehalten wird. Das Haar ist unter einer weißen Haube versteckt. Fast parallel zur Bettkante ist ein zweiteiliges Fenster mit Fensterkreuz in die seitliche Wand eingelassen. Der Ausblick aus dem Fenster zeigt keine Landschaft, wie es in der Malerei dieser Zeit bereits üblich war, sondern einen schlichten Goldgrund. Ganz dem mittelalterlichen Verständnis entsprechend, wird anstelle einer realistischen Landschaft Gold als Hintergrund gewählt, als ein Hinweis auf das göttliche Geschehen. Unter dem Fenster ist eine lange Fensterbank aus Holz auf geschnitzten Holzstützen ange-

bracht, auf der ein kleines bauchiges Zinnkännchen mit Deckel und ein Glas stehen. Der Boden der Stube ist mit hellgrünen Steinfliesen belegt, wobei ab und zu eine braune Fliese eingefügt wurde. Parallel zum Fußende des Bettes steht eine schmale, längliche Holzwanne, die mit klarem Wasser gefüllt ist und in der ein weißes Leinentuch liegt. Davor steht ein kleiner Tonkrug mit Henkel. Das klare Wasser weist auf die kultische Reinigung hin, die das jüdische Gesetz nach der Geburt vorschreibt. Ganz im Bildvordergrund kümmert sich die Hebamme um das Neugeborene. Vor dem Bett der Mutter steht eine Holzwiege, in die das Wickelkind gebettet ist. Mariens zartes Köpfchen mit feinen, langen, blonden Haaren ruht auf einem weißen Kissen, während sie mit einer grünen Bettdecke, die mit einem roten, schmalen Band umwickelt ist, zugedeckt ist. Die Hebamme in blauem Kleid mit hochgekrempelten Ärmeln kniet zwischen dem Bett der Mutter und der Wiege. Das Knien der Hebamme wirkt irgendwie unsicher und ist anatomisch nicht nachvollziehbar. Um den Kopf der Magd ist eine weiße Haube geschlungen, die seitlich einen geflochtenen Haarzopf sichtbar werden läßt.

Bei allen Szenen dieses Werkes bemerkt man immer wieder das Bemühen des Künstlers um Perspektive und anatomische Genauigkeit, wobei die Umsetzung ein wenig unbeholfen wirkt. Die beiden Mägde sind sich sehr ähnlich und weisen keine individuellen Züge auf. Anna dagegen, die sich völlig ermattet von der Magd einen Löffel Brei reichen läßt, ist eine wirklich alte Frau mit faltiger Haut und sorgenvollem Gesichtsausdruck.

Das Fest der Geburt Mariae (In Navitate B. M. V.) wird bis auf den heutigen Tag in der katholischen Kirche am 8. September gefeiert und ist seit dem 7. Jahrhundert in Rom bezeugt. Der liturgische Text für die Lesung des Marienfestes steht am Anfang des Matthäusevangeliums (*Liber generationis Jesu Christi*). In der Wahl dieser neutestamentlichen Textstelle wird klar, daß mit der Geburt Mariae eine neuen Heilsordnung beginnt (*sub gratia*). Die Quelle für die Geschichte von Mariae Geburt findet man im Protoevangelium des Jakob³⁰⁰. Dort wird in einem Vers die Geburt Mariae geschildert. Infolge dieser kurzen Passage der nicht zum Kanon gehörenden Schrift entwickelten sich die bis ins Genrehafte gesteigerten, bildlichen Darstellungen der Geburt Mariens zu Beginn des 15. Jahrhunderts. Die bürgerliche Wochenstube des 15. Jahrhunderts taucht in ganz ähnlicher Weise auch bei der Darstellung der Geburt von Johannes dem Täufer auf³⁰¹.

Die nächste Szene schildert die Begegnung Mariens mit ihrer Verwandten Elisabeth, wie es im Lukasevangelium (Lukas 1, 30–45) beschrieben wird. Maria

300 Hennecke/Schneemelcher (wie Anm. 242), Bd. 1, S. 285, 5, 2: *Es erfüllten sich aber ihre sechs Monate, wie der [Engel] gesagt hatte: im siebten [neunten] Monat gebar Anna. Und sie sprach zu der Hebamme: „Was habe ich geboren?“ und sie sprach: „Ein Mädchen.“ Da sprach Anna: „Erhoben ist meine Seele an diesem Tag.“ Und sie legte es nieder. Als aber die Tage erfüllt waren, da reinigte sich Anna von ihrem Wochenbett und gab dem Kinde die Brust, und sie verlieh ihm den Namen Maria.*

301 Ein ganz prominentes Beispiel ist die Geburt Johannes des Täufers im Turiner Stundenbuch (Museo Civico, fol.93^v) von Jan van Eyck. Sicherlich kann man van Eyck als Erfinder dieser speziellen Bildidee betrachten.



Abb. 27 Flügelretabel, Burgkirche Guttenberg, *Visitatio Mariae* (Foto: R. Wagenblast).

machte sich auf den Weg durch das Gebirge nach Juda, nachdem der Engel Gabriel ihr die Geburt des Gottessohnes verkündigt hatte, um Elisabeth, die Ehefrau des Priesters Zacharias, zu besuchen. Bereits bei der Begrüßung erkennt Elisabeth Maria als die Mutter des Herrn, gleichzeitig wird ihre eigene Mutterschaft durch das Hüpfen des Johanneskinde in ihrem Leib bestätigt³⁰².

Bei der *Visitatio* stehen die zwei Frauen in voller Größe im Zentrum der Bildfläche. Maria, im blauen Mantel und offenem Haar, um das ein weißes Tuch locker geschlungen ist, reicht Elisabeth, die links von ihr steht, ihre rechte Hand zum Gruß. Beide Frauen haben goldene Nimben. Sie stehen auf einem felsigen Untergrund, der ganz im Bildvordergrund durch eine schmale Rasenfläche begrenzt ist. Elisabeth trägt unter dem roten Mantel ein blaues Kleid und auf dem Kopf ein Gebende mit Schultertuch, wodurch ihr Stand als verheiratete Frau deutlich wird. Eine ikonographisch nicht ganz zu klärende Geste fällt bei Maria auf: Sie faßt sich mit ihrer linken Hand an die rechte Brust. Seit Rogier van der Weyden kennt die Kunstgeschichte das ehrfürchtige Berühren des Leibes Mariens (um 1435) als Geste bei der Heimsuchung. Möglicherweise handelt es sich bei dieser Geste Mariens beim Gemälde aus der Guttenberger Burgkirche um ein Mißverständnis seitens des Malers oder um einen Restaurierungsfehler.

302 Lukas 1,41: *exsulavit infans in utero eius.*

Der Hintergrund ist zweigeteilt. Hinter Elisabeth wird ganz rudimentär ein Haus angedeutet, zu dessen Tür zwei Stufen führen. Die Tür ist geöffnet, und im Türrahmen erscheint ein bärtiger Mann mittleren Alters, bekleidet mit einem schwarzen, pelzverbrämten Mantel und ebensolchem Barett³⁰³. Es handelt sich hier um Zacharias, den Gatten Elisabeths. Links neben der Tür befindet sich ein zweiteiliges Fenster, aus dem drei junge Gestalten dem Geschehen der Begegnung zuschauen und es kommentieren³⁰⁴. Im rechten Bildhintergrund hinter Maria wird der Goldgrund des Himmels durch ein angedeutetes Felsmassiv und eine Baumgruppe unterbrochen. Maria kommt über die Berge zu ihrer Verwandten Elisabeth, um ihr die freudige Mitteilung zu machen. Die Felsen und der Berg können auch mit den alttestamentlichen Stellen in Beziehung gesetzt werden, die auf Maria deuten³⁰⁵. Ein geflochtenes Weidengatter umzäunt den Bereich des Hauses, durch dessen geöffnete Pforte ein weißhaariger Landmann, eventuell Joseph, mit geschulterter Sense schreitet. Am linken Bildrand ist noch ein Teil eines rechteckigen Wasserbeckens zu sehen, in dem sich klares Wasser kräuselt: ein Symbol der Reinheit Mariens und somit ein Hinweis auf die unbefleckte Empfängnis³⁰⁶.

Die Bildkomposition erinnert ganz entfernt an die Leipziger Heimsuchung von Rogier van der Weyden³⁰⁷. Es werden einzelne Bildelemente aufgegriffen und in sehr braver Art und Weise wiedergegeben. Dazu gehört die Stellung der beiden Frauen zueinander, die sich in einer ähnlichen Landschaft begegnen. Die Motivübernahme eines rechteckigen Wasserbeckens, in dem sich bei Rogier verschiedene Wasservögel tummeln, oder die Zweiteilung der Bildhintergründe mit dem Landschaftsausblick auf der linken Bildhälfte und der Architektur auf der rechten, erinnern an die großartigen Bilderfindungen der Niederländer am Anfang des 15. Jahrhunderts. Sicher waren in den gebräuchlichen Musterbüchern der Werkstätten diese Kompositionsschemata von den großen Vorbildern der Malerei vorhanden und wurden je nach Können des Meisters nachgeahmt.

Mit dem Marienod findet der Marienzyklus seinen vorläufigen Abschluß. Der linke Flügel zeigt im unteren Register eine Totenbetszene. Das Bett ist frontal zum Betrachter ausgerichtet. Rechts und links davon gruppieren sich die zwölf Apostel, die den apokryphen Berichten zufolge durch einen göttlichen Befehl aus ihren Missionsgebieten an das Sterbebett von Maria gerufen wurden. Die verkürzte Wiedergabe des Bettes ist proportional nicht ganz richtig. Maria liegt in einem schmalen Holzbett und hält eine brennende Kerze in der rechten Hand. Sie

303 Kopfbedeckung des Zacharias: Barett tritt im deutschen Raum als typische Kopfbedeckung um 1480 auf; *Elisabeth Vavra*: Barett, in: *Kühnel* (wie Anm. 249), S. 23.

304 Die literarische Grundlage für diese drei Mägde (?) ist eventuell in der Vision von der Heimsuchung der Heiligen Brigitta zu finden. In der *Vita Rhythmica* wird von 3 Mägden gesprochen, die Elisabeth begleiteten. *F. Tschochner*: Heimsuchung, in: *K. Algermissen* u.a. (Hrsg.): *Lexikon für Marienkunde*, Regensburg 1957 ff, hier Bd. 3, S. 121.

305 Daniel 2, 34 und Hohes Lied Salomos 2, 8–14: Diese Textstelle im Hohen Lied wird auch heute bei der Lectio der Festliturgie des 2. Juli, des Festags von Mariä Heimsuchung, gelesen.

306 Das Wasser als Symbol von Mariens Reinheit.

307 Abb. in *M. Davies*: Rogier van der Weyden, München 1972, S. 81, Abb. 70.

hat die Augen geschlossen und auch ihre Gesichtsfarbe ist bereits leichenblau. Doch trotz ihres offensichtlichen Todes hält sie die brennenden Kerze noch fest in ihrer Hand.

Hinter ihrem goldnimbierten Haupt, das auf weißen Kissen ruht, sind zwei „Fenster“ zu sehen. Das linke, schmale, gotische Fenster mit Butzenscheiben korrespondiert mit dem rechten, das aber kein reales Fenster ist. Es ist die göttliche Erscheinung, auf die Größe des Fensterrahmens reduziert: Vor einem Goldgrund erscheint Christus in Halbfigur, der die Seele Mariens auf seinen Armen hält. Petrus, auf der rechten Bettseite in der weißen Albe mit schwarzer Stola stehend, die ihn als Priester kennzeichnet, hält in seiner Hand einen Weihwasserkessel. Neben dem Kupferkessel mit einem Henkel, wie man ihn bei Prozessionen und sakralen Handlungen außerhalb der Kirche benutzte, hat er in der anderen Hand ein Aspergill oder Weihwedel, einen kurzen Stab mit knospenförmigen Ende, das wie ein Sieb durchlöchert ist. Vor Petrus steht aufgestützt auf einem Stock ein Jünger, der aus dem geöffneten Buch die Totenliturgie liest. Auf der anderen Bettseite steht – mit rosa Tunika und kräftig rotem Pallium bekleidet – der jugendliche Johannes. Weitere Apostel sind nicht zu identifizieren. Ganz an den vorderen rechten Bildrand gerückt, kniet von Maria abgewendet ein älterer Apostel, der seinen Kopf im Trauergestus in seine linke Hand gelegt hat. Er lehnt an einer hölzernen Kniebank, auf dessen schmaler Ablage er seinen linken Ellenbogen gestützt hat. Seine Augen sind geschlossen, er scheint ganz ins Gebet vertieft zu sein. Hinter ihm ist ein grauhaariger, bärtiger Apostel zu erkennen, der seine Hände zum Gebet gefaltet hat. Die Anwesenheit der Zwölf ist deutlich gemacht durch die zwölf Nimben, die sich rechts und links von Maria hintereinander staffeln. Acht von ihnen sind als Personen wahrzunehmen, fünf links und drei rechts, während nur die zwei Apostel im Bildvordergrund ohne Überschneidungen auskommen.

Der Marientod wird nicht in den kanonischen Büchern, sondern nur in der *Legenda aurea* erwähnt³⁰⁸. Dort wird berichtet, daß Johannes als erster bei Maria eintrifft, um nach dem Eintreffen der übrigen elf Apostel gemeinsam das Totenoffizium zu lesen, wobei die Apostel brennende Kerzen in Händen halten. Jesus erschien und nahm die Seele Mariens mit sich, die in „die Arme ihres Sohnes flog“³⁰⁹. Eine frühe Interpretation dieses Themas, das im Mittelalter nicht so häufig dargestellt wurde, findet man bei Robert Campin (Meister von Flémalle), dessen Bildkomposition aber nur in einer Kopie überliefert ist³¹⁰. Dort überbringt Johannes Maria eine brennende Kerze, und Petrus im Chorgewand erteilt ihr die letzte Absolution. Im Spätmittelalter wandelte sich der Tod Mariens von einer nur legendarischen Erzählung aus dem Leben der Mutter Gottes in ein moralisierendes Exempel des guten Todes³¹¹.

308 *Legenda aurea* (wie Anm. 244), S. 583–586.

309 Ebd. S. 586.

310 London, National Gallery.

311 *J. Myslivec: Tod Mariens*, in: LCI (wie Anm. 68), Bd. 4, Sp. 333–338, hier: 336; Michael Pacher, *Wolfgangsaltar*, Pfarrkirche St. Wolfgang.

Beim Lichtenthaler Altar von 1489, der einem schwäbischen Meister zugeschrieben wird, ist auf der Innenseite des einen Retabelflügels der Tod Mariens dargestellt³¹². Auch hier steht, entgegen älteren Darstellungen dieses Themas, das Bett, in dem Maria stirbt, senkrecht in der Bildmitte. Zu beiden Seiten des Totenbettes scharen sich die Apostel. Diese Bildkomposition zeigt deutlich niederländische Einflüsse, die auch bei dem Neckarmühlbacher Retabel im weitesten Sinne spürbar werden³¹³.

Die untere Bildfläche auf dem rechten Flügel ist der Heiligen Elisabeth von Thüringen gewidmet. Elisabeth steht im Zentrum des Bildes und verteilt Wasser und Brot. Zu ihrer Linken kniet ein Edelmann, der als solcher durch seine Kleidung erkennbar ist und einen kurzen, dunkelbraunen Überwurf trägt. Darunter hat er eine weiße, enganliegende Hose und ein blaugraues, geschlitztes Hemd an. Er hält Elisabeth eine hölzerne Schale hin, in die sie mit einem kleinen, irdenen, bauchigen Gefäß mit Deckel Wasser gießt. Seinen Hut hat er vom Kopf genommen und hält ihn in der linken Hand. Zu ihrer Rechten dagegen steht eine verheiratete Frau mit weißem Gebende. Diese hat ein kleines, rothaariges Kind auf dem Arm. Elisabeth reicht ihr einen Laib Brot. Hinter der Frau mit Kind und vor einem Haus, von dem ein offener Türbogen und zwei Fenster zu sehen sind, stehen zwei weitere Personen: ein älterer Mann und eine Nonne. Der Mann mit schütterem Haar fällt von allen Personen am meisten auf. Bei ihm versuchte der Künstler, individuelle Züge herauszuarbeiten. Er besitzt einen kräftigen runden Schädel, der von dünnem, grauem Haar bekränzt wird. Seine Wangen, die einst prall von reichlichem Essen waren, sind in Folge des Alters sichtlich erschlafft. Er hält seine geöffnete linke Hand der Heiligen Elisabeth entgegen, als wenn er eine Gabe von ihr erwarten würde. Die Nonne in schwarzer Ordenstracht – möglicherweise Katharina von Gemmingen, eine Schwester Blickers (* um 1440), die in Mainz Nonne war³¹⁴ – hält einen Rosenkranz in ihrer linken Hand. Im rechten Bildmittelgrund kommen zwei Bettler des Weges. Sie sind barfuß in zerrissenen Kleidern. Der Vordere trägt seinen rechten Arm in einer Schlinge, während der Hintere auf seinen Vordermann gestützt, an einer Krücke geht. Der Goldgrund des Himmels wird durch ein stilisiertes Buschwerk und einen steil hervorspringenden Felsen unterbrochen.

Die Heilige Elisabeth von Thüringen verteilt Brot und Wasser an Edelleute, während die zwei Bettler im Bildmittelgrund wie notwendige Staffagen wirken, die mit dem Geschehen um Elisabeth in keiner Beziehung stehen. Kennt man Bildprogramme aus dem Leben der Heiligen, erscheint diese Komposition ikonographisch

312 Staatliche Kunsthalle Karlsruhe. Jan Lauts, Schwäbischer Meister 1489. Geburt und Tod Mariä. Zwei Altarflügel aus Kloster Lichtenthal, Karlsruhe 1966. Man beachte das riesige Format dieser Tafeln mit 225 mal 142 Zentimeter.

313 Vgl. Hans Memling, Sieben Freuden Mariä, 1480, München Alte Pinakothek, Inv. Nr. WAF 668. Es gibt auffallende Parallelen zwischen dem monumentalen Marien Tod des Lichtenthaler Altars und der kleinen Szene am rechten oberen Bildrand in Memlings Bild.

314 Vgl. Stammbaum der Familie von Gemmingen-Guttenberg.



Abb. 28 Flügelretabel, Burgkirche Guttenberg, Hl. Elisabeth von Thüringen (Foto: R. Wagenblast).

äußerst ungewöhnlich, da Elisabeth sich vornehmlich um die Belange der Armen und Bedürftigen kümmerte und sich vom höfischen Leben distanzierte. Warum wählte man als Bildthema die Heilige Elisabeth und nicht einen der Konpatrone der Kirche St. Eucharius, die Heilige Agnes oder Maria Magdalena?

Elisabeth, die Tochter des ungarischen Königs Andreas II., wurde bereits in jungen Jahren mit dem Sohn des Landgrafen Hermann von Thüringen vermählt. Nach dem Tod ihres Gatten im Jahr 1227 ging sie nach Marburg und bekannte sich zum dritten Orden des heiligen Franziskus als Terziarin. Dort gründete sie ein Hospital

und widmete sich den Kranken und Armen. Sie starb am 17. November 1231 und wurde bereits vier Jahre später durch Papst Gregor IX. heilig gesprochen. Ihr Kult wurde neben den Franziskanern besonders durch den Deutschen Ritterorden gepflegt³¹⁵.

Ein Hinweis für die Wahl der Heiligen Elisabeth für das Marienretabel könnte sein, daß diese bereits kurz nach ihrem Tod mit Maria, der Mutter Gottes, gleichgesetzt wurde: Papst Gregor IX. nämlich schrieb, daß Elisabeth ein neues Werk sei, das von Gott geschaffen wurde³¹⁶. Die Verehrung für die Heilige Elisabeth war von solchem Ausmaß, daß Parallelen im Leben der Heiligen mit dem von Maria konstruiert wurden³¹⁷.

Diese Szene des Retabels läßt einen deutlichen Schluß auf den Auftraggeber zu, da das übliche ikonographische Schemata des Almosenspendens gesprengt wird. Neben dem schon erwähnten älteren Herrn mit individuellen Gesichtszügen weicht auch der kniende Ritter, der das Wasser empfängt, von den sonst gleichbleibenden idealisierenden Gesichtstypen ab. Elisabeth nimmt die Position der Vermittlerin ein. Sie wendet sich zum Ritter – möglicherweise der Auftraggeber –, der im Gegensatz zur himmlischen Sphäre die Realität repräsentiert. Das Retabel hat die Schutzmantelherrschaft der Gottesgebärierin zum Sujet, unter deren Schutz die Gläubigen getrost das Jüngste Gericht erwarten können. Bei geschlossenen Flügeln ist das Thema Mutterschaft von Bedeutung: Es beginnt mit der Geburt Mariens und wird mit der Mutterschaft Mariens und Elisabeths fortgesetzt. Konsequenterweise wird der ikonographische Zyklus des Marienretabels mit dem Tod Mariens zunächst abgeschlossen, um dann das Thema Mutterschaft durch die Heilige Elisabeth nochmals aufzugreifen. Elisabeth war selbst Mutter und reicht der eben niedergekommenen Mutter einen Laib Brot. Aufgenommen wird diese Thematik nochmals in der Predella, die verloren gegangen, aber durch die Beschreibung von Lacroix überliefert ist. Die Inschrift des Spruchbandes (*et peperit fillium*) berichtet von der Geburt eines Sohnes. Lacroix ging irrtümlicherweise davon aus, daß es sich um den Verkündigungstext an Maria handelt. Doch der Vulgata-text nach Lukas (1,31) lautet: *ecce concipies in utero et paries fillium*. *Paries* (du wirst gebären) ist Futur I, da der Erzengel Gabriel Maria etwas Zukünftiges voraus-sagt. Bei *peperit* dagegen handelt es sich um eine Vergangenheitsform, das Perfekt. Dieser Wortlaut wird bei der Schilderung der Geburt von Johannes dem Täufer verwendet: *Elisabeth autem impletum est tempus pariendi et peperit fillium* (Lukas 1, 57). Das Spruchband auf der Predella verweist somit nicht auf die Geburt Christi, sondern berichtet von dem Wunder der Geburt der bereits im greisen

315 K. Hahn, F. Werner: Elisabeth von Thüringen, in: LCI (wie Anm. 68), Bd. 6, Sp. 133.

316 Otrrud Reber: Die Gestaltung des Kultes weiblicher Heiliger im Spätmittelalter. Die Verehrung der Heiligen Elisabeth, Klara, Hedwig und Brigitta (Diss.), Hersbruck 1963, S. 247.

317 Ebd.: Elisabeths Gang zur Kirche nach der Geburt ihres Kindes, barfüßig und im wollenen Kleid, mit einem Opferlamm (Libellus 24); Elisabeths Schutzapostel, den sie durch dreimaliges Losen gewonnen hat, ist Johannes (Joh. 19, 26–27); Vergleich Elisabeths mit dem apokalyptischen Weib, vgl. C. Blume: *Analecta Hymnica Medii Aevi*, Bd. 29, Leipzig, S. 143.

Alter stehenden Elisabeth. Leider wissen wir nicht, wer auf den zwei Brustbildern, die sich neben dem Spruchband in der Predella befanden, dargestellt wurde. Doch scheint mir die Vermutung, daß es sich hier um eine Stiftung eines Retabels anläßlich der Geburt eines Sohnes im Hause Gemmingen am Ende des 15. Jahrhunderts handelt, nicht ganz unwahrscheinlich³¹⁸.

V.1.2. Stilistische Einordnung und Datierung

In der vorhandenen Literatur über das Marienretabel gibt es unterschiedliche Meinungen zur Herkunft und Datierung. Allen gemeinsam ist die Datierung ins späte 15. Jahrhundert. Lotz schreibt in seinem Haus- und Reisehandbuch von 1863 über das Marienretabel: „mit vier trefflichen Gemälden (Leben Maria und Heilige Elisabeth aus Thüringen) wahrscheinlich vom Meister Michel Wohlgemuth. Wohlerhalten“³¹⁹. Lotz impliziert damit eine Nürnberger Herkunft des Retabels. Oechelhäuser dagegen sieht 1906 bei den Skulpturen den Einfluß von fränkischem Formgut, den er mit der Werkstatt Riemenschneiders in Verbindung bringt, während er bei den Malereien mehr an die Ulmer Malertraditionen denkt³²⁰. Schnellbach wiederum hält es 1931 für eine „mittelrheinisch beeinflusste handwerkliche Arbeit um 1510“³²¹. Er begründet seine These mit den Maßwerkformen und Fischblasenmustern an der Rückwand des Altarschreins, die ganz typisch für den ober-rheinischen Raum seien und selten im schwäbischen Bereich verwendet wurden³²². Die Malereien dagegen hält er für „mittelrheinisch von geringer Qualität“³²³. Man muß bei Schnellbachs Urteil über die Gemälde beachten, daß er die Übermalungen des 19. Jahrhunderts vor sich sah und nicht die im Jahr 1972 wiederhergestellten Malereien aus der Zeit um 1480³²⁴.

Die Datierung des Retabels ins Ende des 15. Jahrhunderts ist zweifelsfrei richtig, was man auch an der Faltenbildung der Skulptur festmachen kann: Die Knitterfalten bei Mariens Kleid und den Mänteln von Kaiser und Papst sind typisch für die Zeit um 1460/70. Die „Vorhangengel“, die in dieser Weise in der Karg-Nische von Hans Multscher 1433 im Ulmer Münster zum ersten Mal auftreten, werden hier – natürlich nicht in direkter Abhängigkeit – rezipiert. Hans Syfer, der Bildschnitzer des Altarretabels in der Heilbronner Kilianskirche, mag sicher eine Rolle für das Kunstschaffen in der Region gespielt haben. Man findet in diesem kleinen, handwerklichen Flügelretabel der Guttenberger Burgkirche die Disposition von schwä-

318 Weitere Ausführungen unter V.1.4.

319 *Wilhelm Lotz*: Kunst-Topographie Deutschlands: ein Haus- und Reisehandbuch für Künstler, Gelehrte und Freunde unserer alten Kunst. 2 Bde, Kassel 1862–1863, hier: Bd. 2, S. 154.

320 *Oechelhaeuser* (wie Anm. 59), S. 99.

321 *Schnellbach* (wie Anm. 240), S. 159.

322 Vgl. Lautenbacher Altar vom Meister des Nördlinger Hochaltars nach *Zimmermann* (wie Anm. 157), S. 109.

323 Ebd. S. 98.

324 So die gängige Datierung heute.

bischen, unterfränkischen und mittelrheinischen Anklängen. Im Schwäbischen ragen vor allem die Werkstatt des Ulmers Jörg Syrlin den Älteren und Michel Erhard heraus, der seinerseits eine berühmte Schutzmantelmadonna³²⁵ schuf, in Unterfranken Tilman Riemenschneider und im Oberrheinischen Nicolaus Gerhaert. Diese herausragenden Künstler waren richtungsweisend für die Kunst der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts im Südwesten des deutschsprachigen Raums. An deren Kunst orientierten sich viele mittelmäßige und handwerkliche Bildschnitzer, ohne jedoch deren Rang zu erreichen. Bei dem Neckarmühlbacher Schutzmantelmadonnen-Retabel findet man viele Anklänge an hochgeschätzte Werke dieser Zeit. In vielen Details wirkt das Retabel altmodisch und greift auf ältere Bildtypen zurück, wie beispielsweise in der partiellen Verwendung von Goldgrund und der Nimbierung von heiligen Personen. Doch trotz dieser Punkte ist es ein bemerkenswertes Retabel, das zwar nicht zu den künstlerisch erstklassigen Werken zählt, aber eine ganz anmutig und liebevoll ausgeführte Arbeit ist.

Die Schutzmantelmadonna war ein beliebtes Bildmotiv für Stiftungsbilder. Bei diesen ist die Madonna meist sehr viel größer als die anbetenden Stifter. Erst in der Renaissance wurde den Stiftern eine andere Bedeutung zugemessen und somit auch die gleiche „reale“ Größe wie der Himmelskönigin. Ein Beispiel hierfür ist das Gemälde „Madonna des Bürgermeisters Meyer“ von Hans Holbein dem Jüngeren³²⁶.

Im näheren Umkreis haben sich Schutzmantelmadonnenbilder an folgenden Orten erhalten: Beispielsweise im schwäbischen Gröbblingen³²⁷, die gemalte Schutzmantelmadonna auf den Außenflügeln des Kronberger Retabels in Hessen³²⁸ oder die gemalte Schutzmantelmadonna der Pfarrkirche in Tiefenbronn. Diese Kirche ist seit dem Jahr 1461 im Besitz der Familie von Gemmingen, eines verwandten Zweiges der Guttenberger Linie³²⁹. Zu den erhaltenen Werken nach 1500 möchte ich noch den Locherer Altar von Sixt von Staufen³³⁰, die Schutzmantelmadonnen

325 Heute: Staatliche Museen Berlin, Skulpturenabteilung. Ehemals Ravensburg (?). Um 1480. (Kat. Abb. 71 ff), Höhe: 135 cm; Maria ohne Kind, ungekrönt, hält ihren Mantel selbst auf, keine weltlichen und geistlichen Würdenträger, weltliche betende Bürger, evt. Stiftung von Patriziern für einen Seitenaltar; Lit.: *Gertrud Otto*: Gregor Erhard, Berlin 1943.

326 Zwischen 1525 und 1530. Darmstadt, Schloß.

327 Göbblingen/Schwaben, Pfarrkirche, 2. Viertel 15. Jh.; *Beck* u.a. (wie Anm. 12), Abb. 15.

328 Holzschrein mit Marientod, Figuren aus gebranntem Ton, Mittelrhein, um 1440, Kronberg/Taunus, Ev. Johanniskirche, gestiftet von Frank XII. von Cronberg und Ehefrau Katharina von Isenburg.

329 *Emil Lacroix* u.a (Bearbb.): Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Pforzheim Land (Kunstdenkmäler Badens, Kreis Karlsruhe 8/7) Karlsruhe 1938, S. 209–211. S. auch Schutzmantelmadonna von Markdorf, Bodensee, Nähe Ravensburg, um 1500, Maria mit Kind, Beter unter ihrem Mantel ähnlich gestaffelt wie bei der Neckarmühlbacher Madonna. Adam Kraft, Pergenstorfferepitaph, um 1498, Nürnberg, Stein, 240 mal 180 cm. Lit.: *Alexander Frhr. von Reitzenstein*: Deutsche Plastik der Früh- und Hochgotik, Königsstein/Taunus o.J., Abb. S. 24, 71.

330 1522–1524. Freiburger Münster, Lit.: *Rupert Schreiber* (Hrsg.): Das geschnitzte und gemalte Bild auf den altaren ist nützlich und christlich. Aufsätze zur süddeutschen Skulptur und Malerei des 15. und 16. Jahrhunderts, Meßkirch 1988, S. 94.

von Gregor Erhart in Sattenbeuren und Frauenstein³³¹ und die Kaisheimer Madonna³³² erwähnen³³³.

Selbst im frühen Kirchenlied ist das Thema der Schutzmantelmadonna präsent. Durch einen Innsbrucker Druck aus dem Jahre 1640 ist das Lied *Maria, breit dein Mantel aus* mit neunundzwanzig Strophen überliefert³³⁴. Der Mantel Mariens ist unter anderem die Metapher für den Schutz der gesamten Christenheit gegen jedwede Gefahren.

V.1.3. Rekonstruktion des ursprünglichen Zustands

Das Bild der Vollständigkeit des Marienaltars trägt. Sein ursprüngliches Aussehen war sehr verschieden von dem, wie sich das Retabel uns heute darstellt. Es handelt sich um ein Wandelretabel: Ursprünglich waren die heute noch zu sehenden, bemalten Innenflügel die Außenflügel des Retabels. Auf den Innenseiten, die nicht

1. Rekonstruktion des ursprünglichen Zustandes des Marienretabels:

geschlossener Zustand:

Geburt Mariens	Visitatio: Maria und Elisabeth
Marientod	Elisabeth von Thüringen verteilt Wasser und Brot
2 „Brustbilder“ mit Spruchband „et peperit filium“	

geöffneter Zustand:

Relief (?)	Geschnitzter Altarschrein Schutzmantelmadonna	Relief (?)																
	Unter Mariens Mantel 16 Personen, nach H. Huhn																	
Verkündigung an Maria	<table border="0"> <tr> <td>Papst</td> <td>Kaiser</td> </tr> <tr> <td>Bischof</td> <td>Fürst</td> </tr> <tr> <td>Kardinal</td> <td>Ritter</td> </tr> <tr> <td>Mönch</td> <td>Dame</td> </tr> <tr> <td>Bürger</td> <td>Abtissin</td> </tr> <tr> <td>Ritterknecht</td> <td>Nonne</td> </tr> <tr> <td>Bauer</td> <td>Bürger</td> </tr> <tr> <td>Knecht</td> <td>Handwerker</td> </tr> </table>	Papst	Kaiser	Bischof	Fürst	Kardinal	Ritter	Mönch	Dame	Bürger	Abtissin	Ritterknecht	Nonne	Bauer	Bürger	Knecht	Handwerker	Geburt Christi
Papst	Kaiser																	
Bischof	Fürst																	
Kardinal	Ritter																	
Mönch	Dame																	
Bürger	Abtissin																	
Ritterknecht	Nonne																	
Bauer	Bürger																	
Knecht	Handwerker																	
2 „Brustbilder“ mit Spruchband „et peperit filium“																		

2. Heutiger Zustand:

Geburt Mariens	Geschnitzter Altarschrein Schutzmantelmadonna	Visitatio: Maria und Elisabeth														
Marientod	Unter Mariens Mantel 16 Personen, nach H. Huhn	Elisabeth von Thüringen verteilt Wasser und Brot														
	<table border="0"> <tr> <td>Papst</td> <td>Kaiser</td> </tr> <tr> <td>Bischof</td> <td>Fürst</td> </tr> <tr> <td>Kardinal</td> <td>Ritter</td> </tr> <tr> <td>Mönch</td> <td>Dame</td> </tr> <tr> <td>Bürger</td> <td>Abtissin</td> </tr> <tr> <td>Ritterknecht</td> <td>Nonne</td> </tr> <tr> <td>Bauer</td> <td>Bürger</td> </tr> <tr> <td>Knecht</td> <td>Handwerker</td> </tr> </table>		Papst	Kaiser	Bischof	Fürst	Kardinal	Ritter	Mönch	Dame	Bürger	Abtissin	Ritterknecht	Nonne	Bauer	Bürger
Papst	Kaiser															
Bischof	Fürst															
Kardinal	Ritter															
Mönch	Dame															
Bürger	Abtissin															
Ritterknecht	Nonne															
Bauer	Bürger															
Knecht	Handwerker															

Grafik 3 Ursprünglicher und heutiger Zustand des Marienretabels.

331 Wallfahrtskirche (Österreich), um 1515, Auftragswerk von Kaiser Maximilian, überlebensgroß, thronende Maria mit Kind, Rosenkranzmotiv, Lit.: *Otto* (wie Anm. 325), Abb. 59 ff.

332 Kaisheim (bei Donauwörth), um 1502/3, früher: Berlin, Deutsches Museum, zerstört, Abb. XVIII, Kat. Staatl. Museen Berlin.

333 Vgl. auch Schutzmantelmadonna der Annakirche in Annenberg, *Edith Fründt*: Sakrale Plastik. Mittelalterliche Bildwerke. Hanau 1966, Abb. 114, 115. 140 cm groß, um 1500, evt. Nürnberg, stammt aus der Franziskanerklosterkirche.

334 *Ph. M. Körner* (Hrsg.): Marianischer Liederkrans. Eine Sammlung von Kirchenliedern, Gesängen und Gedichten vom Jahre 1500 bis in unsere Zeit, Augsburg 1841, S. 333 ff.

mehr erhalten sind, befanden sich reliefierte Darstellungen der Verkündigung an Maria und der Geburt Christi³³⁵. Bei geschlossenem Zustand des einfach wandelbaren Retabels sah man die vier Gemälde: Die Geburt und den Tod Mariens auf der einen Seite und auf der anderen Seite die Heimsuchung und eine Szene aus dem Leben der heiligen Elisabeth von Thüringen. Heute sind diese bei geöffnetem Zustand zu sehen. Nach Lotz waren die Innenseiten reliefiert, dagegen spricht Hans Huth in seinem Restaurierungsbericht von bemalten Innenflügeln³³⁶. Hans Huth rekonstruiert die Anordnung der bemalten Außenseiten von links oben nach rechts unten gelesen wie folgt: Heimsuchung, Geburt Mariens, Heilige Elisabeth und schließlich Mariens Tod³³⁷. Es stellt sich die Frage, warum die Heimsuchung und Elisabeth von Thüringen auf der linken Tafel dargestellt sind, wo die chronologische Folge eigentlich links oben mit der Geburt Mariens beginnen müßte. Huths Rekonstruktion basiert wohl auf Lacroix³³⁸. Dieser bemerkte weiter, daß bei geöffnetem Schrein links die Geburt Christi und rechts die Verkündigung dargestellt wurde, folglich chronologisch vertauscht. Auch wenn man sich vergegenwärtigt, daß es sich um ein Marienretabel handelt, irritiert diese Anordnung der Reliefs sowie der Gemälde. Diese ungewöhnliche Abfolge, die weder in einer chronologischen noch in einer inhaltlichen Reihe steht, scheint durch das Fehlen der reliefierten Innenflügel entstanden zu sein.

Bei der Restaurierung im Jahr 1865 waren die Innenseiten der Flügel möglicherweise in einem so schlechten Zustand, daß man sich entschloß, die Außenseiten zu Innenseiten zu machen, um ein scheinbar vollständiges Bild zu erhalten. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde der rechte Flügel mit dem linken ausgetauscht, wodurch die ehemaligen Außenseiten zu Innenseiten wurden. Dadurch war es möglich, die vorhandenen Scharniere beizubehalten. Dagegen achtete man bei der letzten Restaurierung, die 1974 abgeschlossen wurde, darauf, die gemalten Bilder wieder in einen richtigen Sinnzusammenhang zu stellen. Somit zeigt sich uns heute die richtige Abfolge mit der einzigen Einschränkung, daß die Gemälde ehemals die Außenseiten, und nicht wie heute, die Innenseiten des Retabels zierten. An den Schmalseiten beider Flügel sind heute noch Spuren zu sehen, die von den alten Scharnieren stammen könnten.

Die gemalte Predella des Retabels ging wohl in der Mitte des letzten Jahrhunderts verloren. Es gibt keine Hinweise darauf, ob das Retabel ein Gesprenge besessen hat. Es ist denkbar, daß dort eine Marienkrönung oder Maria auf dem Thron Gottes zur Seite ihres Sohnes, eingerahmt von Schnitzwerk, dargestellt war. Wahr-

335 Lotz (wie Anm. 319), Bd. 2, S. 154: im 19. Jh. sah man auf den Außenseiten noch die reliefierten Darstellungen.

336 Ebd., S. 154 dagegen: „Maria mit dem Christuskinde, Engel und Anbetende, charaktervoll und lebendig individuell; auf den Flügeln in Relief die Verkündigung und Geburt Christi.“; Huth: Restaurierung der Schutzmantelmadonna (wie Anm. 298), S. 22.

337 Ebd., S. 22.

338 Emil Lacroix, Heinrich Niester: Der Marienaltar zu Neckarmühlbach, in: Maltechnik 61 (1955), S. 87–92, hier: S. 87.

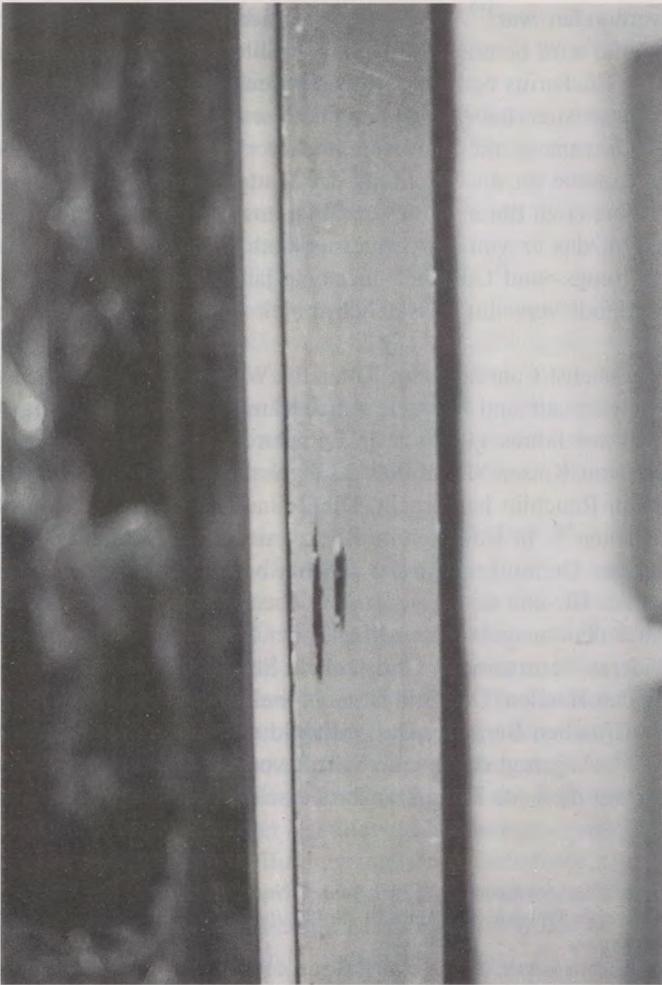


Abb. 29 Flügelretabel, Burgkirche Guttenberg, Spuren von Scharnieren (Foto: R. Wagenblast).

scheinlicher scheint mir die Vorstellung eines schlichten geschnittenen Abschlusses des Mittelschreins.

V.1.4. Funktion des Flügelretabels

Wie bereits erwähnt, stiftete Blicker von Gemmingen am 27. November des Jahres 1497 eine Kaplaneipfründe, die mit dem Marienaltar der Pfarrkirche in Neckar-

mühlbach verbunden war³³⁹. In dem oben zitierten Synodalbericht der Diözese Worms von 1496 wird bereits von einem geweihten Marienaltar zur Linken in der Burgkirche St. Eucharius berichtet³⁴⁰. Das bedeutet, daß spätestens zu dieser Zeit ein Marienaltar existiert haben muß. Eventuell steht eben diese neue Stiftung Blickers im Zusammenhang mit dem heute noch vorhandenen Marienretabel. Blicker scheint eine Vorliebe für die Verehrung der Mutter Gottes gehabt zu haben. Denn auch 1491 stiftete er zu Ehren Gottes und Mariens ein ewiges Almosen für das Spital in Wimpfen, das er von Bürgermeister und Rat der Stadt Wimpfen gekauft hatte. Der Stiftungs- und Gültbrief über eine jährliche Gült von 28 fl wurde bei dem Rat der Stadt verwahrt. Zusätzlich erhielt der Dominikanerorden eine Abschrift.

Blicker war zunächst Canonicus im Ritterstift Wimpfen, gab aber den geistlichen Stand 1478 wieder auf und heiratete Anna Kämmerer von Worms, genannt Dalberg. Im April des Jahres 1486 war er Teilnehmer auf dem Reichstag in Aachen. Dieser wurde von Kaiser Maximilian I. abgehalten, wie aus einem Reisebericht von Dr. Johann Reuchlin hervorgeht. Die Teilnehmer reisten von Frankfurt über Köln nach Aachen³⁴¹. In Köln konnte Blicker sicher das Motivbild³⁴² auf dem Rosenkranzaltar der Dominikanerkirche in Köln bewundern, das zur Erinnerung an Kaiser Friedrich III. und dem Frieden zwischen ihm und Karl dem Kühnen entstand³⁴³. Unter dem ausgebreiteten Mantel der Mutter Gottes knieten Kaiser und Papst mit anderen Vertretern der Christenheit. Sie verehrten Maria und hielten Rosenkränze in den Händen. Das Bild ist nicht mehr erhalten, und wir kennen es nur durch die schriftlichen Berichte. Das Motivbild wurde im Jahr 1500 durch ein anderes ersetzt³⁴⁴. Angeregt durch eine Schrift von Sprenger³⁴⁵, dem Prior am Kölner Konvent, war die erste Rosenkranzbruderschaft in Köln am 8. September 1475

339 *Andermann*: Urkunden Gemmingen (wie Anm. 4) Nr. 57.

340 *Weech*: Wormser Synodale (wie Anm. 19), S. 427; *Ibidem a sinistris altare beatae Mariae Virginis consecratum tantum*.

341 Deutsche Reichstagsakten (DRTA), Bd. 1, Göttingen 1989, S. 818, Maximilian I., 9. April 1486: Blicker reiste mit den Reichstagsteilnehmern von Frankfurt über Köln nach Aachen und nahm dort am Königsmahl Maximilians I. in Aachen teil.

342 Motivbild zur Erinnerung an den Frieden zwischen Herzog Karl dem Kühnen von Burgund und Kaiser Friedrich III.: Unter dem ausgebreiteten Mantel der Mutter Gottes knien Kaiser und Papst und andere Vertreter der Christenheit, Ersetzung dieses Bildes im Jahr 1500 durch ein anderes, evt. Rosenkranzbild, St. Andreas in Köln vom Meister von St. Severin, um 1510 – vgl. *Stephan Beissel*: Geschichte der Verehrung Marias in Deutschland während des Mittelalters, ND der Ausg. 1909, Darmstadt 1972, S. 544; s. auch Verbindung der Rosenkranzbruderschaften mit dem älteren Salve Regina und zu Ehren der heiligen Anna.

343 Kaiser Friedrich III. trug sich zusammen mit seiner Frau Eleonore und seinem Sohn Maximilian nach der Prozession am Fest Mariae Geburt in das Buch der Rosenkranzbruderschaft ein.

344 *Beissel* (wie Anm. 342), S. 544.

345 Jakob Sprenger, in: *Lexikon für Theologie und Kirche*, Bd. 9, Freiburg ²1986, Sp. 47. Jakob Sprenger, seit 1452 Dominikaner, war der Vorsteher der deutschen Ordensprovinz des Predigerordens. Daneben war er auch Inquisitor für Köln, Mainz und Trier. Er verfaßte 1487 den Hexenhammer gemeinsam mit H. Institoris.

gegründet worden³⁴⁶. Diese Bruderschaft erfreute sich großer Beliebtheit und hatte bereits im Jahr ihrer Gründung fünftausend Mitglieder³⁴⁷. Bald entstanden auch außerhalb von Köln viele Rosenkranzbruderschaften.

Auch in Wimpfen nahm der Marienkult einen großen Raum im geistlichen Leben der Stadt ein. Der Mittelpunkt der Verehrung war der Marienaltar in der Dominikanerklosterkirche mit der Pietà von 1416³⁴⁸. Das Kloster gehörte in der Zeit um 1500 zu den größten und reichsten Dominikanerklöstern auf deutschsprachigem Gebiet. Allein vier Provinzialkapitel wurden nach 1460 in Wimpfen abgehalten³⁴⁹. Bedingt durch das einflußreiche Dominikanerkloster³⁵⁰ und die daraus resultierende intensive Marienfrömmigkeit, gab es bereits 1463 eine Heiligenbruderschaft zu Ehren *der hochgelopten Junckhfrauen Maria und aller hayligen Engel*. Hierbei handelte es sich um eine äußerst exklusive Gesellschaft, deren Mitgliederanzahl auf 28 beschränkt war³⁵¹. Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts existierte die Rosenkranzbruderschaft *unser lieben frawe bruderschaft zum Rosencranzs*. Die Familie von Gemmingen war durch mehrere Stiftungen seit dem 14. Jahrhundert mit diesem Kloster verbunden³⁵².

Die beiden Hinweise auf den Rosenkranz im Marienretabel in der Pfarrkirche von Neckarmühlbach findet man bei den Schutzsuchenden unter Mariens Mantel im Schrein und auf der vierten Bildtafel, die der Heiligen Elisabeth von Thüringen gewidmet ist, wo im Hintergrund eine Ordensschwester mit Rosenkranz in den Händen zu sehen ist. Die von Huth als Äbtissin bezeichnete Frau, links von Maria mit schwarzem Mantel und weißem Wimpel als der für Nonnen üblichen Kopftracht, hält ebenso eine Rosenkranzperlschnur in den Händen. Doch bei dieser Gestalt handelt es sich um eine Nonne, da ihr der Abtstab als Kennzeichen fehlt.

Mit großer Wahrscheinlichkeit wurde das Retabel mit der Schutzmantelmadonna, ein ganz persönliches Motivbild der Familie von Gemmingen, von Blicker in Auftrag gegeben, der zu dieser Zeit Burgherr auf dem Guttenberg war. Ein weiteres Indiz für das persönliche Anliegen des Motivbildes könnte der Mann geben, der sich im Hintergrund zwischen Papst und Bischof befindet. Dieser trägt eine ungewöhnlich hohe Kopfbedeckung und einen roten Mantel. Es könnte sich um die Amtskleidung eines Richters handeln. Die Schube, der Amtsmantel, war bis ins

346 Ebd.; *Beissel* (wie Anm. 342), S. 544

347 Nach Michael Francisci in: *Beissel* (wie Anm. 342), S. 546

348 *Hafer* (wie Anm. 28), S. 38 und S. 31 und Anm. 122. Diese Pietà steht im Zusammenhang mit den Tonaposteln. S. oben Kapitel IV. 2.3.

349 1467, 1506, 1528 und 1553, *Endriss* (wie Anm. 76), S. 80.

350 Dominikus gilt als traditioneller Stifter des Rosenkranzkultes; der Legende zufolge bekam Dominikus den Rosenkranz von Maria verliehen.

351 *Endriss* (wie Anm. 76), S. 169.

352 Ebd. S. 76, 91: Die Schwestern Adelheid und Elisabeth von Gemmingen stifteten eine jährliche Gült im Jahr 1365 für den Dominikaner Dudo und Schwicker von Gemmingen, StA Darmstadt, Hs. 35 fol. 242 f.; der Ritter Diether von Gemmingen stiftete ein Familienanniversar im Jahre 1387 *ainer gesungen virgilen und ainer gesungen seellmess*, StA Darmstadt, Hs 34 fol. 235^v-237.

15. Jahrhundert meist rot³⁵³. Neben dem roten Kardinalsmantel und dem roten Kleid des jungen Mädchens, deren Haar ein Schapel schmückt, trägt keiner der Betenden unter Mariens Mantel die Farbe rot. Diese besondere Hervorhebung des roten Mantels könnte ein Hinweis auf die Stellung eines Amtmanns sein. Angesichts des Tatbestands, daß Blicher seit 1497 das königliche Privileg der Hoch- und Blutgerichtsbarkeit besaß, die König Maximilian ihm am 13. April dieses Jahres in Innsbruck verliehen hatte³⁵⁴, könnte das durchaus ein Anhaltspunkt für die Darstellung eines Richters sein. Die Hoch- und Blutgerichtsbarkeit war ein eher seltenes Privileg beim Niederadel und ein wichtiger Ausdruck der Herrschaftsbefugnis³⁵⁵.

Die Stiftung der ewigen Pfründe am Marienaltar durch Blicher von Gemmingen im Jahr 1497 ist ein weiteres Indiz, das für die Aufstellung des Retabels spricht³⁵⁶. Somit kann man das Retabel mit der Schutzmantelmadonna mit großer Wahrscheinlichkeit ins letzte Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts datieren, genauer um das Jahr 1497.

V.1.5. „Wundertätige Mutter Gottes“

Im Ortsreiseprotokoll des Bezirksamtes Mosbach von 1893 ist zu lesen, daß die Madonna der Burgkirche als wundertätig gelte und viele Katholiken in die seit 1522 evangelische Pfarrkirche von Neckarmühlbach pilgerten, um die Mutter Gottes zu verehren³⁵⁷. Der evangelische Pfarrer Hagmeier schreibt 1935 in seinem Visitationsbericht, daß selbst die katholischen Christen den Gottesdienst in der Neckarmühlbacher Pfarrkirche besuchen, da dieses evangelisches Gotteshaus auch eine Bedeutung als katholische Wallfahrtskirche besitzt³⁵⁸. Im Jahr 1936 hatte eine Bürgerin aus dem Nachbarort Tiefenbach eine Vision, die die Wallfahrten an jedem Donnerstag und zu den Marienfesten zur „Verlassenen Madonna“ wieder belebten³⁵⁹.

Als nach der Restaurierung im Jahr 1975 das Flügelretabel der Schutzmantelmadonna trotz Alarmanlage aus der Kirche gestohlen wurde und man nur dank glücklicher Umstände die Diebe mit der Beute stellen konnte, beschloß man, das Altarbild an einem sicheren Ort aufzustellen. Seit dieser Zeit wird es im Burgmuseum der Burg Guttenberg aufbewahrt. Damit waren auch die Wallfahrten zu Ende und

353 *Gerhard Jaritz*: Amtskleidung, in: *Kühnel* (wie Anm. 249), S. 7/8.

354 *Andermann*: Urkunden Gemmingen (wie Anm. 4) Nr. 55*.

355 Die Freiherren von Gemmingen waren befugt, einen Galgen im Ort aufzustellen. Aus späteren Gerichtsdokumenten geht hervor, welch wichtiges Privileg das war. Für diese Information danke ich Dr. Kurt Andermann vom GLAK.

356 S. auch unter II,2.

357 *Fütterer* (wie Anm. 53), S. 82.

358 *Litzenburger* (wie Anm. 9), S. 280.

359 Pilgerbericht im St. Conrad Blatt Freiburg 1946, S. 82f.

die Guttenberger Burgkirche verlor die Bedeutung, die sie auch für die Gemeinschaft der Katholiken für lange Zeit besessen hatte.

Angesichts dieses Sachverhaltes muß man sich fragen, inwieweit eine Sicherung von Kunstgegenständen zur Erhaltung für nachfolgende Generationen zu vertreten ist, wenn damit das kultische Bild aus seinem gesamten inneren Zusammenhang herausgelöst wird und man dadurch den Verlust seiner religiös-christlichen Bedeutung hinnimmt. Wäre denn nicht gerade hier ein Kristallisationspunkt für die beiden christlichen Kirchen? Über Jahrhunderte wallfahrteten Katholiken in eine seit 1522 evangelische Kirche zum Altar der Mutter Gottes, obwohl gerade die Marienverehrung ein bedeutendes Hindernis auf dem Weg zur Wiedervereinigung im Glauben ist. Seit dieser Zeit respektierten die lutherischen Gläubigen und Prediger, daß das Marienbild an seinem Platze blieb. Denn auch in der evangelischen Lehre nach Luther gilt Maria als die Mutter Gottes, wobei sich Luther auf den neutestamentlichen Text bei Lukas (Lukas 1, 28–38) stützte³⁶⁰. Doch nicht nur als Mutter Gottes verehrte sie die lutherische Lehre, sondern Maria war auch Fürbitte-rin: *Für ain fürbitterin wölln wir sy haben wie die anderen hailigen*³⁶¹. Luther wandte sich nur gegen die Anbetung Mariens und war damit der gleichen Auffassung wie die traditionelle katholische Lehre, für die der grundlegende Satz gilt: *Anbetung gebührt allein dem dreifaltigen Gott*³⁶². An anderer Stelle äußerte sich Luther ganz konkret zu dem Bild des Schutzmantels bei Maria. Für ihn ist es Abgötterei, wenn Maria von der Trinität gekrönt und damit über Gott Vater und Sohn gestellt wird. Er sagte dazu: *Abgötterei, daß man weiset die Leute von Christo unter den Mantel Mariae, wie die Predigermönche getan haben! Ist's aber nicht eine große und greuliche Ketzerei gewesen, daß wir alle unser Vertrauen auf unsers lieben Frauenmantel gesetzt haben, da sie doch ihr Blut für uns nicht vergossen hat*³⁶³?

Heute ist diese besondere Konstellation von gelebter Frömmigkeit beider Konfessionen in einer reformatorischen Kirche nicht mehr gegeben. Das Altarretabel der Schutzmantelmadonna wurde zu einem musealen, sinnentleerten Gegenstand. Vielleicht liegt hier eine Chance, diese Situation neu zu überdenken, um eine Lösung zu finden, die dem christlichen Kunstwerk wieder gerecht wird³⁶⁴.

360 Luther: Von den Konziliis und Kirchen 1539, in: *ders.*: WA (wie Anm. 100), Bd. 50, 591. Auch der große reformierte Theologe Karl Barth nennt Maria ausdrücklich die Mutter Gottes und bekennt sich zu der Lehre „geboren aus Maria der Jungfrau“. S. *Karl Barth*: Die kirchliche Dogmatik Bd. 1/2, Zürich 1932, S. 151 f. und 201.

361 Luther: Sermon von der Geburt Mariä, 1522.

362 Heinz Schütte: Um die Wiedervereinigung im Glauben, Essen ²1959, S. 134.

363 Luther: WA (wie Anm. 100), Bd. 47, 5, 276.

364 Nach Abschluß der Arbeit habe ich festgestellt, daß seit kurzem zwei sehr gute phototechnische Reproduktionen der beiden Retabeln auf ihrem ursprünglichen Platz auf den Seitenaltären stehen. Es ist ein Kompromiß, der sicher zu vertreten ist, und auf den ersten Blick könnte man glauben, die Retabeln seien wieder in die Kirche zurückgekehrt.

V.2. Kreuzaltarretabel

V.2.1. Beschreibung

Inwieweit der heutige Zustand des spätgotischen Kreuzretabels ursprünglich ist, muß dahingestellt bleiben. Heute sehen wir ein Flügelretabel vor uns, dessen Schrein 74 Zentimeter breit und 117 Zentimeter hoch ist. Im Schrein befindet sich vor einem nachtblauen, gemalten Sternenhimmel ein geschnitztes Kruzifix von fünfundfünfzig Zentimeter Größe. Der Gekreuzigte hängt an einem schlichten Kreuzesstamm, der jüngeren Datums ist. Über seinem Kopf ist die Inschrift mit den Worten *Jesus Nazarenum/Rex Judeorum* zu lesen. Jesus, nur bedeckt mit dem goldfarbenen Lendentuch, dessen flatterndes Ende auf der rechten Seite abgebrochen ist, besitzt eine ganz zarte, fast zerbrechliche Gestalt. Auf der Haut seines ausgemergelten Körpers zeichnen sich alle Knochen und Gelenke sehr deutlich ab. Besondere Sorgfalt verwandte der Künstler bei der Modellierung des Oberkörpers. Die einzelnen Rippen drücken sich fühlbar unter der Haut durch, während sich durch das Hängen am Kreuz eine tiefe Einbuchtung in Bauchhöhe ausbildet. Sein Haupt, bekrönt von dem Dornenkranz, ist zu seiner rechten Schulter geneigt, auf die sein langes, braunes und lockiges Haar fällt. Auf der anderen Seite ist die Haarlocke abgebrochen. Die Augen Christi sind leicht geöffnet. Auf den geöffneten



Abb. 30 Kreuzretabel, Burgkirche Guttenberg (Foto: R. Wagenblast).

ten, bemalten Seitenflügeln³⁶⁵ ist je ein Bischof zu sehen, der jeweils die gesamte Bildfläche einnimmt.

Das Flügelretabel ist unwesentlich kleiner als das mit der Schutzmantelmadonna und stand bis 1974 auf der Mensa des rechten Seitenaltars, überfangen von dem schlichten, steinernen Ciborium in der Burgkirche Neckarmühlbach. Der ältesten Beschreibung zufolge waren auf den Gemälden das Martyrium des Heiligen Sebastian und zwei andere Heilige zu sehen³⁶⁶. Lotz fand auch eine Inschrift mit der Jahreszahl 1492. Er bemerkte zu den Malereien, daß diese „wertvoller sind als die Skulptur“³⁶⁷. Man kann aus der kurzen, stichwortartigen Beschreibung bei Lotz schließen, daß auf den Rückseiten der Flügel das Martyrium des Heiligen Sebastians zu sehen war.

Doch warum wurde hier der Heilige Sebastian dargestellt? Die Kirche wurde neben Eucharius auch auf die Heiligen Jodocus und Nikolaus geweiht. Der Altar dagegen, so ist es dem Wormser Synodalbericht zu entnehmen, wurde zu Ehren des Heiligen Valentinus konsekriert³⁶⁸. Doch weder Eucharius, Jodocus noch Valentinus haben irgend etwas mit Sebastian gemein, mit denen Lotz sie hätte verwechseln können. Der einzige Heilige, der in diesem Zusammenhang auch das Pfeilatritubut besitzt, ist der heilige Nikolaus von Tolentino³⁶⁹. Bei Nikolaus handelt es sich aber um Pestpfeile. Es ist nicht auszuschließen, daß das Kreuzretabel zu einem ganz bestimmten Anlaß gestiftet wurde; denkbar wäre das Ende der Pestepidemien, die am Ende des 15. Jahrhunderts wüteten³⁷⁰. Sebastian, der seit dem 14. Jahrhundert zu den Vierzehn Nothelfern gehört, galt als wichtigster Pestheiliger. Möglicherweise handelt es sich bei diesem Altarretabel auch um eine Stiftung der Familie von Dalberg, deren Wappen dieses Ciborium im Schlußstein des Gewölbes trägt. Es ist nicht auszuschließen, daß die Schwiegereltern von Blicher etwas mit dem Programm des Retabels verbanden³⁷¹.

Auf den beiden Innenflügeln ist je ein Bischof in vollem Ornat dargestellt. Auf ihren Häuptern tragen sie die Bischofsmütze, die Mitra, die mit Perlen und Edelsteinen verziert ist. Der links dargestellte Bischof trägt über der weißen Albe eine rote Dalmatica mit streifenförmigen Besätzen am Halsausschnitt und am Saum, dar-

365 114 cm hoch und 40,5 cm breit.

366 Lotz (wie Anm. 319), Bd. 2, S. 154.

367 Ebd.

368 Bei der Wahl eines Heiligen für Nebenaltäre stehen die Patrozinien der Kirche nicht unbedingt in einem engeren Zusammenhang.

369 G. Hartwanger: Nikolaus von Tolentino, in: LCI (wie Anm. 68), Bd. 8, Sp. 59–62. Nikolaus war Augustinereremit und lebte am Anfang des 13. Jahrhunderts. Er wurde im Jahr 1449 kanonisiert und tritt in der Funktion als Fürbitter für die Menschen ein, um beispielsweise die Pestpfeile abzuwenden, die als Gottesurteil vom Himmel herabkommen.

370 Denn die Pestepidemien suchten am Ende des Jahrhunderts das Land fast im Abstand von 10 Jahren – 1473, 1483 und 1494 – heim.

371 Diese Eventualität soll hier nur als Gedanke angeführt werden, ohne daß ich näher darauf eingehen kann.



Abb. 31 Kreuzretabel, Burgkirche Guttenberg, linke Tafel (Foto: R. Wagenblast).

über ein dunkles Pluviale, das mit Perlen und Edelsteinen, auch Aurifrisien genannt, besetzt ist und am unteren Saum einen feinen Fransenbesatz besitzt. In seiner linken Hand, über die er die Pontifikalhandschuhe gestreift hat, hält er den Bischofsstab an einem weißen Panisellus. Die rechte Hand, über dessen Handschuh der Pontificalring am Mittelfinger steckt, ist im Segensgestus erhoben. Sein Blick ist nach unten zu dem knienden Stifter gerichtet, dem der Segen gilt. Der Stifter ist sehr klein am unteren rechten Bildrand zu sehen und reicht in seiner Bitthaltung dem Bischof nicht einmal bis zu den Knien. Er trägt einen kurzen, braunen Überwurf mit Pelzkragen über einem schwarzen Rock. Der Hintergrund ist in ein dek-

kendes Himmelblau getaucht, während der Boden, auf dem der Bischof steht, ein flächiges Steingrau ist, auf dem zwei Kieselsteine liegen. Den Übergang von der Bodenfläche zum Hintergrundhimmel markiert ein hellgrüner Streifen. Die gesamte Anlage der Hintergrundgestaltung scheint bei der Restaurierung Fehlstellen aufgewiesen zu haben, die man zu beheben versuchte.

Der Bischof auf dem rechten Flügel hält in der rechten Hand seinen Bischofsstab und in der linken ein Kirchenmodell. Es ist eine dreischiffige, romanische Basilika mit einem aufgesetzten Turm. Die Pontifikalkleidung dieses Bischofs unterscheidet sich von dem eben beschriebenen dadurch, daß dieser nicht den Chormantel, sondern die Kasel über der Dalmatica trägt. Sie ist aus schwerem, gemusterten Brokatstoff, der innen grün abgesetzt ist. Das Kaselkreuz, ein breites, gesticktes Ornamentband, ist mit Perlen und Edelsteinen besetzt.

Der Rahmen des Flügelretabels ist bei der Restaurierung im Jahr 1957 völlig erneuert worden. Es ist ein schlichter, rötlich gebeizter Holzrahmen mit ganz wenigen, dunklen, stilisierten Blumenmustern. Der Schrein wurde aus Sicherheitsgründen mit einer Glasscheibe geschützt, ebenso wie die Gemälde des Retabels der Schutzmantelmadonna.

Im Restaurierungsbericht von 1900 des Landesdenkmalamtes Karlsruhe wird berichtet, daß die Bilder und Schnitzerei restauriert wurden. Aus der Formulierung könnte man entnehmen, daß mit Schnitzerei nicht nur der Corpus Christi gemeint ist, sondern auch noch dekoratives Rahmenwerk. Die relativ großen, leeren Räume unter dem Kreuz lassen vermuten, daß an dieser Stelle Holzskulpturen von Maria und Johannes dem Evangelisten gestanden haben könnten.

V.2.2. Stilistische Einordnung

Nach Oechelhäuser gehört die Malerei der Flügel einer Ulmer Schule an, während der Kruzifixus dem Kreis der Riemenschneider-Schule zuzuordnen ist³⁷². Schnellbach dagegen kommt der Herkunft des Werkes weit näher, wenn er den in Heilbronn tätigen Künstler Hans Syfer als Urheber des Kruzifixus in Betracht zieht³⁷³. Vergleicht man den Leib Christi der Grablegung des Wormser Grabes mit dem Kruzifixus, fallen die stilistischen Übereinstimmungen der beiden Werke ins Auge. Die Behandlung des Brustkorbs, der weit heraussteht und einen starken Kontrast zu der eingefallenen Bauchpartie bildet, ebenso wie die knöcherne Steifheit der Glieder, die viel zu langen Finger und Zehen, könnten auf einen Künstler hinweisen, der diese beiden Werke schuf. Formale Parallelen finden sich in der Gestaltung der Dornenkrone, der Behandlung der Locken und der Schlingung des Lententuches.

372 Oechelhaeuser (wie Anm. 59), S. 100.

373 Schnellbach (wie Anm. 240), S. 159: um 1500, vgl auch mit Heilbronner Hochaltar, Wormser Grablege und Pietà, Schmerzensmann der Heilbronner Altartafel.

Ein weiteres Werk, das sich zum Vergleich heranziehen läßt, ist der lebensgroße Kruzifixus der Pfarrkirche St. Nikolaus im benachbarten Gundelsheim. Obwohl dieses Werk viel größer ist, findet man auch hier die oben genannten gemeinsamen Gestaltungsmerkmale, die auf einen Meister schließen lassen, der mit Hans Syfer in Verbindung gebracht werden kann. Schnellbach spricht von einem oberrheinisch geschulten Meister, der mit Hans Syfer verwandt ist³⁷⁴.

Die Malereien dagegen lassen sich nicht eindeutig zu einem Kunstkreis oder Künstler zuordnen. Es läßt sich nur soviel sagen: sie stammen aus der gleichen Zeit wie der Kruzifixus und gehören zu diesem Retabel. Wahrscheinlich sind sie die Werkstattarbeit eines Gesellen. Sie haben im Laufe der Jahrhunderte sehr gelitten und weisen bei genauer Betrachtung einige Fehlstellen auf. Es ist sehr schwer zu beurteilen, wieviel von dem, was man heute noch sieht, wirklich als Original gelten kann und was Übermalungen, beziehungsweise „Ausbesserungen“ vergangener Jahre sind.

V.2.3. Die zwei Bischöfe auf den Flügeln

Die beiden Bischöfe auf den Innenseiten des Flügelretabels sind nicht ganz zweifelsfrei zuzuordnen. Wenn man konstatiert, daß das Retabel nicht von verschiedenen Altären zusammengetragen wurde, kann es sich nur um folgende Zuordnung handeln: der Bischof mit dem Kirchenmodell ist der Heilige Eucharius, der erste Bischof von Trier, zu dessen Ehren die Kapelle gebaut wurde und zum anderen der Heilige Valentin, auf dessen Namen der Altar geweiht wurde. Einschränkend ist festzustellen, daß bei der Eucharius-Ikonographie eine Kirche als Attribut nicht verbindlich ist: Es gibt eine überlieferte Darstellung aus dem 12. Jahrhundert, das Relief am Trierer Neutor, auf dem Eucharius mit einem Architekturmodell in Erscheinung tritt – dort aber mit einem Stadtmodell und nicht mit einer Kirche³⁷⁵. Auf Grund der Valentin-Zuschreibung findet man in der Sekundärliteratur den Stifter als Krüppel oder Epileptiker bezeichnet, da dieser zur Ikonographie des Wanderbischofs Valentin gehört. Neben dem Kranken wird Valentin aber auch noch mit einem Kind dargestellt. Möglicherweise handelt es sich bei dem von mir bezeichneten Stifter nicht um einen solchen, der gemäß seiner Bedeutung wesentlich kleiner ist als der Bischof, sondern tatsächlich um ein Kind. Der Kult des Heiligen Valentin breitete sich erst ab dem späten 15. Jahrhundert aus und würde zeitlich gesehen durchaus an diese Stelle passen³⁷⁶.

374 Schnellbach (wie Anm. 240), S. 143.

375 Mit dem Modell von Trier, als der erste christliche Bischof. Landesmuseum Trier.

376 Braun: Tracht und Attribute (wie Anm. 83), Sp. 711–712. Die Gebeine Valentins wurden von Tasilo II. im Jahr 761 nach Passau transferiert.

V.3. Altarciborien

V.3.1. Beschreibung

In dem ursprünglich flachgedeckten Langhaus der Burgkirche Neckarmühlbach befinden sich neben dem Triumphbogen, der die sichtbare Grenze zwischen dem Chor und dem Schiff der Kirche darstellt, zwei spätgotische Altarciborien. Sie gehören nach Joseph Braun zur ersten Kategorie von insgesamt acht verschiedenen Typen, die er unterscheidet, und die vorwiegend auf deutschsprachigem Gebiet anzutreffen sind. Die Ciborien sind nicht freistehend, sondern wurden in die Ecke zwischen Langhauswand und Triumphbogenwand gesetzt, während die beiden Bögen an der vorderen Ecke von einer Säule aufgefangen werden. Über den Bögen erheben sich glatte Mauerflächen, die mit vegetabilen Wandmalereien geschmückt sind und einen geraden Abschluß besitzen. Das umlaufende Gesims ist mehrfach profiliert. Die Baldachine überfangen zwei steinerne Altäre, auf denen bis vor wenigen Jahren kleine spätgotische Flügelretabeln gestanden haben. Die beiden steinernen Altäre, zu denen zwei gemauerte Stufen führen, gehören zur ursprünglichen Ausstattung. Auf deren Mensen sind noch eingeritzte Weihekreuze zu finden. Seitlich beider Altarblöcke – es handelt sich um Kastenaltäre – sind kleine, hölzerne Türchen angebracht. In diesen Hohlräumen der Altäre werden auch heute noch Altardecken, Kerzen und ähnliches aufbewahrt.

Die Ciborien haben ein vierteiliges Kreuzrippengewölbe, das an der Stelle des Schlußsteines mit den Familienwappen versehen sind. Die Stichkappen der Gewölbe wurden bei der letzten Restaurierung mit spätgotischer Flammenmalerei bemalt, wie man es auch im Gewölbe des Chores findet. Die Frage, inwieweit diese Lösung den originalen Zustand widerspiegelt, soll dahingestellt bleiben. Beide Ciborien, wenn auch unterschiedlich ausgeführt, sind von ganz schlichter Anmut.

Das linke Altarciborium mit dem Gemmingen'schen Wappen ist bedeutend reicher gestaltet als sein Pendant. Die Unterschiede beginnen bereits in der Sockelzone mit der Basis der Säule. Der hohe, quadratische Sockel wird durch eine sechsseitig über Eck gestellte Basis mit dem gedrehten Säulenschaft verbunden. Die Säule geht ohne Kapitell in die kielförmigen Bögen über, die auch Eselsrücken genannt werden. Die Bögen sind dreifach, durch die Abstufungen von Kehle und Wulst, profiliert. Auf der äußersten Profilleiste sind auf jedem Kielbogen zehn fleischig wirkende Krabben aufgesetzt, von denen eine bereits abgebrochen ist. Die kielförmigen Bogen werden in ihrem Scheitelpunkt mit einer Kreuzblume geschmückt. Die Säule findet ihre Fortsetzung in zwei Fialen, die ebenso eine Kreuzblume besitzen und kurz unter dem oberen geraden Abschluß enden. Ehemals waren die über Eck gestellten Helme der Fialen auch mit kleinen Krabben besetzt, die aber alle abgebrochen sind. Nur ansatzweise lassen sich die Reste der aufgesetzten Krabben erkennen. Die Bogenansätze sowie die unteren Abschlüsse der Fialen sind sehr fein mit schlichten Profilierungen und Ornamenten verziert. Zwischen den Bögen wurden – wohl zur Stabilisierung – Eisenstangen eingespannt.

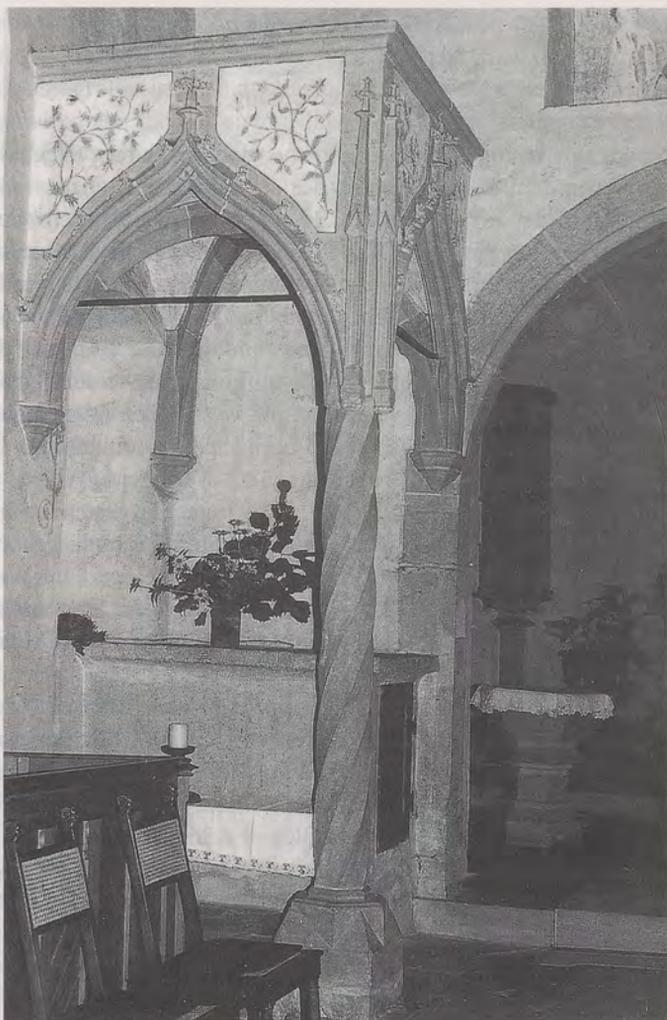


Abb. 32 Nördliches Altarciborium der Burgkirche Guttenberg (Foto: R. Wagenblast).

Das rechte Ciborium ist, was die Größe und Grundstruktur betrifft, ein genaues Gegenstück zu dem eben beschriebenen. Doch wurden hier Schmuckformen sehr zurückhaltend eingesetzt. Die Säule ist eine schlichte Rundsäule, der gedrückte Spitzbogen einfach profiliert, und auch auf Fialen, Krabben und Kreuzblumen wurde gänzlich verzichtet. Das Dalberg'sche Familienwappen mit goldenen Lilien auf blauem Grund ziert als Schlußstein das Kreuzgratgewölbe.



Abb. 33 Südliches Altarciborium der Burgkirche Guttenberg (Foto: R. Wagenblast).

Unter dem linken Baldachin stand auf der Altarmensa das Kreuzretabel, das oben beschrieben wurde und das sich heute im Burgmuseum der Burg Guttenberg befindet. Die Schutzmantelmadonna befand sich unter dem weitaus reicher geschmückten Ciborium, das das Gemmingen'sche Wappen trägt.

Die Altäre werden durch länglich eingeschnittene Fenster der Langhauswand beleuchtet. Die schmalen, zweiteiligen Fenster, ganz in gotischem Stil, müssen im

Zuge der Langhausvergrößerung unter Blicker gemeinsam mit den Altarciborien eingefügt worden sein. Sie sind heute mit durchsichtigen Butzenscheiben verglast.

V.3.2. Restaurierungsbericht

Im Jahre 1958 wurden im Zuge einer umfassenden Restaurierung des Innenraumes, bei der vor allem die sehr feuchten Außenwände trockengelegt wurden, auch die übertünchten Flammenbemalungen der Kreuzgewölbe der beiden Ciborien freigelegt. Im Restaurierungsbericht des Landesdenkmalamtes liest man von der Freilegung der *original* spätgotischen Bemalung³⁷⁷. In der Praxis kommt die sogenannte Freilegung von Wandmalereien fast immer einer vollständigen Zerstörung gleich, da die darüber angebrachte Farbe mit der darunterliegenden meist eine feste chemische Verbindung eingeht und sich nicht mehr lösen läßt³⁷⁸. Was wirklich freigelegt werden kann, sind meist nur die Unterzeichnungen, während der originale Farbeindruck und dessen Wirkung nicht rekonstruierbar sind. Man muß demnach den jetzigen Zustand der Gewölbemalereien als eine Nachahmung der spätgotischen betrachten. Die Bemalung der äußeren Wandflächen ist aus der Zeit um 1900, die ebenfalls die wohl ursprüngliche spätgotische Fassung nachahmt. Bei der Restaurierung hat man darunter wenige originale Reste auffinden können, so daß man davon ausgehen kann, daß sie in spätgotischer Zeit bereits bemalt gewesen sind.

V.3.3. Datierung

Im Kunstdenkmälerband von 1906 datiert Oechelhäuser die beiden Ciborienaltäre in die Jahre zwischen 1518 und 1526. Er kommt zu dieser Datierung auf Grund eines „Allianzwappens“, das von der Übernahme der Guttenberg durch Dietrich von Gemmingen im Jahr 1518 Zeugnis geben soll. Der Bestand ist jedoch folgender: Das Gewölbe des links vom Triumphbogen stehenden Ciboriums besitzt das Gemmingen'sche Wappen, das gegenüberliegende das mit Lilien geschmückte Wappen derer von Dalberg. Blicker, der Sohn von Hans dem Reichen, hat, nachdem er seinen geistlichen Stand im Jahr 1478 aufgab, Anna Kämmerer von Worms, genannt von Dalberg, geheiratet. Somit muß man annehmen, daß die Ehe zwischen Anna und Blicker am Ende der siebziger Jahre des 15. Jahrhunderts geschlossen wurde. Hansens Gattin war Katharina Landschad von Steinach. Der Chor wurde zu Zeiten von Hans und Katharina fertiggestellt. Erst unter Blicker wurden die beiden Ciborien eingefügt, als dieser das Langhaus im Jahre 1501 verlängern ließ. Auch beim

377 LDA KA, Neckarmühlbach Kirche, Akte I, 247.

378 Nach Aussage von Frau Prof. Dr. Jägers (Promovierte Chemikerin und ausgebildete Restauratorin), Köln: „Eine Freilegung ist fast immer der größte Schaden“, anläßlich eines Vortrages über Restaurierungsmaßnahmen bei mittelalterlichen Kunstwerken im Rahmen des Kolloquiums von Prof. Dr. Fritz, Heidelberg, 4.2.1994, WS 1993/94.

stilistischen Vergleich der Schmuckformen des Sakramentshäuschens im Chor von 1471 – die Krabben, Wimperge und Fialen – mit denen des linken Ciboriums, erkennt man, daß die Altarciborien in größerer zeitlichen Nähe zum Sakramentshäuschen entstanden sein müssen als bisher angenommen. Ein weiteres Indiz für die frühe Datierung findet sich im Wormser Synodalbericht von 1496: Dort wird ein Valentins- und ein Marienaltar erwähnt: *Ibidem a dextris altare st. Valentini consecratum tantum. Ibidem sinistris altare beatae Mariae virginis consecratum tantum*³⁷⁹. Das heißt, es existierten bereits zwei Seitenaltäre, als der Visitationsbericht abgefaßt wurde. Dieser Hinweis für sich alleine könnte auch bedeuten, daß bereits Seitenaltäre vorhanden, waren aber noch ohne Baldachine. Der Einbau von solch großen Ciborien ist ein Bauvorhaben von umfangreicheren Ausmaßen. Es ist nicht anzunehmen, daß Blicker das Langhaus im Jahr 1501 um dreieinhalb Meter verlängern ließ und dann keine zwanzig Jahre später nochmals die Kirche zu einer Baustelle machte, um die Ciborien einzubauen. Alle vorliegenden Fakten machen vielmehr deutlich, daß die beiden Altarciborien aus der Zeit vor 1500 sind, da 1501 – die Jahresangabe über dem westlichen Eingang der Kirche – die Erweiterung des Langhauses beendet war.

Somit erscheint es folgerichtig, daß hier das Wappen der Ehefrau Blickers als Schlußstein verwendet wurde. Denn auch im Chor der Kirche, der vornehmsten Stelle, findet man als Schlußstein des Chorgewölbes wiederum das Wappen der Familie von Gemmingen, während das Wappen der Familie Landschad von Steinach als Schlußstein des Gewölbes im Chorjoch zu sehen ist.

V.3.4. Spätgotische Altarciborien im württembergischen Neckarkreis

Im deutschsprachigen Gebiet ist eine verhältnismäßig große Zahl von Altarciborien, vor allem aus gotischer Zeit bis über 1500 hinaus, erhalten geblieben, meist mit geraden Abschlüssen mit Zinnenkranz oder Maßwerkbalustraden³⁸⁰. Die Ciborien im württembergischen Neckarkreis waren vor allem über Nebenaltäre angebracht und dienten nicht wie in Italien als Hochaltarciborien³⁸¹.

In Gemmrigheim³⁸², Erdmannhausen³⁸³ und Mühlhausen³⁸⁴ ist räumlich die gleiche Situation wie in der Burgkirche Neckarmühlbach anzutreffen: zu beiden Seiten des Triumphbogens befinden sich im flachgedeckten Langhaus gewölbte Cibo-

379 Weech: Wormser Synodale (wie Anm. 19), S. 427

380 Erfurt, Dom, Antoniusaltar, 1483; Dinkelsbühl, Pfarrkirche, um 1467/70, für ein Gnadenbild; Esslingen, Frauenkirche, 1479; Adolf Reinle: Die Ausstattung deutscher Kirchen im Mittelalter. Eine Einführung, Darmstadt 1988, S. 22.

381 Altarciborium, in: RDK (wie Anm. 218), Bd. 1.

382 Ev. Pfarrkirche (St. Johannes d. T.), Kreis Ludwigsburg.

383 Ev. Pfarrkirche (St. Januarius), Kreis Ludwigsburg.

384 Ev. Veitskirche, Stadt Stuttgart, Altarciborien um 1410, vermutlich unter Parlerischem Einfluß entstanden, da der Stifter der Kirche, Reinhard von Mühlhausen in der Finanzverwaltung in Prag am Hof von Karl IV. tätig war.

rien. Auch in den Pfarrkirchen von Gärtringen³⁸⁵ und Böblingen³⁸⁶ belegen die niedrigen Fenster und Gewölbeansätze Altarciborien, die aber für den Einbau einer Kanzel in nachreformatorischer Zeit abgebrochen wurden³⁸⁷.

Im württembergischen Neckarkreis sind Altarciborien ungewöhnlich häufig zu finden und in den heute meist evangelischen Kirchen erhalten geblieben. Sie stammen alle aus der Zeit um 1500. In welcher Weise die Zierarchitektur von steinernen Altarciborien voneinander abhängig ist und wo man die direkten Vorläufer zu suchen hat, kann im Rahmen dieser Arbeit nicht beantwortet werden. Von dem Altarciborium der Esslinger Frauenkirche, das das Meisterschild von Hans Böblinger dem Älteren trägt und 1479 von ihm geschaffen wurde, verweist Anneliese Seeliger-Zeiss auf Vorstufen, die im Wiener Umkreis, besonders in Maria am Gestade, zu suchen sind³⁸⁸.

V.3.5. Altarciborien und ihre Bedeutung

Eines der frühesten literarischen Zeugnisse über die Bekrönung eines Altars als Hoheitssymbol findet man in einem Edikt Karls des Großen aus dem Jahre 789: *ut super altaria reguria fiant vel laquearia*³⁸⁹. Karl der Große greift hier, wie bei seinem gesamten Reformprogramm, auf den römischen Ritus zurück. Der Altar soll entweder mit einem Dach (*tegoria*) oder mit einer getäfelten Holzdecke (*laquearium*: getäfelte Zimmerdecke) überfangen werden. Die Synoden von Münster 1279, Köln 1281, Lüttich 1287 und Cambrai 1300 wiederholen diese Anordnung in ähnlicher Weise. Dort wird empfohlen, ein weißes Leinentuch über den gesamten Altar zu spannen, um diesen vor dem herunterfallenden Schmutz und Staub zu schützen. In den Synodalberichten der nachfolgenden zwei Jahrhunderte gab keine Verordnungen bezüglich eines Ciboriums. Doch eine Tradition einer Altarbedachung war bereits vorhanden, und man trifft diese in den christlichen Kirchen auch weiterhin an. Erst im 16. Jahrhundert finden sich vermehrt kirchliche Erlasse über das Vorhandensein eines Ciboriums, was dann in der Barockzeit zur Ausbildung einer großen Formenvielfalt führte.

385 Ev. Pfarrkirche (St. Veit), Kreis Böblingen; ungewöhnlich reiche Ausstattung der Kirche mit gewölbten Schiff, Wandmalereien, u.a. im Chor: Christus und die 12 Apostel; Kirche der Freiherren Hiller von Gärtringen.

386 Ehem. Schloßkirche (St. Dionysius), heute ev. Stadtkirche.

387 Hans Koepf: Schwäbische Kunstgeschichte, Bd. 2: Baukunst der Gotik, Stuttgart 1961, S. 96.

388 Anneliese Seeliger-Zeiss: Lorenz Lechler von Heidelberg und sein Umkreis. Studien zur Geschichte der spätgotischen Zierarchitektur und Skulptur in der Kurpfalz und in Schwaben, Heidelberg 1967, S. 95, 97, Abb. 39. Das Altarciborium der Wiener Kirche Maria am Gestade ist nach den Plänen von Michael Knabs (1403–1414) gemacht.

389 In diesem Abschnitt beziehe ich mich weitgehend auf das Werk von Braun: Der christliche Altar (wie Anm. 193), S. 194–275, hier: S. 185.

Der Begriff „Ciborium“ wird in der Vita des Papstes Symmachus (498–514) verwendet, der in der Andreasrotunde und in der von ihm gebauten Martinsbasilika ein *tiburium* errichten ließ³⁹⁰. Im kirchlichen Bereich wird der Begriff Ciborium für einen festen Altarüberbau verwendet, egal aus welchem Material. Im Mittelalter kommt es dann zu einer Begriffserweiterung, und man benennt auch den Überbau von Reliquienschreinen oder Altarschreinen, die Reliquien bergen, Ciborium. Auch Baldachine über Heiligenstatuetten, Gewölbe von Kirchen oder die vorkragende Plattform des Lettner, von wo aus der Diakon den Evangelientext verliest, werden so bezeichnet. Besonders im späten Mittelalter wird es immer häufiger üblich, das Tabernakel, in dem die konsekrierten Hostie aufbewahrt wird, als Ciborium zu bezeichnen. Auch heute wird Ciborium noch in dieser Bedeutung verwendet.

Epilog

Trotz intensiver Beschäftigung mit dieser kleinen spätgotischen Pfarr- und Burgkirche bleiben am Ende viele Fragen offen. Mein besonderes Augenmerk galt den Tonaposteln aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts. Gerne hätte ich eine Antwort auf die Frage nach deren Funktion und Standort gegeben. Einige Pfade, ich auf der Suche nach einer Lösung dieses Problems nachgegangen bin, habe ich in meiner Arbeit dokumentiert. Möglicherweise können diese als Anregungen für Spezialisten in anderen Fachbereichen dienen.

Dieses Kleinod, ein vergleichsweise bescheidenes Kunstwerk am Rande so vieler großartigen Werke der christlichen Kunst des ausgehenden Mittelalters, verdient dennoch Aufmerksamkeit. Nicht die Dokumentation eines herausragenden Werkes von besonderer künstlerischer Qualität stand im Vordergrund meiner Arbeit, sondern vielmehr die Geschichte eines nahezu vollständig und intakt gebliebenen Gotteshauses, worüber das Inventar und die Bauhistorie Zeugnis ablegen.

Es handelt sich um eine Geschichte kirchlicher und politischer Ereignisse, die durch den frühen Zusammenschluß von herrschaftlichem Gotteshaus und Dorfkirche geprägt ist, beginnend mit der Stiftung der Kapelle St. Eucharius durch den Wormser Erzbischofs aus dem Hause Weinsberg – aus dessen Zeit aller Wahrscheinlichkeit nach die Tonapostel stammen, die somit die einzigen Relikte aus dieser frühen Zeit sind -, fortgesetzt durch die von langer Kontinuität geprägte Geschichte der Burg Guttenberg, verbunden mit der Familie von Gemmingen-Guttenberg, die seit über 500 Jahren hier residiert. Die Ideen der Reformation sind hier auf fruchtbaren Boden gefallen, an diesem Ort wurde versucht, zwischen den uneinigen reformatorischen Parteien zu vermitteln. Ungeachtet einer fast fünfhundertjährigen evangelischen Glaubenszugehörigkeit wurden die vorreformatorischen Bildwerke weiterhin verehrt und an ihrem Standort belassen.

390 Liber Pontificalis n. 79; zit. nach *Braun*: Der christliche Altar (wie Anm. 193), S. 190.

Alle diese Gründe bewogen mich zu einer so ausführlichen Beschäftigung mit diesem Gotteshaus. Die Eigenart und die Faszination eines solchen Ensembles wirken bis in unsere Tage. Lernt man die bildhaften Zeichen dieser uns so fernen Sprache wieder zu verstehen, wird Geschichte lebendig und ein Teil von uns.

„Wan Got straffen wil, so hetzt er Wolff an Wolff“: Schwäbisch Hall und der Bauernkrieg 1525

VON DANIEL STIHLER

Einleitung

Schwäbisch Hall nimmt im Bauernkrieg von 1525 unter den südwestdeutschen Reichsstädten eine Sonderrolle ein. Weder brachen innere Konflikte aus, die einen Anschluß der Stadt an die Bauern erzwangen, noch konnte dies von außen erzwungen werden. Obwohl sich die Geschichtsforschung mit dem Thema des Bauernkriegs seit langem intensiv befaßt, liegt für Schwäbisch Hall bisher keine umfassende Darstellung vor¹ – die hiesigen Ereignisse scheinen im Schatten des spektakuläreren Geschehens in der fränkischen und württembergischen Nachbarschaft zu stehen.

Eine Beschäftigung mit dem Thema wird durch die Quellensituation erschwert. Zwar erlauben die zeitgenössischen Darstellungen des Reinsberger Pfarrers Johann Herolt und des Stadtschreibers Herman Hoffman sowie die erhaltenen Archivalien eine recht genaue Rekonstruktion der Abläufe. Ihr Blickwinkel ist jedoch derjenige der Obrigkeit. Sieht man von den als Quelle nicht unproblematischen Verhörprotokollen ab, fehlen Selbstzeugnisse der Aufständischen ebenso wie Material zur Situation der Bauernschaft vor 1525.

Im folgenden soll zunächst auf die Ursachen des Bauernkriegs im Haller Territorium sowie die Rolle der Reformation und ihres Haller Exponenten Johannes Brenz eingegangen werden. Weiterhin wird gefragt, warum sich Hall der Öffnung für und dem Bündnis mit den Bauern entziehen konnte, und ein Blick auf die Trägerschicht des Aufstands geworfen. Bei der Darstellung der Ereignisse liegt der Schwerpunkt auf der bisher kaum beachteten zweiten Phase des Krieges, in der Schwäbisch Hall indirekt durch die Bauernhaufen der Nachbarschaft bedroht wurde. Abschließend wird die herausragende Rolle gewürdigt, die Schwäbisch

1 Neben der unveröffentlichten Zulassungsarbeit von *Ulrich Dill*: Das Verhalten der Reichsstädte Heilbronn und Schwäbisch Hall im deutschen Bauernkrieg 1525, Tübingen 1980 sind v.a. *Gerd Wunder*: Die Bürger von Hall. Sozialgeschichte einer Reichsstadt (FWFr 16), Sigmaringen 1980, S. 26–33 sowie verschiedene kleinere Beiträge desselben Autors zu nennen, u.a.: Der Bauernkrieg im Hällischen, in: *Hohenloher Heimat* 5 (1953), S. 6–8; Hall und der Gaildorfer Bauernkrieg, in: *Haalquell* 17 (1965), S. 17–19. Daneben ist *Julius Gmelin*: Hällische Geschichte, Schwäbisch Hall 1896, S. 700–731 zu erwähnen, der im wesentlichen Herolt und Hoffman zusammenfaßt.

Hall nach dem Zusammenbrechen des Austands bei der Wiederherstellung der alten Ordnung spielte.

Die Forderungen der hällischen Bauern

Die konkreten Forderungen, die die Bauern des hällischen Landes durchzusetzen beabsichtigten, lassen sich nur schemenhaft ausmachen. Da es zu keinen Verhandlungen mit dem Magistrat kam, hatten sie auch nicht die Gelegenheit, sich zu artikulieren. In den Verhören nach dem Ende des Bauernkriegs spielte diese Frage offensichtlich keine Rolle. Der einzige, der sich hierzu äußerte, war Veit Lang aus Geislingen. Ihm zufolge wäre *ir Furnemen gwest, clein Zehend, Hauptrecht, Bete² nit mer zu geben, und nit leibaigen zu sein³*. Ein grundsätzliches Ende aller Abgaben wollten sie aber nicht, denn sie hätten *alweg gesagt, sie wolten Wein und grosen Zehend, auch die Gült gern geben⁴*.

Es ist anzunehmen, daß die „Zwölf Artikel“, die wirkungsmächtigste Manifestation der bäuerlichen Forderungen, zumindest in Umrissen auch die Beschwerden der hiesigen Bauernschaft wiedergeben. Ihr Bekanntwerden gab laut Herolt den Anstoß zur Erhebung der hällischen Bauern, denn *uff solches stolz inen der Muet, weren auch gern frey gewesen, rottirten sich⁵*. In der Nachbarschaft haben die Limpurger und Hohenloher Bauern die Forderungen der „Zwölf Artikel“ unverändert übernommen, während für Rothenburg eine veränderte, lokale Version vorliegt⁶.

Der Memminger Kürschnergeseßen Melchior Lotzer verfaßte die „Zwölf Artikel“ im Februar/März 1525 als Beschwerde- und Forderungskatalog der oberschwäbischen Bauern⁷. Sie wurden weithin aufgegriffen und gelten als wichtigste Artikulation der bäuerlichen Forderungen; wo sich die Bauern durchsetzen konnten, zwangen sie die Herrschaften, sich eidlich darauf zu verpflichten⁸. Sowohl Philipp Melanchthon als auch Johannes Brenz verfaßten Widerlegungen.

Peter Blickle stellt in seiner Analyse der „Zwölf Artikel“ die Leihherrschaft an die Spitze der Konfliktpunkte, lehnt eine „Krise der Grundherrschaft im eigentlichen Sinne“ ab, betont aber eine krisenhafte Entwicklung der Agrarwirtschaft und stellt die Entwicklung der Territorialherrschaft als dritten Konfliktherd heraus⁹. Diese

2 Gemeint sind hier die Schatzungen.

3 StadtA Schwäb. Hall 4/478, fol. 30v: Urfehde Veit Lang.

4 Ebd., fol. 32v.

5 Herolts Chronica. Bearb. von *Christian Kolb* (WGQ 1), Stuttgart 1894, S. 199.

6 *Peter Blickle*: Die Revolution von 1525, München/Wien ²1981, S. 96.

7 *Günther Franz* (Hrsg.): Quellen zur Geschichte des Bauernkriegs (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte der Neuzeit 2), Darmstadt 1963, S. 174–179; *Blickle*, Revolution (wie Anm. 6), S. 24–26 u. 289–295.

8 *Blickle*, Revolution (wie Anm. 6), S. 23–24.

9 Ebd., S. 39.

drei Konfliktfelder sollen im folgenden genauer betrachtet werden, soweit es die Quellenlage zuläßt.

Leibeigenschaft

Daß die Frage der Leibeigenschaft auch im Hällischen eine zentrale Rolle spielte, deutet nicht nur die Äußerung von Veit Lang an. Die Massivität des Unwillens ist auch an der Breite abzulesen, in der die Leibeigenschaft in Brenz' Predigt über den Gehorsam der Untertanen abgehandelt wird. Jedermann habe – so der Reformator – dagegen geschrien¹⁰.

Die Leibeigenschaft war im wesentlichen durch den jährlichen Rekognitionszins in Form des „Leibhuhns“ oder „Leibpfennigs“ sowie die beim Tod des Hofinhabers zu entrichtende Abgabe des besten Viehs oder Gewands (Besthaupt oder Hauptrecht) gekennzeichnet und ging mit Einschränkungen bei der Freizügigkeit und der Eheschließung mit Leibeigenen fremder Herrschaften einher¹¹.

Angesichts der weit schwereren Belastungen aus der Grundherrschaft überrascht die Heftigkeit des Widerstands gegen die Leibeigenschaft. Diese war in ihrer um 1525 anzutreffende Form jedoch in den seltensten Fällen älter als 100 Jahre¹² und konnte sich deshalb nicht auf die Legitimation durch „altes Herkommen“ stützen. In der Phase vor 1525 hatte die Tendenz vorgeherrscht, die Bauern – um Landflucht zu unterbinden – durch die Verschärfung der persönlichen Abhängigkeiten stärker an die Herrschaften zu binden, was bittere Konflikte auslöste¹³. Über die Gegebenheiten im hiesigen Gebiet läßt sich wenig sagen. Das älteste Haller Leibeigenenbuch von 1483¹⁴ enthält keine Angaben zu deren Pflichten; der Leibeigeneneid von ca. 1550¹⁵ läßt eine relativ milde Handhabung vermuten. Diese kann jedoch durchaus auf den Erfahrungen des Bauernkriegs beruhen und ist kaum ohne weiteres auf die Zeit vor 1525 anwendbar.

Für den Stadthaushalt spielten Einnahmen aus der Leibeigenschaft nur eine geringe Rolle. Sie tauchen in den Stadtrechnungen nur sporadisch auf¹⁶. Für 1520 stehen 150 fl 27 β 10 hl Einnahmen aus den Stadtgütern 4 fl 15 β 6 hl Geldern von

10 Johannes Brenz: Frühschriften. Hrsg. von Martin Brecht, Gerhard Schäfer u. Frieda Wolf, Teil 1, Tübingen 1970, S. 129.

11 Blickle, *Revolution* (wie Anm. 6), S. 40.

12 Blickle, *Revolution* (wie Anm. 6), S. 41.

13 Ebd., S. 48.

14 StadtA Schwäb. Hall 5/293.

15 StadtA Schwäb. Hall 4/144 fol. 323r ff.: *Aide und Pflicht der Leibaigenen*. Text wiedergegeben bei Friedrich Gutöhrlein: Von der mittelalterlichen Leibeigenschaft und ihrer Ablösung, in: Haalquell 16 (1964), S. 50–52.

16 Z. B. StadtA Schwäb. Hall 4/a18 Nr. 370: Ausg. von Simonis und Judae 1518 auf Convers. Pauli 1519, Rubrik *Eins Gemains*. Nicht genauer aufgeschlüsselte Geldbeträge von *aigen Leuten* sind auch 1501, 1503, 1514 und 1519–1521 erwähnt.

Leibeigenen gegenüber¹⁷. Einnahmen aus dem Hauptrecht finden sich zwischen 1500 und 1525 nur zweimal¹⁸.

Die Einschränkungen der Freizügigkeit und der Eheschließung lassen sich nicht umgrenzen. Mehrfach tauchen Hinweise auf den Tausch von Leibeigenen auf; anscheinend kam man Wünschen nach Wechsel in eine andere Herrschaft durchaus nach, wobei wohl meist Eheschließungen mit fremden Untertanen im Hintergrund standen¹⁹. Entlassungen oder Freikäufe aus der Leibeigenschaft waren möglich. So wurde Steffan Hupmann von Lendsiedel 1502 für eine zwei Tagwerk große Wiese aus *seiner Leybaigenschaft unnd seins Bürgerrechtenn, auch Steur unnd Nachsteuer* entlassen; 1511 kaufte Hans Seibot zu Oberschmerach seine Tochter Barbara für die Hälfte eines Weiher in Ilshofen frei²⁰. Die Preise deuten an, daß dies wohl nur wohlhabenderen Bauern möglich war.

Am einschneidendsten dürfte sich das Hauptrecht ausgewirkt haben. Gerade für einen kleinen Hof war der Verlust des besten Stücks Vieh – oder die entsprechende Ablösungszahlung – eine schwere Last, zumal dies mit dem Tod des Familienoberhaupts einherging und der Erbe des Hofes auch seine Geschwister auszuzahlen, eventuell noch Besitzwechselgebühren zu entrichten hatte.

Neben der materiellen Belastung darf jedoch nicht die ideelle Komponente vernachlässigt werden. Die hällische Bauernschaft betrachtete die Leibeigenschaft laut Brenz als eine widergöttliche und deshalb besonders anstößige Einrichtung; man sagte, *es sey ja fast* [= sehr, Anm. d. Verf.] *unchristenlich, das man aygen Leut hab, es künde nit götlich sein*²¹. Auch Johannes Brenz teilt in seiner Widerlegung der „Zwölf Artikel“ die Forderung nach Abschaffung des Hauptrechts, weil es biblischen Geboten widerspreche²².

17 Dieter Kreil: Der Stadthaushalt von Schwäbisch Hall im 15./16. Jahrhundert. Eine finanzpolitische Untersuchung (FWFR 1), Schwäbisch Hall 1967, S. 146.

18 StadtA Schwäb. Hall 4/a14 Nr. 309: Ausg. von Jacobi auf Simon und Judae 1503, Rubrik *Eins Gemains*; Ebd. 4/a17 Nr. 364: Ausg. von Georgii auf Jacobi 1517, Rubrik *Eins Gemains: Item der Schult-haiß zu Kontzelsau hatt gebrocht ain Pferd zu ainez Hauptrecht alß Seckel Baltaß zu Kontzelsau gestorben, dorauß erlöst 1fl.*

19 StadtA Schwäb. Hall 4/174, fol. 108r–114v mit drei Fällen von 1514 aus dem Gebiet der Dreierstädte.

20 StadtA Schwäb. Hall 4/174 fol. 87v–88v u. 106v–107v. Vgl. auch Friedrich Pietsch: Die Urkunden des Archivs der Reichsstadt Schwäbisch Hall, (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 22), Bd. 2, Stuttgart 1972, U 2795; *Kuno Ulshöfer*: Regesten der Urkunden des Hospitals zum Heiligen Geist in der Reichsstadt Hall bis 1480 (FWFR 24), Sigmaringen 1998, U 839, U 1020; Wunder, Bürger (wie Anm. 1), S. 27–28. In den Steuerrechnungen 1501–1525 sind keine Freikäufe nachweisbar, was wohl daran liegt, daß die Einkünfte aus der Leibeigenschaft direkt von einem Mitglied des Inneren Rates verwaltet wurden.

21 Brenz, Frühschriften I (wie Anm. 10), S. 129.

22 Ebd., S. 169. Für Brenz ist offensichtlich, daß man sich *hoch vergreyff und versundige, so man Witwe und Weysen, wie mit den Houptrechten und Todfellen geschicht, uberlangt*. Er beruft sich hier wie die „Zwölf Artikel“ u.a. auf Jes. 10, 1–2.

Agrarwirtschaft

Auf die Grundherrschaft bzw. Agrarverfassung nehmen die „Zwölf Artikel“ nur Bezug, indem sie die Reduzierung überhöhter Gülten fordern und die Rücknahme erhöhter Dienste verlangen. Inwieweit diese Beschwerden auf Schwäbisch Hall zutreffen, ist nicht feststellbar. Der Umfang der Dienste und der Anteil der Gülten an den jährlichen Erträgen ist unbekannt. Die hierüber Aufschluß gebenden Gültbücher setzen in der Regel erst am Ende des 16. Jahrhunderts ein. Für oberschwäbische Klöster hat man errechnet, daß die Abgaben rund 20 %, gelegentlich sogar 30 % der landwirtschaftlichen Erträge abschöpften. Es ist aber fraglich, ob die Verhältnisse in klösterlichen Herrschaften auf das hällische Gebiet übertragen werden können. Gmelin kommt anhand der später einsetzenden Gültbücher zu dem Schluß, daß „hier von einem besonderen Druck nicht die Rede sein konnte“, und vermutet, daß angesichts der fortschreitenden Geldentwertung die Naturalabgaben die drückendere Last waren²³.

Zweifellos dienten die Einkünfte der Stadt aus der Grundherrschaft der Entlastung der Stadtbürger. Die 1522 erfolgte Reduktion der Beet²⁴ von 0,5 % auf 0,25 % hängt offensichtlich mit den zahlreichen territorialen Neuerwerbungen zwischen 1516 und 1521 und dem damit verbundenen starken Anstieg der Einnahmen aus Grundbesitz und grundherrlichen Rechten zusammen²⁵.

Für den einzelnen Bauern dürfte sich dies jedoch kaum ausgewirkt haben, denn Erhöhungen der einzelnen Gülten sind unwahrscheinlich; die meist anzutreffenden Erblehengüter konnten in der Regel nicht höher belastet werden²⁶. Streitigkeiten um Gülten sind in den Ratsprotokollen vor 1525 selten und wurden durchaus auch im Sinne der Gültgeber entschieden²⁷. Wenn es also Grund zu Klagen über überhöhte Gülten gab, dann sind in erster Linie Mißernten zu vermuten, bei denen die Herrschaft keine Zinsreduktion gewährte. Tatsächlich wird für 1517 eine Mißernte erwähnt, ohne daß eine Reduktion der Gülten auszumachen ist²⁸.

Eine Sonderrolle unter den auf Grund und Boden haftenden Lasten nehmen die Zehnten ein, die bis zu ihrer Ablösung nach 1848 Anlaß für unzählige Konflikte waren. Während die von den Halmfrüchten sowie vom Wein erhobenen, seit dem 6. Jahrhundert gebräuchlichen Großzehnten von den Bauern grundsätzlich nicht bestritten wurden, erregten die von allen anderen Fruchtarten, besonders von Gemüsen und Gartenfrüchten zu entrichtenden Klein- und sonstigen Zehnten den Wi-

23 *Blickle*, Revolution (wie Anm. 6), S. 55; *Gmelin* (wie Anm. 1), S. 710–711.

24 Jährlich von den Stadtbürgern erhobene Vermögenssteuer.

25 *Kreil* (wie Anm. 17), S. 145–146 u. 169. Wurden für 1519/20 noch 140 fl 1 B 11 hl. verbucht, betrug die Einnahmen für 1524 641 fl 3 B.

26 *Blickle*, Revolution (wie Anm. 6), S. 54–55.

27 Z. B. in StadtA Schwäb. Hall 4/206, fol. 8r. Hier heißt es zur Abweisung einer Klage der Barfüßer wegen einer jährlichen Gült, *das die Anntwurter dem Clager nit mer schuldig sein, dann wie von aller Recht Herkommen*.

28 Herolt (wie Anm. 5), S. 184–185; *Kreil* (wie Anm. 17), S. 146.

derstand der Bauern. Sowohl in den „Zwölf Artikeln“ als auch in Veit Langs Äußerung wird deren Abschaffung gefordert. Nicht selten verkaufte, verpfändete oder usurpierte man Zehntberechtigungen. Diese dienten dann nicht mehr ihrem eigentlichen Zweck, dem Unterhalt des Dorfpfarrers, womit, zumindest in den Augen der Zehntpflichtigen, auch ihre Berechtigung in Frage gestellt war²⁹. Ein Beispiel für Zehntstreitigkeiten unmittelbar vor dem Bauernkrieg hat Johann Herolt für Reinsberg überliefert. Dort unterstand sich das *Pfarrvolck* 1524, kein kleinen Zehendt mehr zu geben und insbesondere den Heuzehnt zu verweigern. Herolt verklagte seine Pfarrkinder vor dem Haller Rat, um die Leistung zu erzwingen, und schließt seine Darstellung mit der Feststellung, daß der Bauer nichts gebe, was ihm nicht mit List oder Gewalt genommen werde³⁰. Es ist leicht vorstellbar, welche Gefühle die Reinsberger Bauern ihrerseits für ihren Seelsorger hegten.

„Territorialisierung der Herrschaft“

Konflikte ergaben sich zwangsläufig auch aus der plakativ als „Territorialisierung der Herrschaft“ umschriebenen Entwicklung zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Hierbei handelte es sich zum einen um den Versuch der äußeren Konsolidierung des Herrschaftsgebietes, also den Aufbau eines geschlossenen Territoriums, zum anderen um die innere Stabilisierung der Herrschaft durch eine wirksamere administrative Durchdringung.

Gerade in die Zeit kurz vor dem Bauernkrieg fallen umfangreiche Erwerbungen der Reichsstadt Hall. So wurden etwa 1516 Güter und Rechte der Erben Caspar Eberhardts in verschiedenen Orten durch den Rat gekauft³¹, 1521 trennte sich das finanziell notleidende Comburger Stift zugunsten Halls von umfangreichen Besitzungen³², 1523 taten dies die Schenken von Limpurg v.a. für Gelbingen³³. Auch das der Kontrolle des Haller Rates unterstehende Hospital zum Heiligen Geist betrieb eine aktive Erwerbspolitik³⁴.

Die Verringerung miteinander konkurrierender Herrschaften bedeutete für die Bauernschaft eine Schwächung ihrer Position und erleichterte es der Obrigkeit, die Verhältnisse nach eigenen Vorstellungen umzugestalten. Besonders deutlich wird dies bei der schrittweisen Aushöhlung der traditionellen dörflichen Selbstverwaltung. Seit dem 14. Jahrhundert hatten die Bauern die Aufgaben staatlicher Tätig-

29 *Walter Schomburg*: Lexikon der deutschen Steuer- und Zollgeschichte. Abgaben, Dienste, Gebühren, Steuern und Zölle von den Anfängen bis 1806, München 1992, S. 425 ff.

30 *Sic rusticus nihil facit nisi coactus aut deceptus*. Vgl. Herolts Gültt- und zehendtbüchlein über die pfarr Reinsperg, in: Herolts Chronica. Bearb. von *Christian Kolb* (WGQ 1), Stuttgart 1894, S. 379–416, hier S. 403.

31 StadtA Schwäb. Hall 4/141 (Registraturbuch), fol. 82r ff.

32 Ebd., S. 188r ff.

33 Ebd., fol. 113v ff.

34 *Ekkehard Kaum*: Das Johannes-Spital in Schwäbisch Hall bis zum Ende des 16. Jahrhunderts (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schwäbisch Hall 9), Schwäbisch Hall 1998, S. 87 ff.

keit im Dorf selbst wahrgenommen. Basis war die Gemeinde, die Versammlung der Gemeinderechtsinhaber. Deren auch die freiwillige und niedere Gerichtsbarkeit umfassenden Kompetenzen gingen nun schrittweise verloren. Immer stärker hatte die Gemeinde auch unter Nutzungsbeschränkungen zu leiden³⁵.

Ein Beispiel für diese Entwicklung sind die ungewöhnlich frühen Dorfordnungen für Gelbingen, die bereits für 1487 und 1507 vorliegen³⁶. Bei beiden fällt auf, daß sie nur in einzelnen Punkten Festlegungen treffen. Sie markieren demnach eine Zwischenstufe auf dem Weg vom punktuellen zum umfassenden Eingriff der Herrschaft in sämtliche Bereiche des dörflichen Lebens. Dieses Stadium wird in der folgenden Gelbinger Ordnung von 1545 erreicht, die mit Nachträgen bis in das 19. Jahrhundert gültig blieb³⁷.

Die stärkere administrative Durchdringung der Herrschaften ging auch mit stärkeren steuerlichen Belastungen einher, bei denen im Haller Gebiet zusätzlich noch eine Tendenz zur Entlastung der Stadt- auf Kosten der Landbevölkerung deutlich wird. Die von Veit Lang erwähnten Schatzungen, fallweise erhobene Vermögenssteuern für besondere, plötzlich auftretende Kosten – etwa Kriege – wurden ursprünglich nur auf dem Lande erhoben. Die Stadtbevölkerung blieb ausgenommen oder wurde zumindest geringer belastet. Der Steuersatz lag meist bei 1 % des gesamten liegenden oder fahrenden Gutes³⁸. Auffällig ist das immer häufigere Auftreten im Vorfeld des Bauernkriegs³⁹. Ein späteres Beispiel für die Ungleichbehandlung ist die Türkenschatzung von 1557. Hier verlangte der Rat von der *Landtschaft* zwei, von der Bürgerschaft einen halben auf 100 Gulden Vermögen – also nur ein Viertel⁴⁰.

Reformation und Bauernkrieg

Ein direkter Zusammenhang zwischen Reformation und Bauernkrieg wird in der Forschung weitgehend abgelehnt. Spezifisch reformatorische Impulse und Motive haben für die aufständischen Bauern wie für ihre Verbündeten unter den städtischen Bürgerschaften eine relativ geringe Rolle gespielt. Die durch die Reformation ausgelösten Umwälzungen, die Art, wie sie viele traditionelle Ordnungen ins-

35 *Blickle*, Revolution (wie Anm. 6), S. 133–134.

36 StadtA Schwáb. Hall 4/141 fol. 710r–711r: *Ein Ordnung durch die Oberherrn zue Gelbingen uffgericht*. Vgl. auch *Andreas Maisch*: Gelbingen 1248–1998. Bilder zur Ortsgeschichte (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schwáb. Hall 8), Horb 1998, S. 8–9.

37 StadtA Schwáb. Hall 4/1727, fol. 18r ff. Diese Dorfordnung ist – wohl durch das Fischereiwesen – gemessen an anderen Ordnungen des 16. relativ umfangreich. So umfaßt die undatierte Weckriedener Ordnung (KreisA Schwáb. Hall 1/114) nur 18 Artikel.

38 *Kreil* (wie Anm. 17), S. 172.

39 Sie sind nachzuweisen für die Jahre 1469, 1488, 1492, 1499, 1504, 1508, 1519, 1520 und 1523. *Kreil* (wie Anm. 17), S. 170–171.

40 *Widmans Chronica*. Bearb. von *Christian Kolb* (WGQ 6), Stuttgart 1904, S. 341.

besondere im kirchlichen Bereich in Frage stellte, bereitete dem Bauernkrieg aber in gewisser Weise den Boden⁴¹.

Eine besondere Rolle spielte allerdings die Vorstellung des „göttlichen Rechts“, eine aus dem reformatorischem Gedankengut hergeleitete Erfindung der Bauern. Ihr zufolge war in der Bibel mit dem „göttlichen Recht“ ein Maßstab für alle weltlichen Institutionen und damit auch die Möglichkeit enthalten, gegebenenfalls auch deren Abschaffung als widergöttlich rechtfertigen zu können. Soziale und politische Forderungen konnten biblisch begründet werden. Mit diesem Gedanken befreiten sich die Aufständischen von den traditionellen Legitimationsfesseln der Berufung auf das „alte Recht“ oder „Herkommen“, das nur auf die Wiederherstellung einer früher gegebenen Situation abzielen konnte⁴². Wenn hällische Bauern *das heilig Evangelio uffrichten* wollten, weil *die Oberkeit so gemach zum Evangelio thetten*⁴³, ging es ihnen auch darum, *zu Trost und Nutze dem Armen ... alle bose Miszbreuche, so durch Menschen Gedicht wider Gott und das hailig Evangeli ... bishere geschehen*, zu beseitigen⁴⁴.

Dabei konnten die Bauern jedoch nicht auf die Unterstützung der Reformatoren zählen. Wie fast alle anderen lehnte Johannes Brenz die bäuerlichen Forderungen und ihre Begründung kompromißlos ab⁴⁵. Die weltliche Obrigkeit war für ihn eine gottgesetzte Ordnung, Auflehnung gegen sie ein Angriff auf Gott selbst. Soziale oder politische Forderungen auf der Basis der Bibel waren ebenso unzulässig wie ein Widerstandsrecht gegenüber ungerechten Forderungen und Handlungen der Obrigkeit. Eine Rechtfertigung von Aufruhr durch die Bibel war ihm vollends Gotteslästerung. Die Herrschaft hatte aber keinesfalls das Recht auf Willkür; ihre Aufgabe war es, wirtschaftliches Wohlergehen und Seelenheil der Untertanen zu gewährleisten und zu fördern. Der Mißbrauch der Machtposition rechtfertigte zwar kein Widerstandsrecht des Untertanen; wer dies tat, mußte jedoch die Konsequenzen in dieser Welt – durch strafende Eingriffe Gottes – und im Jenseits – durch Gottes Gericht – tragen. So war für ihn die Obrigkeit mitschuldig am Aufruhr, denn *wan Got straffen wil, so hetzt er Wolff an Wolff, ain boße Oberkait an boße Unterthon*⁴⁶.

Diese Grundhaltung prägte die Äußerungen von Brenz. Von den Bauern verlangte er strikten Gehorsam gegenüber ihren Herren, hielt zwar einige ihrer Forderungen

41 *Horst Rabe*: Deutsche Geschichte 1500–1600. Das Jahrhundert der Glaubensspaltung, München 1991, S. 287.

42 *Peter Blickle*: Unruhen in der ständischen Gesellschaft 1300–1800 (Enzyklopädie deutscher Geschichte 1), München 1988, S. 28–29 u. 32–33; Die Äußerung eines oberschwäbischen Bauernführers, er wolle das *gottlich recht, das iedem stand ußspricht, was im gebürt ze thun oder ze lassen*, verdeutlicht, was gemeint ist. Ebd., S. 29.

43 Herolt (wie Anm. 5), S. 202–203.

44 Stadtschreiber Herman Hoffmans Bauernkrieg um Schwäbisch Hall, in: Herolts Chronica. Bearb. von *Christian Kolb* (WGQ 1), Stuttgart 1894, S. 302.

45 Zu Brenz' Position zum Bauernkrieg siehe *Andreas Maisch, Daniel Stihler*: Der Prediger von Hall, in: *Isabella Fehle* (Hrsg.): Johannes Brenz 1499–1570. Prediger – Reformator – Politiker (Kataloge des Hällisch-Fränkischen Museums Schwäbisch Hall), Schwäb. Hall 1999, S. 54–59 mit weiteren Literaturhinweisen.

46 *Brenz*, Frühschriften I (wie Anm. 10), S. 173.

vom Standpunkt des „gemeinen Nutzens“ aus für berechtigt, bestritt aber entschieden einen Anspruch auf deren Erfüllung. Den Magistrat forderte er zum Widerstand gegen das Gottes Ordnungen widersprechende Unterfangen der Bauern auf. Entschieden verlangte er nach der Niederschlagung des Aufstands Mäßigung gegenüber den Besiegten und Milde gegenüber den Aufführern. Scharfe Kritik äußerte der Theologe an den strafweise verhängten Schatzungen, offenbar ohne damit allzuviel zu erreichen.

Trotzdem haben sich auch in der Umgebung Halls mehrere Pfarrer auf Seiten der Aufständischen am Bauernkrieg beteiligt. Der Enslinger Leutpriester zog mit den hällischen Bauern, denn *er wolt das lieber thun, dann possirn bei dem Wein*⁴⁷. Auch der Chronist und Reinsberger Pfarrer Johann Herolt befand sich im hällischen Bauernhaufen, wozu er seiner Erzählung nach unter Gewaltandrohung gezwungen wurde⁴⁸. N. Held aus Bühlertann war Oberster und Rat des Gaildorfer Haufens⁴⁹, Wolfgang Kirschenesser, Pfarrer von Frickenhofen, dessen Kanzler, d. h. Sekretär⁵⁰. Auch der Westheimer Pfarrer schloß sich den Aufständischen an⁵¹. Inwieweit dies aber auf Zwang oder Übereinstimmung beruhte, bleibt offen. Abgesehen von der Möglichkeit, die evangelischen Pfarrer als aus ihrer Sicht natürliche Verbündete zu gewinnen, war es für die Bauern notwendig, die Geistlichen – ob protestantisch oder altgläubig – als lokale Repräsentanten der Obrigkeit und Spitze der dörflichen Gesellschaft notfalls auch durch Zwang auf ihrer Seite zu bringen und sich eventuell ihrer Dienste als Schreiber zu versichern. Kirschenesser, der diese Funktion innehatte, will mit der Drohung, *ine an Leib unnd Gut verderbenn* zu wollen, zur Beteiligung gezwungen worden sein⁵².

Mit Johannes Waltz macht Herolt einen „Schwärmer“ namhaft, der im hällischen Land die Bauern aufgewiegelt haben soll. Luther und Brenz hatten sich schon früher scharf gegenüber als „Schwärmer“ und „Schwärmgeistern“ bezeichneten Abweichlern vom reformatorischen Mainstream abgegrenzt⁵³. Thomas Müntzer ist das bekannteste Beispiel; ähnlich wirkte der gegen Zehntzahlung, Klauengeld und Opfer predigende und die Gemeinde gegen den Rat aufwiegelnde Ratsprediger Dr.

47 Herolt (wie Anm. 5), S. 204.

48 Herolt (wie Anm. 5), S. 202.

49 Hoffman (wie Anm. 44), S. 345–346.

50 Herolt (wie Anm. 5), S. 116, 209, 243; Hoffman (wie Anm. 44), S. 278–279, 343.

51 Wolfgang Kirschenessers Urgicht, in: Herolts Chronica. Bearb. von *Christian Kolb* (WGQ 1), Stuttgart 1894, S. 360; *Blaphans von Fornßbach, Pfarrer zu Westhaim*, wurde, weil er den *uffrurigen Pauschaften anhenngig gewest*, in Schwäbisch Hall mit dem Turm gestraft. StadtA Schwüb. Hall 4/478, fol. 73r. Möglicherweise hat sich auch der Pfarrer von Bibersfeld in irgendeiner Weise am Bauernkrieg beteiligt. Laut StadtA Schwüb. Hall 4/a19 Nr. 394: Ausg. auf Pauli Bekehrung 1525, Rubrik *Verritten* hat Stättmeister Hermann Büschler *der Pfarer* von Westheim und Bibersfeld *halb ... by dem Apt von Murhart gehandelt*.

52 Wolfgang Kirschenessers Urgicht (wie Anm. 51), S. 357–358.

53 Zur Problematik des heute gängigen Begriffs der „Radikalen Reformatoren“ *Hans-Jürgen Goertz* einleitend in: *ders.* (Hrsg.): *Radikale Reformatoren*. 21 biographische Skizzen von Thomas Müntzer bis Paracelsus, München 1978, S. 7–20.

Teuschlein in Rothenburg⁵⁴. Walz, ursprünglich Dominikaner, war nach der Auflösung des Haller Barfüßerklosters 1524 zum Schulmeister der verbliebenen jungen Mönche verordnet worden⁵⁵. Angeblich zog er *offt heraus uff etliche Kirchwey unnd Predigt, er schwermet gar sehr, wie man Klein Zehendt und etliche Kirchenbeschwerdt nit schuldig wardt zu geben. Dem folgt der Pfarher zu Orlach unnd Zimern*⁵⁶ nach, *wiewol sie hernach die Pfeiffen einzugen*⁵⁷. Demzufolge betätigte er sich also als „Programmredner der sozialen Bewegung“⁵⁸, schwenkte aber rechtzeitig auf die obrigkeitliche Linie ein, um Leben oder Amt nicht zu gefährden.

Dazu paßt jedoch nicht so recht, daß er auf Empfehlung von Brenz Ende 1525 als Pfarrer in das zur Gemmingen'schen Herrschaft im Kraichgau gehörende Neckarmühlbach berufen wurde⁵⁹. Daß Brenz den ihm nahestehenden Dietrich von Gemmingen⁶⁰ einen „Schwarmgeist“ empfohlen hat, ist schwer vorstellbar. Vielleicht wird Herolts Blick durch Waltz' spätere Parteinahme für Blarer und Bucer im Abendmahlsstreit getrübt⁶¹. In den Verhörprotokollen lassen sich keine Hinweise auf Waltz finden; genannt wird der Pfarrer von Orlach, der angeblich Waltz' schlechtem Vorbild folgte. Er soll die Bauern zur Bildung eines Haufens inspiriert⁶² und sie später ermuntert haben, *sie im hellischen Lannde konten nit bos don, dann sie erwelten ire Hauptleut alle und liessen ain erbarn Rath erfarn, wie sie es doch mit irn Armen halten wolten*⁶³. Eine bemerkenswerte Rolle kann dieser im übrigen nicht zu identifizierende Pfarrer aber kaum gespielt haben, da er ansonsten nirgendwo erwähnt wird⁶⁴. Ebenso verhält es sich mit dem von Herolt genannten Pfarrer von Lorenzenzimmern⁶⁵. Es wäre naheliegend, bei diesen – dubiosen – Parteigängern der Bauern einen Einfluß durch den Rothenburger Ratsprediger Teuschlein zu vermuten, doch muß dies Spekulation bleiben.

54 Günther Franz: Der deutsche Bauernkrieg, Darmstadt⁹ 1972, S. 178–179. Teuschlein hatte zuvor – wie auch Müntzer – leidenschaftlich gegen die Juden gepredigt und deren Ausweisung aus Rothenburg erreicht.

55 Gustav Bossert: Der Haller Schulmeister Johann Waltz, in: WFr NF 8 (1903), S. 68–73.

56 Lorenzenzimmern.

57 Herolt (wie Anm. 5), S. 199.

58 Bossert (wie Anm. 55), S. 69.

59 Gerhard Kiesow: Von Rittern und Predigern. Die Herren von Gemmingen und die Reformation im Kraichgau, Ubstadt-Weiher 1997, S. 53.

60 Klaus Gafner: So ist das creutz das recht panier. Die Anfänge der Reformation im Kraichgau, Ubstadt-Weiher 1994, S. 44–48.

61 Bossert (wie Anm. 55), S. 70–71

62 Urfehde Veit Lang (wie Anm. 3), fol. 29v.

63 Ebd., fol. 32r.

64 Max-Adolf Cramer (Bearb.): Pfarrerbuch Württembergisch Franken, Teil 1: Die Pfarreien (Baden-Württembergisches Pfarrerbuch; Bd. 2/1), Stuttgart 1985, S. 29. Nach einer Randbemerkung in Urfehde Veit Lang (wie Anm. 3), fol. 29v, könnte es sich auch um den Braunsbacher Pfarrer gehandelt haben, der aber bei Cramer ebenfalls nicht genannt ist.

65 Ebd., S. 27–28.

Keine Öffnung für die Bauern: Sonderfall Schwäbisch Hall

In Franken und Schwaben war Schwäbisch Hall zusammen mit Nürnberg die einzige Reichsstadt, die sich dem Bündnis mit den Bauern entziehen konnte. Andernorts – etwa in Heilbronn, Rothenburg, Dinkelsbühl, Nördlingen oder Schwäbisch Gmünd – kam es zur Öffnung für die Aufständischen. Die Magistrate schlossen sich jedoch nirgends von sich aus den Bauern an. Dies wurde entweder durch Druck der Bevölkerung oder Drohungen der Bauern erzwungen⁶⁶.

Herolt zufolge – Hoffmans quasi „offizielle“ Darstellung verschweigt dies bezeichnenderweise – gab es in der Stadt durchaus einige, die *gern Meuterey ange-richt* und mit den Aufständischen gemeinsame Sache gemacht hätten, zumindest aber mit ihnen sympathisierten⁶⁷. Der Lohgerber Lienhard Renner soll bereits am 25. März in Geislingen geäußert haben, *wan 10 Baurn beieinander wern, het er Gesellen hinnen, die ime schon gelopt, wolt in ainer Nacht mit 10 oder 20 Gesellen bey inen sein, und wann sie kemen, wolten sie inen die Thor uffmachen, das inen nichts geschehe, sie auch furen, wo guter Wein lege und die Pfaffen hingeflo-helt*⁶⁸. Auch hätte er die Bürgerschaft, *sovil an ime gewest, gern zum Ungehorsam gebracht*. Im Verhör gab Renner diese Äußerungen zu, wollte dies aber nur im Spott gesagt haben⁶⁹. Peter Schmid aus der Gelbinger Gasse äußerte über die Sache der Bauern, *das Ding must sein*⁷⁰. Der vor Würzburg liegende Jörg Steimer ließ den Bernhard Becker durch den *Kubler im Halle* grüßen und ihm ausrichten, *die Sach stand noch wol mit Hall, er solle keck sein*⁷¹. Der Sichelschmied Michel Kling hat angeblich den Bauern Büchsen geliefert und wollte das Stadttor am Erkenbad für sie öffnen. Nachbarn zufolge meinte er, *wann die Baurn fur die Stat kemen, wolt er nit hinn in der Stat pleiben, sondern naus zu inen ziehen und nit helfen, das man sie wert. Er gebe den Baurn alwege recht* und meinte, *so die Baurn komen, must man sie herein lassen*⁷². Andere hätten gern den Johanniter-komturei und andere *Pfaffenheuser* eingenommen und geplündert⁷³.

Auch die Bauern versuchten, die Bürgerschaft, insbesondere die Sieder, auf ihre Seite zu bringen. Drei Mann wurden *zu den Siedern geschickt, zu erfahren, ob sie mit inen daran wolten*⁷⁴. Das Ergebnis ist nicht bekannt, doch haben sich einzelne

66 Blicke, Revolution (wie Anm. 6), S. 182–183.

67 Herolt (wie Anm. 5), S. 230.

68 Urfehde Veit Lang (wie Anm. 3), fol. 31r.

69 StadtA Schwäb. Hall 4/478, fol. 71r u. 72v; Urfehde Lienhart Renner.

70 Urfehde Veit Lang (wie Anm. 3), fol. 31r.

71 StadtA Schwäb. Hall 4/478, fol. 60r; Urfehde Jörg Steimer.

72 StadtA Schwäb. Hall 4/478, fol. 38r–39r; Urfehde Michel Kling. Kling, der sich auch an Besitz des in Weinsberg ermordeten Rudolf Nagel von Eltershofen bereichert haben soll, gibt in seinem Verhör einen detaillierten Bericht über die dortigen Ereignisse.

73 Herolt (wie Anm. 5), S. 230.

74 Urfehde Veit Lang (wie Anm. 3), fol. 31r.

Haller Bürger unzweifelhaft den Bauern angeschlossen. Hoffman berichtet von einigen Bürgersöhnen, die zu diesem Zweck die Stadt verließen⁷⁵.

Der Rat sah sich genötigt, bis zum Ende des Kriegs jede Nacht 100 Mann im Harnisch auf dem Rathaus wachen und durch die Gassen laufen zu lassen⁷⁶. Vor dem Gefecht von Gottwollshausen hielt er es für nötig, die Bürgerschaft an ihren Eid zu erinnern⁷⁷. Auch die demonstrative Einbeziehung der Handwerker in den „Verteidigungsausschuß“ der Stadt deutet an, daß es einige Besorgnis vor einer Parteinahme zugunsten der Bauern gab⁷⁸. Der Rat ging gegen die Aufständischen möglicherweise nicht nur wegen deren militärischer Überlegenheit so zögerlich vor, sondern auch, weil er eine Parteinahme eines Teils der Bürgerschaft zugunsten der Bauern befürchten mußte.

Bei Vermutungen über die Anhänger der Bauern in Schwäbisch Hall hilft eventuell der Vergleich mit anderen Städten wie dem benachbarten Heilbronn weiter. Hier bildeten die städtischen Unterschichten zwar die Anhängerschaft der Bauern, Führer des Aufstands waren jedoch meist Weingärtner und Handwerker, die zu einer vermögensmäßig besser gestellten, politisch aber unbedeutend gehaltenen Schicht gehörten⁷⁹.

Mit aller gebotenen Vorsicht läßt sich für Schwäbisch Hall vermuten, daß die Anhänger der Bauern überwiegend in den Unterschichten, dem wirtschaftlich schlechter gestellten und im Rat nicht repräsentierten Teil der Handwerkerschaft, den Gesellen, den Dienstboten und Ackerbürgern zu suchen sind. Von den namentlich bekannten Sympathisanten taucht nur Michel Kling mit einem geringen Betrag in den Bürgersteuerlisten auf⁸⁰ – der Rest besaß also anscheinend kein Bürgerrecht und ist wohl in diesem Bereich zu suchen. Allerdings stehen für stichhaltige Angaben zu wenig Namen zur Verfügung.

Die Ergebnisse der Verfassungsreform von 1512, der Stand der Reformation und weitere Zugeständnisse des Rates hatten offenbar die Mehrheit der Bürgerschaft zufriedengestellt. Den Bauernanhängern fehlte wohl das Führungspersonal, das Forderungen artikulieren und weitere Bevölkerungsteile hätte mobilisieren können, ebenso die militärische Macht der organisierten Handwerkerschaft. Dem gegenüber stand die massive Drohung der in der Stadt zusammengezogenen Truppen. Deren Passivität gegenüber den Bauern läßt sogar die Vermutung aufkommen, ihr Hauptzweck sei überhaupt die Einschüchterung der städtischen Bauernsympathisanten gewesen.

Wichtig dürfte auch die schnelle Beseitigung der unmittelbaren Bedrohung durch das Gottwollshausener Gefecht gewesen sein. Vom Neckartal-Odenwälder und ins-

75 Hoffman (wie Anm. 44), S. 287.

76 Herolt (wie Anm. 5), S. 230.

77 Ebd., S. 203.

78 Hoffman (wie Anm. 44), S. 290.

79 *Blickle*, Revolution (wie Anm. 6), S. 181.

80 *Gerd Wunder* u. *Georg Lenckner*: Die Bürgerschaft der Reichsstadt Hall von 1395–1600 (WGQ 25), Stuttgart 1956, S. 374, nennen 40 fl.

besondere vom Gaildorfer Haufen ging zwar eine beträchtliche Gefahr aus, zu einem direkten Angriff auf Hall, der auch eine Bewegung innerhalb der Stadt zugunsten der Bauern ermuntert hätte, kam es jedoch nicht.

Die Trägerschicht des Aufstands

Eine Frage, die offen bleiben muß, ist die nach der Trägerschicht des Aufstands. Günther Franz stellt fest, daß „die Träger der Erhebung ... fast ausnahmslos die Dorfehrbarkeit, die Schultheißen und Richter, die Gastwirte und Schmiede“ gewesen seien⁸¹. Dem folgt wohl Gerd Wunder, wenn er meint, daß „die Müller und Schultheißen und Wirte, die im Bauernheer eine Rolle spielen, ... durchweg keine armen und unterdrückten Männer“ waren⁸². Inwieweit diese „dörfliche Oberschicht“ – die auch genauer zu definieren wäre – im hällischen Land aber tatsächlich Trägerschicht des Aufstands war, ist nicht erkennbar. In den Quellen zeichnet sich eine solche nicht ab. Wir verfügen zwar durch die Urfehden über zahlreiche Namen, haben jedoch wenig Angaben über die Funktionen der Betroffenen in der dörflichen Gemeinde und keine Informationen über Vermögensverhältnisse. Personen, die zu den Anführern der Bauern gewählt wurden, müssen nicht zwangsläufig aktiv am Ausbruch des Aufstandes beteiligt oder auch nur Sympathisanten gewesen sein. Ein Beispiel hierfür ist der ellwangische Vogt Philipp Vierler, der zwar Hauptmann des Gaildorfer Haufens war, aber im geheimen Briefwechsel mit seiner Herrschaft stand⁸³, oder der seinen Aussagen nach zur Beteiligung gezwungene Frickenhofener Pfarrer Wolfgang Kirschenesser⁸⁴. Neben Bauernführern, die aus Überzeugung für die Sache eintraten, dürften Personen gestanden haben, die man aufgrund ihres Ansehens oder besonderer Kenntnisse in die Spitze der Bauernhaufen wählte oder zwang – gerade hier kommen Vertreter einer wie auch immer gearteten „dörflichen Oberschicht“ in Frage – sowie solche, die sich aus Opportunismus anschlossen.

Die Verhörprotokolle, die als einzige Quelle in größerem Umfang Angaben zu den Teilnehmern der Revolte enthalten, geben hierzu kaum brauchbare Angaben. Zum einen handelt es sich um eine willkürliche Auswahl, keineswegs jedoch um eine das Ergebnis einer systematischen Verfolgung besonders Belasteter. Zum anderen versuchten die Verhörten, sich in ein möglichst positives Licht zu stellen.

Auch Peter Blickles These vom Bauernkrieg als „Empörung des gemeinen Mannes“ – wobei mit diesem Begriff „der Bauer, der Bürger der landsässigen Stadt, der von den reichsstädtischen Ämtern ausgeschlossenen Städter, der Bergknappe“ gemeint ist⁸⁵ – scheint für Schwäbisch Hall nicht so recht zu passen; hier war der

81 Franz, Bauernkrieg (wie Anm. 54), S. 287.

82 Wunder, Bauernkrieg im Hällischen (wie Anm. 1), S. 6–8.

83 Wilhelm Zimmermann: Die Geschichte des großen Bauernkriegs. Nach den Urkunden und Augenzeugen, Bd. 2, Stuttgart 1856, S. 189.

84 Wolfgang Kirschenessers Urgicht (wie Anm. 51), S. 357–358.

85 Blickle, Revolution (wie Anm. 6), S. 195.

Bauernkrieg tatsächlich fast ausschließlich eine Bewegung der Landbevölkerung. Obwohl es in der Haller Bürgerschaft zweifellos Sympathisanten gab, verhielt sich die Mehrheit dem Rat gegenüber loyal. Einschränkend muß allerdings auch bemerkt werden, daß sich Bürger Ilshofens in unbekannter Zahl am Aufruhr beteiligten.

Auch ein einheitliches Vorgehen der Dorfgemeinden, ein einheitliches Verhalten der Landbevölkerung überhaupt, ist nicht erkennbar. Einzelne Dörfer haben sich anscheinend mehr oder weniger vollständig und auf Beschluß der Gemeindeversammlung den Aufständischen angeschlossen; hier sind Bibersfeld⁸⁶ und Untermünkheim⁸⁷ zu nennen, eventuell auch Gelbingen⁸⁸ und Geislingen⁸⁹. Genauso fallen aber Gemeinden auf, die ihrer Herrschaft gegenüber treu bleiben. Die Bauern in Ottendorf und Tüngental gaben Aufmahnungsschreiben an den Rat weiter und wollten erfahren, was sie tun sollten⁹⁰. Auch die Enslinger Gemeinde schickte auf die Nachrichten vom Aufruhr hin Boten an den Rat⁹¹. Der Dorfhauptmann von Eckartshausen äußerte gegenüber Forderungen des Haufens, *es ist wider unsere Herren unnd unns, sie hätten alweg begert, ... bey unsern Hern zu pleyben*⁹².

Wie die Dorfgemeinden verhielten sich auch die einzelnen Bauern uneinheitlich. Neben „Überzeugungstätern“ gab es Opportunisten, Mitläufer und Gezwungene. So will Leonhart Seitzinger mit Todesdrohungen zum Eid auf den Haufen genötigt worden sein⁹³. Eckartshausener Bauern sagte man, sie würden durch die Spieße gejagt, wenn sie nicht kämen⁹⁴. Den Tüngentalern drohten die Gaildorfer mit Raub, Mord und Vogelfreiheit⁹⁵. Gelegentlich wurde sogar mehr oder weniger offenen Widerstand geleistet. Hier sind jene fünf Bauern zu erwähnen, die sich mit Büchsen in der Orlacher Kirche verschanzten und von den Aufständischen freien Abzug erzwangen⁹⁶. Veit Lang berichtet, *sein Vater hab inen alwegen gewert, und als er, sein Vater, nit mit der Gemeinde gen, sondern solchs vorhin seinen Hern anzaigen, heten sie ime, wo er nit gen, erstechen wollenn*⁹⁷. Andere haben „Aufrührer“ offenbar schon vor Ende des Aufstands an die Haller ausgeliefert⁹⁸. Melchior Bratzelschneider wollte angeblich sogar Michel Weidner erstechen, *dann er den*

86 StadtA Schwäb. Hall 4/478, fol. 68v: Urfehde Leonhart Rupp.

87 Ebd., fol. 65v: Urfehde Wendel Grunbach. Grunbach berichtet, daß eine Gemeindeversammlung zusammengerufen und über den Anschluß an den Aufstand beraten wurde, ohne sich jedoch eindeutig über das Ergebnis der Beratung zu äußern.

88 Herolt (wie Anm. 5), S. 243 legt dies nahe.

89 Urfehde Veit Lang (wie Anm. 3), fol. 32r.

90 Hoffman (wie Anm. 44), S. 278–279; Ebd., S. 299.

91 StadtA Schwäb. Hall 4/478, fol. 84r: Urfehde Lienhart Kerrer gen. Müller.

92 StadtA Schwäb. Hall 4/478, fol. 86r: Urfehde Melchior Bratzelschneider.

93 StadtA Schwäb. Hall 4/478, fol. 41r: Urfehde Leonhart Seitzinger.

94 Urfehde Melchior Bratzelschneider (wie Anm. 92), fol. 86r.

95 Hoffman (wie Anm. 44), S. 299.

96 Urfehde Veit Lang (wie Anm. 3), fol. 28v.

97 Ebd., fol. 32r.

98 StadtA Schwäb. Hall 4/a19 Nr. 394: Ausg. auf Pauli Bekehrung 1525, Rubrik *Ein Gemains*.

*Herrn nichts Guts redt, des ine gar hoch verdrösse*⁹⁹. Aus dem Munde eines Hauptmanns des hällischen Haufens klingt dies allerdings nicht sehr überzeugend. Als Fazit muß festgehalten werden, daß sich für das hällische Land weder eine einheitliche Trägerschicht des Aufstandes noch ein einheitliches Verhalten der Gemeinden und der einzelnen Bauern ausmachen läßt. Die Gründe, warum sich manche Gemeinden mehr oder weniger geschlossen beteiligten, in anderen Fällen aber der Herrschaft treu blieben, warum manche Bauern aus Überzeugung für die „Aufrichtung des Evangeliums“ kämpfen, andere trotz Gewaltandrohung gehorsame Untertanen bleiben wollten, dritte hingegen ohne große Begeisterung mitzogen und sich bei der ersten Gelegenheit absetzten, bleiben im dunkeln. Sie sind sicherlich ganz verschiedenartig und in persönlichen Einstellungen und Erfahrungen oder auch dem Wirken einzelner Personen oder Personengruppen zu suchen. Die Gegebenheiten im Schwäbisch Haller Territorium können somit als Beispiel dafür dienen, wie schwierig es ist, globale Theorien „vor Ort“ zu verifizieren.

Der Aufstand der hällischen Bauern

Auch im hällischen Land scheinen einige Zeit vor dem offenen Ausbruch des Konflikts Mißstimmung und Unzufriedenheit geherrscht zu haben. Schon im Winter 1524/25 soll in Orlach und Braunsbach die Rede umgegangen sein, *es wurde khein gut thon, man hub dan ain Hauffen an*. Es wäre *jederman lustig darzu gewest*¹⁰⁰. Im März sah sich Johannes Brenz zu seiner Predigt *von Gehorsam der Underthon gegen jrer Oberkait* genötigt. Zunächst scheint der Rat die Angelegenheit nicht sehr ernst genommen zu haben; als ein Bauer – laut Hoffman eine *ringschätzige, unachtsame Person* – äußerte, er wolle gern *dem Haufen Bauren, so das Evangelium redten wolten, zuziehen*, ließ man das als *ain unnutze, torichte und unverstandne Rede* auf sich beruhen¹⁰¹.

Dies änderte sich, als Versammlungen von Bauern aus Jungholzhausen, Elzhausen und anderen Orten im Grünbühl bekannt wurden. Der Rat schickte Gesandte; diesen wurde gesagt, der Zusammenschluß sei nicht gegen Hall, sondern gegen die Grafen von Hohenlohe gerichtet, worauf man diesen eine Warnung zukommen ließ¹⁰². Einen Auslöser der Unruhe sah der Haller Rat in der *Lerma und bosmutwillige[n] Handlung* in der Rothenburger Landheg, wo es bereits am 21./22. März zu Zusammenschlüssen der Bauern kam, die sich mit der Rothenburger Gemeinde

99 Urfehde Melchior Bratzelschneider (wie Anm. 92), fol. 86v.

100 Urfehde Veit Lang (wie Anm. 3), fol. 32r.

101 Hoffman (wie Anm. 44), S. 277.

102 Ebd. Als Informationsquelle dienten die nach Schwäbisch Hall bestellten Dorfhauptleute von Geislingen. S. StadtA Schwäb. Hall 4/a19 Nr. 394: Ausg. auf Pauli Bekehrung 1525, Rubrik *Ein Gemains*.

gegen den Rat verbündeten¹⁰³. Die dortigen Ereignisse lösten solche Besorgnis aus, daß Stättmeister Hermann Büschler mit dem Inneren Rat Dietrich Blank zu *Abwendung solichs Unrats des beuerischen Furnehmens* dorthin reiste. Sie fanden jedoch die Stadt in den Händen der Bauern und ihrer städtischen Verbündeten vor und erreichten nichts außer *Spot, hönliche[n] Wort und Verachtung*¹⁰⁴. Die Sorgen des Rates lassen sich an dem immer intensiveren Boten- und Briefverkehr mit den benachbarten Reichsstädten, Adeligen und dem Schwäbischen Bund in Ulm erkennen, der auch nach dem offenen Ausbruch des Aufstands anhielt¹⁰⁵.

Nachdem sich die Lage immer bedrohlicher entwickelte und *allerlay Reden hin und wider* gingen, *villeicht von unnutzen, auswendigen Leuten*, schickte der Rat am 1. April 1525 Mitglieder in alle hällischen Orte, um die Dorfgemeinden zu versammeln und zu *bitten, sie wöllen sich nit bewegen lassen, sonder still sitzen*¹⁰⁶. Sie verwiesen auf die Hilfe, die der Rat während der Teuerung von 1517 geleistet hatte; sie hätten nicht nur die Aufständischen zu fürchten, sondern auch die Landsknechte des Schwäbischen Bundes, die *Kuchenflaisch bei inen holen könnten*¹⁰⁷. Unter der Bedingung, daß sie still blieben, versprach man, *was andere Baurn gewinnen, solle inen auch gewonnen sein*¹⁰⁸. In Reinsberg erhoben sich zwei alte Bauern in der Gemeinde und äußerten: *Wir sein lang under der Banckh gelegen, wir wollen auch einmal uff den Banckh*¹⁰⁹. Noch besorgniserregender dürfte ein bei dieser Gelegenheit von den Ottendorfer Bauern vorgelegter Brief des Gaildorfer Haufens gewesen sein, in dem sie aufgefordert wurden, sich dem Haufen anzuschließen. Als treue Untertanen fragten sie um Rat und Unterrichtung, wie sie sich verhalten sollten. Die Antwort, sie sollten das ihrige nach Westheim fliehen, dürfte kaum beruhigend gewirkt haben¹¹⁰. Andere Bauern brachten ihren Besitz nach Schwäbisch Hall, holten ihn aber auch wieder, weil sie glaubten, er sei außerhalb der Stadt sicherer als darinnen. Insgesamt sollen die hällischen Bauern *des Frids begierig* gewesen sein¹¹¹.

Dies dürfte eine Illusion gewesen sein. Nach Aussage Veit Langs wurde in Geislingen am 2. April *alwegen gesagt, sie wolten, das ain Hauff angefangen wurde*. Lang beschloß mit zwei weiteren Geislingern, *aus dem Geschwetz und alhin gen Praunspach zum Wein* zu gehen. Unterwegs trafen sie den späteren Bauernhauptmann Hödlin aus Enslingen und zwei Elzhäusener, die sich ihnen anschlossen. Bei

103 Franz, Bauernkrieg (wie Anm. 54), S. 179; Hoffman (wie Anm. 44), S. 282. Ein Ausgangspunkt der Unruhen war Brettheim.

104 Hoffman (wie Anm. 44), S. 282; StadtA Schwäb. Hall 4/a19 Nr. 394: Ausg. auf Pauli Bekehrung 1525, Rubrik *Verritten*.

105 Ebd., Rubrik *Bottenlon*.

106 Hoffman (wie Anm. 44), S. 282; Herolt (wie Anm. 5), S. 199–200.

107 Hoffman (wie Anm. 44), S. 277.

108 Herolt (wie Anm. 5), S. 200.

109 Hoffman (wie Anm. 44), S. 277.

110 Ebd., S. 278–279. Ein von Johannes Brenz konzipiertes Antwortschreiben kam nicht zur Absendung.

111 Ebd., S. 279.

Braunsbach begegneten sie dann einer Gruppe von 16 Bauern aus Jungholzhausen, die pauken- und pfeifespielend herumzogen. Auf Langs Frage, *was sie da mit der Baucken theten*, hieß es, *sie heten ain neue Baucken gemacht. Man sagt, sie mussten bald hinaus und ain Hauffen machen, wolten die Baucken versuchen*. Alle zusammen, insgesamt etwa 24 Leute, gingen in die Braunsbacher Mühle zum Wein¹¹². Der Müller Hans Rapolt hatte *etlich beruffen und ire Weiber auch*, nachdem er *ain Maß Visch uberkommen* hatte¹¹³. Dieser Gesellschaft schloß sich die Gruppe an. *Und alß sie also getruncken, geb ine der Müller Visch und Wein, und fingen an von Predigen zu sagen unnd murmelten under ainander, wan man mit inen gienge, wolten sie ain aigen Hauffen machen, wo nit, wolten sie zum Rotenburgischen Hauffen ziehen*. Alsbald wählten sie Hödlin von Enslingen zu ihrem Hauptmann, der ihnen Eide abnahm. Jeder, der einen anderen *uberkheme*, sollte diesem ebenfalls den Eid auf den Haufen abnehmen¹¹⁴.

Sie *luffen nachvolgends in das gantz Dorff, fingen die andern Baurrn alle*¹¹⁵. In Orlach gab es Widerstand: dort *waren iren fünff in die Kirchen entrunnen, die wollten zu inen schiessen, hetten sie gesagt, wan sie ain erschussen, wollten sie dieselben alle verprennen*¹¹⁶. Man einigte sich darauf, sich gegenseitig in Ruhe zu lassen.

Laut Lang zog der Haufen über Elzhausen, Altenberg, Haßfelden – dessen Einwohner er *auff und gerust* antraf – Wolpertshausen, Hörlebach und Rudelsdorf nach Reinsberg. Hier trafen sie einen Teil des Haufens, der offenbar eine andere Route genommen hatte, und beschlossen, sich in drei Gruppen aufzuteilen. Der erste Teil wurde auf Ilshofen, der zweite auf Altdorf und der dritte in das Bühlertal in Richtung Scheffach geschickt. Schließlich sollten sie *zu Altorff wider alle zusammen komen und alle Flecken und Wegen mitnemen*¹¹⁷.

Bei der Besetzung der Ortschaften gingen die Aufständischen durchaus mit System vor. Zuerst wurden die Kirchen umstellt, damit niemand Sturm läuten könne, danach versuchte man, des Dorfhauptmanns und des Pfarrers habhaft zu werden – nach deren Gefangennahme würde sich der Rest von selbst ergeben¹¹⁸. So kreisten in Reinsberg 200 Mann mit Spießen und Büchsen den Pfarrhof ein und nahmen den Pfarrer Johann Herolt gefangen. Man beruhigte ihn – nachdem seine Außentür eingeschlagen worden war – mit den Worten, er solle nicht erschrecken, es wären die Bauern, *sie begerten ein Trunckh Weins* von ihm. Als Herolt auf die Forderung, er solle zu ihnen predigen, und zwar *nit mehr dan das Evangelium*, unter Berufung auf Paulus antwortete, was er zu predigen habe, würde ihnen nicht gefallen, denn *wer wider die Oberkait ficht, der strebt wider Gottes Ordnung, ... fiengen sie an zu rumoren*, sie bedürften seines Predigens nicht. Sie zwangen Herolt mit der Dro-

112 Urfehde Veit Lang (wie Anm. 3), fol. 27v–28r.

113 StadtA Schwäb. Hall 4/478, fol. 89r: Urfehde Hans Rapolt.

114 Urfehde Veit Lang (wie Anm. 3), fol. 28v.

115 Herolt (wie Anm. 5), S. 200.

116 Urfehde Veit Lang (wie Anm. 3), fol. 28v.

117 Ebd.

118 Herolt (wie Anm. 5), S. 201.

hung, ihn sonst totzuschlagen, zum Mitziehen und – so die Klage des Chronisten – *frassen mir das Brot und saffen den Wein ausz*¹¹⁹. Sein Großaltdorfer Kollege konnte, nur mit einem Hemd bekleidet, aus einem Fenster entkommen. Die Pfarrhöfe wurden ausgeplündert¹²⁰. Auch einige Haller Bürger, die aus Nürnberg kamen, etliche Metzger und der junge Rudolf Nagel von Eltershofen, der vergeblich versucht hatte, sein Schloß vor den Bauern zu sichern, gerieten in Gefangenschaft¹²¹.

Die Bauern wurden zum Anschluß beredet und mit Eiden an den Haufen gebunden. Den späteren Hauptmann Haffen Stefan aus Oberaspach weckten zwei Bauern, die ihm eröffneten, *du must gefangen sein*. Auf die Frage, *wes Gefangener er solt sein*, hieß es, *gotlicher Gerechtkait und dem hailigen Evangelio anzuhan-gen*¹²². Leonhart Seitzinger von Geislingen will in der Orlacher Mühle beim Wein gefangen worden sein, indem ihm Veit Ruelin mit den Worten, *er sollt sich gefangen geben, oder er wolt den Spieß durch in stossen*, einen solchen an das Herz setzte¹²³. In Untermünkheim hingegen läuteten die Dorfhauptleute zur Gemeinde; die Gemeindeversammlung beriet darüber, *wie inen Bottschaft kommen, das ain Zug komme, wo sie nit ziehen, so werden sie in Boten verderpt*. Die Gemeinde, zumindest der überwiegende Teil, schloß sich dem Haufen an, da von den Hallern keine Hilfe zu erwarten war¹²⁴.

Waffen gab es genug. Die Aufständischen nahmen die Büchsen aus den Kirch- und Landtürmen, z. B. dem Brachbacher Landturm, wo sie für Kriegsfälle aufbewahrt wurden¹²⁵. Laut Hans Wertmann verfügte der Bauernhaufen über 900 Büchsen¹²⁶. Spieße und andere Stichwaffen besaßen die Bauern offenbar in großem Umfang selbst. Das Waffenrecht wurde ihnen erst nach dem Bauernkrieg genommen¹²⁷.

Nachdem es den Aufständischen gelungen war, auch das gut befestigte Ilshofen in ihre Hände zu bekommen, sammelten sie sich am 3. April auf der Weckriedener Heide; von dort aus schickten sie Boten in alle Dörfer und Weiler und *maneten die Baurn uff*. Denen, die nicht kämen, wurde angeblich mit Plünderung und Brand gedroht¹²⁸. Auf dem Burgstadel, einer Anhöhe zwischen Wolpertshausen und Reinsberg, hielten die Aufständischen *Gemaind* und wählten *6 Hauptmanner; nemlich Haffen Steffan als Obersten, Bratzelschneidern von Öckerßhausen*¹²⁹, *Bastlin*

119 Ebd., S. 202.

120 Ebd., S. 202.

121 Ebd., S. 204; Hoffman (wie Anm. 44), S. 283.

122 StadtA Schwäb. Hall 4/478, fol. 51r: Urfehde Haffen Stefan.

123 Urfehde Leonhart Seitzinger (wie Anm. 93), fol. 41r.

124 Urfehde Wendel Grunbach (wie Anm. 87), fol. 65v.

125 Herolt (wie Anm. 5), S. 204.

126 *Gerd Wunder*: Bauernkrieg reimenweis von Hantz Franckhen von Hall gemacht. Ein Gedicht aus dem Jahre 1525 und sein Verfasser Hans Wertmann, in: Haalquell 27 (1975), S. 9–12, hier S. 9.

127 Franz, Bauernkrieg (wie Anm. 54), S. 281.

128 Herolt (wie Anm. 5), S. 203.

129 Eckartshausen.

zu Hohenberg, ... Hentz Lanng, den Schulthais von Ulßhoffen unnd Seuboth von Hopffach¹³⁰. Laut Haffen Stefan *solt ainer als vils Gwalts haben als der annder*.¹³¹ Der Haller Rat schickte zwei Söldner nach Weckrieden und ließ laut Herolt die Bauern fragen, *was sie umbzugen? Eines Raths Beger wer, sie solten still sitzen*. Der auf dem Pferd des Großaltdorfer Pfarrers sitzende Haffen Stefan antwortete *trutzlich, so der Hauff zusammenkeme, wurden sie solches woll inen, sie waren da, das haillig Evangelium uffzurichten*. Die beiden Söldner schickte er zurück, ohne ihr Anliegen dem Bauernrat vorzubringen¹³².

Etwas anders klingt Haffen Stefans Schilderung. Ihm zufolge fragten die Reiter, *was sie darmit vermeinten, das sie also zusammen zehen, one Sturmleuten und Schiessen*. Darauf antwortete der Schneider von Eckartshausen: *Liebe Bruder, ich kan nit mercken, das wir anderß da seien, dan umb der gottlichen Gerechtkait willen, und kan nit mercken, das niemand den von Hall darwider da sey*. Daraufhin meinten die beiden, *was zeicht ir euch, wo ir Anligen hetten, und des euern Hern anzaigt, sie hetten ain Einsehen gehapt*, und ritten zurück nach Hall¹³³.

Mittlerweile hatten sich an die viertausend Bauern gesammelt, die davon überzeugt waren, *die von Hall dörrfften sich gegen so vil Baurn nit regen*¹³⁴. In der Nacht vom 3. auf den 4. April hatte der Bauernhaufen in Gailenkirchen die Kirchentüren aufgebrochen, das Geld aus dem Opferstock genommen und den Besitz des abwesenden Pfarrers geplündert¹³⁵.

Inzwischen hatte sich der Haller Rat jedoch dazu entschlossen, Widerstand zu leisten. Maßgeblich dazu beigetragen hatte Johannes Brenz, der geäußert hatte, wenn man den Bauern willfahre, würden sie mehr haben wollen. Man solle sich wehren, so stark sie auch seien. Der Rat hielt es für notwendig, alle Handwerker an ihren Eid gegenüber der Stadt und dem Kaiser erinnern zu lassen. Nachdem er hierbei *ein gehorsame Gemaindt* gefunden hatte¹³⁶, wurde ein 400–500 Mann zu Fuß und 40 Reiter umfassendes und mit fünf leichten Geschützen bewaffnetes Aufgebot¹³⁷ gebildet. Die Bewegungen des Bauernhaufens wurden durch Kundschafter beobachtet¹³⁸.

Im Morgenrauen des 4. April postierte sich die Haller Truppe unter dem Befehl von Stättmeister Michel Schletz oberhalb der Gottwollshausener Steige am Rand des Kochertals und erwartete dort den von Gailenkirchen her anrückenden, bis zu vier-

130 Urfehde Veit Lang (wie Anm. 3), fol. 28v–29r.

131 Urfehde Haffen Stefan (wie Anm. 122), fol. 51r.

132 Herolt (wie Anm. 5), S. 203.

133 Urfehde Haffen Stefan (wie Anm. 122), fol. 51v.

134 Herolt (wie Anm. 5), S. 204.

135 Hoffman (wie Anm. 44), S. 283. Die Plünderung der Gailenkirchener Heiligenpflege war nach der Niederschlagung des Aufstands ein wichtiger Gegenstand der Strafverfolgung.

136 Herolt (wie Anm. 5), S. 203.

137 Hoffman (wie Anm. 44), S. 284.

138 StadtA Schwäb. Hall 4/a19 Nr. 394: Ausg. auf Pauli Bekehrung 1525, Rubrik *Soldner Zerung*, z. B. eine Zahlung an *Jacob Grabenreytter als er zu Neunkirchen, Westhaim, Biberßfeldt, Michelfeldt, Gailenkirchen, bey Nacht gewacht und Kuntschaft gemacht uber Nacht und Tag mit andern*.

tausend Mann starken Bauernhaufen¹³⁹. Sympathisanten liefen angeblich aus der Stadt zum Bauernheer und berichteten weit übertrieben, die Haller hätten die gesamte Gottwollshäuser Steige mit *wohlgerusteten Harnascherleut* besetzt¹⁴⁰. Einige Gelbinger wurden nach dem Ende des Krieges besonders bestraft, weil sie sich den Bauern anschlossen, nachdem sie in der Stadt *alle Raths Schlag und Geheimnus vernommen* hatten¹⁴¹.

Da die Haller die Bauern in der Morgendämmerung nicht erkennen konnten, ließ Schletz einen Schuß abfeuern, *damit man sehen möcht, wo sie eigentlich wären*. Darauf erhob sich laut Herolt *ein solches Zabeln under denn Baurn, als ob es ein Ehmehauff were, unnd ein Dadern, als wer es ein Hauff Gensz*. Eine Salve aus den restlichen vier Geschützen entschied das „Gefecht“. *Das ward ein Fahllen, so baldt sie das Feur sahen plitzen, da fielin drey, da sechs, da zehen, da vil mehr, das man meint, sie weren all erschossen. Bald stunden sie wieder uff wie die Juden an dem Ölberg, dan das Geschutz ging alles zu hoch. Nach disem fluhen sie alle. ... Es ward keiner geschossen, und wurden die Lamem geradt, die Alten jung, luffen alle gleich, das böst sie möchten*, schreibt Herolt, der als Gefangener keine Sympathien für die Bauern hatte und das Geschehen wohl etwas ins Groteske überzeichnet¹⁴².

Das der Verlauf jedoch ungefähr der Erzählung des Chronisten entspricht, zeigt die Aussage Laux Seubots; ihm zufolge stritten die Bauern gerade, ob man mit den Trommeln ein *Lermen* schlagen solle oder nicht, *als die hellischen Buchsen abgangen. Seien sie ainstails gefallen und geflohen, haben ainstail geschryen, pleibt lieben Gesellen, weren sie ainstails pliben, doch des Mertail geflohen. Wer ein cleins Mendlin in aim roten Rock da gewest und gesagt, sie solten pleyben, herzu lieben Brudern, sie wollen uns das Geschutz abjagen. Wern ire etwas bey 10 pliben, mit Handbuchsen, und darnach auch geflohen*¹⁴³. Jörg Steimer rief seinen Gesellen zu, *ir must Euch von ainander thon, damit das Geschutz nit inn euch gehe*¹⁴⁴.

Die wenigen Schüsse und eine Verfolgung, bei der einige Bauern gefangen und verschiedene mit Waffen, Munition und Proviant beladene Wagen erbeutet wurden, reichten aus, um den Bauernhaufen zu zersprengen¹⁴⁵. Die Gefangenen wurden am nächsten Tag wieder freigelassen, die Flüchtlinge versteckten sich in Hecken, Klingen, Tälern oder in der bei Sülz gelegenen Ruine der Geyersburg, andere liefen *in stetter Flucht* bis nach Backnang oder Lendsiedel¹⁴⁶.

Der leicht anmutende Sieg der Haller war ein Zufallserfolg. Die Bauern wollten

139 Hoffman (wie Anm. 44), S. 285, nennt 2000, Herolt (wie Anm. 5), S. 205, 4000 Mann.

140 Hoffman (wie Anm. 44), S. 284.

141 Herolt (wie Anm. 5), S. 243.

142 Ebd., S. 205.

143 StadtA Schwäb. Hall 4/478, fol. 44r: Urfehde Laux Seubot.

144 Urfehde Jörg Steimer (wie Anm. 71), fol. 58v.

145 Herolt (wie Anm. 5), S. 203–204; Hoffman (wie Anm. 44), S. 284.

146 Hoffman (wie Anm. 44), S. 284.

wohl kaum eine militärische Konfrontation, sondern hofften, mit ihrem Zusammenschluß eine Machtbasis für Verhandlungen zu gewinnen. Laut Veit Lang sei der gantz *Hauff willens gewest, so sie gar zusammen kemen, wolten se 20 Man herein schicken und gutlich Hanndlung begert haben*¹⁴⁷. Sie hatten keinen Angriff auf die Stadt beabsichtigt und rechneten nicht mit einem Kampf, auf den sie auch nicht vorbereitet waren. Die Hakenbüchsen des Bauernhaufens wurden auf Wagen mitgeführt, *als ob sie Scheutter weren; sie zugen, als ob sie uff ein Kirchwey ziehen wolten*¹⁴⁸. Daß unter diesen Umständen die ohne Vorwarnung von einem unsichtbaren Gegner abgefeuerten Schüsse Panik auslösten, erstaunt nicht. Von der Bewaffnung her waren die Bauern mit ihren Speißen und Büchsen dem Haller Aufgebot kaum unterlegen, auch verfügten einige von ihnen – Wendel Gronbach etwa aus dem „Straußenkrieg“¹⁴⁹ – über militärische Erfahrungen, da der Rat die Landsassen für Kriegsdienste aufzubieten pflegte. Daß sich Stättmeister Michel Schletz *mer aus Nott dann mit Willen, warlich mit erschrockenem Hertzen*¹⁵⁰ auf den Kampf einließ, zeigt, daß er die Bauern als ebenbürtige, sogar überlegene Gegner ansah. Entscheidend wirkte wohl – neben dem Überraschungseffekt – wie überall bei den Bauernheeren das Fehlen eines militärischer Führers, der ein diszipliniertes und geordnetes taktisches Vorgehen hätte bewerkstelligen können. So wiederholte sich das Gottwollshäuser Geschehen in den späteren Schlachten des Bauernkriegs auf ungleich blutigere Weise¹⁵¹.

Die unblutige Abwehr der Aufständischen läßt auch leicht übersehen, daß dem Haller Rat wohl nur die Annahme der „Zwölf Artikel“ geblieben wäre, wenn die Aufständischen ihre weiteren Pläne hätten verwirklichen können. Sie wollten zunächst das ganze Amt Rosengarten einnehmen und aufwiegeln, dann Comburg, Goldbach und Gnadental überfallen, schließlich in einem Lager auf dem Einkorn bis zu 8000 Bauern sammeln und sich dann erst gegen die Reichsstadt wenden; *wo die von Hall inen nit willigen, wolten sie die Statt belegern*¹⁵². Gegen eine derartige Macht hätte der nicht gerade zu militärischen Abenteuern neigende Rat kaum ernsthaft Widerstand zu leisten gewagt.

Stattdessen kamen bereits am folgenden Tag zahlreiche Bauern, *umb Gottes willen bittend, inen zu verzeyhen, dann sie weren dazu getrungen worden, und heten ... die Sache nit verstanden*. Sie wollten *Leybe und Gut bey aim erbarn Rate lassen, so man inen dies ir bose Handlung, damit sie die Köpff verwirkt heten, nachliesz*. Der Stättmeister hielt ihnen ihre Undankbarkeit gegen die auf ihr Wohl bedachte Obrigkeit vor und sagte, sie *sollten haimgeen, irer Arbayt, Weybe und Kinder warten und der gleichen nymmer understeen, sonder thon, das sie schuldig weren*. Sie wußten wohl, *das sie mit solicher irer Handlung wider Got den almächtigen und*

147 Urfehde Veit Lang (wie Anm. 3), fol. 29v.

148 Herolt (wie Anm. 5), S. 204.

149 Urfehde Wendel Grunbach (wie Anm. 87), fol. 66v.

150 Herolt (wie Anm. 5), S. 205.

151 Franz, Bauernkrieg (wie Anm. 54), S. 281–282.

152 Herolt (wie Anm. 5), S. 206; Hoffman (wie Anm. 44), S. 285.

ire Oberkaiten schwerlichen gehandelt, auch deshalb in Ungnade Gots und schwere Strafe kayserlicher Recht und anderer Peen, das sie pillich bedenken und hinfüro vor solichen und andern Ubeln sein sollten¹⁵³. Die Pfarrer und andere durch die Bauern Geschädigten erhielten ihr Eigentum zurück oder wurden aus der Beute entschädigt. Die am „Kampf“ beteiligten Bürger erhielten drei, die fremden Handwerksgelesen vier Schilling Belohnung und einen Beuteanteil¹⁵⁴. Der Haufen der hällischen Bauern war zwar zerschlagen und bildete sich in der Folge auch nicht wieder neu; das Land war aber keineswegs befriedet. Zahlreiche hällische Bauern schlossen sich benachbarten Bauernhaufen an. Die Bedrohung ging zunächst vom Neckartal-Odenwälder, später vor allem vom Gaildorfer Haufen aus.

Schwäbisch Hall und der Neckartal-Odenwälder Haufe

Am 3. April hatten sich auch die hohenlohischen Bauern empört; bald konnte sich der ehemalige hohenlohische Sekretär Wendel Hipler als Führer durchsetzen. Nach dem Zusammenschluß mit den Odenwälder und Neckartaler Bauern konnten sie am 11. April die Grafen Albrecht und Georg von Hohenlohe zu Annahme ihrer Forderungen zwingen, nachdem 8000 Mann mit der Plünderung und Verbrennung Neuensteins gedroht hatten¹⁵⁵.

Ein Teil des zerstreuten hällischen Haufens, vor allem dessen Hauptleute, flohen nach dem 4. April nach Öhringen, schlossen sich den Hohenlohern an und drängten diese, gegen Schwäbisch Hall zu ziehen¹⁵⁶. Andere begaben sich ins Rothenburgische und traten in den Taubertaler Haufen ein¹⁵⁷. Wendel Grunbach gab als Grund dafür an, er *het gedacht unnd gefurcht, man wurd nach ime greiffen, derhalben er auß der Forcht zum Hauffen gezogen und gemeindt, es solt mitler Weile zum Gueten komen, und will wie ein verzagt Schaf hinachzogen sein*¹⁵⁸. Der Abmarsch des Neckartal-Odenwälder in Richtung Norden befreite Schwäbisch Hall von der direkten Bedrohung durch dieses Bauernheer; die nachfolgenden Ereignisse werden jedoch nicht dazu beigetragen haben, die Sorgen des Rates zu mindern. Am 16. April stürmten die Bauern Weinsberg und ermordeten die Überlebenden der Garnison unter dem Grafen von Helfenstein; unter den Opfern befand sich

153 Ebd., S. 285–286.

154 Hoffman (wie Anm. 44), S. 286.

155 Ebd., S. 288–289; Franz, Bauernkrieg (wie Anm. 54), S. 187–191. Den Grafen „gingen die Augen über“, als sie laut Herolt (wie Anm. 5), S. 207, zu hören bekamen, *ihr seid nimmermer Herrn, sonnder wir seid itzo Herrn zu Hohenloe*.

156 Hoffman (wie Anm. 44), S. 286. Vgl. z. B. Urfehde Jörg Steimer (wie Anm. 71), fol. 58r.

157 Urfehde Wendel Grunbach (wie Anm. 87), fol. 66r–v.

158 Ebd., fol. 66v–67r.

auch der ehemalige Haller Stättmeister Rudolf Nagel von Eltershofen¹⁵⁹. Am 18. April wurde wurde das benachbarte Heilbronn besetzt.

Der Erfolg von Weinsberg scheint wie überall auch die hällische Landbevölkerung in hohem Maße mobilisiert zu haben. Der mühelose Sieg über die kriegserprobten Landsknechte und Edelleute, die zudem das habsburgische Regiment in Württemberg und damit das Kaiserhaus und die größte militärische Macht des Reichs repräsentierten, mußte als eine Art Gottesurteil wirken. Der um diese Zeit vom Taubertäler Haufen zurückkehrende Veit Lang fand, *da wer jederman im hellischen Lande uffgewest*¹⁶⁰.

Stättmeister Michel Schletz und andere Gesandte des Rates reisten nach dem 16. April in die Dörfer, um die Bauern aufzufordern, *anhemisch zu plyben* und ihnen zu versichern, man würde sie klaglos halten, wenn sie sich ruhig verhalten würden¹⁶¹. Trotzdem zogen zahlreiche hällische Bauern dem Gaildorfer¹⁶² und dem Neckartal-Odenwälder Haufen zu. Schon um dem Sturm auf Weinsberg am 16. April herum bot ein Messerschmied von Untermünkheim dem Bauernhauptmann Jörg Wetzler an, ein *Fendlin*¹⁶³ *hellischer Baur*n zu bringen¹⁶⁴. Der Geislinger Leonhard Seitzinger nahm am Sturm auf Weinsberg teil. Er will sich aber dabei in einem Strauch versteckt und auch mit der Ermordung der Garnison nichts zu tun gehabt haben¹⁶⁵. Nach dem 16. April brach eine Gruppe hällischer Bauern von Kocher, Bühler und Ohrenwald auf, um sich dem Neckartal-Odenwälder Haufen anzuschließen. Der Gelbinger Lorenz Eberlin brachte später vor, man habe ihn mit der Drohung des Kopfabhauens zum Mitziehen genötigt¹⁶⁶. Erfolglos schickte der Rat ihnen zwei namhafte Bauern hinterher, die sie an ihre Gelübde erinnerten und baten, daheim zu bleiben; *was man andern Baur*n nachlies, *solt inen auch nachgelassen sein, und was andere Baur*n gewunnen, *solt inen auch gewunnen sein*. In Öhringen ließen sie sich eine seidene Fahne mit braunen, gelben und grünen Streifen und einem Kreuzifix darauf machen und wählten Philipp Baumann von Untermünkheim zum Fähnrich und Michel Weidner aus Gaugshausen zu ihrem Hauptmann. Letzterer behauptete später, sie hätten ihn *bey Nacht und Nebel in sei-*

159 Zu Nagel s. *Gerd Wunder*: Rudolf Nagel von Eltershofen, + 1525, und Hermann Büschler, + 1543, Stättmeister der Reichsstadt Hall, in: *ders.*: Bauer, Bürger, Edelmann. Bd. 2: Lebensläufe (FWFr 33), Sigmaringen 1988, S. 79–89.

160 Urfehde Veit Lang (wie Anm. 3), fol. 29v.

161 Hoffman (wie Anm. 44), S. 292; StadtA Schwäb. Hall 4/a19 Nr. 395: Ausg. von Georgi auf Jacobi 1525, Rubrik *Verritten. Zimmermann* (wie Anm. 83), S. 179, zitiert in diesem Zusammenhang eine „Alte Chronik“ mit der Äußerung, man gedenke, „sobald der Hund wieder unter die Bank käme, alles nachgelassene wieder allgemach aufzurichten“.

162 Hierzu s. unten.

163 Eine genaue Mannschaftsstärke für diese „Fähnlein“ läßt sich nicht angeben. Sie entsprechen ungefähr den heutigen Kompanien. Bei einem Türkenzug 1542 umfaßte das hällische Fähnlein rund 200 Mann, vgl. Herolt (wie Anm. 5), S. 267.

164 StadtA Schwäb. Hall 4/478: Urfehde Semmelhans, fol. 20r.

165 Urfehde Leonhart Seitzinger (wie Anm. 93), fol. 41v.

166 StadtA Schwäb. Hall 4/478, fol. 49v: Urfehde Lorenz Eberlin. Nach seinen Aussagen war Konz Wertwein Feldwibel, Lienhard Trechsel *Waibel*.

*nem Haus gefangen unnd zu ainem Hauptman erwelt*¹⁶⁷. Auch der Schultheiß von Ilshofen gehörte zu dieser Truppe; Haffen Stefan – zuvor Oberster des hällischen Haufens – fungierte als Proviantmeister. Er führte *6 Lantzen hinaus ... und 10 wider haim*¹⁶⁸. Über Schöntal und Amorbach gelangten sie zum Neckartal-Odenwälder Haufen und zogen mit diesem nach Würzburg¹⁶⁹. Eine Gruppe mit Enslinger Bauern ging mit sechs Wagen und zwei Karren über Bühlertann nach Ballenberg und Amorbach und schloß sich dort wohl um den 4. Mai dem Haufen an¹⁷⁰.

Der am 27. April von den Bauern zu ihrem Hauptmann gewählten Götz von Berlichingen hatte vergeblich versucht, statt des Zuges gegen Würzburg die Unterwerfung Schwäbisch Halls als Ziel durchzusetzen. Götz hegte laut Zimmermann keine große Sympathie für die fränkischen Bauern unter Florian Geyer und hätte ein Zusammengehen mit den Gaildorfern vorgezogen. Im Heerlager zu Buchen versprach er den Bauern, für einen Überfall auf Schwäbisch Hall rund zweihundert Reiter zuführen zu können¹⁷¹. Der Haufen wandte sich jedoch zunächst gegen Amorbach, später gegen Würzburg. Mit der Unterwerfung des Grafen von Wertheim und der Annahme der „Amorbacher Erklärung“ – einer fränkischen Fassung der „Zwölf Artikel“ – durch das Erzstift Mainz am 7. Mai erreichte die Sache der Bauern ihren Zenit. Zwar gelang im Bündnis mit dem Taubertäler und einem Teil des Bildhäuser Haufens noch die Besetzung der Stadt Würzburg, die dortige Festung Marienberg konnte jedoch nicht erobert werden.

Unzweifelhaft gab es vor Würzburg zwei Fähnlein aus Bauern des Hällischen Landes¹⁷². Einzelne hällische Bauern waren auch in anderen Kontingenten unterwegs. Laux Seubot aus Steinbach kämpfte beim Sturm auf Oberlauda mit und plünderte und verbrannte mit dem Beckenhensin aus Geislingen das Schloß Schillingsfürst¹⁷³. Zumindest ein Teil des Untermünkheimer Fähnleins nahm am blutig abgeschlagenen Sturm auf den Marienberg am Abend des 15. Mai teil. Anscheinend wurden dabei rund 20 Mann dieses Trupps getötet und weitere verwundet¹⁷⁴. Haffen Stefan hingegen will daselbst *nit vor dem Schloß, sonndern in ain Closter mit weit darvon, Zell genannt, gelegen sein. Sey ime ainmal 7 Creutzer und ain mal 2 Xr. zu Beut worden und sunst nichts*¹⁷⁵. Die Bereitschaft, sich mit den angesichts

167 StadtA Schwäb. Hall 4/478, fol. 47r: Urfehde Michel Weidner.

168 Ebd.

169 Herolt (wie Anm. 5), S. 218–219. Zwei von hällischen Bauern vor Würzburg getragene Fahnen wurden nach dem Ende des Bauernkriegs im „Neubau“ aufgehängt. Eine erklärende Inschrift ist dort noch erhalten.

170 Urfehde Lienhart Kerrer gen. Müller (wie Anm. 91), fol. 84v.

171 Zimmermann (wie Anm. 83), S. 52–53.

172 Urfehde Michel Weidner (wie Anm. 167), fol. 46v. Hier ist vom *Munckhaimer Fendlin* die Rede. Das andere habe überwiegend aus Ilshofenern bestanden. Zwei Hällische Fähnlein beim Neckartal-Odenwälder Haufen bestätigt auch der in Heilbronn verhörte Lutz Taschenmacher bei *Moritz v. Rauch* (Bearb.): Urkundenbuch der Stadt Heilbronn, Bd. 4 (WGQ 20), Stuttgart 1922, S. 360.

173 Urfehde Laux Seubot (wie Anm. 143), fol. 44v.

174 Urfehde Michel Weidner (wie Anm. 167), fol. 47v; Urfehde Jörg Steimer (wie Anm. 71), fol. 59v.

175 Urfehde Haffen Stefan (wie Anm. 122), fol. 53r–v.

des Weinsberger Beispiels verbissen Widerstand leistenden Verteidigern des Marienbergs und den Landsknechten des Schwäbischen Bunds auseinanderzusetzen, war wohl nicht bei jedem sehr groß. In ihren Verhören betonten die meisten, daß sie sich möglichst bald Urlaub geben ließen oder sich auf andere Weise absetzten¹⁷⁶. Etliche von ihnen wurden ob dieses Wunsches gescholten, sie seien meineidige Bösewichter, *hapt ir zu dem Hauffen glopt und wolt itz haimziehen*¹⁷⁷. Die hällischen Bauern hofften anscheinend, durch ihre Beteiligung Hilfe gegen Schwäbisch Hall zu bekommen und Rache üben zu können. *Wann sie herein kemen, wolten sie die von Halle, umb das sie zu inen geschossen, all erstechen und den Rathe durch die Spieße jagen*¹⁷⁸. Laut Hauptmann Michel Weidner *seyen die Hellischen vor Wurtzburg zu im kommen und hätten im gefluecht, warumb man nit fur Hall ziehe, andern Leuten wurd geholffen, aber inen nit*¹⁷⁹. Götz von Berlichingen äußerte zu Weidner, stelle er seine Leute ab, *wan wir da abziehen, und Neckersulm zu, so wollen wir deinen Hern ain Brieff schicken, warumb sie euch nit einkomen wollen lassen ..., vileicht werden sie euch ain gueten Beschaid geben, das ir des Scharrens nit bedorffen*¹⁸⁰. Andernorts heißt es, auf das Verlangen, *das man inen helffen und fur Hall ziehen solle, damit sie wider ... zu Gnaden uffgenommen werden, hätten die Hauptleute zu Antwurt geben, sie solten hupschlich thon, man wolt inen helfen. ... Sie wollten den von Hall schreiben, und vermeinten, sie wurden die 12 Artickel mit inen anemen*¹⁸¹. Auch von einem gemeinsamen Angriff der vor Würzburg liegenden Neckartal-Odenwälder und Fränkischen Haufen zusammen mit den Gaidorfern auf Schwäbisch Hall war die Rede¹⁸². Keiner dieser Pläne wurde jedoch verwirklicht.

In Schwäbisch Hall bot der Rat mittlerweile die Bürgerschaft auf und ließ ungefähr 350 Söldner aus Ulm, Nördlingen und Dinkelsbühl in Hall zusammenziehen. Mit diesen gab es prompt allerlei Querelen wegen des Solds. Einige wurden wegen allzu unverschämter Forderungen wieder weggeschickt¹⁸³. Zusätzlich besoldete der Rat auch einige fremde Handwerksgesellen, um sie notfalls als Mannschaft zu Hand zu haben. Die Soldforderungen einiger Bürgersöhne lehnte der Rat aber mit dem Hinweis ab, daß es ihre Schuldigkeit wäre, ihr *Vaterlande zu beschirmen*; es würde die Stadt ruinieren, wenn sie jedem Bürger Sold zahlen müßte. Der Batzen, den man ihnen zum Vertrinken gab, reichte einigen offenbar nicht: *etliche under inen theten sich hinaus zum Bauren*¹⁸⁴.

176 Urfehde Veit Lang (wie Anm. 3), fol. 29v.

177 Urfehde Leonhart Seitzinger (wie Anm. 93), fol. 42v.

178 StadtA Schwäb. Hall 4/478, fol. 57v; Urfehde Bastlin Zimmermann.

179 Urfehde Michel Weidner (wie Anm. 167), fol. 47r.

180 Ebd.

181 Ebd., fol. 48r.

182 Urfehde Bastlin Zimmermann (wie Anm. 178), fol. 57v.

183 Hoffman (wie Anm. 44), S. 287–288. Für Ärger sorgen die Söldner auch, indem sie einen zinnenen Hirsch auf Ulrich Lukenbachs Haus am Fischmarkt als Zielscheibe für ihre Büchsen mißbrauchten und *andern mere Schaden theten*. Ebd., S. 288.

184 Ebd., S. 287.

Daß man in Schwäbisch Hall durchaus mit einem Angriff, möglicherweise einer ernsthaften Belagerung rechnete, zeigen auch die weiteren Maßnahmen. Die Sturmordnung der Stadt wurde erneuert, Mauern und Türme repariert und mit Waffen, Munition, Wurf- und Brandgeschossen versehen. Kanonen sicherten die Stadttore und andere strategisch wichtige Punkte, Nebentore wurden verbarrikadiert oder zugemauert. Söldner und bewaffnete Bürger bekamen Sammelplätze zugewiesen und erhielten genaue Verhaltensregeln. Um die sich in der Stadt aufhaltenden und mit Mißtrauen betrachteten Bauern abzuschrecken, paradieren Kriegsknechte mit Trommeln und Pfeifen durch die Gassen. Zwei Reiter durchsuchten jeden Morgen die Umgebung, *ob kain Untrewe oder Versamblung hindern Bergen oder sonst vor Augen weren*. Erst nach ihrer Rückkehr erlaubte der Rat das Aufschließen der Tore. Ratsmitglieder kontrollierten die Wächter auf den Mauern und an den Toren, um Nachlässigkeit oder Verrat zu verhindern. Das Vieh mußte in der unmittelbaren Nähe der Stadt gehalten werden, die Bürgerschaft erhielt Korn, um sie bei gutem Willen zu erhalten¹⁸⁵.

Nachdem ein Brief des Öhringer Haufens vom 11. April an die *Gemainde zu Schwäbischen Halle* mit dem Ansinnen, ihnen vier Feldgeschütze und vier Tonnen Pulver zukommen zu lassen, in die Hände des Rats geraten war, hatte dieser die Gelegenheit genutzt, ein Einverständnis zwischen der Gemeinde und den Aufständischen zu hintertreiben und erstere in die Verteidigung mit einzubeziehen. Der Rat ließ den Handwerkern *furhalten, wes bosen Gemuts sich die Bauren mit iren Schreiben an die Gemaynde understunden, in der Stat Halle Unfride, Unainigkait, Miszhellung zu erwecken, welichs dann, so ir boslistig Pra[k]ticken furgeen, zu merklichen und unwiderbringlichen Verderben an Leybe und Gut raichen wurde*. Nachdem die Gemeinde daraufhin ihre Treue und die Bereitschaft versichert hatte, gegen die Bauern zu kämpfen und *inen alles Unglücke anzuthon*, wurde jeweils zwei gewählte Vertreter jedes Handwerks in einen zusammen mit den Ratsmitgliedern gebildeten „Verteidigungsausschuß“ berufen¹⁸⁶.

Auch die sich in der Stadt aufhaltenden Flüchtlinge bezog man schließlich in die Verteidigung ein. Am 19. Mai versammelte der Rat Spitalpfündner, Adlige wie die Brüder von Rinderbach, Philipp Senft und Rudolf Nagel von Eltershofen, die meist von ihren auswärtigen Besitzungen in die Stadt geflohen waren, und Geistliche, unter denen sich der Comburger Dechant Kraft von Ruxingen und sein Kapitel befanden, um zu erfahren, wie sie sich bei einem Angriff verhalten würden. Es *erboten sich alle, so die Stat uberzogen, getrengt wurde oder Schadens gewarten solt, Leybe und Leben ob der Stat zu lassen und ir Pestes zu thon*. Caspar von Rot und Bernhard von Rinderbach wollten zwar nicht *hinaus wider die Bauren ziehen, dweyl sie mit inen vertragen*, die Stadt selbst aber verteidigen helfen.

185 Ebd., S. 287–295. Die Bau- und Rüstungsmaßnahmen spiegeln sich auch in der Steuerrechnung wider, vgl. z. B. StadtA Schwäb. Hall 4/a19 Nr. 395: Ausg. von Georgi auf Jacobi 1525, u.a. Rubrik *Eins Gemains*.

186 Hoffman (wie Anm. 44), S. 290.

Philip Schletz äußerte, *es verdruss ine, das man nit nach ime schickte, wann man auszuge, wolt gern das er nit mer dan balde wieder die Bauren handeln solte*. Die bei dieser Gelegenheit geäußerte Befürchtung des Comburger Dechanten, *wan die Bauren kemen, wolt man sie und ir geflohelt Gut hinaus geben, ... warde ime gutlich, wie es ains erbarn Rats Maynung oder Gemut gar nit, sonder erdicht Dinge were, abgelaint*¹⁸⁷.

Ein offensives Vorgehen kam für den Rat vorläufig nicht in Frage. Herolt berichtet, die Bauern seien täglich mit dem Erkennungszeichen der Aufständischen, einem weißen Kreuz am Hut, in die Stadt gekommen, ohne daß man ihnen deshalb etwas zu tun wagte. Als die Landsknechte einen Bauernknecht fingen, der prahlte, er wolle *mit seinen Bruedern des hellen Gaildorffischen Hauffen in einem Monat die Stat gewinnen, den innern Rath durch die Spies jagen, den eussern Rath enthaupen, die gemeinen Burger erstechen, die Landsknecht zu Pulver brennen und andere Stett mit beschiessen*, wurde er lediglich auf eine Nacht in den Turm gelegt und am nächsten morgen früh zum Tor hinausgeschickt, bevor die Landsknechte aufstanden, die ihn *sonnst zu Stuckhen zerhauen hetten*. Andere Bauern redeten laut davon, welche Häuser in der Stadt sie demnächst besitzen würden. Angeblich hielten sogar die Hauptleute des Gaildorfer Haufens nach dessen teilweiser Auflösung in Hall unbehelligt Versammlungen ab¹⁸⁸.

Die Duldung dieser Vorgänge macht die Hinhalte- und Beschwichtigungstaktik des Rates deutlich, der den Bauern gegenüber – solange sie über militärische Macht verfügten – auf alles verzichtete, was diese als Provokation hätten werten können, ohne jedoch tatsächliche Zugeständnisse zu machen. Zwar ließ er die Stadt militärisch absichern, überließ das Land aber sich selbst bzw. den Bauern. Über Mahnungen und Bitten hinaus ging man nicht, trotz der vorhandenen Truppen. Zweifellos konnten die bestens informierten Räte die militärische Macht der Bauern recht genau einschätzen, sahen aber gleichzeitig auch deren absehbare Niederlage gegen die Truppenmacht des Schwäbischen Bundes voraus und richteten ihre Politik danach ein, weder mit den vorläufigen Siegern in Konflikt zu geraten, noch die Partei der endgültigen Sieger – des Schwäbischen Bundes – zu verlassen. Diese Haltung macht einen durchaus opportunistischen Eindruck, bewahrte Stadt und Land aber vor den drakonischen Strafaktionen, wie sie etwa Rothenburg und seine Landheg über sich ergehen lassen mußten.

Schwäbisch Hall und der Gaildorfer Haufen

Kurz nach dem Abmarsch des Neckartal-Odenwälder Haufens hatten sich erneut die schenkischen Bauern in Gaildorf erhoben. Bereits am 27. März hatte es einen

187 Ebd., S. 315–316.

188 Herolt (wie Anm. 5), S. 230–231. StadtA Schwäb. Hall 4/478, fol. 61v: Urfehde Schneiderhans bestätigt eine Versammlung der Gaildorfer Hauptleute in Schwäbisch Hall.

von Spraitbach ausgehenden Aufruhr gegeben. Ein aus Limpurger, Lorcher, Schwäbisch Gmünder, Ellwanger und Württemberger Bauern des Amts Schorn-dorf gebildeter Haufe hatte sich jedoch um den 30. März herum wieder zerstreut, nachdem die Schenken Georg und Wilhelm von Limpurg-Gaildorf versprochen hatten, sich der Klagen der Bauern anzunehmen. Schon bei dieser Gelegenheit hatte man versucht, auch die Haller Bauern zur Erhebung zu bewegen, wie der oben erwähnte Brief an die Ottendorfer zeigt. Nach der Weinsberger Bluttat, dem erneuten Aufstand in Gmünd und der ersten Versammlung der württembergischen Bauern auf dem Wunnenstein trat der Haufe jedoch am 17. April wieder zusammen. Am folgenden Tag schloß sich ihnen nach einer tumultuarischen Versammlung die Gaildorfer Stadtgemeinde an¹⁸⁹. Zimmermann hebt das besonders aggressive und schroffe, geradezu „furchtbare“ Auftreten des Haufens hervor¹⁹⁰.

Von Gaildorf aus wurden die Haller Bauern *sehr aufgemahnet*, sich anzuschließen¹⁹¹. Die Tübingentaler Gemeinde brachte dem Rat einen Mahnungsbrief vom 21. April an alle, die *in dem ganzen hellen Haufen nit nachvolgen*. Sie sollten *uns den armen Leuten helfen retten und schirmen, die gotlichen Gerechtigkayt hanthaben nach Ausweysung des hailigen Evangelii*. Kämen sie nicht, *so werden wir euch Leut schicken und inen ubergeben all ewer Leybe und Gut und des alles vogelbreys*¹⁹² *machen*. Sie müßten diesen Brief *von ainer Pfarr in die andern schicken und antworten bei Verlierung euers Leybs und Guts*¹⁹³.

Dieses „Aufmahnen“ war offenbar durchaus erfolgreich; der *gemaine helle Haufen* erhielt unter anderem Zuzug aus dem Rosengarten, aus Gelbingen, Bühlerlann, Obersontheim, Vellberg und von der Fischach¹⁹⁴. In Bibersfeld gab es zwei Gemeindeversammlungen, bei denen über einen Anschluß an den Gaildorfer Haufen beratschlagt wurde. Bei der zweiten ließ die Nachricht, 6000 Mann seien im Anzug, ein *wildes Wesen* entstehen, so daß *ainer wolt, das der annder zihens* und sich zumindest ein Teil der Bibersfelder nach Gaildorf begab¹⁹⁵. Laut Leonhart Rupp bildeten die Hällischen im Gaildorfer Haufen ein eigenes Fähnlein¹⁹⁶. Eine Gesandtschaft des Stättmeisters Michel Schletz konnte die Bibersfelder offenbar nicht zum Stillsitzen bewegen¹⁹⁷. Die anderen Bauern der hällischen Landwehr vom Kocher unterhalb Gelbingens und von der Bühler nannten die Gaildorfer jedoch einen *hingerichtet Hauff* und zogen es vor, sich den Neckartal-Odenwäldern anzuschließen¹⁹⁸.

189 Friedrich Pietsch: Die Artikel der Limpurger Bauern, in: ZWL 13 (1954), S. 121–122.

190 Zimmermann (wie Anm. 83), S. 189.

191 Herolt (wie Anm. 5), S. 209.

192 D.h. vogelfrei.

193 Hoffman (wie Anm. 44), S. 299.

194 Herolt (wie Anm. 5), S. 211.

195 Urfehde Leonhart Rupp (wie Anm. 86), fol. 68v.

196 Ebd., fol. 69v.

197 StadtA Schwäb. Hall 4/a19 Nr. 395: Ausg. von Georgi auf Jacobi 1525, Rubrik *Verritten*.

198 Herolt (wie Anm. 5), S. 210.

Laut Kirschenesser beklagten sich die Haller Bauern in Gaildorf, *wie man under sie geschossen* und sie *zertrent* habe. Deshalb seien sie willens gewesen, keinen Haller zu Gnaden aufzunehmen¹⁹⁹. Sie drängten immer wieder darauf, gegen Hall zu ziehen, insbesondere lief Heinz Leidig deshalb oft zu den Hauptleuten, unter denen sich mit dem Schmied von Bibersfeld auch ein hällischer Untertan befand²⁰⁰.

Offenbar fühlte sich die Gaildorfer aber alleine nicht stark genug; sie schrieben an die in Würzburg liegenden Bauern und die Württemberger, sie sollten ihnen gegen Hall Hilfe leisten²⁰¹. In Murrhardt sollen Vertreter des Gaildorfer und des württembergischen Haufens um den 20. April herum einen Plan diskutiert haben, die Reichsstadt anzugreifen²⁰². Daneben beabsichtigten die Aufständischen auch, das Stift Comburg zu überfallen, das jedoch sehr arm war und seinen Besitz nach Schwäbisch Hall geflüchtet hatte. Deshalb kam dieser Plan nicht zur Ausführung. *Das war denen vonn Hall und Comburg gros Glückh*, bemerkt Herolt hierzu; ein dort lagernder Bauernhaufen *möcht denen von Hall zu schwer geworden sein*²⁰³. Die Reichsstadt profitierte offenbar auch vom Doppelspiel des Bauernhauptmanns und ellwangischen Vogts Philipp Vierler, der im geheimen Briefwechsel mit seinem Herrn sowie Hall und Gmünd stand²⁰⁴.

Als der bei den Truppen des Schwäbischen Bundes stehende Haller Fußhauptmann Jakob Pfennigmüller in dieser bedrohlichen Lage zurückgerufen wurde, fiel er prompt den Aufständischen in die Hände. Statt ihn durch die Spieße zu jagen oder auf andere Weise zu töten, wie einige forderten, beschlossen die Bauern, seinen militärischen Sachverstand zu nutzen und ihn als Ratgeber mitzunehmen²⁰⁵. Als die Haller um seine Freilassung baten, erhielten sie als Antwort die Drohung, weil sie an *unserm hellen Haufen Brudern ein schendlichen Mutwillen erzaigt*, werde man sie *mit der Masz, da ir uns gemessen habent, desgleichen zu uns versehent*. Einen Tag später, am 24. April, verlangten die Bauernhauptleute erfolglos die Herausgabe der in Hall befindlichen Besitzungen des Comburger Stifts, *diweyle sie wider und gegen den hailigen Evangelio, auch uns Bruder streben*²⁰⁶. Das Mißtrauen gegenüber der Reichsstadt zeigt auch die Gefangensetzung zweier Haller Boten in Gaildorf²⁰⁷.

Statt sich mit den Haller Kriegsknechten zu befassen, zog es der „Helle Haufen“ aber vor, „nach guter Beute in den württembergischen Klöstern zu suchen“²⁰⁸. Un-

199 Wolfgang Kirschenessers Urgicht (wie Anm. 51), S. 359.

200 Ebd., S. 363.

201 Ebd., S. 361.

202 Hauptstaatsarchiv Stuttgart H 54 Bü 51: Bericht des Schorndorfer Untervogts Jerg Gaisberg vom 21.4.1525.

203 Herolt (wie Anm. 5), S. 210.

204 Zimmermann (wie Anm. 83), S. 189.

205 Herolt (wie Anm. 5), S. 212.

206 Hoffman (wie Anm. 44), S. 300.

207 StadtA Schwäb. Hall 4/a19 Nr. 395: Ausg. von Georgi auf Jacobi 1525, Rubrik *Bottenlon*.

208 Zimmermann (wie Anm. 83), S. 181.

ter Hinterlassung einer starken Abteilung in Gaildorf zogen sie, wahrscheinlich am 25. April, gegen Murrhardt. Das Kloster hatte sich bei einer ersten, friedlich verlaufenen Besetzung einige Tage zuvor zur Zahlung einer Schatzung von 300 fl bereit erklärt, war dem aber trotz der Drohung, *die rotten Hanen werdent uf der Abtey kregen*, nicht nachgekommen²⁰⁹. Nun plünderten die Gaildorfer das Kloster gründlich, verschonten es aber auf Betreiben Pfennigmüllers, der mit dem Abt befreundet war, vor dem Brand²¹⁰. Hier trafen die Hauptleute des Gaildorfer Haufens mit einer Delegation der württembergischen Bauern zusammen, die den Limpurgern einen Einfall nach Württemberg ausredete und auch sonst mäßigend wirkte²¹¹. Stattdessen ging es gegen das Kloster Lorch, das am 26. April nach gründlicher Plünderung in Flammen aufging. Während der Hauptteil des „Hellen Haufens“ in Lorch verblieb, wandte sich eine 300 Mann starke Streifschar – darunter das hällische Fähnlein, zu dem der Schneiderhans von Heimbach gehörte²¹² – gegen den Hohenstaufen, erstürmte ihn bei Nacht und verbrannte die Stammburg der Staufer²¹³. Der Schreck über diesen Schlag brachte die meisten Adeligen der Gegend dazu, die „Zwölf Artikel“ anzunehmen und sich der „Christlichen Verbrüderung“ anzuschließen. Schenk Wilhelm von Limpurg tat dies am 1. Mai²¹⁴.

Dieser Erfolg verlieh den Bauern enormes Selbstvertrauen; offensichtlich hielt es Gott mit ihnen. Sie schickten zwei Gesandte nach Schwäbisch Hall, die laut Herolt forderten, sie sollten *inen die Statt uffgeben, mit inen verbinden unnd in die gemain Baurnbundtnus hulden, globen und schweren, sie wolten inen gnediger sein, dann so ander Hauffen kumen. Dan die beurisch Bundtnus werde inen zu Hall nit nachgelassen, dann sie also under die Baurn ire Brueder und Bundtgenossen geschossen haben*²¹⁵. Die bei Hoffman überlieferte schriftliche Aufforderung liest sich etwas freundlicher. Hier äußern die Bauern *unser freundlich Bit und Begere, das hailig Evangeli helfen zu behalten und ausrichten, bey uns in bruderlicher Liebe zu erschainen ... und die zwolf Artickel uffzurichten*. Täten sie das aber nicht, *musten wir gegen euch furnemen, des wir lieber vertragen weren*²¹⁶. Durch einen regen Briefwechsel mit anderen Reichsstädten hatte der Rat jedoch inzwischen von den militärischen Fortschritten des Schwäbischen Bundes erfahren und ging nur zum Schein auf Verhandlungen ein. Eine Delegation aus vier Ratsmitgliedern begab sich in das Lager bei Lorch. Die Instruktion dieser Gesandtschaft ist bei Hoffman widergegeben. Die Haller versprachen demzufolge, *alles das zu handeln*,

209 Zitiert nach *Gerhard Fritz*: Stadt und Kloster Murrhardt im Spätmittelalter und in der Reformationszeit (FWFR 34), Sigmaringen 1990, S. 89. Bei dieser ersten Besetzung waren die Gaildorfer auf Bottwarer Bauern getroffen, mit denen sie auch über den oben erwähnten Angriff auf Schwäbisch Hall verhandelt hatten.

210 Herolt (wie Anm. 5), S. 212.

211 *Fritz*, Stadt und Kloster (wie Anm. 209), S. 89–90.

212 Urfehde Leonhart Rupp (wie Anm. 86), fol. 69v; Urfehde Schneiderhans (wie Anm. 188), fol. 60v.

213 *Zimmermann* (wie Anm. 83), S. 184–190.

214 Ebd., S. 188–189.

215 Herolt (wie Anm. 5), S. 211.

216 Hoffman (wie Anm. 44), S. 302.

das zur Furderung evangelischer Warhait und Milterung der betrangten Untertanen raichen mocht; die Hauptleute sollten aber die zum Mitziehen benötigten Haller Untertanen – die natürlich straffrei bleiben sollten – zurückschicken; zum vierten bat der Rat um die Freilassung Pfennigmüllers; weiterhin würde man gerne anhören, was zur Verbesserung der *armen Betrangten* getan werden könne. Die „Zwölf Artikel“ sollten sie an Rat und Gemeinde gelangen lassen. Das, was daran göttlich und mit ihrer Ehre vereinbar sei, könnten sie halten. Zuletzt erboten sich die Haller, zwischen den Bauern und ihren Gegnern zu vermitteln. Die Schüsse von Gottwollshausen sollten die Gesandten mit der bemerkenswerten Begründung rechtfertigen, dies sei auch im Interesse der Bauern gewesen, weil sie dadurch vor Strafe durch Kaiser und Schwäbischen Bund bewahrt worden seien. Auch habe der Rat ihnen gegenüber außerordentliche Milde bewiesen. Es habe ihn deshalb *etwas befrembt*, daß sie abermals aufgestanden und weggezogen seien, obwohl man weiterhin *Leychterungen furzunehmen genaigt gewest*²¹⁷. Es überrascht nicht sehr, daß mit diesen wohlklingenden Unverbindlichkeiten *in summa nichts ausgerichtet* wurde²¹⁸. Um den 30. April herum zog sich der Gaildorfer Haufen über Schwäbisch Gmünd und Mutlangen ins Limpurger Land zurück, nicht ohne das Prämonstratenserkloster Adelberg auszuplündern und zu zerstören²¹⁹.

Der Haller Rat fühlte sich nun sicher genug, den Bauern gegenüber einen schärferen Ton anzuschlagen. Am 11. Mai, am Vorabend der Schlacht von Böblingen, ließ er dem in Hohenstadt liegenden Haufen schreiben, *das uns als ainer Reichsstat unserer Glubde, Ayde und Puntnusz halben, damit wir kayserlicher Mayestat, dem hailigen Reiche und loblichen Punde zu Schwaben underworfen und verpflicht seyen, die Zwolf Artickel mit euch anzunemen nit gezymen noch geburen will*. Man habe auch den eigenen Bauern so viel Zugeständnisse gemacht, *das sie wol gesettigt und gern bey iren Gutern pleyben wollen*. Deswegen sei es das *nachparlich Begere* des Rates, die Untertanen und Landsassen beim Haufen von ihren Eiden zu entbinden und nach Hause zu schicken. Tatsächlich kamen daraufhin einige Bauern zurück; sie wurden aber alsbald vom Haufen aufgemahnt und zogen ihm wieder zu²²⁰.

Der „Helle Haufen“ scheint sich auf die Nachricht von der entscheidenden Niederlage der württembergischen Bauern vom 12. Mai gegen die Bundestruppen unter dem „Bauernjörg“ Georg Truchseß von Waldburg bei Böblingen teilweise aufgelöst zu haben. Die Bauern hatten jedoch vereinbart, wieder zusammenzutreten, wenn sie aufgemahnt würden. Ein Teil blieb zusammen, marschierte in Richtung Lichtenstern, um sich den Öhringern anzuschließen, und zog sich wieder in die

217 Hoffman (wie Anm. 44), S. 303–305.

218 Herolt (wie Anm. 5), S. 211.

219 Zimmermann (wie Anm. 83), S. 191–192.

220 Hoffman (wie Anm. 44), S. 309; StadtA Schwäb. Hall 4/a19 Nr. 395: Ausg. von Georgi auf Jacobi 1525, Rubrik *Bottenlon*. Hier wird ein Bote *gen Abtßgmundt mit ain Brieff an die Bauren, das wir die Artickel nit annemen haben wollen*, aufgeführt.

Region um Bühlertann zurück, als sie erfuhren, daß diese nach Würzburg gezogen waren²²¹.

Gegenüber diesem Haufen kam es zur ersten militärischen Unternehmung der Haller, sofern man diese Aktion so nennen will. Da sich der Trupp auch gegen Hall hätte wenden können, schickte der Rat einige Söldner auf Kundschaft. Hans Seuter wurde in Oberrot von den Bauern gestellt; er entkam zwar selbst, mußte sein Tier aber den Bauern lassen. Als diese die Rückgabe verweigerten, erlaubte ihm der Rat, *sein Roß und ein Beut* zu holen. Man trommelte aus, daß sich jeder, der *uff die Beut wolt laufen*, auf dem Marktplatz sammeln sollte. Also *luffen die Fuoszknecht, so in der Besoldung und Besatzung lagen, mit einem uffgerregten Fenlin uf die Beut gen Oberrath, plunderten das Dorff, ward dem Söldner sein Rosz wider, zugen wider gen Hall, theilten die Beut im Spittaller Hoff zu Hall; ward iedem ein Pfund Heller*. Die Hauptleute zu Hall *gewermbten sich wol ob diser Beuth*²²². Oberrot hingegen war aufgrund der Plünderung so verarmt, daß es noch Jahre daran zu tragen hatte²²³. Den Rat dürfte dies nicht weiter bekümmert haben, da Oberrot zum limpurgischen Territorium gehörte.

„Wiederherstellung der Ordnung“ und Strafergericht

Am 20. Mai marschierten 600 Mann des Schwäbischen Bundes in Schwäbisch Hall ein. Sie waren vom Hauptheer bei Neckargartach ins Kochertal geschickt worden, hatten in Schwäbisch Gmünd den neuen Rat ab- und den alten wieder eingesetzt, Schatzungen erpreßt und im Gmünder Wald gebrandschatzt und geplündert²²⁴. Mit dieser Truppenmacht im Rücken ging der Rat nun daran, seine Untertanen endgültig wieder zu unterwerfen. Er ließ in allen Dörfern und Flecken verkünden, daß etliche Bündische zu Roß und Fuß angekommen seien, *die uffrurischen Bawerschaften zu strafen*. Sie hätten vor Einbruch der Nacht auf dem Schießplatz der Büchschützen vor dem Riedener Tor zu erscheinen, Huldigung zu tun und *sich in des Punds und ains Rats Gnade und Ungnade ergeben*. Täten sie dies nicht, müßten sie schwerer Strafen gewärtig sein.

Draufhin kamen in den folgenden Tagen Tausende von Bauern und leisteten den ihnen abverlangten Eid. Sie schworen, dem Rat und ihren anderen ordentlichen Obrigkeiten getreu und gehorsam zu sein, die untereinander eingegangenen Bündnisse und Vereinigungen als aufgelöst zu betrachten, sich *nymermere ausserhalb Rechtens wider gemeine Pundsstende, ewere Herren von Halle und andere ewere ordentliche Oberkayten erheben, emporen noch zusammen verpflichten in kain Weis noch Wege*, Beschwerden nur noch bei den ordentlichen Obrigkeiten vorzu-

221 Herolt (wie Anm. 5), S. 212.

222 Ebd., S. 212–213.

223 Gerhard Fritz: Forschungen zur Geschichte von Oberrot, in: WFr 69 (1985), S. 64–65.

224 Zimmermann (wie Anm. 83), S. 506.

bringen, und schließlich, falls sich *die Ungehorsamen wider zusammenthon würden*, dies sofort anzuzeigen²²⁵.

Nachdem die Bauern der direkten Umgebung unterworfen waren, konnte der Rat nun auch gegen den in Bühlertann lagernden Gaildorfer Haufen vorgehen, der von den geschlagenen württembergischen Bauern Zulauf erhalten hatte und immer noch rund 7000 Mann zählte²²⁶. Anlaß hierfür war möglicherweise die Drohung der Bauern, Murrhardt anzugreifen, das sich am 21. Mai auf Gnade und Ungnade dem Schwäbischen Bund ergeben hatte. Die württembergische Regierung wies deswegen am 23. Mai die Vögte von Schorndorf, Winnenden und Backnang an, den Murrhardtern zur Hilfe zukommen, und bat die Haller um Hilfe im Falle eines Angriffs²²⁷.

Angesichts der in der Stadt versammelten militärischen Macht hatte sich der Haller Rat jedoch bereits vorher zu einem selbständigen Vorgehen auf Bühlertann entschlossen. Zusammen mit dem Bundeskontingent, das begierig war, einen Wagen voller Beutegut zurückzugewinnen, den die Bauern ihm abgejagt hatten, marschierten insgesamt 1500 Mann zu Fuß und 100 Reiter mit einigen Geschützen ab²²⁸. Um den Gegner eine noch größere Zahl vorzutauschen, nahm man zwei Fahnen und *zwen zugewickelter Fetzen* mit. Die Bauern hatten jedoch in der direkten Umgebung Halls, vor allem auf dem Einkorn, Späher, die mit Feuer und Warnschüssen den Abmarsch bekanntmachten. Die Aufständischen, die zuvor die Bündischen noch höhnisch aufgefordert hatten, sie sollten sich ihren Raub holen, sie würden erwartet, flohen auf die bewaldeten Anhöhen um Bühlertann²²⁹ und lösten ihren Haufen offenbar in der Folge endgültig auf, ohne eine eigentliche Niederlage erlitten zu haben²³⁰. So war die Streitmacht vor allem mit sich selbst beschäftigt. Einige der Ratsherren empfanden *ain sonderlich Verdriess darob*, daß nur ein Teil des Rates zu den Beratungen mit den Hauptleuten hinzugezogen wurde, um nicht *nach vielen Kopfen dester unfruchtbarlicher handeln zu müssen*²³¹. Die Hauptleute ihrerseits wollten ihre Truppe nicht nach Bühlertann zur Plünderung hineinlassen; in diesem Fall würden sich die Söldner – ein zusammengelaufenes Gesindel – zusammenrotten, Wein trinken, *aynander hawen, stechen und unaynig darob werden* und wären *one Ungelucke nit heraus zu pringen*. So beschränkte sich das Aufgebot darauf, 60 fl Brandschatzung zu erpressen, den verlorengegangenen Wagen zurückzuholen und die Bauern auf den Anhöhen mit einigen Kanonenschüssen zu

225 Hoffman (wie Anm. 44), S. 321–322.

226 Zimmermann (wie Anm. 83), S. 506.

227 Fritz, Stadt und Kloster (wie Anm. 209), S. 91.

228 Die Haftkostenabrechnung des hierbei gefangenen Semmelhans legt eine Datierung des Zugs auf den 21. Mai nahe. StadtA Schwäb. Hall 4/a19 Nr. 395; Ausg. von Georgi auf Jacobi 1525, Rubrik *Eins Gemains*.

229 Herolt (wie Anm. 5), S. 213–214.

230 Wann sich der Gaildorfer Haufe tatsächlich aufgelöst hat, ist nicht festzustellen. Zimmermann (wie Anm. 83), S. 506–507, vermutet, daß dies auf die Nachrichten von den Schlachten bei Königshofen und Giebelstadt am 2./4. Juni hin geschah.

231 Hoffman (wie Anm. 44), S. 324.

erschrecken. Auch Pfarrer Herolt durfte ein Geschütz abfeuern²³². Auf dem Rückmarsch gelang die Festnahme des Semmelhans von Neuenstein, eines Fuhrmanns, der Weinsberg an die Bauern verraten haben soll. Die Bundesknechte wollten ihn, wie es in Weinsberg geschehen war, *durch die Spies jagen*, doch der Rat schlug ihnen dies *aus vilen Ursachen* ab; ihm sollte *ordentlich Recht nach der Stat Halle* widerfahren²³³.

Zur Feier dieses siegreichen Feldzugs sollten die fremden Kriegsknechte im Hof des Barfüßerklosters, die städtischen Knechte und beteiligten Haller Bürger hingegen im Spitalhof *ain Mass Weins zu aim Schlaftrunke* erhalten. Dies geschah *mit ainer grossen Unordnung*, weil sich manche an beiden Orten Wein holten *und also ein Gezenke darob warde, das sie zu oftmale ainander darob schlugen und vil mer ausgeben, dan ir dauss im Zuge gewesen*²³⁴.

Über den sarkastischen Ton, den Herolt und Hoffman bei ihren Berichten über diese Glanztaten anschlagen, sollte man jedoch nicht vergessen, daß die Betroffenen auch ohne eigentliche Kämpfe Plünderungen, Erpressungen und Mißhandlungen aller Art durch die Soldateska ausgesetzt waren; nicht ohne Grund übte Johannes Brenz scharfe Kritik an diesem *Rauben und Blut Vergiessen*²³⁵. Betroffen war im übrigen wieder nicht das eigene, sondern Ellwanger Gebiet.

Man war wohl allgemein erleichtert, als die Bundestruppe, der man nachsagte, sie würde unter dem Schein, denen von Hall zu dienen, ihren eigenen Nutzen suchen, nach Ulm abmarschierte. Zum Ärger der Räte hatten die Bündischen ohne ihr Wissen und Wollen in der Umgebung Brandschatzungen eingezogen, unter anderem in Gaildorf 180 fl erpreßt. Vergeblich erbaten die Hauptleute beim Abmarsch vom Rat eine Liste der Gaildorfer Bürger, die nicht gehuldigt hatten – wohl zwecks weiterer Ausbeutung. Man mißtraute den Bundesgenossen so, daß sie auf ihrem Abmarsch von Stättmeister Hermann Büschler mit etlichen Kriegsknechten begleitet wurden, *das den armen Leuten nit Schaden widerfure*. Die Knechte und die Hauptleute *priben auch den Burgern alhie im hinwegziehen vil schuldig, des sich die Burger und andere ser beclagten*²³⁶. Als man die Truppe um den 24. Mai herum auf das Gerücht hin zurückrief, in Öhringen sammelte sich der Neckar-Odenwälder Haufe, um innerhalb von zwei Tagen über Schwäbisch Hall herzufallen, marschierten sie lieber nach Ulm, statt ihre Beute in Gefahr zu bringen²³⁷. Tatsächlich waren die Bauern, unter denen sich zwei Fähnlein aus der hällischen Landwehr befanden²³⁸, über Neuenstadt und Krautheim nach Neckar-

232 Herolt (wie Anm. 5), S. 214.

233 Hoffman (wie Anm. 44), S. 324. Semmelhans wurde am 23. Juni in Schwäbisch Hall enthauptet.

234 Ebd.

235 Brenz, Frühschriften 1 (wie Anm. 10), S. 177.

236 Hoffman (wie Anm. 44), S. 324–325; StadtA Schwäb. Hall 4/a19 Nr. 395: Ausg. von Georgi auf Jacobi 1525, Rubrik *Verritten*.

237 Ebd., Hoffman (wie Anm. 44), S. 326.

238 Zimmermann (wie Anm. 83), S. 484.

sulm marschiert, um sich dort den von Bruchsal her anziehenden Bundestruppen entgegenzustellen.

Der Bühler Tanner Zug blieb neben der Plünderung Oberrots die einzige militärische Unternehmung der Haller. Der Rat unterhielt eine rege Korrespondenz, durch die er über die Entwicklung der militärischen Lage genau unterrichtet wurde, ließ die Bewegungen der Bauernhaufen in der Region durch Späher genau beobachten und erkundigte sich bei anderen Reichsstädten und -ständen, wie man mit den Aufrührern verfahren würde²³⁹. Das am 27. Mai übermittelte Ansinnen des Neckartal-Odenwälder Haufens, eine Delegation zu einem *gemain Tage* nach Schweinfurt zu schicken, um dort *von guter Ordnung, auch Aufrichtung des Worts Gots, Fridens und Rechdens und sonderlich auch der Oberkait, auch anderer Sachen halb zu handeln*, nahmen die Haller nicht mehr ernst. Hoffman schreibt, man habe dies *ain Schrift, so man ins Venster pflegt zu stecken, sein lassen*²⁴⁰.

Tatsächlich zeigte das Heer des Neckartal-Odenwälder Haufens immer stärkere Auflösungserscheinungen; am 28. Mai lief Götz von Berlichingen zum Schwäbischen Bund über. Nach heftigem Gefecht eroberte das Bundesheer am 29. Mai Neckarsulm und verfolgte die Bauern Richtung Osten, geplünderte und verbrannte Ortschaften hinter sich lassend und summarische Hinrichtungen durchführend. Die Flucht von Götz, spätestens der Kampf um Neckarsulm und die Flucht der fränkischen Bauern scheint auch die Auflösung der hällischen Fähnlein ausgelöst zu haben. Hauptmann Michel Weidner setzte sich um den 28./29. Mai herum *heimwertz* ab und fand seine Kameraden bereits dort vor. Sofort begab er sich nach Schwäbisch Hall, um dem Rat zu huldigen. So entkamen die hällischen Bauern offenbar den blutigen Schlachten von Königshofen und Giebelstadt am 2. und 4. Juni, in denen der Schwäbische Bund den letzten Widerstand brach²⁴¹.

Nach dem Abzug der Bundesknechte hatte die Reichsstadt selbst die Aufgabe übernommen, in der Umgebung die Ordnung wieder herzustellen. So mußte sich bereits am 22. Mai der auf der Limpurg sitzende Schenk Gottfried, der sich mit dem Gaildorfer Haufen auf die Nachricht von der Erstürmung des Hohenstaufens hin geeinigt hatte, dem Bund und dem Rat zu Hall auf Gnade und Ungnade ergeben, *damit man nit Schadens gewertig*²⁴². Auch die Grafen von Hohenlohe sowie Schenk Wilhelm von Limpurg in Gaildorf lud man zu diesem Zweck nach Schwäbisch Hall vor²⁴³.

239 StadtA Schwäb. Hall 4/a19 Nr. 395: Ausg. von Georgi auf Jacobi 1525, Rubrik *Bottenlon*. Für dieses Quartal (23. 4.–24. 7.) sind mehr als doppelt so viele Botengänge wie gewöhnlich aufgeführt, meist *der ufrurischen Bauren halb*.

240 Hoffman (wie Anm. 44), S. 330–332.

241 Franz, Bauernkrieg (wie Anm. 54), S. 206–207; Zimmermann (wie Anm. 83), S. 480–507.

242 Hoffman (wie Anm. 44), S. 327.

243 StadtA Schwäb. Hall 4/a19 Nr. 396: Ausg. von St. Jacobi auf Simon u. Juda 1525, Rubrik *Verritten*. Daten sind nicht angegeben, vom Rechnungszeitraum ist Ende Juli/Anfang August zu vermuten. Für ein offenbar hierbei begangenes Bankett mit dem inneren Rat *sampt iren Weybern* und anderen dazu Geladenen steuerte Schenk Wilhelm einen Hirsch bei.

Am 17. Juni 1525 erhielt die die Reichsstadt von Kaiser Karl V. den Auftrag, *alle abgefallen und auffrurischen Paurschafften* der Umgebung zu unterwerfen²⁴⁴. Die in der Folge getroffenen Maßnahmen machen die zentrale Rolle Schwäbisch Halls bei der Aufrichtung der alten Ordnung deutlich; die Reichsstadt war der Exekutor des Schwäbischen Bundes in der Region. Die rege diplomatische Tätigkeit des Rates unterstreicht dies: so intervenierte Hans Ott auf dem Bundestag zu Ulm zugunsten der Reichsstadt Dinkelsbühl, die sich den Bauern angeschlossen hatte²⁴⁵. In Schwäbisch Gmünd vermittelten Conrad Büschler und Michel Schletz *etlicher Irrung halb zwischen Gemeind und ein Rat*²⁴⁶. In der Steuerrechnung finden sich zahlreiche hochrangige, auf Kosten der Stadt bewirtete Gäste, etwa die Grafen Georg von Wertheim und Wilhelm von Henneberg, die Bürgermeister von Rothenburg und Windsheim, der Kanzler des Bischofs von Mainz, der Abt von Schöntal und die Äbtissin von Gnadental²⁴⁷. Es ist zu vermuten, daß ein Teil dieser Besucher nach Schwäbisch Hall kam, um sich hier dem Schwäbischen Bund zu unterwerfen.

Der Bund beauftrage die Reichsstadt auch mit der Strafverfolgung gegen den ellwängischen Vogt Philipp Vierler und den Bühlertanner Pfarrer Held, die Obersten des Gaildorfer Haufens, Untertanen fremder Herrschaften. Held konnte zwar in seiner Geburtsstadt Nördlingen gefangengesetzt werden, eine peinliche Befragung erlaubten die Nördlinger aber nicht; auch zwei Haller Gesandtschaften konnten nichts erreichen²⁴⁸. Nach zahlreichen Bittgesuchen von Verwandten und Freunden ließen sie ihn schließlich frei. Für die Schonung Vierlers sorgten u.a. Kurfürst Ludwig von der Pfalz und der Ellwanger Propst²⁴⁹.

Mit Hohenlohe und den Schenken beschloß der Rat am 20. Juni ein gemeinsames Vorgehen, um die Ordnung auf dem Lande wiederherzustellen und künftige Revolten zu unterbinden. Die Waffen mußten abgegeben werden, nebenbei war auch das allenthalben eingewurzelte *hoch Laster der Gotzlesterung* zu bekämpfen. Die Kirchweihen sollten verboten, für Hochzeiten hingegen Ordnungen gemacht werden. Verboten *bey Strafe Leibs und Gutz* war auch das Zutrinken, jede Obrigkeit sollte weiterhin *ain Ordnung der Zeche in Wirtsheusern und des langen Weintrinkens nächtlicher Weil halber machen*²⁵⁰. Hier sah die Obrigkeit offenbar eine besondere Gefahr von Zusammenrottungen und Revolten. Die Kirchweihen verbot

244 Staatsarchiv Ludwigsburg B 114, Bü 1660–12.

245 StadtA Schwäb. Hall 4/a19 Nr. 396: Ausg. von St. Jacobi auf Simon u. Juda 1525, Rubrik *Verritten*.

246 Ebd.

247 Ebd., Rubrik *Verschenckt*.

248 StadtA Schwäb. Hall 4/a19 Nr. 395: Ausg. von Georgi auf Jacobi 1525, Rubriken *Verritten* und *Uff den Bundt*.

249 Hoffman (wie Anm. 44), S. 346.

250 Ebd., S. 341.

der Rat seinen Hintersassen dann offenbar doch nicht, stattdessen schickte er Söldner zur Aufsicht²⁵¹.

Nachdem der Rat am 23. Juni mit der Hinrichtung von vier Aufständischen ein mahnendes Exempel gegeben hatte, ließ er am nächsten Tag alle Einwohner auf dem Land *bey iren gethanen Pflichten und Ayden uff das hochst ermanen*, alle Wehr und Waffen *und alle Trommen uff morgen Sonntags ... bey Verlierung Leibs und Guts in die Stat Halle ... überantworten und furter dergleichen Wer mit mer kaufen noch hinderhalten one irer Oberkait Vergunst und Erlaubung*²⁵².

Die Haller halfen den Grafen von Hohenlohe und den Schenken von Limpurg bei der Bestrafung und Befriedung ihrer Bauern – für die Grafschaft Löwenstein, Heilbronn und Wimpfen lehnte der Rat dieses Ansinnen ab²⁵³ – und übernahmen es auch, im gemeinschaftlich mit Rothenburg und Dinkelsbühl verwalteten Gebiet die Ordnung wiederherzustellen. Die anderen beiden Reichsstädte blieben außen vor. Man mißtraute ihnen offenbar wegen ihres Bündnisses mit den Bauern. Ihre Forderung, die Waffen der Ilshofener Bauern an sie auszuliefern, lehnte der Rat kurzerhand ab²⁵⁴.

Zur Erzwingung der Unterwerfung und gegen weitere Unruhen oder Revolten traf Schwäbisch Hall mit Gmünd, Aalen, Ellwangen und einigen anderen Herrschaften der Region eine Absprache zur Aufstellung einer *straifenden Rot*, einer Art „schnellen Eingreiftruppe“²⁵⁵. Die Rotte sammelte sich am 13. Juli in Schwäbisch Gmünd und erhielt den Auftrag, die Bauern, die sich noch nicht unterworfen hatten, mit allen Mitteln wieder zu Gehorsam zu bringen, hingegen diejenigen, die gehuldigt hatten, zu schonen. Die Huldigungsverweigerer wurden für quasi vogelfrei erklärt – ihnen Nahrung zu geben, war verboten – und aufgefordert, sich nach Schwäbisch Hall oder Gmünd zu begeben, um dort zu huldigen, ansonsten aber mit Verfolgung und Übergabe an die Herrschaft zur Bestrafung zu rechnen, *damit die andern Bauren darob Schrecken empfangen*²⁵⁶.

Die Rolle Schwäbisch Halls als Exekutor des Schwäbischen Bundes wird auch beim Einzug der Strafschatzung deutlich, die der Bund wohl bereits Anfang Juni einziehen ließ, *als die Sachen uffrurischer Baurschaften etwas gestilt* war. Der Reichsstadt wurde diese Aufgabe nicht nur für ihre eigenen Untertanen übertragen, sondern auch für die Grafschaft Hohenlohe, die Herrschaften Limpurg und Gaildorf, das Gebiet der Dreistädte und bei *andern iren Nachbauren vom Adel* wie

251 StadtA Schwäb. Hall 4/a19 Nr. 396: Ausg. von St. Jacobi auf Simon u. Juda 1525, Rubrik *Soldner Zerung*. Genannt werden für diesen Zeitraum (25. 7.–28. 10.) Bubenorbis, Tullau, Cröffelbach, Unterscheffach, Reinsberg und Sanzenbach.

252 Hoffman (wie Anm. 44), S. 343. Der Haller Büchsenmeister *Buchsen Hansen* war sechs Tage mit dem Einsammeln *des Harnasch vom Bawrn* beschäftigt, s. StadtA Schwäb. Hall 4/a19 Nr. 395: Ausg. von Georgi auf Jacobi 1525, Rubrik *Eins Gemains*.

253 Hoffman (wie Anm. 44), S. 342.

254 Ebd.

255 Ebd.

256 Ebd., S. 344–345.

Wolf von Vellberg²⁵⁷. Die ursprüngliche Verordnung der Ulmer Bundesversammlung erlaubte es den Hallern, jeden *irem Gutbedunken nach mit Straffe ansehen und puesen* zu lassen. Diese Urkunde war dem Rat aber *nit annemlich*, weil sie sich nicht nach Landesart an Hauptleute, Schultheißen etc. richtete, und *sonderlich beschwerlich, das sie die Strafe irs Gutbedunkens nemen solten*²⁵⁸.

So erging eine veränderte Aufforderung an alle betroffenen Gemeinden, *zur Strafe ... euer Freveln und mutwilligen Ungehorsame* innerhalb von acht Tagen pro Herdstätte 6 fl an die dazu Verordneten der Reichsstadt Hall zu zahlen. Die Reichen mußten hierbei den Armen, die den Betrag nicht aufbringen konnten, zur Hilfe kommen²⁵⁹.

Wie nicht anders zu erwarten, führte diese Aufgabe zu allerlei Streitigkeiten. Die Grafen von Hohenlohe wehrten sich dagegen, daß die Haller von ihren Untertanen Gelder einzogen, *darinn sich auch ain Rate muehet und Vleiss furwendet, damit sie des enthalten wurde*²⁶⁰. Probleme bereitete auch Markgraf Kasimir von Brandenburg, der Crailsheim und andere Orte, die ihre Zahlungen nach Hall entrichten sollten, bereits gebrandschatzt hatte. Der Bund hatte den Hallern gegenüber angedeutet, sie könnten die Hälfte oder wenigstens ein Drittel der eingenommenen Gelder behalten, und damit erreicht, daß die Mehrzahl des Rates diese Aufgabe für *ein gar gross, loblich, erlich Dinge* hielt. Nach weitgehend vollzogenem Einzug wollte der Bund hingegen alles; mit Mühe erreichte eine Gesandtschaft beim Bundestag in Nördlingen, daß der Rat die noch ausstehenden Schulden der Bauern behalten durfte²⁶¹.

Am Abend des 14. Juni schickte der Rat Angehörige mit kleinen Trupps in 21 Dörfern und Flecken des Haller Landes, um dort *ain, zwen oder drey recht-schuldiger, uffrurischer Bauren zu fahen und uffzuheben*²⁶². Widerstand brachen die Verhaftungstrupps gewaltsam. Leonhart Seitzinger und der Bader von Bühlerzell, die in Steinbach übernachtet hatten, um danach dem Rat zu huldigen, wurden geweckt, als Philipp Senft mit einigen Leuten die Tür aufbrach. Den Bader, der sich

257 Ebd., S. 346; StadtA Schwäb. Hall 4/a19 Nr. 395; Ausg. von Georgi auf Jacobi 1525, Rubriken *Uff den Bundt* (Wolf von Vellberg) und *Außgeben gen Kirchperg* (hier betr. die Schatzung der „dreierstädtischen“ Untertanen).

258 Hoffman (wie Anm. 44), S. 346–347; Ein besiegeltes Exemplar hat sich erhalten: StadtA Schwäb. Hall, Histor. Verein f. Württ. Franken, Urkundenslg. H 11.

259 Hoffman (wie Anm. 44), S. 347; Herolt (wie Anm. 5), S. 243. Laut *Kreil* (wie Anm. 17), S. 52 u. 54, lag der Lohn eines Tagelöhners bei etwa drei Schilling; Ein rheinischer Gulden entsprach 32 Schilling. Demzufolge entsprach die Strafschatzung 64 Tagelöhnen. Martin Luther zufolge hatte ein guter Bauer ein Jahreseinkommen von 40 fl, s. *Schomburg* (wie Anm. 29) S. 31.

260 Hoffman (wie Anm. 44), S. 349. Statt den Hallern zogen nicht etwa die Hohenloher selbst die Schatzung ein, sondern die Bürgermeister von Nördlingen und Schwäbisch Gmünd, was den Ärger der Grafen kaum gemindert haben dürfte. Vgl. StadtA Schwäb. Hall 4/a20 Nr. 397; Ausg. von Simon u. Jude auf Pauli Bekehrung 1525/26, Rubrik *Verschenckt*.

261 Hoffman (wie Anm. 44), S. 349.

262 Ebd., S. 339. StadtA Schwäb. Hall 4/a19 Nr. 395; Ausg. von Georgi auf Jacobi 1525, Rubrik *Eins Gemains* nennt Weckrieden, Eltershofen, Bibersfeld, Hohenberg, Reinsberg, Hopfach, Ottendorf, Steinbach, Gauchshausen, Rieden und Michelfeld.

zur Wehr setzte, stachen sie kurzerhand nieder, Seitzinger sperren sie zuerst auf der Limpurg, dann in Waldenburg in einen Turm. Nachdem er in den Stock geschlagen und anscheinend so mißhandelt wurde, daß er das Bewußtsein verlor, lieferten ihn seine Wärter mit der höhnischen Frage, *ob er da pleiben oder lieber zu seinen Hern wolt*, in einen Haller Kerker aus²⁶³. Mehrfach haben Bauern wohl auch von sich aus Aufständische an den Rat ausgeliefert; Bauern von Gailenkirchen erhielten sechs Schilling, *als sie funff Bauren sampt dem Lautenhanßen gefenglich herin bracht*²⁶⁴. Die Auslieferung des später hingerichteten Veit Lang belohnte Stättmeister Schletz mit 12 Schilling. Auch Bauern aus Sanzenbach, Heimbach, Frankenberg und Michelfeld bekamen jeweils Geld, weil sie Bauern *gefenglich reingefurt hand*²⁶⁵.

Alle Türme, das Gewölbe unter dem Salzhaus und der Ratskeller unter dem neuen Rathaus lagen voller gefangener Bauern²⁶⁶. Dies *gebare vil Unmusz Tage und Nacht, bis man ir jeden gefragt, von ainander in Gefängnus zu sondern und von ain Thurn in andern zu furen*, bemerkt der als Schreiber wohl beteiligte Hoffman²⁶⁷. Bei den Verhören wurde, wie bei Kriminalprozessen dieser Zeit üblich, in verschiedenen Abstufungen Folter angewendet. Semmelhans von Neuenstein wurde erst *ler uffgezogen und ain gute Weil hangen lassen*²⁶⁸, später *mit dem Stain hoch uffgezogen und lang hangen lassen*²⁶⁹. Veit Reinhart ließ man eine halbe Stunde ohne und eine Viertelstunde mit dem Stein an der Waage hängen²⁷⁰. Dem Michel Kling hielt der Verhörführer Heinrich Hallberger vor, der Rat wisse über seine Taten Bescheid, *wer besser er bekandte die Warhait itzo, dan solt er strenger angehalten werden*²⁷¹. Nachdem die Aussagen nicht ausreichend schienen, ließ er ihn ebenfalls aufziehen. Kling bat schließlich, *man solt ine außfürn und den Kopff abhauen, wolts vil lieber dann die Marter leiden*²⁷². Auch Laux Seubot flehte nach zweimaligem Aufziehen, *man solle im den Kopff abhauen, er wiß nichts, wolle aber sagen, des er nit wiß, damit er diser Marter abkome, bit zum Allerhöchsten umb Gnade und Barmhertzikeit*²⁷³. Leonhard Seitzinger wußte, nachdem ihn seine Peiniger zum dritten Male aufgezogen hatten, *nichts mer zu sagen, wann man ine*

263 Urfehde Leonhart Seitzinger (wie Anm. 93), fol. 40v.

264 StadtA Schwäb. Hall 4/a19 Nr. 395: Ausg. von Georgi auf Jacobi 1525, Rubrik *Eins Gemains*.

265 Z. B. in StadtA Schwäb. Hall 4/a19 Nr. 396: Ausg. von St. Jacobi auf Simon u. Juda 1525, Rubrik *Eins Gemains*; Ebd. Nr. 394: Ausg. auf Pauli Bekehrung 1525, Rubrik *Ein Gemains*; StadtA Schwäb. Hall 4/a20 Nr. 397: Ausg. von Simon u. Jude auf Pauli Bekehrung 1525/26, Rubrik *Ein Gemains*. Möglicherweise handelt es sich zum Teil auch um „normale“ Straftäter.

266 Herolt (wie Anm. 5), S. 243.

267 Hoffman (wie Anm. 44), S. 340.

268 Urfehde Semmelhans (wie Anm. 173), fol. 17v. Beim „Aufziehen“ wurden die Delinquenten an den auf den Rücken gefesselten Handgelenken hochgezogen.

269 Ebd., fol. 19v.

270 StadtA Schwäb. Hall 4/478, fol. 55v–66r: Urfehde Veit Reinhardt.

271 Urfehde Michel Kling (wie Anm. 72), fol. 34v.

272 Ebd., fol. 36v.

273 Urfehde Laux Seubot (wie Anm. 143), fol. 46r.

schon zerreiβ²⁷⁴, und Veit Lang bat, nachdem er auf Befehl von Heinrich Schult-hais und Heinrich Hallberger mit dem Stein an die Waage gehängt wurde, man soll ine nit mer dann flux zu Tode zereissen, damit er balde sterbe, dan man thue im wie man woll, wiß er doch nichts mer zu sagen. ... Er bekenn aber, das er in disem Fall wider ain erbern Rath gethon, beger Gnade und hoff, ain erber Rahte soll nur dieselben mitglich mitheilm, dann er ie nit annders dann wie gemeinlich ieder-mann gehandell²⁷⁵.

Am 23. Juni ließ der Rat den Frickenhofener Pfarrer Wolfgang Kirschenesser, den Neuensteiner Fuhrmann Semmelhans, den Haller Sichelschmied Michel Kling und Veit Lang aus Geislingen enthaupten, weil sie *wider Ordnung Gotes, romisch kay-serlich Maiestat, das hailig Reiche, den loblichen Punde in Schwaben, auch an-dere ire Hern mit der Thate unnd uffrurigen Worten vor anndern gehandelt²⁷⁶.*

Am 5. Juli folgten die Hinrichtungen von Laux Seuboth, Leonhart Seitzinger und des Fähnleinhauptmanns Michel Weidner²⁷⁷. Des weiteren hieb man Lorenz Eberlin, Veit Reinhard, Bastlin Zimmermann und dem Haffen Stefan jeweils zwei Finger ab²⁷⁸. Letzterem wurden zusätzlich Wehr und Wirtshäuser verboten. Jörg Steimer von Untermünkheim und den Schneiderhans von Heimbach brandmarkte der Henker auf Backen und Stirn; anschließend wurden sie des Landes verwiesen²⁷⁹. Später zeigten die Richter mehr Milde. Wendel Grunbach und Leonhard Rupp verboten sie Wehr und Wirtshäuser, sechzehn Mann – darunter der Pfarrer von Westheim – sind *alle zusammen an ain Büschel gepunden, mit C bezaichnet, ain zeit-lange mit dem Thurm gestraft unnd doch zu lest uff vilfältig irer Freuntschafft Für-bit, ... wider auß gelassen worden, ... und inen die Wher, Wirtsheuser unnd offen Zechen verpoten²⁸⁰*. Der Haller Bürger Leonhard Krauß wurde am 30. Oktober 1525 nur noch mit drei Tagen im Turm gestraft, Simon Weiß und Wolf Utz aus Frankenberg mußten dort vier Tage verbringen, weil sie ihre Büchsen nicht abge-gaben hatten.

Keine Gnade gewährte man allerdings dem Haller Lohgerber Lienhart Renner, der den Bauern angeblich die Tore öffnen wollte. Er wurde am 18. November enthauptet²⁸¹. Die Bestrafungen zogen sich noch bis in den Mai 1526 hin. Hans Groß von Geislingen kam mit dem Verbot von Wehr und Wirtshäusern glimpflich davon, Hans Rapold, der Braunsbacher Müller, in dessen Mühle der Aufruhr ausgebrochen war, mußte 50 fl Buße zahlen. Zwei weitere Bauern wurden zu Bußgeldern verurteilt, zwei Delinquenten, von denen einer sich über das Verbot des Zechens

274 Urfehde Leonhart Seitzinger (wie Anm. 93), fol. 43r.

275 Urfehde Veit Lang (wie Anm. 3), fol. 31v, 32v.

276 StadtA Schwäb. Hall 4/47, fol. 39v. Die Kosten von Haft, Strafvollzug und Begräbnis in StadtA Schwäb. Hall 4/a19 Nr. 395: Ausg. von Georgi auf Jacobi 1525, Rubrik *Eins Gemains*.

277 StadtA Schwäb. Hall 4/478 (Urfehdbuch 1523–1532), fol. 48v.

278 Ebd., fol. 50v, 53v, 56r, 57v. Der hierzu verwendete Meißel ist in StadtA Schwäb. Hall 4/a19 Nr. 396: Ausg. von St. Jacobi auf Simon u. Juda 1525, Rubrik *Eins Gemains* nachgewiesen.

279 StadtA Schwäb. Hall 4/478 (Urfehdbuch 1523–1532), fol. 60v, 62r.

280 Ebd., fol. 73r.

281 Urfehde Lienhart Renner (wie Anm. 69), fol. 72v.

hinweggesetzt hatte, wurden zwei Finger abgehauen. Insgesamt wurden in Schwäbisch Hall acht Todesurteile vollstreckt, acht Verstümmelungen durchgeführt, die in zwei Fällen mit Landesverweisungen verbunden wurden, 19 meist geringfügige Haftstrafen sowie drei Bußgelder verhängt und in drei Fällen lediglich Wehr und Wirtschaftshäuser verboten. Hinzu kamen Strafen für die Hauptleute auf dem Lande und andere, insbesondere einige Gelbinger, die die Haller Vorbereitungen vor dem Gottwollshäuser Gefecht den Bauern verraten haben sollen. Sie wurden *etlich umb 60, etlich 40 Gulden gestrafft*, je nach Vermögen und Verschulden²⁸².

Noch 1526 gab es auch Teilnehmer des Aufstands, die es nicht wagen durften, nach Hause zu gehen. Hans Rapolt mußte sein Bußgeld unter anderem deswegen zahlen, weil er *Schweblins Sone* aus Elzhausen, der *nit anhaims dörrffen, ... ain Suppen geben*²⁸³.

Bei der Bewertung dieser Strafen muß man sich vor Augen halten, daß es dem Rat gemäß der damals vorherrschenden Vorstellung von der Funktion der Strafen nicht um eine systematische Bestrafung aller Übeltäter ging, sondern darum, abschreckende Beispiele für andere potentielle Verbrecher zu geben²⁸⁴. So strafte er einen Teil der Aufständischen hart, begegnete aber anderen – auch „Haupttättern“ wie den Hauptleuten Haffen Stefan, Bastlin Zimmermann oder Melchior Bratzelschneider – mit Gnade. Auf diese Weise wurde demonstriert, daß man dem einsichtigen Übertreter gegenüber zur Milde bereit war. Diesen Tenor hat auch die im „Neubau“ angebrachte Inschrift, die betont, daß man die Träger der dort aufgehängten Bauernfahnen mit Milde und nicht nach ihrem Verdienst bestraft habe.

So ist auch die besondere Härte gegenüber den beiden Haller Bürgern Michel Kling und Lienhart Renner zu erklären. Verräter innerhalb der Stadt, die äußeren Feinden die Tore öffnen wollten, sah der Rat naturgemäß als besondere Bedrohung des Gemeinwesens an.

Ein wesentlicher, mildernder Einfluß von Johannes Brenz auf die Bestrafungen läßt sich nicht ausmachen. Der Rat setzte sich über seine mit großem Nachdruck vorgebrachte Forderung nach einer völligen Begnadigung der „Aufführer“²⁸⁵ ebenso hinweg, wie er es wohl mit der scharfen Kritik an den 1525 und 1526 verordneten, zusätzlichen Schatzungen der hällischen Bauern tat. Auch ein wie auch immer gearteter Druck des Schwäbischen Bundes zur Erzwingung von Hinrichtungen ist nicht erkennbar – das Beispiel Helds in Nördlingen zeigt auch, daß selbst schwerbelastete Untertanen gegen einen solchen geschützt werden konnten, wenn der Wille dazu da war.

282 Herolt (wie Anm. 5), S. 243.

283 Urfehde Hans Rapold (wie Anm. 113), fol. 89v.

284 Vgl. z. B. das Brenz-Gutachten *Das ein Obrigkeit befuegt, daß Übel und die Laster zu straffen...* in StadtA Schwäb. Hall 4/53 (Brentiana 1), fol. 290v: *Wo man straffen wol, sol nicht gesehen werden uff die Schwer des begangen Ubels, sondern man soll fleyssig acht haben, wiewil Straff und Pen gnugsam sy, nit der Sunde sonder dem Exempel, daran sich die andern stossen.*

285 Brenz, Frühschriften 1 (wie Anm. 10), S. 179.

Im viel stärker betroffenen Heilbronn fanden neun, im Heilbronner Territorium drei Hinrichtungen statt²⁸⁶. Hieran gemessen ist in Schwäbisch Hall keineswegs ungewöhnlich mild verfahren worden, es sei denn, man nimmt das drakonische Vorgehen der Bundestruppen als Maßstab. Nicht besondere Milde, schon die schlichte Überlegung, daß ruinierte oder tote Bauern keine Steuern mehr zahlen, dürfte derartige Exzessen einen Riegel vorgeschoben haben – man hätte nicht mehr die Stadt auf Kosten des Landes steuerlich entlasten können. Der Haller Rat bewegte sich mit den von ihm verhängten Strafen im Rahmen der damaligen Vorstellungen von Strafjustiz und sticht weder durch besondere Härte noch durch besondere Milde heraus.

Obwohl die Bauernschaft im Sinne der Herrschaft befriedet war, fürchtete man weiterhin Unruhen. So wurde Hans Theuber von Untermünkeheim am 17. April 1526 mit Prangerstehen und Abhauen der Finger bestraft, weil er sich nicht nur 1525 an der Plünderung der Gailenkirchener Heiligenpflege beteiligt hatte, sondern am Karfreitag 1526 in Enderlin Meurers Haus in Braunsbach gesagt haben soll, wenn es nötig wäre, wolle *er in vier Wochen ain grössern Hauffen zuzusammen bringen, dan er hievor gewest*²⁸⁷. Noch 1527 strafte der Rat den Westheimer Dorfhauptmann Simon Grönmüller mit sieben Tagen Turm, weil dieser, *alß die Bauren gediennt, die Baurn auffrürlich gemacht und gesagt hat, man solte zwei Knechte der Stadt zum Laden hinaus werffen*²⁸⁸.

Die unmittelbaren Folgen des Bauernkriegs dürften für die Haller Bauernschaft weit weniger schwerwiegend gewesen sein als in den direkter betroffenen Regionen. Abgesehen von den Zügen gegen Bühlertann und Oberrot, die ja keine hällischen Besitzungen trafen, hatte es keine nennenswerten Kampfhandlungen mit den damit einhergehenden Verwüstungen und Plünderungen gegeben; die Unterwerfung der Bauernschaft verlief ohne Blutvergießen. Auch ein am Aufstand beteiligter Bauer äußerte 1526 – vielleicht angesichts der drakonischen Strafaktionen in der Rothenburger Landheg – es sei *gut, das die von Hall die Bauren heten verjagt, dann wo es nit geschehen, were dis Lannd jetzo schon verderbt*²⁸⁹.

In einem Punkt hat Schwäbisch Hall sogar direkt vom Bauernkrieg profitiert: der Rat erreichte die Übertragung des Patronatsrechts über die Pfarrei St. Katharina vom durch den Gaildorfer Haufen ruinierten Kloster Murrhardt²⁹⁰.

Ein von reformfreundlichen Reichsständen ausgehender Versuch, auf dem Reichs-

286 Christhard Schrenk, Hubert Weckbach, Susanne Schlösser: Von Helibrunna nach Heilbronn. Eine Stadtgeschichte (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Heilbronn 36), Stuttgart 1998, S. 54–55. Der für das Weinsberger Massaker verantwortlich gemachte Jäcklein Rohrbach wurde in Böckingen lebendig verbrannt.

287 StadtA Schwäb. Hall 4/478, fol. 81r–82r: Urfehde Hans Theuber. Dem Hauptmann Hans Graff zufolge wollte Theuber dies jedoch *nit thon sonder ehe sterben*. Es handelte sich also wohl nur um Kneipengeschwätz.

288 StadtA Schwäb. Hall 4/478, fol. 101r: Urfehde Simon Grönmüller.

289 Urfehde Hans Teuber (wie Anm. 287), fol. 82v.

290 HStA Stuttgart A 508 U 44. Der Rat verzichtete dafür auf die Rückzahlung eines 400 fl.-Kredits für eine Brandschatzungszahlung des Klosters an den Gaildorfer Haufen.

tag von Speyer 1526, anhand der „Zwölf Artikel“ die Situation der Bauern zu verbessern – u.a. wurde vorgeschlagen, die Leibeigenschaft zu mildern, den Wildschaden zu bessern, die persönlichen Fronen zu beschränken, entfremdete Gemeindennutzungen zurückzugeben und die Gerichtsbußen zu reduzieren – verlief weitgehend im Sand²⁹¹. Der Reichstagsabschied kam über „einige blasse Formulierungen, die die den Obrigkeiten zu versöhnlichen Gesten rieten, nicht hinaus“²⁹². Der Schwäbische Bund empfahl seinen Mitgliedern und damit auch dem Haller Magistrat immerhin nachdrücklich, die Richtlinien des Abschieds zu befolgen²⁹³.

Als wohl bedeutendste Folge des Bauernkriegs läßt sich auch im hällischen Territorium die „Versteinerung“²⁹⁴ der Grundherrschaft feststellen, obwohl die Reichsstädte im Bereich der Verwaltung vor dem Bauernkrieg als Pioniere gelten konnten. Der Schock des Aufstands bewirkte, daß die Agrarverfassung von 1525 bis zum Ende der Reichsstadt im wesentlichen unverändert blieb. Erst mit der Revolution von 1848 kam die endgültige Beseitigung dieses Systems. Gerade die Bauern in den Hall benachbarten Standesherrschaften gaben mit ihrem an die Geschehnisse von 1525 erinnernden Aufbegehren im Revolutionsjahr den Anlaß zur endgültigen Beseitigung der feudalen Agrarverfassung im Königreich Württemberg.

291 Zum Speyerer Reichstag s. u.a. *Reiner Wohlfeil*: Der Speyerer Reichstag von 1526, in: Blätter für pfälzische Kirchengeschichte und religiöse Volkskunde 43 (1976), S. 5–20; *Günter Vogler*: Der deutsche Bauernkrieg und die Verhandlungen des Reichstags von Speyer 1526, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 22 (1975), S. 1396–1410. Die weitergehenden Reform-Ratschläge des Großen Ausschusses auf dem Speyerer Reichstag bei *Franz*, Quellen (wie Anm. 7), S. 593–598.

292 *Blickle*, Revolution (wie Anm. 6), S. 252. Text des Abschieds bei *Franz*, Quellen (wie Anm. 7), S. 598–601.

293 *Karl Klüpfel*: Urkunden zur Geschichte des Schwäbischen Bundes (1488–1533), Bd. 2 (Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart 31), Stuttgart 1853, U 300.

294 *Franz*, Bauernkrieg (wie Anm. 54), S. 296.

„Ich liebte dieses Dorf und seine Leute.“ Jüdisches Leben in Hohebach

VON GEORG LEIBERICH in Zusammenarbeit mit RAINER GROSS, KURT HÄFELE und ERNST ZELLER

I. Einleitung

Viele Jahrhunderte lang gab es in den Tälern von Kocher und Jagst ein reiches und vielfältiges jüdisches Leben. Das damit verbundene jüdisch-christliche Miteinander erlebte wechselhafte Zeiten. Die Extreme waren organisierter Judenhaß und gewalttätige, mörderische Judenverfolgungen (Pogrome) einerseits und ein gut nachbarschaftliches, freundschaftliches Miteinander auf der anderen Seite, das bis hin zu Eheschließungen reichte. Meistens aber wird man ein gut funktionierendes, wenn auch etwas distanzierendes jüdisch-christliches Miteinander im Alltag dörflichen Lebens feststellen. In Hohebach, das an der B 19 liegt, dort, wo diese auf der historischen Brücke die Jagst überquert, kann man auf über 600 Jahre solchen Miteinanders zurückblicken. Es begann vor einer ersten urkundlichen Erwähnung im Jahr 1348 und wurde 1942 durch die Nationalsozialisten beendet. Seither gibt es in unserer Gegend, wenigstens soweit dem Verfasser bekannt ist, kein jüdisches Leben mehr. Und leider gibt es gerade hier, wo zum Teil ansehnliche jüdische Gemeinden bestanden, bislang noch keineswegs überall lokalhistorische Aufarbeitungen des jüdischen Lebens bzw. Dokumentationen davon.

In der Meinung, daß es geradezu zur kommunalen historischen Hygiene gehört, die wechselhafte Geschichte der Juden inmitten unserer Dörfer und Städte aufzuarbeiten, haben sich Pfarrer und Kirchengemeinderäte der Evang. Kirchengemeinde Hohebach im vergangenen Jahr dieser Aufgabe gestellt. Entstanden ist eine 137 Seiten umfassende, durchgehend reich und farbig bebilderte Dokumentation, die diesem Beitrag zugrundeliegt¹. Der Schwerpunkt liegt auf dem 20. Jahrhundert, der sog. Zeitgeschichte. Rainer Gross, Kreisarchivar des Hohenlohekreises, hat dazu mit einem Referat über die „Juden in Hohebach“² den Grund gelegt. Der Rest der Arbeit basiert hauptsächlich auf Interviews mit Hohebacher Zeitzeugen, die im folgenden als „Hohebacher Erinnerungen“ ausgewiesen werden, sowie auf einer Auswertung jener Spuren jüdischen Lebens, die man in Hohebach

1 Die Dokumentation mit demselben Titel wie dieser Beitrag ist über das Evang. Pfarramt 74677 Hohebach, Kirchplatz 3, Tel. 07 937-99 00 44, Fax 07 937-99 00 45 für 30,- DM zu beziehen.

2 Rainer Gross: „Juden in Hohebach“, Vortrag gehalten am 19. 10. 1997 anlässlich eines ‚Studientags Judentum‘ im evang. Gemeindehaus in Hohebach.

noch sieht. Archivarbeit kam hinzu. Das eigentlich Besondere an dieser Dokumentation jedoch sind Briefe, die Hohebacher Juden, die sich in der NS-Zeit nach Amerika retten konnten, nach dem Krieg an die alten Nachbarn ihres Heimatdorfes geschrieben haben. Sie finden sich am Ende dieses Beitrags.

Als die Dokumentation am 14. November 1998 anlässlich der 60. Wiederkehr des Tages der Reichspogromnacht der Öffentlichkeit vorgestellt wurde, war der Streit zwischen Martin Walser und Ignatz Bubis über einen angemessenen Umgang mit der deutschen Geschichte zwischen 1933 und 1945 gerade in aller Munde. An diese Diskussion anknüpfend soll hier darauf hingewiesen werden, daß sich die vorliegende Arbeit als Beitrag zu einer „Kultur des Erinnerns“ (Bubis) versteht. Sie soll neben einem normalen heimatkundlichen Interesse zum einen eine Würdigung unserer ehemaligen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger sein, die (zum Beispiel im Ersten Weltkrieg oder auch im Handel und Wandel) wesentlichen Anteil am Gelingen und Wohlstand in Deutschland im allgemeinen und in Hohebach im besonderen hatten. Sie soll zum anderen eine Mahnung sein an alle Leser, daß in unserer Mitte nie wieder ein Mensch oder ein ganzes Volk um eines anderen Glaubens, um einer anderen Hautfarbe, Herkunft, Weltanschauung willen geschmäht, verfolgt oder gar an Leib und Leben zu Schaden gebracht wird. „Wer sich des Vergangenen nicht erinnert, ist dazu verdammt, es noch einmal zu erleben“ lautet ein warnender Satz in diesem Zusammenhang. Ein anderer Satz, der von Martin Buber stammt, weist dagegen den verheißungsvollen Weg: „Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung.“ Zuletzt soll die vorliegende Arbeit eine Würdigung der ungeheuren Lebenskraft sein, die der jüdische Glaube den Juden gab und gibt. Wieviel Leid und Unheil, wieviel Schmähungen und Verfolgungen mußte das Gottesvolk überstehen – und wieviel Schweres haben jüdische Menschen bis heute überstanden! Umso mehr möchten wir dankbar die Zeichen der freundschaftlichen Verbundenheit hervorheben, die ehemalige Hohebacher Juden ihren früheren Mitbürgern nach dem Krieg und dem Verfasser anlässlich der Vorarbeiten zu dieser Dokumentation zukommen ließen.

II. Jüdisches Leben in Hohebach in sechs Jahrhunderten

In Hohebach waren schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts n. Chr. Juden ansässig, die Opfer der Judenverfolgung von 1348 wurden. Versuche einer Neuansiedlung scheiterten vermutlich. In der Grafschaft Hohenlohe legte der Gesamthausvertrag von 1511 die Ausschließung der Juden fest. Wie bekannt, fand eine Neuansiedlung im 17. Jahrhundert statt.

Im 30jährigen Krieg übertrug der Kaiser 1637 den Besitz des Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe-Weikersheim dem Deutschen Orden. Dieser nahm im gleichen Jahr mit Zustimmung der Bürgerschaft von Hohebach jüdische Familien auf. Nach der Rückgabe des entzogenen hohenlohischen Besitzes 1649 behielten die Erben des Grafen Georg Friedrich die Juden in der Gemeinde. Um 1670 waren dies die

Familien der Juden Jacob und Moises, beide wohnten in eigenen Häusern in Hohebach. Weiterhin lebten im Dorf noch vier Juden: der Jude Salomon wohnte bei Georg Beyer, Manasse (Mannele) bei Hans Zimmermann, Bender bei Georg Lutz und Anschele bei seinem Vater Moises. 1666 erhielt der Jude Jacob in einem „Schutzbrief“ das Recht, sich in Hohebach zunächst für 3 Jahre niederzulassen und *Handel undt Wandel mit geldt undt geltswerth* sowie mit Vieh, Früchten, Wein und allerlei Waren zu treiben. Dabei sollte er seine christlichen Mitbürger und die Herrschaft nicht durch Wucherzinsen oder Sonn- und Feiertagsarbeit provozieren und auch sonst sein Verhalten den allgemeinen Gepflogenheiten anpassen, damit sich niemand *füglich über Ihme beschwehren* könne.

Der Schutz der jeweiligen Herrschaft schützte aber zunächst nur wenig vor der Willkür der Nachbarherrschaft, so daß die Juden in ihrer Handelstätigkeit weitgehend der Willkür der jeweiligen Herrschaften unterworfen waren. So wurde 1718 dem Hohebacher Schutzjuden Schmul in Dörzbach eine Kuh weggenommen, er selbst verhaftet und einige Tage in einen Schweinestall gesperrt. Die Beschuldigung war, er habe eine falsche Dublone, also Falschgeld, gebraucht (Dublone = spanisches Zahlungsmittel). Nach Intervention der Herrschaft Hohenlohe, deren Schutzjude Schmul war, wurde dieser, weil man ihm nichts nachweisen konnte, wieder freigelassen. Doch die demütigenden Tage im Schweinestall wird er nicht so schnell vergessen haben.

1806 fiel Hohebach an Württemberg, ein Territorium, aus dem Juden seit 1498 grundsätzlich ausgeschlossen wurden. Die territorialen Neuerwerbungen nach 1803 stellten den König vor das Problem, für die nunmehr vorhandene Judenschaft von fast 7000 Personen, bestehend aus Gruppen mit sehr unterschiedlichen Rechtsverhältnissen, eine einheitliche Lösung zu finden. Die von seiner Regierung vorgeschlagenen Regelungen waren König Friedrich nicht tolerant genug. Daraufhin suchte er, durch Einzelverordnungen die Stellung seiner neuen Untertanen israelitischen Glaubens zu verbessern. 1807 erlaubte er ihnen den Grunderwerb, 1808 hob er die noch vorhandenen Leibzölle auf und gestattete den Juden 1809 die Ausübung von Gewerben und den Eintritt in die Zünfte. 1812 wurden das Schutzgeld und die Aufnahmegebühr neu geregelt. Die restlichen Gebühren wie Neujahrgeld oder Schächtgeld entfielen.

Erst das „Gesetz in Betreff der örtlichen Verhältnisse der israelitischen Glaubensgenossen“ vom 25. 4. 1828 machte aus den Schutzjuden fast gleichberechtigte Untertanen des Königreiches. Sie erhielten gleiche Rechte und Pflichten wie die übrigen Untertanen (Art.1). Jeder Jude mußte einer politischen Gemeinde als Bürger oder Beisitzer angehören und einen Familiennamen annehmen.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stieg die Zahl der jüdischen Einwohner in unserem Raum und fiel in der zweiten Hälfte. In Hohebach wohnten 1811: 15 Familien; 1837: 134 Personen; 1840: 147; 1858: 168; 1900: 101 und 1933: 42 jüdische Einwohner.

Seit 1817 hatten die Hohebacher Juden eine eigene israelitische Gemeinde. Bis zu diesem Jahr hatten sie zur Muttergemeinde in Ailringen gehört. Ende des 19. Jahr-

hunderts kamen die wenigen Juden der einst blühenden jüdischen Gemeinde Dörzbach hinzu. Die jüdische Gemeinde Hohebach, die ab 1832 dem Rabbinat Berlichingen, nach dessen Auflösung 1852 dem Rabbinat Weikersheim und ab 1914 dem Rabbinat Mergentheim unterstand, wurde 1939 aufgelöst.

Mitte des 19. Jahrhunderts galten in Hohebach vier jüdische Familien als sehr wohlhabend. Neunzehn Familien besaßen ein mittelmäßiges bis geringes Vermögen und sechs Familien waren arm, zwei sehr arm, die sich mehr schlecht als recht mit Hausierhandel und Lumpensammeln ernährten. Um 1900 gab es zwei Spezeiwarenhandlungen, drei Manufakturwarenhandlungen, zwei Landesproduktengeschäfte, eine Weiß-, Woll- und Kurzwarenhandlung und eine Gastwirtschaft sowie eine Bank (M. Furchheimer) in jüdischem Besitz. Die Vermögensverhältnisse der Hohebacher Juden waren zu dieser Zeit im Durchschnitt viel günstiger als die ihrer christlichen Mitbürger.

Mit der NS-Machtergreifung begann in Deutschland die Zerstörung des jüdischen Lebens. Die zentral gelenkte Judenhetze erstickte (fast) jede Stimme der Vernunft. In Hohebach machte sich diese Politik de facto seit 1936 bemerkbar. Nach einem Schreiben des Württ. Oberamts Künzelsau vom 4. 1. 1936 an das Bürgermeisteramt Hohebach durfte die *45 Jahre alte Ehefrau des fr. Amtsdieners Fritz Baudermann im Haushalt des Kahn nach den Vorschriften des Blutschutzgesetzes* nicht mehr arbeiten. Allen jüdischen Händlern aus Hohebach wurde die Zulassung aberkannt, sie wurden in die Arbeitslosigkeit gedrängt. Sie mußten teils von ihren Reserven leben, teils mußte die freie jüdische Wohlfahrtspflege für sie aufkommen, weil die staatliche Wohlfahrtspflege per Erlaß für Juden fortan nichts mehr tun durfte. Wer als Jude seine Liegenschaften verkaufte, mußte mit einem Verkaufserlös von ca. 15 %–25 % des Brandversicherungsanschlages zufrieden sein. Viele anderen Repressalien kamen hinzu.

Doch alle Verfügungen, Gesetze und Propagandamaßnahmen hätten nicht greifen können, wenn es keine Personen gegeben hätte, die das Gedankengut der NSDAP vertreten, verbreitet und in die Tat umgesetzt hätten. Die Partei sorgte deshalb dafür, daß es in jedem Ort genügend Parteifunktionäre als Multiplikatoren gab. Vereine und Gruppen wurden „gleichgeschaltet“ und zu Parteiorganisationen umfunktionierte. In Hohebach selbst gab es folgende Leiter von NS-Organisationen: Den Ortsgruppenleiter, den SA-Führer, den Ortsbauernführer, den Hitlerjugendführer und den Jungvolkleiter, die Führerin des Bundes Deutscher Mädchen und der Jungmädels, die Frauenschaftsführerin, den Kassierer der Deutschen Arbeitsfront und einen Verantwortlichen der NS-Volkswohlfahrt. Dieser war in Hohebach Pfarrer Dieter Narr, der zudem noch die Organisation der Auslandsdeutschen vertrat. Er, der von seiner Grundeinstellung her äußerst sozial gesonnen war, der jedem durchreisenden Handwerksburschen 50 Pfennig gab (das war nicht wenig) und einmal sogar seinen Sonntagsanzug herschenkte, war Nationalsozialist aus Überzeugung. Dies ließ er auch in Verkündigung und Unterricht einfließen. Narr wechselte im Frühjahr 1937 vom Gemeindepfarramt auf einen Parteiposten in Berlin über. Auch die Hohebacher Lehrer waren dem Gedankengut des Nationalsozialismus gegenüber offen.

Und auch der erste Höhepunkt der Judenverfolgung, die Reichspogromnacht, hinterließ in Hohebach ihre Spuren. Am 10.[!] November 1938 demolierte ein SA-Trupp die gesamte Inneneinrichtung der Synagoge und vernichtete alle wertvollen Kultgegenstände. Diese Ereignisse öffneten auch den letzten jüdischen Bürgern von Hohebach die Augen über den Ernst der Lage. Die Pogromnacht beschleunigte die im Sommer 1938 begonnene Auswanderung. Von 42 im Jahre 1932 in Hohebach wohnhaften Juden konnten sich durch Emigration 25 retten. Fünf starben bis 1940 eines natürlichen Todes. Vier Personen wechselten ihren Wohnsitz innerhalb Deutschlands.

Trotz aller Repressalien, die die jüdischen Mitbürger hinnehmen mußten, ist in der Zeit des Dritten Reiches zumindest körperlich kein Jude in Hohebach selbst zu Schaden gekommen. Auch Übergriffe bzw. Zerstörungen von Eigentum gab es nicht – mit Ausnahme derer in der Reichspogromnacht.

Die nach 1941 noch in Hohebach befindlichen Juden wußten um ihr Schicksal der bevorstehenden „Umsiedlung“. Sie waren einige Zeit vorher schriftlich davon in Kenntnis gesetzt worden und infolgedessen Wochen und Monate vor dem Abtransporttermin bereits in Angst und Sorge. Nach den Erinnerungen von Zeitzeugen kamen sie zu Bürgermeister Renner und fragten, was denn werde und was man mitnehmen müsse. Eines Nachts vor ihrem Abtransport kam die Frau von Gustav Furchheimer, Hanna Furchheimer, nochmals zu Bürgermeister Renner. Sie warf sich vor ihm auf die Knie und fragte, warum sie denn fortmüßten und er solle sie doch dalassen, sie täten doch keinem was. „Die“ würden sie sicher umbringen. Renner sei wie immer auf seinem Sessel gesessen. Er versuchte, die Sorgen als unbegründet zu zerstreuen und hätte dann, wie es seine Art war, gesagt: „Ihr liebe herzige Leut, ich kann euch doch net helfen!“ Da fiel, mitten in dieser extremen Situation, das Augenmerk von Hanna Furchheimer auf das Kleinkind von Renners, das ebenfalls im Zimmer anwesend war. „Nuch“, sagte sie plötzlich mit mütterlichem Blick, „die Kleine verliert man jetzt auch nicht mehr mit dem Badewasser“. Beim Packen schenken die Juden dann das, was sie nicht mitnehmen konnten, Lebensmittel und anderes, ihren Hohebacher Mitbürgern.

Am 28. 11. 1941, am 24. 4. 1942 und am 20. 8. 1942 wurden folgende jüdische Menschen aus Hohebach abtransportiert: Bernhard Kahn (geb. 28. 6. 1881), Lina Kahn geb. Gottlieb (geb. 9. 5. 1887), Hannchen Gutmann (geb. 19. 11. 1893), Heimann Marx (geb. 21. 1. 1881), Julie Marx (geb. 9. 6. 1884), Gustav Furchheimer (geb. 16. 8. 1867), Hanna Furchheimer (geb. 25. 11. 1880) und Jette Strauss (geb. 8. 7. 1879). Keiner von ihnen überlebte.

Die Namen der 25 jüdischen Mitbürger, die sich ins Ausland retten konnten, lauten:

Irma Adler geb. Stern zusammen mit ihrer Schwester Bella Strauß geb. Stern nach USA am 9. 12. 1937

Rosa Adler nach USA am ? 1937; ihre Eltern David und Gitta Adler nach USA am 6. 5. 1938

Ilse Furchheimer nach USA am 16. 2. 1938

Herald Furchheimer nach USA am 3. 4. 1938; seine Mutter Bertha und sein Bruder Julius nach USA am 19. 4. 1941; (Max Furchheimer rettete sich von Ludwigshafen aus)

Alfred Kahn nach USA am 27. 1. 1937 und Hermann Kahn nach USA am 4. 7. 1938
Selma Marx nach England am 4. 4. 1939. Ihre Schwester Betty nach USA (Datum unbekannt; sie war verheiratet mit David Weinstein aus Stuttgart)

Sally Rosenthal nach USA 1937

Eugen und Sofie Stern nach USA am 12. 10. 1938

Julius Stern nach USA am 20. 3. 1934; seine Brüder Leo und Max am 20. 3. 1938 ebenfalls nach USA; Mutter Sofie Stern am 13. 3. 1939 nach USA

Ludwig Stern mit seiner Frau Sofie, Mutter Rickchen und Tochter Margot nach USA am 10. 6. 1938

Auch von einigen anderen Juden, deren (Familien-) Wurzeln in Hohebach liegen, wissen wir, daß sie den Krieg überlebten.

III. Die Einrichtungen der Israelitischen Kirchengemeinde Hohebach

III.1. Die Synagoge

Die Synagoge ist das Gebetshaus der Juden zur Feier des Gottesdienstes. Ihr geschichtlicher Ursprung liegt in der Zerstörung des ersten Jerusalemer Tempels 586 v. Chr. und der Deportation vieler Israeliten nach Babylon. Die jüdischen Menschen in der Diaspora hatten keinen Tempel mehr und begannen, dezentral in Gebetshäusern zusammenzukommen. Doch jedes Gebetshaus (Synagoge) wurde in Richtung Jerusalem gebaut. Das aus dem Griechischen stammende Wort Synagoge bedeutet soviel wie „Versammlung“ oder auch „Versammlungsort“. Ein Gottesdienst kann nach jüdischem Gesetz nur gehalten werden, wenn wenigstens 10 religionsmündige (mindestens 13 Jahre alte) männliche Juden beisammen sind (Minjan).

Im Erdgeschoß der Hohebacher Synagoge befand sich der Männerraum (= Bet-saal). Der Raum war hoch und hatte drei hohe rundbogige Fenster. An der Ostwand in der Mitte war der Toraschrein mit Vorhängen, in dem sich 8 handbeschriebene Torarollen aus Pergament befanden. In einem weiteren Schrank wurden 8 Widderhörner sowie Toramäntel und Gebetsbücher aufbewahrt. Im Zentrum des Raums stand das Podium (Almemor), von wo aus die Lesung der Tora erfolgte. Das Podium war auf drei Seiten von 38 m Gestühl und 8 m Kindergestühl umgeben. An der Decke hingen vier Kronleuchter (Zeitzeugen erinnern sich im 20. Jh. nur an einen) und an der Westwand stand eine Uhr mit Schlagwerk. Auf der Empore im ersten Stock gab es eine Brüstung, wertvolle Vorhänge und 24 m Bänke für die Frauen.

Im Jahre 1938 wurde die Hohebacher Synagoge am 10. November, einen Tag nach der Reichspogromnacht am 9. 11. 1938 durch Dörzbacher und Hohebacher Partei-

anhänger demoliert. Die Familie Emanuel „Mändle“ Stern, deren Kinder mit dem Auto aus Wertheim gekommen waren, um nachzusehen, wie die Eltern in Hohebach die Nacht vom 9. November überstanden hätten, konnten von ihrem Fenster aus alles beobachten. Die Straße vor der Synagoge war abgesperrt. Vom Niederbrennen der Synagoge sah man nur deshalb ab, weil der damalige Rößleswirt, der auch Ortsbauernführer war, um den Bestand des eigenen Eigentums fürchten mußte, welches mit Sicherheit wie andere angrenzende Gebäude auch Feuer gefangen hätte.

„Alles wurde zusammengeschlagen, und die schönen Sachen, der Kronleuchter, die Perserteppiche, die Torarolle ... sind auf dem Wasen, wo heute der Sportplatz ist, verbrannt worden. Sie hätten die Synagoge auch noch angezündet, aber der Rößleswirt hat Krach gemacht, weil sonst sein Anwesen auch in Flammen aufgegangen wäre. Sou junge Kerl hebbe solche Sache gmacht [...] aa Hohbächer san dabeigwee“ (Hohebacher Erinnerungen³).

„Morgens sind wir in d' Judenschul und haben geschaut. Die Fenster und Bänke waren zerschlagen, der schöne Kronleuchter lag zusammengeschlagen unten. Teppiche und Vorhänge und Bücher hatten sie auf den Wasen geschleift und am Jagstufener ufer verbrannt. Wir Schulkinder der Oberklasse gingen mit dem Lehrer hinunter, um uns das anzuschauen. Die dicken Bücher waren nicht ganz verbrannt und nur stark angekohlt. Meine Mutter aber hat gejammert und gesagt: ‚Wer an die Gotteshäuser geht, bringt kein Glück‘“ (Hohebacher Erinnerungen).

Jüdische Geschäfte und Privathaushalte kamen in jener Nacht in Hohebach nicht zu Schaden. Bei der Familie Mändle Stern hat der Trupp der Zerstörer an die Tür gebockelt und verschaffte sich Einlaß. Doch hörte eine Zeitzeugin bald darauf jemand sagen: „Das ist doch ein Mädle!“ (im Sinne von: Das ist doch ein Kind!). Dann entfernten die Männer sich wieder.

Mit Kaufvertrag vom 25. März 1943 ging die Synagoge zusammen mit dem jüdischen Friedhof schließlich in den Besitz der Gemeinde Hohebach über. Nach dem Krieg wurde sie zu einem Wohnhaus umgebaut und diente heimatvertriebenen Mitbürgern als Unterkunft.

III. 2. Der Friedhof

„Bis 1741 wurden die Hohebacher Juden auf dem Friedhof zu Unterbalbach und danach in Weikersheim beerdigt. [...] Ein jüdischer Friedhof, auf dem die Juden von Hohebach, Ailringen, Hollenbach, Mulfingen und Altkrautheim ihre letzte Ruhestätte fanden, wurde 1852 angelegt.“

3 Georg Schmidt: 100 Jahre Leben in Hohebach. Erzählte Erinnerungen von der Kaiserzeit bis zum Ende des 2. Weltkriegs, hrsg. von Georg Leiberich, Hohebach 1997 (im Pfarramt erhältlich), S. 10.

4 Rainer Gross: Juden in Hohebach: Von der Ansiedlung bis zum Ende der jüdischen Gemeinde. Vortrag gehalten beim Studientag Judentum am 19. 10. 1997 in Hohebach, S. 11.

Da man im Judentum wie im Christentum davon ausgeht, daß Verstorbene – in welcher Existenzform auch immer – auf die Auferstehung von den Toten warten, nennt man den jüdischen Friedhof „beth olam“ (Haus der Ewigkeit). Die Gräber, in denen jeweils nur eine Ganzkörperbestattung vorgenommen werden darf, weisen alle in Richtung Jerusalem. Wenn dort am jüngsten Tag der Messias kommt und die Totengebeine auferweckt (Ezechiel 37), müssen diese bereit sein. Der Friedhof muß deshalb auf Dauer von der jeweiligen jüdischen Gemeinde erworben werden. „Vor der ersten Beisetzung wird der Friedhof feierlich eingeweiht. Das Gelände soll umzäunt sein ([...] Hecke, Zaun oder Mauer)“⁵. Der Friedhof befindet sich außerhalb des Wohnortes und in bestimmtem Abstand zu diesem (mindestens 50 Ellen nach talmudischer Vorschrift; eine Elle maß früher zwischen 55 und 85 cm). Die Gräber werden nicht geschmückt oder besonders gepflegt; beim Besuch der Gräber wird an dem jeweiligen Grab ein Steinchen auf den Grabstein gelegt. Am „Shabbat wird der Friedhof nicht besucht, da dieser Tag kein Tag der Trauer ist“⁶.

Der jüdische Friedhof Hohebach weist mit seinen 300 Gräbern alle typischen Merkmale eines normalen jüdischen Friedhofes auf.

Auf dem Hohebacher Friedhof zählen wir heute 300 Gräber. „Die letzte Bestattung [...] fand im Januar 1940 statt, es war die in Dörzbach verstorbene Julie Stern“⁷. In den letzten Kriegsjahren wurde seitens der NSDAP daran gedacht, die jüdischen Friedhöfe dem Erdboden gleichzumachen (was an manchen Orten auch geschehen ist). Dem Hohebacher Friedhof blieb dieses Schicksal erspart. Kein Hohebacher kam auf die Idee, ihn anzurühren.

„Wenn eine Beerdigung war, standen die Frauen über der Brücke drüben und haben gebetet und Gras ausgerupft und geworfen. Wir Kinder sind manchmal an der Mauer gestanden und haben zugeschaut. Angehörige bestimmter Stämme [Levi und Priester] waren etwas Besonderes, da durften die Angehörigen gar nicht in den Friedhof hinein, sie standen dann außerhalb an der Friedhofsmauer. Die Gebete am Grab waren Hebräisch, die Grabrede Deutsch. Die Juden selbst durften ihre eigenen Gräber gar nicht richten, es wurden auch keine Blumen auf die Gräber getan, die Juden legten Steine drauf. Wenn Judenfrauen bei Geburt eines Kindes starben, beerdigte man sie an einer Seite separat. Die Christen aber durften Judengräber richten, und so hat zum Beispiel eine Familie die Gräber der Baers gerichtet. Wenn fremde Leute kamen und nicht wußten, daß dies ein Judenfriedhof war, haben sie ab und zu gesagt: ‚Hebbe die Hoh‘bacher an wüste Friedhof‘“ (Hohebacher Erinnerungen)⁸.

Auf den Grabsteinen jüdischer Friedhöfe finden sich seit dem 17. Jahrhundert eine Reihe von in Stein gehauenen Zeichen und Symbolen – meistens in den Giebelfel-

5 Joachim Hahn: *Erinnerungen und Zeugnisse jüdischer Geschichte in Baden-Württemberg*, Stuttgart 1988, S. 57.

6 Hahn (wie Anm. 5), S. 58.

7 Gross (wie Anm. 4), S. 11.

8 Schmidt (wie Anm. 3), S. 10.

dern der Grabsteine. Die vier zentralsten Symbole kann man auf jedem jüdischen Friedhof wiederfinden. Sie haben ganz bestimmte Bedeutungen und weisen auf Aufgaben in Synagoge und Gemeinde, die der Verstorbene hatte. Es sind: die segnenden Hände; der Krug (evtl. mit einer Schale); das Schofarhorn und das Beschneidungsmesser (evtl. mit zwei Bechern).

„Die segnenden Hände weisen darauf hin, daß der hier Bestattete Nachkomme eines Priesters (hebr. Kohen) ist. Ein Kohen erteilt – bis heute – den Segen [...]. Seit der Zerstörung des Tempels hat er bis zur Gegenwart seinen Platz im Synagogengottesdienst, insbesondere an den Feiertagen. Den Kohanim ist vorgeschrieben, wie im Jerusalemer Tempel ihre Schuhe abzulegen, die Hände zu waschen, die Finger zu spreizen und sich zum Segnen der Gemeinde gegenüber aufzustellen. Dieses Ausbreiten der Finger wird als charakteristisches Symbol auf den Grabsteinen der Kohanim dargestellt⁹.“

„Der Krug (einfacher Krug oder Kanne mit Deckel und Henkel sowie evtl. Teller) als Zeichen der rituellen Reinheit weist den hier Bestatteten als aus dem Stamm Levi stammend aus [...]. Die Leviten dienten in biblischer Zeit im Tempel Jerusalems. Auch heute noch werden sie in den Synagogen zu besonderen Aufgaben der Reinigung herangezogen: Bevor die Kohanim den Segen erteilen, werden ihnen von den Leviten die Hände gewaschen. Dazu dienen eine Wasserkanne und eine flache Schüssel¹⁰.“

„Ein Widderhorn (hebr. Schofar) zeigt an, daß der hier Bestattete an den hohen Festtagen [Neujahrsfest = Rosch haschana und Versöhnungstag = Jom Kippur] in der Synagoge den Schofar geblasen hat. Dies war eine schwierige Aufgabe, zugleich aber eine hohe Auszeichnung [...]¹¹.“

Das vierte Symbol, das Messer, allein oder in Verbindung mit zwei Bechern, besagt, daß hier ein „Beschneider“ begraben liegt. Die Beschneidung bei männlichen Juden entspricht in ihrer Bedeutung der Taufe bei den Christen und zeigt die Aufnahme des Säuglings in den Gottesbund an. Ein jüdischer Knabe wird in der Regel am achten Tage nach seiner Geburt beschnitten.

IV. Aus dem täglichen Leben der Hohebacher Juden

IV.1. Die Mesusa

Am Türpfosten eines jeden von Juden bewohnten Hauses befindet sich ein kleines Kästchen, ein Gehäuse bzw. eine kleine Kapsel. Man nennt dies eine Mesusa. Da ihre Anbringung im Türpfosten eine Vertiefung hinterläßt, kann man diese dort z. T. bis heute erkennen, so auch an einigen Hohebacher Häusern. Das hebräische

⁹ Hahn (wie Anm. 5), S. 72.

¹⁰ Ebd., S. 73.

¹¹ Ebd., S. 73.

Wort Mesusa bedeutet nichts anderes als Türpfosten. Aber im vorliegenden Fall wurde der Name auf das Symbol übertragen und beschreibt das Kästchen oder die Kapsel, die am Türpfosten angebracht werden muß.

Der Sinn dieses Zeichens führt ins Alte Testament. Dort heißt es im 5. Buch Mose in Kapitel 6,4–9: „Höre, Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr allein. Und du sollst den Herrn, deinen Gott, liebhaben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit aller deiner Kraft. Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen und sollst sie deinen Kindern einschärfen und davon reden, wenn du in deinem Hause sitzt oder unterwegs bist, wenn du dich niederlegst oder aufstehst. Und du sollst sie binden zum Zeichen auf deine Hand, und sie sollen dir ein Merkzeichen zwischen deinen Augen sein, und du sollst sie schreiben auf die Pfosten deines Hauses und an die Tore.“ Entsprechend dieser letztgenannten Vorschrift wurde der ganze Bibelabschnitt in hebräisch auf Pergament geschrieben. Der beschriebene Pergamentstreifen wird aufgerollt oder zusammengefaltet. So wird er in ein Gehäuse oder eine Kapsel gelegt. Gehäuse oder Kapsel weisen im allgemeinen eine Öffnung auf. Durch diese Öffnung ist die Rückseite des Pergaments sichtbar; auf ihr steht das Wort Schaddai, d. h. Allmächtiger. Der Streifen wird so in die Kapsel gelegt, daß man dieses Wort durch die Öffnung sehen kann. Die Kapsel mit dem Pergamentstreifen – die Mesusa – wird mit Nägeln am Türpfosten befestigt. Sie muß so angebracht sein, daß man sie beim Betreten und Verlassen des Hauses bemerkt, das heißt am rechten Türpfosten; allerdings nicht an der Außenseite, sondern an der Innenseite des Pfostens und zwar in Augenhöhe. Hier wird die Mesusa schräg nach innen zur Tür hin angeschlagen.¹²

IV.2. Jiddisch

Hebräische und jiddische Wörter wurden nicht nur von den Juden selbst, sondern – meist unbewußt – auch von der Hohebacher Bevölkerung verwandt und in hohelohischen Dialekt umgesetzt:

baldowern	auskundschaften
Berches	mit Mohn bestreuter Weißbrotkopf mit einem aufgelegten geflochtenen Zöpfchen
blejde gehen	Flucht
bschumla	betrügen
douse, douschä	ein Schläfchen machen
ducke	nachgeben, sich beugen, bücken
fechten	betteln
Ganove	Dieb, Tagedieb, kleiner Verbrecher
Graffl	altes Zeug
Haja gehen	zu Bett gehen
Kaff	unbedeutendes Dorf

12 Siehe auch: S. Ph. de Vries: Jüdische Riten und Symbole, Reinbek 1990, S. 54–56.

kotzn	ekeln
louse	hören, horchen
machulle giana	abhanden kommen
maroudi	krank, schlecht
maschugger	unsinnig, verrückt
muffeln	faulig riechen
pleita	zahlungsunfähig
Pratze	große Hände
Ranze	Bauch
Reibach	Gewinn, Vorteil
Sares	Rausch
Schabbesdeckel	alter Hut
schachern	handeln
Schlamassel	Unglück, auch im Sinne von Durcheinander
Schlawiener	Schlitzohr
schlitzen	ausreißen
schmoren	in der Hitze aushalten
Schmuu	unerlaubter Gewinn, läßlicher Betrug
schnorre	betteln
schoufl	schlecht, gemein
schuffen	hart arbeiten
Stupfer	Schneider
uzen	foppen, necken
verkimmeln	verkaufen
verkoule	belügen
zammradle	fest zusammenbinden
Zunke, Zinke	Nase

IV. 3. Der Shabbat

Der vielleicht wichtigste, weil wöchentlich wiederkehrende Feiertag ist der Shabbat. Von ihm hat auch die christliche Bevölkerung am meisten mitbekommen. Am Shabbat ruhte alles jüdische Geschäftsleben. Man ging in die Synagoge; in Hohebach erinnert man sich allerdings daran, daß vorwiegend die Männer gingen. Bis heute halten sich die frommen Juden an das Shabbatgebote. Sie öffnen z. B. keinen Brief, rauchen nicht, machen keine Geschäfte, bezahlen nichts und machen kein Feuer.

Der Shabbat beginnt am Freitagabend, sobald man den ersten Stern am Himmel sieht. „Die Männer kehrten vor Einbruch der Dunkelheit von ihren Touren zurück, die Geschäftsleute schlossen ihre Läden. Die Frauen putzten das Haus [...] und

bereiteten das Essen vor.“¹³ Gebacken wurde meist Berches. „Es war ein Hefezopf bzw. Kipf, in dessen Teig man auch Kartoffelmasse gab, und auf den obendrauf nochmals ein kleiner Zopf geflochten wurde. Er wurde mit Mohn bestreut.“ (Hohebacher Erinnerungen). Gebacken wurde der Berches entweder daheim oder beim Bäcker. War der Bäcker ein Christ (wenn es keinen jüdischen Bäcker gab), so durfte er zu den jüdischen Backwaren nichts anderes in den Ofen schieben. So ist der Shabbat, der am Samstag mit einbrechender Nacht endet, ein Tag für Gott und Mensch. Er ist ein Tag der Ruhe, der Familie und des Gesprächs. Eggert Hornig weist darauf hin, daß der Shabbat auch eine soziale Dimension hat: Am Shabbat tut keiner etwas. Der Ärmste kann wie der Reichste Gottesdienst feiern, so gut wie möglich essen, durch die Straßen flanieren und sich so recht als König fühlen. Am Shabbat sind alle gleich.

V. Jüdischer Handel und Wandel in Hohebach

„Wenn Hohebach im 19. Jahrhundert wirtschaftlich eine Bedeutung erlangte, die es über die Dörfer seiner Größe hinaushob, so verdankt es dies zu einem guten Teil seinen rührigen jüdischen Bürgern. Noch um 1900, als die Zahl der Juden bereits erheblich zurückgegangen war, befanden sich hier eine Wirtschaft, zwei Spezereiwaren-, drei Manufakturwarenhandlungen, zwei Landesproduktengeschäfte, eine Weiß-, Woll- und Kurzwarenhandlung sowie eine Bank in jüdischem Besitz. 1883 betätigten sich 17 Juden im Viehhandel, 1903 noch 7. Die Firma Kahn und Rosenthal machte sich durch die Einführung ungarischer Pferde weithin bekannt“¹⁴.

Während der jüdische Händler fast dauernd unterwegs war, führte die Frau den Haushalt. Die Ehen waren nicht selten Wirtschaftsgemeinschaften. Wichtig war, daß die Frau eine ausreichende Aussteuer und möglichst Bargeld in die Ehe einbrachte, um die wirtschaftliche Basis zu stärken.

„Die stattlichsten Häuser gehörten den Juden. Selbst dem Fremden wurde im Vorbeigehen klar, in welchen Häusern Juden lebten. Alle Eingangstüren hatten stattliche Eingangsportale“ (Hohebacher Erinnerungen).

V.1. Moritz Furchheimers Stoffhandlung

„In Furchheimers Laden (Weldingsfelder Str. 6) wurden vor allem Stoffe verkauft. Der Laden ging auch noch in der Zeit des Dritten Reiches gut. Meine Mutter hat 1937 den Stoff für mein Konfirmandenkleid bei den Furchheimers gekauft. Als eine Verwandte den Stoff sah, ist sie auch gleich hingegangen. Im Laden wurde aber auch Geld verliehen, und Bertha Furchheimer führte noch eine Ecke mit Spezereien und Lebensmitteln, Kaffee, Salz, Zucker, Zichorie, Streichhölzern u.s.f. Es

13 *Utz Jeggle*: Judendörfer in Württemberg, Tübingen 1969, S. 257.

14 *Paul Sauer*: Die jüdischen Gemeinden in Württemberg und Hohenzollern, Stuttgart 1966, S. 108.

‚schmeckte‘ dort immer gut nach Kaffee, den sie selber geröstet haben. Kinder bekamen hier auch einmal ein Stückchen Kandiszucker. Das meiste an Ware wurde nach auswärts verkauft, von dort kamen auch Leute ins Hohebacher Geschäft. Man betrat den Laden, indem man zunächst über eine Treppe zur Haustür hinaufging und dann am Anfang des Hausflurs links durch eine weitere Tür ein weiteres Treppchen hinunter in den Verkaufsraum ging. Der schöne Kassenschrank der Furchheimers steht bis heute im Rathaus.

Die Familie Furchheimer bestand zunächst aus Moritz Furchheimer und seiner Frau Bertha. Wenn die alte Frau Häfele zu ihr kam, um Stoffe zu kaufen (verkauft wurde erste Qualität), konnte Bertha Furchheimer sagen: ‚Karline, mach dich nicht so selten.‘ Moritz Furchheimer hatte einst Arzt werden wollen und dazu auch einige Semester Medizin studiert. Man kannte ihn mit einem Zwicker; im Sommer trug er stets einen gelben Sommerkittel. Bertha und Moritz Furchheimer hatten drei Söhne: Julius, Max und Herald. Alle drei heirateten Christinnen. Herald war ein guter Sportler und Schwimmer, war in Würzburg in einem Schwimmclub und durchquerte die Jagst in Hohebach in drei ganzen Schwimmszügen. Mit den Speisegeboten nahm er es nicht so genau (‚Mei Mooche kummt amal net in Hiemmel‘). Er aß auch Schweinefleisch, das er bei Fluhrers in Dörzbach kaufte, und ging ab und an auf den Tanz. Dort war er, wie man sich bis heute gut erinnert, immer gern gesehen. Herald war gutmütig, war fröhlich und beliebt.

Der alte Moritz Furchheimer hatte einen Verwandten, David Furchheimer, der in Künzelsau ein Stoffgeschäft hatte. Dieser erschoss sich in den ersten Jahren des Dritten Reiches. Zuvor hat er alle Schuldscheine seiner Gläubiger verbrannt! Den Schuß hörte man weit durch Künzelsau“ (Hohebacher Erinnerungen).

V.2. Der Schneider Adler

„In der Sedanstraße 16, heute Rathausstraße 1, wohnte der Schneider David Adler. Er hatte auch Stoffhandel. Adler war auch, als der Judenlehrer Mezger weggegangen war, Schächter“ (Hohebacher Erinnerungen). In einer Wiedergutmachungs-sache schreibt Bürgermeister Karl Franz in einem Brief an das Landesamt für Wiedergutmachung vom 12. 4. 1954 über David Adler folgendes:

„David Adler war von Beruf Schneider. Da hier selbst schon einige Schneider am Orte waren, hatte er nicht viel zu tun, und hat sich auf einen kleinen Stoffhandel verlegt, da aber am Ort noch ein großes und gutes, ebenfalls jüdisches Geschäft nämlich Moritz Furchheimer war, welches bis zur Auswanderung derselben so groß und bekannt war, dass das Geschäft ein Auto benötigte, um die große auswärtige Kundschaft zu bedienen, konnte sich Adler keines leisten, ja er benötigte auch keines, denn er zog jeden Tag mit einem Rucksack und Stock nur in die nähere Umgebung von Hohebach los, um halt zu verdienen, dass er seinen Lebensunterhalt hatte.

Mir persönlich war er bekannt, und ich bestätige, dass dieser Vorgang schon vor 1933 so war, er war ein anständiger, aber nicht so wohlhabender Jude, er hat sein Geschäft bis zur Auswanderung so weiterbetrieben, es mag sein, dass er nach 1933 nicht mehr alle Häuser, in die er vorher ging, betreten durfte, aber da sich seine bekannte Kundschaft in größtenteils katholischer Umgebung befand, die doch dem Nationalsozialismus nicht so sehr huldigte, war die Geschäftsschädigung nicht in diesem Umfange so groß, wie man anzunehmen geneigt ist.

Nach vorliegenden Unterlagen ist er am 6. 5. 1938, um dem immer stärker werdenden Druck, aber nicht von seiten der hiesigen Bevölkerung, auszuweichen, nach Amerika ausgewandert, weil seine Tochter Rosa schon dort war.“

V.3. Ludwig Sterns Metzgerei

„Wenn bei Ludwig Stern geschächtet wurde, ist der ‚Bollis‘ [der Polizeidiener Fritz Göller] mit seiner Glocke durch Hohebach gegangen und hat ausgerufen: ‚Ludwig Stern hat eine junge Kuh geschlachtet (das sagte er immer, egal wie alt die Kuh war). Er verkauft das Pfund für ... Kann gleich abgeholt werden! Sou, jetzt wißt ihr’s.‘ Wir Lausbuben sind ihm dabei durch den ganzen Ort gefolgt. Am Schlachttag konnte man bei Sophie Stern eine ganze Schüssel Innereien, die die Juden nicht essen durften, für 20 Pfennig bekommen.

Von dem Fleisch wurde dann in Säckchen gefüllt, die auf die Dörfer und Höfe in der Umgebung ausgefahren wurden. Mein Vater hat das für Ludwig Stern gemacht, und ich bin als kleiner Kerle öfters mitgefahren. Ludwig Stern sagte dann zu meinem Vater: ‚Nu, du fährst mir das da und dorthin!‘ Gefahren wurde mit Sterns Pferd und Wagen. Der Lohn war gut für damalige Zeit: Für eine Fahrt nach Eberstal hat man, wenn ich’s noch recht weiß, 3 Mark und 50 Pfennig bekommen. Später habe auch ich selbst für Ludwig Stern ausgefahren. Da war ich schon in der HJ. Der HJ-Führer hat mich, wie er es mitgekriegt hat, auch bald darauf angesprochen und mich gefragt, warum ich denn das täte. Ich hab’ ihm geantwortet: ‚I muß ja ebbes verdiene, von irgendwas muß i ja die 50 Pfennig HJ-Beitrag zohle.‘ Da hat der HJ-Führer gesagt: ‚Dann zahl’ ich Dir’s aus meiner eigenen Tasche.‘ Und das hat er auch getan; ich aber habe weiterhin für Ludwig Stern ausgefahren.

Einmal, schon später im Dritten Reich, bin ich für Ludwig Stern wieder mit Waren losgefahren. Der Wagen, den das Pferd zog, hatte ein Dach, so etwa wie heute ein Bulldog. Damals war mir schon nicht mehr so recht wohl bei meinen Botengängen, ich habe mich vielleicht auch ein wenig geschämt und mich deshalb auf dem Wagen ganz hinten reingesetzt, damit man mich nicht erkennen konnte. Do hewwa Leit, wo denkt hewwa, daß I der Jud’ sei, Staaner und Steckelich nach mir gschmisse.

Wie 1922 mein Vater gestorben ist, und meine Mutter nicht wußte, woher sie das Geld für die Beerdigung nehmen sollte, kam Ludwig Stern zu ihr. ‚Du brauchst nicht auf d’ Bank, I geb dir, was du brauchsch!‘, sagte er, und lieh ihr das nötige

Geld ohne Sicherheit und Schuldschein. Meine Mutter hat das noch oft erzählt“ (Hohebacher Erinnerungen).

V.4. Die Judenwirtschaft

„Und dann gab es die Judenwirtschaft, betrieben von Hannchen und Julchen Gutmann (heute: Weldingsfelder Steige 6). Vorher gehörte die Wirtschaft dem Großvater von Hannchen und Julchen, Moses Stern. Ihr Vater, der alte Gutmann, hieß Josef. Der Familie gehörte auch ein kleiner Laden gegenüber der Wirtschaft. Dort wurden unter anderem Spielwaren und Porzellan verkauft. Das erste Mensch-ärger-dich-nicht-Spiel, das ich je gesehen habe, war dort. Hannchen Gutmann gehörte zu denen, die damals fort kamen, Julchen starb vorher. Die Judenwirtschaft war ein lustiger Ort, sonntagabends kamen die Leute bis von Ailringen und von Dörzbach her. Im Saal gab es Musik von einer Zugorgel und Vesper, Kouscherwürst (köscher Würste), das waren Mordsdrumswürste größer als Knackwürste (aber schmeckten so ähnlich) für 60 Pfg. das Paar als Vesper (Ich war schon verheiratet, da hab ich meiner Frau mal welche mitgebracht). Der Schoppen Most kostete 10 Pfennige, das Bier doppelt soviel. Wenn wir Kinder im Winter mit dem Schlitten vorbeigefahren sind, hat Frau Gutmann uns zugerufen: ‚Nuch, Buben, gehnt rein, ihr braucht nichts zu trinken, ihr könnt euch wärmen.‘ Die Gutmanns waren arg gute Juden, die aufgrund ihrer Gutmütigkeit um viel Geld gekommen sind durch Kerle, wo nix zahlt hewwa. Bei den Gutmanns hat man auch zwei Brezeln für 5 Pfennig bekommen, wo eine aazechte schon 3 Pfennig gekostet hat (‚Nuch, ihr kriegt zwei für 5‘).

Bei den Gutmanns traf man auch Mädchen. Manchmal pussierte man auch Jude-maadlich, do hat’s halt aa reechte Maadlich geewe [...]. Wenn man mal mit einer nicht tanzte, konnte es sein, daß sie anderntags sagte: ‚Nuch, du Stolzer, gestern hast aach ned mich gekennt‘. Solche Begegnungen führten ganz selten sogar zu christlich-jüdischen Mischehen. Der Lehrer Schmidt hat ein Judenmaadle geheiert, [...] und Sigbert Baers Frau war Christin.“¹⁵

„Wenn unsere Eltern auf dem Feld waren, waren wir oft bei Gutmanns und in der Nähe der Wirtschaft. Unsere Großmutter hat dort (wie auch bei anderen Juden) gearbeitet, und auch Vater half, wenn was war. Zu Hannchen Gutmann sagten wir ‚Tante‘. Man nannte sie auch ‚Hansele‘. Von ihr haben wir Kinder alles gekriegt. Julchen Gutmann hatte TB, und saß öfters in einem Liegestuhl im Sommergarten gegenüber der Wirtschaft, zu der auch einiges an Land gehörte. Im Garten waren entlang den Wegen leere Flaschen eine nach der anderen wie eine Rabatte eingegraben und trennten Wege und Land. In der Mitte gab es ein Rondell, in dem im Frühjahr Tulpen blühten. Es gab auch ein Gartenhäuschen aus Blech, das nach unten offen war und von einem kleinen flachen Pyramidendächlein überdacht war. Etwa dort, wo heute Karl Göllers Haus steht, war ein Eiskeller. Im Winter brach

15 Schmidt (wie Anm. 4), S. 9.

man das Eis in der Jagst und brachte es in das mit einem Holzverschlag überdachte Erdloch. Als Wärmeisolierung dienten Strohbüschel.

Wenn man in die Wirtschaft durch den Eingang hineinging, war geradeaus die Küche, die war schön groß. Vorher links war die Toilette. Rechter Hand ging man in die Gaststube, die den ganzen Rest des unteren Stockwerks ausmachte; die beiden Schwestern wohnten oben. Die Gaststube ging im rechten Winkel nach links weiter, es gab sogar noch einen Saal für den Tanz. Links neben dem Eingang der Gaststube war die Theke, sie war vorne mit gedrechselten Stäben verziert. Hinter der Theke, die einen Aufbau hatte, führte eine steile Treppe in den Keller. Dort stand ein riesengroßer Eisschrank aus Holz, der innen mit Blech ausgeschlagen war. Wenn das Bierauto kam, sind wir Kinder gerannt. Denn die Bierführer brachten Eisstangen im Wagen mit. Die wurden mit Haken heruntergeschlagen, wobei für uns Kinder manchmal ein Eisbrocken abfiel; und wenn Bier ausgeschenkt wurde, kam das Eis drauf. Wenn Heuernte war, wurde immer Bier frisch angezapft, und vor der Wirtschaft ein Schild angebracht mit der Aufschrift: ‚Frisch angestochen‘. Das blieb nicht ohne Wirkung. Auch sonst ging’s dort fidel zu, zum Beispiel als der August Renner Bürgermeister wurde. Da hat er nämlich die Gäste aller Wirtschaften freigehalten, auch die in der Judenwirtschaft. Die aßen, was reinging, und nahmen den Rest noch in Form von Würsten und Zigarren mit. Für Renner wurde seine Wahl, wie man munkelte, teuer. Im Laden gegenüber gab’s Porzellan und Spielzeug, auch Weihnachtsschmuck und Puppenwägen, Puppenstuben, Töpfe und anderer Dinge mehr. Und manch einer der Gäste der Gutmannschen Wirtschaft hat bis heute seine Zeche nicht bezahlt.

Julchen Gutmann starb 1934. Hannchen Gutmann kam im Krieg dann ‚fort‘. Andere Hohebacher Juden wollten sie noch mit nach Amerika nehmen, aber sie wollte nicht. Die alte Frida Schilling, die oft in der Wirtschaft war, um mit den Juden zu karteln, war eines Tages zufällig drüben, als eine Frau kam, die dem Hannchen in einem der Arbeitslager begegnet ist. Diese Frau habe versucht, ihr Mut zuzusprechen, ‚alles‘ [= der Krieg] sei ja bald vorbei. Doch Hannchen überlebte das Lager nicht“ (Hohebacher Erinnerungen).

V.5. Viehhandel in Hohebach (*Allgemeines*)

In einem landwirtschaftlich geprägten Dorf wie Hohebach kam jahrhundertlang den jüdischen Viehhändlern (christliche Viehhändler gab es kaum) eine Schlüsselrolle im dörflichen Leben zu. Allein in Hohebach lassen sich 17 Viehhändler im Jahr 1883 nachweisen; im Jahr 1903 waren es immerhin noch sieben, die sich zum Teil heftige Konkurrenz machten. Ihre Käufe und Verkäufe im 19. Jahrhundert sind in Vieh-Protokoll-Büchern bis ins kleinste Detail niedergelegt.

Die Viehhändler prägten ein großes Stück des dörflichen Lebens, vom Ortsbild angefangen bis hinein in die Sprache. Auch zwei Schmiede setzten sie ins Brot. Zeit-

zeugen erzählen, daß beim Viehmarkt in Dörzbach nicht selten bis zu 300 Stück Vieh standen.

Verarmte Kleinbauern und Tagelöhner, denen es an Geld und sonstigem Vermögen mangelte, um ihre Schulden zu zahlen und denen christliche Mitbürger kein Geld liehen, um sich Saatgut und Vieh kaufen zu können, wandten sich an die jüdischen Viehhändler. In diesen Fällen haben diese den Kleinbauern eine Kuh „geliehen“, und zwar so, daß die Bauern die Kuh mit eigenem Futter füttern mußten und für die Arbeitsleistung als Spann- oder Zugtier, sowie für die Milch (evtl. auch für das Kalb) einen Zins, den sogenannten Milch- oder Melkzins entrichten mußten. Diese Form des bäuerlichen Kleinkredits ist unter dem Begriff ‚Stellvieh‘ bekannt und wurde von Zeitgenossen heftig kritisiert und bekämpft, weil Futter und Melkzins zusammengerechnet oft mehr als die damals üblichen 4–5 % Kapitalzins ergaben. Dieser erhöhte Zins war sicherlich der Preis für das hohe Risiko, das auf dem Viehhändler und Kreditgeber lastete, etwa wenn die Kuh im Stall erkrankte und einging und beim Bauern wegen Armut keine Sicherheiten und Wertgegenstände vorhanden waren. Nach einem erfolgreichen Viehhandel ging man zum „Weingof“, d. h. zum fröhlichen Begießen des Handels im Wirtshaus über („Gof“ bzw. „Goff“ = mittelhochdeutsch: hohle Hand, später: Handschlag).

„Nebenbei waren die Viehhändler auch sogenannte Schmusjuden, Heiratsvermittler, die häufig wußten, wo junge Männer (Bauern oder Knechte) oder eine Frau (Magd) eine Ehe eingehen wollten. Die Ausdehnung der Heiratskreise war bei den Juden größer (100–150 km) als bei der sonstigen Bevölkerung“ (Hohebacher Erinnerungen).

VI.6. Die Pferdehandlung Kahn

Im Haus Nummer 100 (heute Weldingsfelder Str. 9) wohnte der Viehhändler Bernhard, genannt „Herschle“, Kahn. „Herschle“ kommt von „Hirsch“, wie Bernhard Kahns Vater mit Vornamen hieß. Im ersten Weltkrieg kämpfte ein Bruder von Bernhard Kahn, wie auch andere Hohebacher Juden, für Kaiser und Vaterland, patriotisch wie alle Deutschen. Als ein Zeitzeuge einmal dienstlich in die Schrozberger Gegend kam, sagte ein Kunde zu ihm: „Sie sind doch von Hohebach. Da hatten wir einen Kompaniefeldwebel, einen Leutnant, der Kahn hieß und auch aus Hohebach war. Er bekam das EK I für besondere Tapferkeit.“ Der Mann war Bernhard Kahns Bruder.

„1925 wurde Theo, der dritte Sohn geboren. Theo war ein Nachkömmling (Neeschtkeichel), gut 10 Jahre jünger als seine Brüder. Er wurde von seinem Vater geliebt, vielleicht sogar vergöttert. Von Statur war er aber eher schwächlich und kränklich. Sein Vater hat ihm ein kleines Pony geschenkt und ein Eselchen und ein Wägelchen. Frau Untchs Bruder, sowie der Zott'en Willi, der Nagelschmieds Fritz (Conrad) und Kurt Häfele sind öfters damit ausgefahren und haben fröhlich zusammen gespielt. Vater Kahn wollte Theo 1933 ins Jungvolk bringen, aber es ging

nicht ... Im selben Jahr dann, im Oktober, in einer verhängnisvollen Schulstunde, als gerade Schönschreiben an der Reihe war, gab der Lehrer Karle Theo Kahn, der vor sich hinräumte, von hinten einen Klaps. Theo aber hatte den Federhalter auf sein Auge gerichtet, der Federhalter stach hinein. Die Wunde im Auge hat unheimlich geblutet. Theo Kahn bekam eine Blutvergiftung (andere sagen Hirnhautentzündung) und ist schließlich in Würzburg im Krankenhaus gestorben. Da Theo Kahn aus dem Geschlechte der Kohanim, des priesterlichen Geschlechtes, stammte, mußte die Familie und die Trauergemeinde aufgrund der Reinheitsgebote für die Mitglieder des priesterlichen Geschlechtes außerhalb des Friedhofes an der Friedhofsmauer der Beerdigung beiwohnen. In den folgenden Jahren ist Bernhard Kahn jeden Tag einmal an die Friedhofsmauer zum Grab seines Sohnes gegangen“ (Hohebacher Erinnerungen).

„Bernhard Kahn hat mit Pferden (auch mit ungarischen) gehandelt. Er ging auf die Märkte in Niederstetten und Creglingen. Kahn hatte gute Pferde und war dafür bekannt, daß er niemanden übers Ohr haute“ (Hohebacher Erinnerungen).

„Bernhard Kahn hat von Pferden etwas verstanden. Er war Pferdehändler mit Leib und Seele und fast so gut wie ein Tierarzt dazu. Wenn Kahn ein neues Pferd erstanden hatte, spannte er es zur Erprobung vor den Wagen. Dann wurde die Bremse zugemacht und Radschuhe an den Hinterrädern angebracht. ‚Gehnt her!‘ rief er dann uns Kindern zu, und wir stiegen alle auf den Wagen. Dann mußte der Gaul den schweren Karren ein Stück die alte Weldingsfelder Steige hochziehen, um seine Kraft zu beweisen.

Ein anderes Mal wurde beim Kraft-Schmied ein junges Pferd beschlagen. Als man ihm die Eisen anbrennen wollte, hielt das Pferd nicht, stieg und wehrte sich aus Leibeskräften. Ich stand als kleiner Kerl dabei. Man beauftragte mich, sofort den Kahn zu holen. Der fragte mich, um was es ginge, und ich gab Antwort. Kahn nahm ein langes Holz mit einer Lederschlinge mit. Er legte dem Pferd die Lederschlinge über die Nüstern und zog zu. Da hat sich das Pferd nicht mehr gewehrt, und Kahn hat gesagt, das Pferd würde sich von jetzt an nicht mehr beim Aufbrennen wehren.

Ein andermal wollte ein Pferd nicht laufen. Da hat er ihm einen Holzstickel unter den Schwanz geklemmt und das Pferd ging. So kannte Kahn die Tricks seines Faches“ (Hohebacher Erinnerungen).

Im Dritten Reich wurde Bernhard Kahn am 11. Oktober 1938 die Konzession zum Viehverkauf entzogen. Am 10. November 1938 wurde er verhaftet und ins KZ Dachau eingeliefert, jedoch am 16. 12. 1938 wieder entlassen (Die näheren Umstände sind dem Verfasser nicht bekannt).

Wohl unter dem Eindruck dieser Ereignisse verkauften Kahns 1938 ihr Haus und Geschäft und zogen in die Synagoge. Einige Mitbürger brachten ihnen ab und an etwas Zusätzliches zu Essen. Andere Mitbürger sahen das überhaupt nicht gern. Es gab sogar Denunziationen, was zu Geldbußen nicht unter 50 Mark führte. 50 Mark war damals viel Geld, was jedoch zumindest eine damals schon ältere und unerschrockene Frau nicht davon abhalten konnte, ihren jüdischen Mitbürgern wei-

terhin Lebensmittel zukommen zu lassen. Eine Zeitzeugin berichtet: „Auch Pfarrer Döttling (seit 1937 Nachfolger von Pfarrer Narr) hat an die Kahns gedacht. Er gab mir ab und an 50 Pfennig mit der Bemerkung, mehr habe er selber nicht übrig, aber für ein wenig Brot würde es wohl reichen.“ Kahn selber blieb den Hohebachern gegenüber freundlich und hilfsbereit. Ein Zeitzeuge erinnert sich, daß bei einem Bauern einmal um das Jahr 1940/41 ein Pferd krank wurde. Man wußte sich nicht mehr zu helfen und benachrichtigte Bernhard Kahn. Der kam dann bei Nacht und von außerhalb des Dorfes (es gab eine nächtliche Ausgangssperre für Juden), von hinten durch die Gärten – daß ihn ja niemand sähe – in den betreffenden Stall, um nach dem Pferd zu sehen.

Bernhard und Lina Kahn wollten nach Amerika auswandern, wie ihre Söhne. Sie hatten sogar schon einige ihrer persönlichen Sachen in einen Container gepackt. Im Gemeindearchiv befindet sich noch ein handbeschriebener Zettel, aus dem hervorgeht, daß ein Antrag auf Reiseerlaubnis für die Kahns gestellt werden sollte, mit der Begründung, dieselben wollten nach Kuba auswandern. Speziell Bernhard Kahn wird gewußt haben, warum; er hatte einer Zeitzeugin, die er einmal im Auto mitnahm, erzählt, daß er Hitlers „Mein Kampf“ gekauft und gelesen habe. Und nun freue er sich auf die Ausreise, nur daß leider sein Gesuch eine hohe Nummer habe. Doch das Schicksal wollte es anders. Bernhard und Lina Kahn wurden Opfer des Holocaustes.

VI. Die Familie „Mändle“ Stern, oder: Auswanderungen in die USA

In der Weldingsfelder Str. 2 lebte Emanuel (genannt: „Mändle“) Stern. Er war Metzger und hat in Hohebach bei seinen Verwandten Levi und Ludwig Stern geschächtet. Zudem war er Händler. Eine Zeitzeugin erinnert sich, daß bei Sterns ab und zu Familientreffen war. Dann begrüßte Frau Sophie Stern ihre Kinder gerührt „Nuch, bist du groß geworden!“ Emanuel Stern starb am 5. Juli 1937. Er liegt auf dem jüdischen Friedhof in Hohebach begraben.

Wie aus einem Bericht von Julius Adler, dem aus Edelfingen stammenden Enkel von Emanuel Stern, hervorgeht, konnten sich sowohl Emanuel Sterns Ehefrau Sophie, geb. Schorsch, als auch seine Kinder Irma (mit ihrem Ehemann Adolf Adler), Bella, Leo, Max und Julius nach Amerika retten. Eine Zeitzeugin erinnert sich, daß sie auf einem größeren runden Stein vor dem Rennerschen Haus stand, als die Familie Stern auszog. Ein Möbelwagen fuhr vor und große Kisten wurden verladen. Von der Schiffspassage nach Amerika gibt es ein Bild. Auch gibt es über den „Exodus“ der Familien Adler und Stern folgenden Bericht, den Julius Adler zum Passafest, den 1. April 1988, geschrieben hat.

„Ein persönlicher Exodus

in dieser heutigen Passnacht möchte ich Euch, wenn Ihr einen persönlichen Bericht entschuldigen wollt, von meinem eigenen [Hervorhebung im Original] Exo-

aus erzählen. Es war exakt vor 50 Jahren, genau an diesem Tag, daß unser Schiff sicher im Hafen von New York City ankam. Ich war beinahe 8 Jahre alt.

Wir ließen in Edelfingen, Deutschland, meines Vaters Bruder, Onkel Moses, mit seiner Frau, Tante Bertha, und seinen Töchtern Ilse und Hella zurück. Onkel Moses gab mir diesen Sederbecher, als wir voneinander schieden. Es stellte sich heraus, daß wir sie bald in den Vereinigten Staaten wiedersehen würden. Wir ließen zurück die Eltern meiner Frau [orig.: mother] in Hohebach, aber nach dem Tod ihres Vaters 1937 sahen wir ihre Mutter 1939 in den USA wieder. In Edelfingen ließen wir meines Vaters Schwester, Tante Zilli, zurück, die uns diesen Sederteller gab. Wir sollten sie nie wiedersehen; genauso wie meines Vaters Schwester Paula mit ihrem Mann Leopold und ihren noch nicht 20jährigen Töchtern Ruth und Hilde, die nach Holland geflohen waren. Und wie 42 andere Verwandte. Sie wurden alle ermordet.

Auf dem Schiff waren meine Mutter und mein Vater, meine Schwester Helen, meiner Mutter Brüder Leo und Max, und zwei Cousins, Thea und Dora, mit ihren Ehemännern Max und Bert. Ich erinnere mich an den Gedanken, einen Faden an den Pier in Hamburg zu binden, und ihn dann langsam abzuwickeln, während wir den Atlantik überquerten!

Als sich das Schiff Amerika näherte, spähten alle, die Ferngläser hatten, in die Ferne. Plötzlich kam die Freiheitsstatue in Sicht, und wir schrien alle voll Freude. Der Bruder meiner Mutter, Onkel Julius, traf uns am Pier. Diese Nacht blieben wir im Hotel New Yorker. Dann kam eine Nachtzugfahrt nach Chicago (wo uns Tante Celia traf), und endlich eine Übernachtsfahrt mit dem Zug nach Grand Forks, Nord Dakota. Wir waren ängstlich, doch voll Hoffnung.“

VII. Erste Schritte in eine neue Zeit.

Briefe von Hohebacher Juden aus den USA nach 1945

Für Juden und Christen kam mit dem Ende der Nazi-Herrschaft die Möglichkeit eines neuen Miteinanders. Auch für Hohebach gilt dies, obgleich heute kein einziger jüdischer Mitbürger mehr hier wohnt. Trotzdem sind die postalischen und persönlichen Kontakte bislang nicht abgerissen, wenn sie auch aufgrund des inzwischen fortgeschrittenen Alters der ehemaligen Hohebacher Juden spärlich geworden sind. Einige von ihnen haben ihre alte Heimat noch einmal besucht. Heute besuchen die Nachkommen der Hohebacher Juden die Gräber ihrer Vorfahren auf dem jüdischen Friedhof. Ab und an gibt es in diesem Rahmen auch persönliche Begegnungen.

Überwiegend aber waren nach 1945 persönliche Briefe der Weg, die alten Freundschaften und Kontakte zu pflegen. Eine Zeitzeugin hat Briefe aus dem Zeitraum zwischen 1947 und 1970 aufgehoben, aus denen wir mit freundlicher Genehmigung Auszüge veröffentlichen dürfen.

New York, 13. I. 1947 (Brief wurde von der U.S. Civil censorship zensiert)

„Liebe [...], Es ist eine lange Zeit das wir nichts von einander hörten. Trotzdem das es jetzt schon ein paar Monate ist seit man wieder schreiben kann, war es mir nicht möglich zu schreiben. Außerdem, fällt mir das Deutsch schreiben sehr schwer.

Vieles ist vorübergegangen seit dem wir in Amerika sind. Ich habe die Hochschule fertig gemacht, und jetzt arbeite ich in einem Büro. Ich habe die Arbeit sehr gern. Mir geht es gut, und von meinen Eltern und Großmutter kann ich das selbe berichten.

Ich habe einen sehr netten Freund. Wir sind aber noch nicht verlobt. Wir wollen noch eine Weile warten. Hast Du schon eine Bekanntschaft? Ich schicke dir ein kleines Bild das in einem Park in der Nähe von unserer Wohnung aufgenommen worden ist. Das Bild wurde zwar schon letztes Frühjahr aufgenommen, doch habe ich zur Zeit kein anderes zur Hand.

Wie geht es allen meinen anderen Jugendfreundinnen? Ich lasse sie alle grüssen, besonders [...].

New York ist sehr interessant. Man kann hier sich ganz gut amüsieren. Es gibt Kino, Theater, Strand, Parks und vieles andere.

Wie geht es deinen Eltern [...] ? Grüsse sie von mir.

Sei nicht so faul als ich bin und antworte bald.

Margot

[Stern, später Cohn]

[Rückseite]: Liebe Familie [...] ! Ich hoffe, Ihr seid alle wohl, wir sind es auch, insbesondere meine I. Mutter, die diese Woche 81 Jahre alt geworden ist. Sie kauft noch alles ein u. führt den Haushalt, [...] Wir haben uns gut hier eingelebt u. danken Gott, noch im rechten Augenblick fortgegangen zu sein.

Herzli. Grüße Euer Ludwig [Stern, Vater]

Auch ich will Margots Brief noch ein Grüßle beifügen [...] Rickchen Stern [Großmutter]

Liebe Familie [...], Wie ihr seht geht es uns gut. [...] Nur daß wir so viele liebe Menschen durch die böse Zeit verlieren mußten dies können wir nie mehr überwinden. Wenn wir auch arbeiten müssen so kann euch doch sagen, daß America ein wunderbares Land ist. Wir sind alle schon amerik. Bürger.

Grüßt alle Nachbarn und Freunde. Herzliche Grüße Sofie Stern [Mutter]“

Cleveland, Ohio, 8. April 1947

„Meine I. Freunde!

Gestern erhielten Deinen Brief I. [...] & damit Du siehst wie sehr wir uns damit freuen, will ich gleich antworten. Vielen Dank für Deine herzlichen treuen Worte [...] bewahre nur ferner deine Treue, wie auch von unserer Seite aus der Fall sein wird, denn wir werden uns niemals mehr im Leben sehen. Zurück möchten wir

nicht, denn wir sind schon drei Jahre Bürger dieses herrlichen Landes nur ein Amerika gibt es! Wir haben ein zufriedenes Leben alle Annehmlichkeiten, die man sich nur wünschen kann & ich wollte wünschen Ihr könntet Euch selbst davon überzeugen. Du I. [...] schreibst so steif H + F. Stern warum? Nenne uns [...] wir können noch besser deutsch lesen als English, den[n] im Alter ist es nicht so einfach eine andere Sprache zu erlernen. Eure Kinder standen uns so nahe wie verwandt & so verschafft es uns Befriedigung, daß sie unser gedenken. [...] Von den anderen Hohebacher höre ich schriftlich, denn New-York ist von hier so weit wie von Hohebach nach Hamburg. [...] Hoffentlich seid ihr noch alle gesund. L. Eug.(en) ist dies G.s.D. [= Gott sei Dank] auch, ich immer noch nicht von meiner schweren Operation geheilt. Sobald es uns möglich ist schicken Euch ein Paket, doch Ihr dürft uns ja nichts schicken, wir haben alles. [...] seid alle herzlich begrüßt von Euren Sterns [...]" (Sophie Stern geb. Baer und Eugen Stern)

Cleveland, Ohio, 8. März 1948

„Meine I. Freunde! Unseren Brief vom Jan. werdet Ihr erhalten haben ich will die Antwort nicht abwarten sondern Euch mitteilen daß wir ein großes Osterpaket an Euch absandten ich möchte ein wenig hinsehen können + Eure Freude beim Empfang sehen. Das Päckchen gebet bitte an [...]. Wir vergessen nicht diejenigen, die so gut es mit uns gehalten haben [...] Euren tr. Fr. Stern's.“

New York, 3. Februar 1951

„[...] Ihr Alle wart ja in der Hitlerzeit gut zu uns u. das werden [wir] nie vergessen. [...] Deine alten Freunde.“ (Gitta und David Adler)

Cleveland, Ohio, 10. Februar 1952

„Meine Lieben. [...] Gestern erhielten wir das Päckchen, wir freuten uns riesig mit den feinen Muscheln also vielen Dank. Man sieht daß sie mit Liebe verpackt sind, denn kein Bröselchen war zu finden. Heute geht ein Packet an Euch ab, das ihr hoffentlich gut + bald erhalten werdet. Kaffee können wir nicht schicken sonst müßtet Ihr Zoll bezahlen. [...] in Liebe Eure tr. Freunde Stern's.“

New York, 2. Dezember 1958

„Liebe [...]

[...] ich bin froh zu hören, daß es dir u. deinen Kindern gut geht. Wir sind halt jetzt alt, aber ich bin mit dem wie es ist zufrieden. Ich mache den Haushalt, tue kochen u. mache die Wohnung. Es ist hier alles leichter zu machen, da man Dampfheizung hat u. immer heißes Wasser. Gehe auch öfters in unser Geschäft ist gerade um die Ecke. Mendles Bella treffe oft. Auch Ludwig u. seine Frau. Ich habe viele Bekannte. Am Samstag gehe immer in die Synagoge. Es ist hier wunderbar. Habe nach Hohebach keine Sehnsucht mehr. Das Hitlertum wird man nie vergessen. Was machen deine Kinder [...]

Gitta [Adler] u. Rosa u. Max [Lazar, Schwiegersohn]"

New York, 13. September 1970

„Liebe [...] und Familien!

Unser 1b Sohn kam gut zurück & war begeistert von seinem Aufenthalt bei Euch in Hohebach. Ich danke Euch allen recht herzl. für die liebevolle Aufnahme und Aufmerksamkeit, die Ihr ihm zukommen liest. Ich war sehr gerührt nach allen diesen Jahren von Euch allen zu hören, das alles hat mich an meine Jugend-Jahre erinnert, aber auch [an das] was geschehen ist, vielleicht werde ich eines Tages den Mut fassen & Euch allen wieder mal besuchen. Auch vielen Dank für übersandte Bilder, und Barry hat sehr schöne Bilder von Euch gemacht.

Barry konnte uns nicht genug erzählen, wie nett Ihr alle zu Ihm ward.

Vielleicht kommt einer von Euch mal nach USA, Ihr seid herzlichst in meinem Hause willkommen.

Viele Grüße an alle !meine! Hohebacher Freunde.

Bleibt gesund, seid

Ihr herzl. begrüßt

von

Eurem Hermann [Kahn]

& Familie

Ich würde mich sehr freuen von Euch zu hören“

Zu den ersten Kontakten, die die Hohebacher mit ihren ehemaligen jüdischen Nachbarn hatten, gehörte die Regelung der Eigentumsverhältnisse der ehemaligen jüdischen Liegenschaften. So mußten die Häuser, die während der Zeit des Nationalsozialismus weit unter Preis erworben worden waren, im Kaufpreis nachvergütet werden (s. o.). Zu den Beispielen, in denen diese Aufgabe besonders gut gelöst werden konnte, gehört das Moritz Furchheimersche Haus. Verhandelt wurde hier mit den Söhnen Furchheimer, denen die Ausreise in die USA gelungen war. Zum Abschluß des Verkaufes schreibt Julius Furchheimer am 8. 12. 1952 an die Gemeindeverwaltung Hohebach z.H. von Herrn Bürgermeister Karl Franz. Der Wortlaut des Briefes spricht für sich.

„Lieber Herr Bürgermeister,

Ich bitte um Entschuldigung, dass ich Ihr Schreiben vom 29. Oktober 1952 erst heute beantworten kann.

Für Ihren ausführlichen Bericht & die umsichtige Verwaltung unseres elterlichen Anwesens spreche ich Ihnen, auch im Namen meiner Brüder Max + Herald, meinen verbindlichsten Dank aus.

Es hat mich besonders gefreut, dass unser Elternhaus in den Besitz von Mina geb. Zott übergegangen ist, & ich bitte Sie, Mina & Gretel Zott auszurichten, dass ich ihnen alles Glück wünsche & das Haus möge ihnen das gleiche Glück + den Segen bringen, den es 3 Generationen Furchheimer gebracht hat.

Ebenso wünsche ich auch Ihnen, Herr Bürgermeister, ihrer Familie & der Gemeinde Hohebach : Fröhliche Weihnachten & ein glückliches & erfolgreiches Neues Jahr.

Es würde mich sehr freuen, wieder von Ihnen zu hören.

Mit den besten Grüßen von meinen Brüdern & mir, verbleibe ich

Ihr

Julius Furchheimer“

Das Schlußwort dieser Dokumentation aber soll Ilse Lantner, geb. Furchheimer, gehören. Am 24. 1. 1998 sandte sie an den Verfasser dieser Dokumentation einen Brief, in dem sie schreibt:

„Mein Mann [...] war einige Male mit mir in Hohebach. [...] Wir haben viele Freunde. Als ich jung war, ging ich an Weihnachten zu Martha Schmidt, & brachte am Passafest Mazzen zu ihnen. Ich liebte dieses Dorf und seine Leute.“ (Original auf Englisch; Übersetzung vom Verfasser).

Die entsetzliche Nazizeit kann nicht vergessen werden – nicht seitens der ehemaligen Hohebacher Juden und ihrer Nachfahren und nicht von unserer Seite aus, in Hohebach und sonst in Deutschland. Wie rühren aber demgegenüber die bleibende Verbundenheit, die Liebe zu der Heimat und ihren Menschen an, die aus den Zeilen dieser Briefe sprechen.

Johann Alvarado (1815–1841), ein mexikanischer Kammerdiener Herzog Paul Wilhelms von Württemberg in Mergentheim

VON MONIKA FIRLA

1. Einleitung

Herzog Paul Wilhelm von Württemberg (1797–1860) bewohnte von 1827 bis 1860 das frühere Deutschordensschloß in Mergentheim als Apanageschloß, jedoch mit jahrelangen Unterbrechungen, verursacht durch seine ausgedehnten Reisen nach Amerika, Afrika und Australien (1822–24; 1829–31; 1839–40; 1849–56; 1858–59)¹. Bereits von seiner ersten Reise nach Nordamerika und Kuba (1822–24), die er noch vor seiner Heirat im Jahr 1827 und dem Bezug des Mergentheimer Schlosses unternahm, brachte er den Halbindianer (Jean) Baptiste Charbonneau mit, den er 1829 wieder nach Nordamerika zurückbrachte². Über Charbonneaus Zeit in Europa ist bisher fast nichts bekannt, doch lassen sich Belege durchaus noch ermitteln, wie sich kürzlich herausstellte. Denn im Archiv des Katholischen Pfarramts Bad Mergentheim fand sich in den Kirchenbüchern der Nachweis für

1 Zu Leben, Reisen und wissenschaftlicher Tätigkeit s. *M. Firla*: Herzog Paul Wilhelm von Württemberg (1797–1860) – Facetten seines Lebens, in: *Württembergisch Franken* 82 (1998), S. 181–198.

2 Den Reisebericht dieser Reise publizierte der Herzog zunächst unvollständig, dann vollständig; s. *F.P.W. von Württemberg*: Reise nach Nordamerika während den Jahren 1822, 1823 und 1824, Mergentheim 1828 und *P.W. von Württemberg*: Erste Reise nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822 bis 1824, Stuttgart 1835. Eine Neuauflage erschien fast 150 Jahre später; s. *P.W. von Württemberg*: Reise nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822 bis 1824. [Mit einer Einführung von Siegfried Augustin], München o.J. [1978].

Zu Charbonneau s. *G.R. Hebard*: Sacajawea. A guide and interpreter of the Lewis and Clark expedition, with an account of the travels of Toussaint Charbonneau, and of Jean Baptiste, the expedition pappoose, Glendale, Calif. 1933, S. 50, 117 ff., 211 u.a. – Baptiste Charbonneau war der Sohn der Indianerin Sacajawea und ihres Mannes, des Dolmetschers und Führers Toussaint Charbonneau. Sie begleitete als Dolmetscherin und Führerin die berühmte Lewis-und-Clark-Expedition 1805–1806 und trug den kleinen Baptiste die ganze Zeit auf ihrem Rücken mit. Nach seiner Rückkehr aus Europa 1829 arbeitete Baptiste Charbonneau ebenfalls als Dolmetscher und Führer. Zur Bedeutung der mündlichen Traditionen der Nachkommen Baptistes, deren Überprüfung zur Sichtung des 1944 in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart fast vollständig verbrannten schriftlichen Nachlasses führte, s. *Firla* (wie Anm. 1), S. 195.

einen unehelichen Sohn Charbonneaus, der 1829 geboren und auch wieder verstorben war³.

Bei der Überprüfung der Akte zu Herzog Paul Wilhelm von Württemberg im Stadtarchiv Bad Mergentheim⁴ fand ich den Nachweis für den bis dahin unbekanntem Johann Alvarado, einen weiteren Diener des Herzogs, der aus Tampico, Provinz Tamaulipas, in Mexiko stammte, und den Verweis auf seine Verlassenschaftsakte⁵. Durch diese, zusammen mit der Eintragung in den Totenbüchern des Katholischen Pfarramts Bad Mergentheim⁶ und der Abschrift des herzoglichen Berichts der 1839–40 unternommenen Reise in den Sudan⁷ lassen sich Abschnitte von Alvarados Biographie rekonstruieren, und der vorliegende Aufsatz versteht sich als Beitrag zur Mikrogeschichte⁸ und Sozialgeschichte von Angehörigen außereuropäischer Völker in Europa bzw. Württembergisch Franken.

2. Die rekonstruierbaren Abschnitte von Alvarados Biographie

Aus dem Eintrag im Totenbuch geht hervor, daß Alvarado 1815 in Horcasitas (*Orcahittas*), südöstlich der Stadt Chihuahua (28° 22' n. Br.; 105° 50' w. L.) auf die Welt kam, später in Tampico lebte und im Alter von sechsundzwanzigeneinhalb Jahren am 18. 10. 1841 in Mergentheim an *Lungenentzündung u[nd] Brustwassersucht* verstarb⁹. Da der Herzog erst auf seiner zweiten Reise (1829–31) auch nach Mexiko gelangte und sich im Januar 1831 in Tampico aufhielt¹⁰, kann er Alvarado nur

3 Diesen Nachweis verdanke ich Herrn Archivar Johann Spellbrink, Katholisches Pfarramt Bad Mergentheim, der die Recherche auf meine Bitte hin durchführte. Der Sohn namens Anton Fries kam am 20. 2. 1829 auf die Welt. Als Eltern sind verzeichnet: *Johann Baptist Charbonnau aus Se. Louis „genannt der Amerikaner“ in Diensten bei H[e]r[fn] Herzog Paul dahier und Anastasia Kath[arina] Fries, ledige Tochter des Georg Fries selig, Soldaten hier* (Katholisches Pfarramt Bad Mergentheim/Archiv Taufbuch Mergentheim, Eintrag vom 20. 2. 1829). Der Sohn verstarb bereits am 15. 5. 1829 an *Gichter* (ebd. Totenbuch, Eintrag vom 15. 5. 1829).

4 StadtA Bad Mergentheim Rep. 255 a.

5 StadtA Bad Mergentheim Rep. A 1271, Nr. 31 (*Mergentheim. Akten in der Verlassenschaftsache des weil[and] Alvarado aus Dambico gewesenem herzoglich[en] Cammerdieners dahier vom 21. Februar] 42 bis 9. Aug[ust] 45*).

6 Katholisches Pfarramt Bad Mergentheim/Archiv Totenbuch Mergentheim, Eintrag vom 18. 10. 1841. Für eine Kopie dieses Eintrags danke ich Herrn Archivar J. Spellbrink (wie Anm. 3).

7 Württembergische Landesbibliothek Stuttgart (WLBS) Nachlaß Herzog Friedrich Paul Wilhelm von Württemberg, Cod. hist. fol. 1012/B III.

8 Zu Theorie und Praxis der Mikrogeschichte s. *H. Medick: Mikrohistorie*, Göttingen 1994, S. 40–53; *A. Maisch: Mikrogeschichte. Beispiele für Quellen, Methoden und Fragestellungen*, in: *ZWLG 57* (1998), S. 205–217.

9 Katholisches Pfarramt Bad Mergentheim/Archiv (wie Anm. 6). Ein Ort *Orcahittas* war in einschlägigen Ortsverzeichnissen zu Mexiko nicht zu finden, wohl aber eine Bahnstation „Horcasitas“; s. hierzu *Mexiko*. Official Standard Names Approved by the U.S. Board on Geographic Names. Prepared in the Office of Geography, Department of the Interior, Washington, D.C. 1956, S. 258. Für den Hinweis auf dieses Verzeichnis danke ich Herrn Rudolf Henning, Württembergische Landesbibliothek Stuttgart/Kartensammlung.

10 WLBS (wie Anm. 7) Cod. hist. fol. 1012/B II (Bruchstücke aus der II. Reise 1829–31, in Abschrift Friedrich Bausers), fol. 7, 8.

von dieser Reise mitgebracht haben. Dies gilt übrigens auch für einen zweiten Mexikaner namens Augustin Bargas, geb. am 28. 8. 1811 in Panuco (wohl jenes Panuco in der Provinz Veracruz, in unmittelbarer Nähe südlich von Tampico). Als herzoglicher *Tafeldiener* trat er 1837 vom katholischen zum evangelischen Glauben über und anschließend *durch Vermittlung* des Basler Theologieprofessors Johann Tobias Beck (bis 1836 evangelischer Stadtpfarrer in Mergentheim) als Seminarist ins Missionshaus der Basler Mission ein¹¹.

Vermutlich war Alvarado zumindest ein Halbindianer. Denn der Herzog bemühte sich auch sonst, nicht nur im oben bereits erwähnten Fall Charbonneaus, sondern auch 1839/40 im Fall der beiden Afrikaner Paul Rehan und Karl Aman Habasch¹² und des kleinen Vollindianers Antonio 1849¹³, Angehörige außereuropäischer Völker in seinen Haushalt einzureihen. Dies entsprach ganz der Praxis des Hochadels¹⁴ und hatte zudem den Vorteil, über einen Informanten zu verfügen, der bei Bedarf je nach Vorbildung Auskunft über seine eigene Kultur geben konnte. Mit Karl Aman Habasch (ursprünglicher Name: Aman), einem Oromo aus Äthiopien, arbeitete der Herzog nachweislich linguistisch, und jener entwickelte sich in der Folge zu einem geschätzten Sprachinformanten des Münchner Linguisten Karl Tutschek¹⁵. Ein vergleichbarer Gewährsmann war auch der Botocude Quäck, den Prinz Maximilian zu Wied aus Brasilien mitbrachte¹⁶.

Da über die zweite Amerikareise des Herzogs wenig bekannt ist¹⁷, erweisen sich die Belege zu Alvarado um so wertvoller. Wer seine Eltern waren und wie er von

11 Katholisches Pfarramt Bad Mergentheim/Archiv Akte Konvertiten: Augustin Bargas 1837 (Dekan Erhard an den Katholischen Kirchenrat, 25. 5. 1837). Auch diesen Fund verdanke ich Herrn J. Spellbrink (wie Anm. 3), der den Bestand auf meine Bitte hin durchsah. Zur Identifizierung Beck's s. seine Schriften *J.T. Beck: Abschiedsrede*, gehalten den 5. Juni 1836 zu Mergentheim, Mergentheim 1836 und *ders.: Ueber die wissenschaftliche Behandlung der christlichen Lehre. Eine akademische Antrittsrede* gehalten zu Basel den 7ten November 1836, Basel. Beck und Bargas werden auch behandelt bei *W. Schlatter: Geschichte der Basler Mission 1815–1915*. Mit besonderer Berücksichtigung der ungedruckten Quellen. Bd. 1: Die Heimatgeschichte der Basler Mission, Basel 1916, S. 122f., 130f. Ein Aufsatz zu Bargas ist von mir in Vorbereitung.

12 Diese brachte er von seiner Reise in den Sudan mit, s. hierzu *Firla* (wie Anm. 1), S. 189 und *M. Firla, H. Forkl: Herzog Paul Wilhelm von Württemberg (1797–1860) und Afrika* (Sudan, Äthiopien, Kanuri und Afroamerika, in: *Tribus* 47 (1998), S. 57–95, hier S. 82–85.

13 *P.W. von Württemberg: Reisen und Streifzüge in Mexiko und Nordamerika 1849–1856*. Hrsg. u. eingel. von *Siegfried Augustin*. Mit ethnolog. Anm. v. *Egon Renner*, Stuttgart 1986, S. 55.

14 S. hierzu z. B. *Prinz M. zu Wied: Brasilien. Nachträge, Berichtigungen und Zusätze zu der Beschreibung meiner Reise im östlichen Brasilien*, Frankfurt am Main 1850, S. 99; *E. Kleßmann: Fürst Pückler und Machbuba*, Berlin 1998, S. 65 ff., 115, 154; *H.W. Debrunner: Presence and Prestige. Africans in Europe. A History of Africans in Europe before 1918*, Basel 1979, S. 267 ff.

15 *Firla, Forkl* (wie Anm. 12), S. 84 f.

16 *zu Wied* (wie Anm. 14), S. 99, 140.

17 Im 1944 in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart fast vollständig verbrannten Nachlaß des Herzogs befanden sich nur bruchstückhafte Aufzeichnungen (wie Anm. 10). Der 1835 veröffentlichte, vollständige Bericht der ersten Reise enthält aber gelegentliche Bezüge auf die zweite, da er erst nach ihrem Abschluß geschrieben worden war: s. *P. W. von Württemberg* (Ausgabe 1835, wie Anm. 2), S. 167 Anm., 306, 334, 364 u.a. Der Herzog hatte die Veröffentlichung des Berichts der zweiten Reise geplant (ebd., S. 298), die Tagebücher und ein mögliches Druckmanuskript sind jedoch bis heute un-

Horcasitas nach Tampico gelangte, wird wohl für immer im Dunkeln bleiben. Ohne Zweifel war er bereits in Mexiko (katholisch) getauft worden, da der Herzog ihn im Falle einer Taufe erst in Europa entsprechend seiner eigenen Konfession hätte lutheranisch taufen lassen, so wie er es später bei Paul Rehan und Karl Aman Habasch veranlasste¹⁸. Der 1831 sechzehnjährige Alvarado, damals ohne Zweifel noch mit dem Vornamen ‚Juan‘ versehen, war vom Herzog *mit dem Versprechen[,] für ihn zu sorgen, aus Amerika mitgenommen* und bis zu seinem Tod *in Allem unterhalten* worden¹⁹.

Welchen bürgerlichen Status Alvarado in Mexiko innehatte, ist nicht überliefert. Doch die Aussicht, im Haushalt eines hochadeligen Wissenschaftlers und Reisenden zu leben, durch ihn Auskommen und Ausbildung zu erlangen, könnte für den Sechzehnjährigen verlockend gewesen sein. Um seinen weiteren Werdegang in Europa nachzuvollziehen, sei hier zunächst das Inventar seines Nachlasses zitiert, das in dieser Hinsicht einigen Aufschluß gewährt:

Mergentheim

Inventarium

über

Die Verlassenschaft weil[and] J[ohann] Alvarado welchen S[ein]e K[önigliche] Hoheit Herzog Paul Wilhelm von Württemberg auf Höchst Ihrer Reise mit hiehergebracht haben, und der im Monat Oktober gestorben ist.

Prätiosen

Der Betrag an baaren Gelde wurde Herrn Sekretär Zwieseln übergeben

Ein Säckchen mit türkischem [ausgestrichen: amerikanischen] Gelde

1.f 30 xr

Eine Haarschnur in Gold gefaßt.

4.f —

2 Pfeifen à 12 xr

24.

1 Pfeifenbestek

4.

Bücher

Campes Entdeckung von Amerika

20.

Die Kunst Bücher zu binden

6.

auffindbar. Zu weiteren Belegen für die zweite Reise aus amerikanischen Archiven und Zeitungen s. *H. von Sachsen-Altenburg, R.L. Dyer: Duke Paul of Wuerttemberg on the Missouri Frontier 1823, 1830 and 1851, Boonville, Miss. 1998, S. 80, 83 u.a.* Einen bisher nicht rezipierten Überblick über die zweite Reise gibt der Herzog in einem Brief an Lorenz Oken vom 8. 12. 1832 (Bayerische Staatsbibliothek München Cgm 6268 fol. 216–217).

¹⁸ Zu ihrer Taufe s. *Firla, Forkl* (wie Anm. 12), S. 82, 83.

¹⁹ StadtA Bad Mergentheim Rep. A 1271, Nr. 31 (wie Anm. 5). Ein Freund Müller an den Rechtskonsulenten Hetzel in Mergentheim, 23. 10. 1841. Längungszeichen wurden aufgelöst.

<i>Der Haussekretär</i>		15.
<i>Ausgezeichneter Singkranz</i>		2.
<i>Die Bibel</i>	1.	—
<i>spanische Gramatik</i>		3.
<i>deto Wörterbuch</i>		12.
<i>dito französische</i>		3.
<i>Geographie</i>		6.
<i>kurze Einleitung der Rechenkunst</i>		4.
<i>katholisches Gebetbuch</i>		6.
<i>Predigten</i>		6.
<i>Anweisung kleiner Luftfeuerwerke</i>		1.
<i>einige gebundene Bücher, eine Karte etc.</i>		6.

Kleidungsstücke

<i>2 paar somerzeugene Beinkleider</i>	4.	—
<i>1 fasconirte Atlasweste</i>	1.	15.
	<hr/>	
	13f	43. xr
<i>1 dito von seiden Sammt</i>		30.
<i>1 dito braun seidene</i>		36.
<i>2 dito Pique 12xr u[nd] 24xr</i>		36.
<i>Einen türkischen Anzug von schwarzen Tuch. Bestehend in ein paar Beinkleider, Jake, Weste, und Gamaschen</i>	5f.	—
<i>1 grün leinener Schurz</i>		15. xr
<i>1 griechische Mützen</i>		12.
<i>2 deutsche dito. à 3xr</i>		6.
<i>2 paar Hosenträger [durchgestrichen: à]</i>		24.
<i>4 paar Handschuh</i>		6.

Weiszeug

<i>2 Hemden</i>	1.	20.
<i>3 Chmisets</i>		8.
<i>1 paar Unterhosen</i>		30.
<i>5 Taschentücher à 3xr</i>		15. xr
<i>Ein langes weißes Tuch</i>		20.
<i>15 paar Socken à 2xr</i>		30.

Schuhe

<i>2 paar Zeugschuhe</i>	2.	—
<i>2 paar Pantoffeln à 30xr u[nd] 15xr</i>		45.

Gemeiner Hausrath

2 chinesische Körbe	18.
1 Uhrgehäuß	3.
1 Rasirzeug ohne Meßer	2.
1 Zahnstocher Etuis	2.
Eine Tabaksdose	6.
Ein Pettschaft mit Alvarados Nahmen	12.
	<hr/>
Diese genannten Gegenstände übernommen zu haben	14.f 16.
	<hr/>
	27.f 59. xr

T[estis]

Louise Stolz

Mergentheim den 24 t[en] Februar 1842.

Hausverwaltern

Die richtige Aufnahme bescheinigt

P[aul] W[ilhelm] H[erzog] v[on] Württemberg

Auf einem eigenen Blatt befindet sich die Aufstellung der Dienstkleidung, die nicht zum persönlichen Besitz gehörte:

*In das Herzogliche Inventar gehörend**Ein Oberrok rusisch grün**dito olivengrün mit Sammtkragen**1 paar Beinkleider von grauem Casemir**2 paar dito von englischen Leder**1 paar Lederstiefeln**Die Richtigkeit bescheinigt*

P[aul] W[ilhelm] H[erzog] v[on] Württemberg

*Diese Kleider sind dem Alvarado zur Benutzung in seinem Dienstverhältniß übergeben worden*²⁰

Beginnen wir mit der Liste der *Bücher*. Die *Bibel*, die *Predigten* und das *katholische[.] Gebetbuch* dienten der religiösen Unterweisung, die *kurze Einleitung der Rechenkunst* und die *Geographie* der schulischen Bildung. Die Sprachlehrbücher

²⁰ StadtA Bad Mergentheim Rep. A 1271, Nr. 31 (wie Anm. 5); Längungszeichen wurden aufgelöst. Wie der Schriftvergleich zeigt, hatten die Hausverwalterin und der Herzog die Aufstellung gemeinsam zusammengestellt. Letzterer nahm z. B. die Schätzung der einzelnen Stücke vor.

zeigen, daß Alvarado außer Spanisch und Deutsch auch Französisch, die Sprache der Gebildeten, lernte. Bei dem ersten Titel in der Bücherliste kann es sich nur um Joachim Heinrich Campes „Die Entdeckung von Amerika. Ein angenehmes und nützliches Lesebuch für Kinder und junge Leute“²¹ handeln. Durch dieses Werk lernte Alvarado auch die Geschichte der Eroberung seiner Heimat Mexiko kennen, die Campe durchaus kritisch darstellt²². Bei dem Werk *Ausgezeichneter Singkranz* handelt es sich zweifellos um eine Sammlung einschlägiger Lieder zum gemeinsamen Singen in geselliger Runde²³, einer wichtigen Form sozialen Lebens in jener Zeit. Hinter dem *Haussekretär* dürfte sich ein Briefsteller für die schriftliche Kommunikation in allen Lebenslagen verbergen²⁴, dessen Früchte wir noch in zwei Beispielen aus der privaten Korrespondenz Alvarados kennenlernen werden. In *Die Kunst Bücher zu binden* finden wir eindeutig Alvarados Lehrbuch aus seiner Zeit als Buchbinderlehrling, die er um 1837/38 bei Buchbinder Wart(t)ig in Künzelsau absolvierte²⁵. Die *Anweisung kleiner Luftfeuerwerke* schließlich dürfte Alvarado befähigt haben, bei besonderen Gelegenheiten im Schloßpark Feuerwerke zu arrangieren, was ja als ein beliebtes Vergnügen hochadeliger Festlichkeiten galt.

Wie oben bereits bemerkt, absolvierte Alvarado um 1837/38 eine Buchbinderlehre bei Buchbinder Wart(t)ig in Künzelsau²⁶. Da der Herzog mit der Zeit eine umfangreiche Bibliothek erwarb, die 1850 über 1500 Bände enthielt²⁷, ist die handwerkliche Ausbildung Alvarados naheliegend, denn durch sie konnte er die in jener Zeit in der Regel noch ungebundenen Neuzugänge der Bibliothek binden, was sich als ebenso praktisch wie kostengünstig erweisen mußte.

Aus der Zeit seiner Buchbinderlehre hatte Alvarado bereits im Juli 1838 mit Barbara Wulfinger, der Magd seines Lehrherrn, einen unehelichen Sohn²⁸. Aus dieser Zeit sind zwei Briefe von ihm an Wulfinger und einen Vertrauensmann, den Schreinerobermeister Zühr, erhalten, in denen sich die praktische Wirkung seines mutmaßlichen Briefstellers mit dem Titel *Der Haussekretär* dokumentiert. Zunächst sei der Brief an Barbara Wulfinger zitiert:

21 Zuerst erschienen 1782; weitere Auflagen erfolgten mit leicht abgeändertem Titel, z. B. *J. H. Campe: Die Entdeckung von Amerika. Ein Unterhaltungsbuch für Kinder und junge Leute. Neueste u. verbesserte Auflage, 2 Bde, Reutlingen 1835.*

22 Ebd. Bd. 2, S. 27f. u. v. a.

23 Wohl vergleichbar der Sammlung von *J.J. Algier: Neuester Lieder-Kranz für den fröhlichen Sänger aus den beliebtesten älteren, neuern und neuesten Gesängen gewunden, Reutlingen 1841.*

24 Wohl vergleichbar dem Titel von *J.C. Seitz: Haussekretär oder unentbehrlicher Briefsteller enthaltend alle Arten von Schreiben für alle Fälle im Leben, Ulm 1845.*

25 Siehe hierzu unten.

26 Zur Datierung der Lehre: Alvarado an Barbara Wulfinger, 9. 7. 1841 und Alvarado an Schreinerobermeister Zühr, 9. 7. 1838 (StadtA Bad Mergentheim Rep. A 1271, Nr. 31; wie Anm. 5). Zur Erwähnung der Buchbinderlehre: Freund Müller an den Rechtskonsulenten Hetzel, 23. 10. 1841 (ebd.). Da Alvarado schon Anfang Juli 1838 mit der ehemaligen Magd seines Lehrherrn einen unehelichen Sohn hatte, muß er spätestens seit 1837 bei ihm gelernt haben.

27 HStAS G 283 Bü 3 (Katalog der herzoglichen Bibliothek).

28 Wie Anm. 26.

Barbahra Wulfingerin!

Mergentheim d[en] 9. Juli 1838

Sie erhält hier das von mir versprochene Geld und zwar nur 4¹/₂fl. denn es war mir unmöglich mehr zuschicken vielleicht das nächst Mal mehr.

Im ausgang des nächsten Monats oder in fünf Wochen werde ich, eine Reise mit S[eine]r Hoheit machen, wo ich Sie dann wenn mir möglich ist, sprechen werd. Schreibe Sie, mir das nächste Mal wie das Kind sich befindet.

Es grüßt, Ihr

N. N. [d. i. Johann Alvarado; d. A.]

Diesen Brief legte Alvarado zusammen mit den viereinhalb Gulden einem Schreiben an den Schreinerobermeister Zühr bei:

Herr Zühr!

Es thut mir sehr leid, Sie mit diesen Auftrag zu belästigen, aber in der Überzeugung daß Sie mir es nicht übelnehmen werden, da mir Eure Frau gemahlin die Erlaubniß gab, wann ich etwas an der B[arbara] zu schicken habe, an Sie nach Künzelsau zu schicken soll und von Dort, von Sie weiter versendet werd.

Es empfehle sich besstens

Euer Wohlgebor[en] ergebenst

J[ohann] Alvarado

Künzelsau d[en] 9. Juli 1838²⁹

Der Briefstil mit seinen gewandten Formulierungen verrät offenkundig die Zuhilfenahme des *Haussekretärs*, was natürlich das Einschleichen grammatikalischer u. ä. Unsicherheiten nicht verhindern konnte, mit denen Nicht-Muttersprachler häufig zu kämpfen haben. Die Nennung unterschiedlicher Abfassungsorte (zuerst Mergentheim, dann Künzelsau) könnte auf Alvarados Nervosität beruhen, die angesichts des heiklen Briefthemas unterstellt werden darf.

Der Herzog, der 1833 und 1836 selbst Vater zweier illegitimer Töchter geworden war³⁰, durfte von Alvarados Vaterschaft laut dessen Aussage nichts wissen, da er ihn sonst *verstoßen* hätte. Diese Tatsache vertraute Alvarado auch Barbara Wulfinger an, die deshalb auf eine amtliche Durchsetzung ihrer Unterhaltsansprüche für das gemeinsame Kind jahrelang verzichtete, obwohl Alvarado ihnen nur ungenügend nachkam. In Künzelsau war die Vaterschaft jedoch *so ziemlich allgemein bekannt*³¹.

29 Wie Anm. 5.

30 Firla (wie Anm. 1), S. 187–188.

31 Müller an Hetzel (wie Anm. 19).

Alvarado *vertröstete* Barbara Wulfinger *besonders auf seine Zurückkunft von der großen Reise, die er im Gefolge S[eine]r Hoheit machte*³². Diese Reise kann keine andere gewesen sein als die 1839–40 in den Sudan unternommene, die den Herzog über Alexandria, den (Blauen) Nil bis nach Fazoglu und dann den Tumat-Fluß aufwärts bis in das Gebiet des 9. Breitengrades nördlicher Breite führte³³. Wie immer auf seinen Reisen, widmete er sich auch in diesem Fall ausgiebig seiner Sammlertätigkeit auf den Gebieten der Zoologie, Botanik, Mineralogie, Ethnographie etc. Von der Militärniederlassung Famaka bei Fazoglu aus nahm er an einer Militärexpedition türkisch-ägyptischer Truppen teil, die im Auftrag des Vizekönigs Mehmet Ali die noch unerforschten Goldgebiete des unterworfenen Territoriums untersuchen sollte³⁴.

Der Herzog brachte eine Reihe von Dienern aus Europa mit³⁵, doch erfahren wir über die Einzelpersonen fast nichts. Über Alvarado allerdings ist ohne Namensnennung eine kleine Episode überliefert. Zwischen dem 23. und 28. Mai 1840 trug sich nämlich nördlich von Korosko während der Fahrt auf dem Nil folgender Vorfall zu, den der Herzog in seinem Reisebericht schildert: *Mein kleiner Neger-sklave, der an den Blattern schwer erkrankt war, fiel in vollem Lauf des Schiffes in den Strom, mein mexikanischer Diener, obgleich kein guter Schwimmer, stürzte dem Kinde nach u[nd] erfaßte es gerade beim Untergehen. Inzwischen sprangen die Schwimmer in den Strom u[nd] brachten beide an Bord*³⁶. Alvarado rettete somit einen kleinen Afrikaner unter Lebensgefahr vor dem Ertrinken.

Die auf der Sudanreise benützte Kleidung dürfte vor allem der in Alvarados Nachlaßinventar *verzeichnete türkische[.] Anzug von schwarzem Tuch*³⁷ gewesen sein, da auch der Herzog einen solchen trug³⁸. Welchen materiellen Gewinn sich Alvarado von seiner Reise versprach, so daß er Barbara Wulfinger mit ihren Unterhaltsansprüchen *besonders auf seine Zurückkunft*³⁹ von dieser Reise vertrösten konnte, ist nicht bekannt. Möglicherweise hoffte er, in Ägypten und im Sudan gesammelte oder gekaufte Objekte (Ethnographica, Zoologica, Botanica etc.) in Europa weiterveräußern zu können. Wie sein Nachlaßinventar zeigt, besaß er *[e]in Säckchen mit türkischen Gelde* im Wert von 1 Gulden und 30 Kreuzern⁴⁰, das aus dem zu jener Zeit unter türkischer Oberherrschaft stehenden Gebiet gestammt haben muß. Dabei ist natürlich nicht auszuschließen, daß Alvarado zwar einen finanziellen Vorteil aus der Reise gezogen hatte, ihn dann aber doch nicht zur Begleichung seiner Un-

32 Ebd.

33 Wie Anm. 7.

34 *Firla, Forkl* (wie Anm. 12), S. 61–82.

35 Wie Anm. 7, fol. 93.

36 Ebd., fol. 142.

37 Wie Anm. 20.

38 *Firla, Forkl* (wie Anm. 12), S. 57 Abb. 1.

39 Wie Anm. 19.

40 Wie Anm. 20.

verhaltsschulden verwendete, wie wir aufgrund der unten noch zu behandelnden Erbschaftsangelegenheit vermuten können.

Als *Cammerdiener*, wie ihn die Verlassenschaftsakte bezeichnet⁴¹, arbeitete Alvarado in einer beachtlichen sozialen Stellung, denn ein solcher konnte traditionsgemäß bis zum Chef der übrigen sog. Niederen Dienerschaft aufsteigen ('Erster Kammerdiener'), zu der die Lakaien, Tafeldecker usw. gehörten, und nahm eine absolute Vertrauensstellung gegenüber seinem Arbeitgeber ein⁴². Als Kammerdiener muß Alvarado auch Vorgesetzter des oben bereits erwähnten *Tafeldieners* Augustin Bargas⁴³ gewesen sein, der lediglich an der Tafel servierte. Sein Lehrmeister, der Buchbinder Warttig in Künzelsau, bezeichnete Alvarado als *Günstling* des Herzogs⁴⁴, wobei diese Bezeichnung nicht negativ, sondern im Sinne von ‚in der Gunst des Herzogs stehend‘ zu verstehen ist. Warttig, dem Alvarado nach seinem Tod noch 8 Gulden 30 Kreuzer schuldete, schätzte seinen ehemaligen Lehrling zweifellos, denn er erklärte später bedauernd, es sei *wirklich recht Schade* um den Verstorbenen⁴⁵.

Alvarado wurde seziert⁴⁶, weshalb auch seine oben bereits erwähnte Todesursache – *Lungenentzündung u[nd] Brustwassersucht*⁴⁷ – feststeht. Während der Schädel des oben ebenfalls bereits erwähnten Botocuden Quäck in Diensten des Prinzen Maximilian zu Wied⁴⁸ nach Quäcks Tod 1833 in die Anthropologische Sammlung des Anatomischen Museums der Universität Bonn kam und in der Abteilung „Schädel fremder Raçen seinen zweifelhaften Platz fand“⁴⁹, scheint man Alvarado vollständig begraben zu haben, wie die einzelnen Rechnungsposten des Leichenschauers vermuten lassen⁵⁰. Das Begräbnis selbst fand in der allgemein üblichen Form statt, dies zeigt der ausgefüllte Rechnungsvordruck. Unter anderem wirkten *Cantor, Städtzinkenist und Singknaben ...[,]* *Organist und Calcant* mit. In der Rubrik *Stiftung für Wachs ...[,]* *Gebrauch des Leichenwagens und des Bahrtuchs* ist das Wort *Leichenwagen* ausgestrichen, für dessen Bespannung jedoch 1 Gulden berechnet⁵¹. Dies dürfte bedeuten, daß der Herzog es sich nicht nehmen ließ, einen geeigneten Wagen mit Kutscher aus seinem Bestand für Alvarados letzten Weg

41 Wie Anm. 5.

42 M. Firla: Angelo Soliman in der Wiener Gesellschaft vom 18. bis 20. Jahrhundert, in: G. Höpp (Hrsg.): Fremde Erfahrungen. Asiaten und Afrikaner in Deutschland, Österreich und in der Schweiz bis 1945, Berlin 1996, S. 69–94, hier S. 71 f.

43 Wie Anm. 11.

44 StadtA Bad Mergentheim (wie Anm. 5): Buchbinder Warttig an Herzog Paul Wilhelm von Württemberg, 21. 11. 1841.

45 Ebd.

46 StadtA Bad Mergentheim (wie Anm. 5): Rechnung des Leichenschauers Johann Fink, 25. 10. 1841.

47 Wie Anm. 9.

48 S. hierzu oben.

49 H. Schaafhausen: Die anthropologische Sammlung des Anatomischen Museums der Universität Bonn am 1. März 1877, Braunschweig 1880, S. 55.

50 Wie Anm. 46. Es wurde eine *Leichen Kleidung angezogen und zu der Beerdigung vorbereitet*.

51 StadtA Bad Mergentheim (wie Anm. 5): *Kosten=Berechnung über das Leichenbegängniß*, 28. 10. 1841.

einzusetzen, der dann mit der gebräuchlichen Bespannung versehen wurde. Der Drucker und Verleger Thomm verzichtete übrigens auf die Gebühr für das Begräbniskostenformular⁵². Bei ihm war 1828 schon der erste, unvollständig publizierte Reisebericht des Herzogs⁵³ erschienen. Und vermutlich hatte er mit dem ausgebildeten Buchbinder und Kammerdiener Alvarado kontinuierlich zu tun gehabt.

Nachdem Barbara Wulfinger, die Mutter des gemeinsamen Sohnes, von Alvarados Tod erfahren hatte, wandte sie sich an einen früheren Dienstherrn namens Müller in Künzelsau, bei dem sie als Magd verpflichtet gewesen war. Dieser nahm sich ihrer an und stattete sie mit einem Brief an seinen Freund, den Rechtskonsulenten Hetzel in Mergentheim, aus, den sie in der Folge aufsuchte. Das Schreiben, aus dem oben bereits zitiert wurde, soll hier vollständig wiedergegeben werden:

Lieber Freund!

Die Überbringerin dieses war früher als Magd in meinem Hause und hat mich deshalb in einer Angelegenheit um Rath gefragt, die für sie von Wichtigkeit ist, jedoch nach meiner Ansicht nur von Mergentheim aus zweckmäßig behandelt werden kann.

Dieses Mädchen brachte gestern in Erfahrung, daß Alvarado, der Diener Seiner Königl[ichen] Hoheit des Herzogs Paul von Württemberg am Dienstag gestorben sei. Sie hat von Alvarado aus der Zeit da er bei Buchbinder Wartig dahier in der Lehre stand und sie in demselben Haus als Magd diente, ein unehel[iches] Kind, für welches Alvarado nach Kräften zu sorgen versprach, bisher aber aus Abschlagszahlungen, im Ganzen ettliche und 40fl. erhalten hat. A[lvarado] vertröstete sie besonders auf seine Zurückkunft von der großen Reise, die er im Gefolge S[eine]r Hoheit machte. Sie wünscht nun von der Verlassenschaft des A[lvarado] Befriedigung für ihre Ansprüche, weiß aber nicht, worin sie besteht und wie sie überhaupt ihre Sache anzugreifen hat. Wahrscheinlich hängt Alles von der Gnade Seiner Königl[ichen] Hoheit ab, indem A[lvarado] von dem Herzog mit dem Versprechen, für ihn zu sorgen, aus Amerika mitgenommen und bisher in Allem unterhalten wurde. Der Verstorbene äußerte zwar mehrmals, er habe ein ziemliches Guthaben bei S[eine]r Hoheit, indem er sich von seinem Monatgeld schon Ersparnisse gemacht habe. Es wird aber wohl Niemand als der Herzog selbst es wissen, was derselbe guthat und es ist dabei nur das beruhigend, daß natürlich S[ein]e Hoheit ein etwaiges Guthaben von Selbst angeben wird. Das Mädchen ließ sich von früherer förmlicher Geltendmachung ihrer Ansprüche auch durch die Vorstellung Alvarados abhalten, daß er von S[eine]r Hoheit verstoßen werden möchte, wenn sein Vergehen be-

52 Ebd.

53 P.W. von Württemberg (wie Anm. 2, Ausgabe 1828).

kannt würde. Übrigens ist das Verhältniß hier so ziemlich allgemein bekannt.

Ich ersuche Dich nun, lieber Freund, Dich des Mädchens, welches ich sehr bedaure, bestens anzunehmen und ihre unglückliche Lage entweder selbst oder doch einen andern bei S[eine]r K[öniglichen] Hoheit empfohlenen Mann dem Herzog vorzustellen und dessen Gnade und Milde für das verlassene Söhnchen des Alvarado nachzusuchen.

*Zu angenehmen Gegendiensten stets bereit,
grüßt Dich mit alter Freundschaft*

Dein Müller

Künzelsau, 23. Okt[ober] 1841⁵⁴

Materiell müßte es Alvarado eigentlich gutgegangen sein, vorausgesetzt der notorisch in Geldnöten steckende Herzog⁵⁵ bezahlte sein Gehalt regelmäßig. Wenn tatsächlich bei ihm *ein ziemliches Guthaben* in Form von *Ersparnissen* bestand, wie Alvarado Barbara Wulfinger laut dem oben zitierten Brief gesagt hatte, dann stellt sich natürlich die Frage, ob er nicht unter einem Vorwand ohne Erwähnung der Unterhaltsansprüche, den Herzog um die Auszahlung hätte bitten können. Selbstverständlich ist es auch denkbar, daß Alvarado wie so mancher unterhaltspflichtige Vater seinen Beitrag einfach nicht leisten wollte.

Über bescheidenen Luxus verfügte Alvarado nur in Form einer *Haarschnur in Gold gefaßt*, wohl als Uhrkette gearbeitet⁵⁶, und eine *Atlasweste*, wie wir sie auf dem oben bereits zitierten Inventar fanden⁵⁷. An Bargeld hatte er der Hausverwalterin Louise Stolz einige Tage vor seinem Tod insgesamt 39 Gulden 4 Kreuzer übergeben, wovon man die Beerdigungskosten in Höhe von 33 Gulden 3 Kreuzern bestritt⁵⁸. Zu den verbleibenden 6 Gulden 1 Kreuzer kam noch die Summe von 47 Kreuzer für einige ebenfalls kurz vor dem Tod an Louise Stolz übergebene Kleinigkeiten (Hemdenknöpfe etc.). Dies ergab eine Summe von 6 Gulden 48 Kreuzern, die man zunächst zur Tilgung von Alvarados Schulden (beim Arzt, Apotheker, Schuhmacher, Kaufmann, ehemaligen Lehrherrn) von 54 Gulden 20 Kreuzern verwendete⁵⁹. Nachdem der Herzog diese Schulden jedoch für Alvarado bezahlt hatte⁶⁰, verblieben zusammen mit dem Wert der im *Inventarium* aufgelisteten Ge-

54 Wie Anm. 19.

55 Firla (wie Anm. 1), S. 185, 190.

56 Es handelt sich vermutlich um eine aus Menschenhaar geflochtene Schnur, deren Ende fixierende Verzierungen aus Gold aufwies. Entsprechende Uhrketten erlebten ebenso wie Broschen, Halsketten, Armbänder usw. im 19. Jahrhundert eine „Hochblüte“; s. hierzu E. Swoboda: *Kostbarkeiten aus menschlichen Haaren* (Stiftung St. Galler Museen, Museumsbrief 69), St. Gallen 1992, S. 3, 6 Abb. 3. Für den Hinweis auf diese Publikation und die Überlassung einer Kopie danke ich ganz herzlich Herrn Dr. Rainer Y. Württembergisches Landesmuseum Stuttgart.

57 Wie Anm. 20.

58 StadtA Bad Mergentheim (wie Anm. 5): Aufstellung vom 19. 10. 1841.

59 StadtA Bad Mergentheim (wie Anm. 5): Aufnahme vom 18. Oktober 1841.

60 StadtA Bad Mergentheim (wie Anm. 5): Endgültige Vermögensaufstellung vom 9. 8. 1845 (sic!).

genstände des persönlichen Besitzes von 27 Gulden 59 Kreuzer⁶¹ dann doch noch 34 Gulden 47 Kreuzer als Erbe. Diesem standen allerdings 120 Gulden (pro Jahr 20 Gulden, berechnet für 1839 bis zum eingesetzten Abschlußjahr 1845) Unterhaltsanspruch Barbara Wulfingers für den gemeinsamen Sohn gegenüber. Ihr sprach das Nachlaßgericht deshalb das Erbe zu, wobei jedoch immer noch 85 Gulden 13 Kreuzer als nicht erhaltene Alimente verblieben. Dies entsprach dem Unterhalt für gute vier Jahre⁶². Es ist aber gleichwohl denkbar, daß der Herzog, der ja selbst zwei 1833 bzw. 1836 geborene illegitime Töchter seit ihrem jeweiligen dritten Lebensjahr an seinem Hof erzog⁶³, auch diese Rechnung für Alvarado beglich.

3. Schluß

Vorausgesetzt, Johann Alvarado war zumindest ein Halbindianer wie Baptiste Charbonneau, dann zeigt sich in seiner Biographie das Maß an sozialer Integration, das sich für einen solchen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als möglich erwies. Dabei muß diese Integration natürlich von beiden Seiten, dem außereuropäischen Individuum und der lokalen Gesellschaft in Europa zugleich realisiert werden. Da Alvarado bei seiner Ankunft in Mergentheim noch relativ jung war (16 Jahre), dürfte ihm die Enkulturation leichter gefallen sein als z. B. einem älteren Erwachsenen. Dieser Bereitschaft mußte natürlich die Einstellung der Mergentheimer Bevölkerung entsprechen. Ihre Haltung dokumentiert sich auch in der oben bereits zitierten Bezeichnung für den Halbindianer Baptiste Charbonneau. Er wurde *der Amerikaner* genannt⁶⁴. Man bezog sich somit auf den Heimatkontinent Charbonneaus und nicht auf seine ‚Rasse‘. Die physisch-anthropologische Charakterisierung trat somit in den Hintergrund zugunsten der geographischen. Wenn sie von mir in bezug auf den mutmaßlichen ‚Zumindest-Halbindianer‘ – um dieses Unwort nur dieses eine Mal zu gebrauchen – Alvarado in der Mergentheimer Gesellschaft betont wird, dann um mit dieser Charakterisierung Alvarados Rolle von derjenigen zu unterscheiden, die viele Indianer als ‚merkwürdige Wilde‘ in europäischen Völkerschauen spielten. Denn dort interessierte nur das Exotische, was immer man darunter auch verstanden haben mag, und dort traten auch nur die mongoliden Bewohner (ohne Beteiligung der europiden Bevölkerung) Amerikas in Erscheinung⁶⁵. Vorausgesetzt also, Alvarado verfügte über zumindest einen indianischen Elternteil, dann ist seine Biographie offensichtlich das Beispiel für die ge-

61 Wie Anm. 20.

62 Wie Anm. 60.

63 *Firla* (wie Anm. 1), S. 187f.

64 Wie Anm. 3.

65 S. hierzu z. B. C. *Mulvey*: Among the SAG-A-NOSHES. Ojiba and Iowa Indians with George Catlin in Europe, 1843–1848, in: *C.F. Feest* (Hrsg.): *Indians and Europe. An Interdisciplinary Collection of Essays*, Aachen 1987, S. 253–275. Im übrigen soll hier darauf hingewiesen werden, daß die Varietät der europiden, negriden und mongoliden Gruppe ein Faktum ist. Rassistisch wird diese Einteilung erst, wenn man aus ihr Wertungen ableitet.

glückte Integration eines (Halb-) Indianers in der Mergentheimer Gesellschaft. Nehmen wir dagegen an, Alvarado war nicht indianischer Abstammung, dann liefern die mikrogeschichtlichen Belege seines Lebens schlicht Bausteine zur Biographie einer der Personen, die zum Hof Herzog Paul Wilhelms gehörten. Dieser Personenkreis (Dienerschaft, illegitime Töchter, Afrikaner, die man als *Angehörige des Herzogs* verstand⁶⁶ usw.) war so außerordentlich vielfältig, daß seine Erforschung erst am Anfang steht⁶⁷.

66 Firla, Forkl (wie Anm. 12), S. 82.

67 Zu Carl Joseph von Adelsheim, der bis 1848 herzoglicher Hofverwalter war, s. den materialreichen Beitrag von C. Bittel: Carl Joseph v. Adelsheim (1790–1864). Soldat, Kunst- und Altertumsammler, Autodidakt, in: A. Bengel (Hrsg.): Wachbach. Geschichte eines Dorfes, Bad Mergentheim 1995, S. 61–74. Zu den beiden bereits erwähnten Afrikanern Paul Anton Rehan und Karl Aman Habasch s. Firla, Forkl (wie Anm. 12), S. 82–85.

Die Flachsbrechmaschinen des Wagnermeisters Benner: Zur Erforschung einer hölzernen Geräteart der vorindustriellen Gesellschaft

VON ELMAR HAHN und VOLKER IMMEL

Wenn in diesem Jahr des 20jährigen Jubiläums der Gründung des Vereins Hohenloher Freilandmuseum gedacht wird, so erinnert man sich auch der Anfänge in diesem heute überregional bedeutenden Freilandmuseum in Nordwürttemberg. Neben einer raschen Wiederaufbautätigkeit der translozierten Gebäude erfolgte parallel das umfangreiche Sammeln und Bewahren der Zeugnisse der historischen Wohn-, Arbeits- und Lebenskultur auf dem Lande. Mit der zunehmenden Strukturveränderung in der bäuerlichen Welt, mit der Technisierung und Automatisierung verschwanden immer mehr die über Jahrzehnte und Jahrhunderte gebräuchlichen Arbeitsgeräte, Werkzeuge und Maschinen. Frühzeitig erkannten die Museumsverantwortlichen die besondere Bedeutung und Wertigkeit der ländlichen Zeugnisse dieser einstmaligen Arbeitswelt, verbunden mit einer regen Erwerbstätigkeit an Geräten und Objekten aus dem Werkstoff Holz.

Ob Dreschflegel oder Drehbutterfaß, Ochsenjoch und Schlitten, Waschtrog und Weingölte, ob Ackerwalze oder Egge, Getreideputzmühle und Strohstuhl, die Gattung der hölzernen vorindustriellen Arbeitsgerätekultur war ehemals eine sehr vielseitige. Nicht übersehen werden darf, daß in der Gruppe der ländlich-bäuerlichen Geräte auch schon die Maschine mit einfacher oder komplizierter Mechanik eine Rolle spielte, und dies nicht erst seit dem vorigen Jahrhundert. Die alten Webstühle, Spinnräder oder Garnhaspeln mit Zählwerk, die fußbetriebenen Drehbänke und rotierenden Flachsschwingräder zeugen von der schöpferischen Erfindungsgabe unserer Vorfahren auf dem Lande.

Bäuerliche Gegenstände sind mehr als nur interessantes Sammlungsgut von Museen oder wertvolle Antiquitäten in Erinnerung an „die gute alte Zeit“ – sie sind einzigartige Exponate eines längst vergangenen schweren Arbeitsalltages und doch zugleich Teil unseres kulturellen Erbes, welches es zu bewahren und zu pflegen gilt.

Die Suche und das Aufspüren der letzten noch vorhandenen Holzgeräte oder bisher unbekannter hölzerner Maschinen war in den 50er und 60er Jahren von maßgeblichen Museumswissenschaftlern und Volkskundlern vor allem in Norddeutschland betrieben und teilweise in Sammelaufrufen an die ortsansässige Bevölkerung publiziert worden¹.

1 Heinrich Ottenjann, der Nestor und Museumsleiter der volkskundlichen Sammlung des Heimatmuseums und späteren Museumsdorfes Cloppenburg in Niedersachsen, veröffentlichte bereits 1955 im



Abb. 1 Eine seltene Aufnahme aus den 20er Jahren: Beim Brechen des Flaches im Freien vor einer Hütte in Rienharz bei Welzheim (Bildarchiv Hohenloher Freilandmuseum, Fotograf: A. Leopold).

Darunter fallen auch die Geräte zur äußerst wichtigen Flachsverarbeitung, die einfügigen und doppelfügigen Handbrechen, die Klotzbrechen mit Sitz, die Flachschwinghölzer und Schwingstöcke sowie die Hechelstühle. Der Flachs-anbau stellte vor rund hundertfünfzig Jahren einen wichtigen Erwerbszweig der Landbevölkerung dar, die mühsame und aufwendige Verarbeitung des Rohstoffes Flachs zur Fasergewinnung für Kleidung, Tisch- und Bettzeug war lebensnotwendig. Der Samen in den Kapseln lieferte ausgepresst das begehrte Leinöl, welches bei der Herstellung von Farben und Bindemitteln, bei der Speisezubereitung und vor allem zu Beleuchtungszwecken vielfach eingesetzt wurde. Die Verarbeitung von Flachs mit dem Wässern und Dörren, mit dem Brechen und Schwingen sowie dem Riffeln und Hecheln, bei dem die kurzen Fasern ausgeschieden wurden und die langen, zum anschließenden Spinnen geeigneten Teile verblieben, war im gesamten 19. Jahrhundert für die Bauern eine wichtige Grundlage ihrer Existenz und allgemein verbreitet, bevor die Baumwolle den Flachs fast restlos verdrängte.

Im Dritten Reich wurde der Gespinstpflanzenanbau durch den Reichsnährstand vehement gefördert, agrartechnische Schriftenreihen und Publikationen beschäf-

tigten sich eingehend mit dem Flachs- und Hanfanbau². Den bäuerlichen Betrieben wurden praktische Tips und Anleitungen bei fachgerechtem Anbau, ertragsreicher, sorgfältiger Ernte und spezifischer Verarbeitung gegeben. Im Zeichen der „Erzeugungsschlacht“ galt es, das *Letzte aus der Scholle für die Ernährung des deutschen Volkes herauszuholen*³. Während des Zweiten Weltkrieges zierten in Mecklenburg große Plakatwände die Felder und warben für den Anbau von Flachs⁴.

Unbedingt muß vermerkt werden, daß der Flachsenbau zu keiner Zeit und vor allem nicht in den untersuchten Gemeinden des Oberamtes Hall, weder von der Flächengröße noch von der Menge und dem Ernteertrag, jemals an den Stellenwert etwa der Getreidearten heranreichte. Weizen, Roggen, Dinkel, Einkorn, Gerste und Hafer hatten immer bedeutenden Vorrang vor dem Flachs. In vorliegendem Aufsatz soll aber nicht der Flachsenbau mit der Aussaat im Monat Mai oder der Ernte im August behandelt werden, sondern das Interesse gilt allein einer hölzernen Maschine innerhalb der sehr umfangreichen Verarbeitung dieser Gespinstpflanze.

Die Flachsbrechmaschine im Bestand des Hohenloher Bauernmuseums

Eine seltene, aus dem vorigen Jahrhundert stammende Maschine zum Brechen des Flachses finden wir in der außerordentlich reichen und vielgestaltigen Sammlung des Hohenloher Bauernmuseums in Untermünkheim-Schönenberg.

Im Hohenloher Bauernmuseum, dem Vorgänger des Hohenloher Freilandmuseums, vom Land Baden-Württemberg als Beispiel hervorragender kommunaler Bürgeraktivität ausgezeichnet, war unter der Trägerschaft des Vereins „Alt Hall“ durch den Schwäbisch Haller Bürgermeister Erich Specht und eine kleine Schar engagierter ehrenamtlicher Mitarbeiter über Jahre eine Sammlung von mehreren hundert Gegenständen zusammengetragen worden, die mehrheitlich Exponate der Hohenloher Bauern, darunter viele hölzerne Objekte, umfaßte. Im Erdgeschoß des 1838 erbauten Wohn-Stallhauses Feuchter in Schönenberg, welches die Sammlung des Hohenloher Bauernmuseums aufnahm und seit 1972 der Öffentlichkeit zugänglich war, befanden sich in den ehemaligen Viehställen zwei Ausstellungsräume mit bäuerlichen Arbeitsgeräten.

„Die beiden Räume enthalten hölzerne Eggen und Pflüge, Stroh- und Futter-schneider, eine Getreideputzmühle, hölzerne und steinerne Ackerwalzen, Hand-arbeitsgeräte verschiedenster Art, eine Raubvogelfalle, eine Marderfalle, Hanf-

2 S. Helmut Koch: Gespinstpflanzenanbau (Arbeiten des Reichsnährstandes 3), Berlin 1942.

3 Zitat aus einem Geleitwort des Reichsobmanns des Reichsnährstandes, Gustav Behrens.

4 Parolen wie: *Von dieser Flachsenbaufläche werden 4 kriegsstarke Kompanien mit Drilllichzeug versorgt*, oder: *Auf dieser Fläche wachsen 90 Drilllichanzüge*, warben auf großen Plakatwänden mitten in den Feldern für einen verstärkten, kriegswichtigen Flachsenbau.



Abb. 2 Die ausgerissenen Flachsstengel werden zu Garben gebunden und zusammengestellt, hier bei der Ernte auf einem Museumsfeld im Jahre 1991 (Bildarchiv Hohenloher Freilandmuseum, Fotograf: Uwe Larsen).



Abb. 3 Die Flachsbrechmaschine aus Rückertsbronn innerhalb der Geräteausstellung im Hohenloher Bauernmuseum in Schöningen (Bildarchiv Hohenloher Freilandmuseum, Fotograf: Heinrich Mehl).

und Flachsbrechen, eine hölzerne Flachsbrechmaschine, Flachsheckel und Flachsriffel, ein Heurreff (Trage) und viele andere Kleingeräte⁵.

Hier ist zum ersten Mal eine ganz aus dem Werkstoff Holz bestehende Flachsbrechmaschine aufgeführt. Dieser Breche mit Handkurbelantrieb und beweglichen Walzen lag ein arbeitserleichtendes Prinzip zugrunde: das Auf und Nieder der Hand- und Klotzbrechen wurde durch die drehende Bewegung der horizontal gelegten Walzen mit ihren Rillen, zwischen denen die holzigen Hüllen der Flachsstengel vielfach gebrochen wurden, ersetzt. Auch bei den Handbrechen wurde das in den Stengeln des Flachs befindliche Holz zerbrochen und abgelöst, doch geschah dies zwischen den scharfkantigen, ineinandergreifenden Hölzern von Lade und beweglichem Arm der Breche.

Die auf breiten Seitstollen mit Schleifkufen gelagerte Maschine mit ihren drei ineinander drehenden, gerillten Walzen stellt eine äußerst seltene Form der maschinellen Verarbeitung der zu gewinnenden Flachsfasern dar. Ihre rationalisierende Arbeitsweise bei der sonst umständlichen und langwierigen Aufbereitung der Flachsfasern, die Besonderheit dieser Maschine, Hersteller und Gebrauchsort sollen

⁵ Erich Specht: Hohenloher Bauernmuseum Untermünkheim-Schöningen (Schriftenreihe des Vereins Alt Hall e.V. 1), Schwäbisch Hall 1977, S. 13.

im Folgenden vorgestellt, untersucht und mit Aussagen über Konstruktion, Holzmaterial, Benutzer und Verbreitung ergänzt werden.

Unbekannt war bisher, wie alt diese Brechmaschinen im Raum Württembergisch Franken sind. Wo kamen sie zum Einsatz und verfügten einzelne Exemplare über Datierungen? Waren sie eine Erfindung des frühen 19. Jahrhunderts oder hatten sie Vorläufer? Welcher Handwerker hat diese Maschinen gebaut, wo waren die Werkstätten angesiedelt und wie wurden sie ehemals verwendet? War dieser Maschinentypus nur in Württemberg und speziell im bäuerlich geprägten Hohenlohe zu finden, oder darüber hinaus in allen wichtigen deutschen Flachsangebieten vertreten? – Fragen, die allesamt ungelöst waren. Wir dürfen nicht vergessen, wie außerordentlich verbreitet und enorm wichtig der Flachsanzbau für unsere Vorfahren innerhalb des Kreislaufes der ehemaligen Selbstversorgung mit Textilien und Bekleidung war.

Im Jahre 1982 wurde die Flachsbrechmaschine mit vielen anderen Museumsobjekten an das mitten im Aufbau befindliche Hohenloher Freilandmuseum mit Standort in Wackershofen übergeben, einem kleinen, vor der ehemaligen Reichsstadt Schwäbisch Hall gelegenen Weiler. Im September des Jahres wurde die Brechmaschine wissenschaftlich erfaßt und verzeichnet. Auf der entsprechenden Inventarkarte sind aber keinerlei Angaben zu Herkunft und Einordnung zu finden. In der Rubrik „Nähere Beschreibung (Form mit Besonderheiten, Funktion, Arbeitsweise u. a.)“ ist lediglich aufgeführt:

„3 Holzwalzen, durch Kurbel angetrieben. Flachs wird über „Rutschen“ weitergeleitet“.

Nach der Befragung von Personen, die wesentlich am Aufbau der Sammlungen des Hohenloher Bauernmuseums beteiligt waren, stammt diese massive Brechmaschine aus Rückertsbronn (bei Arnsdorf) und gelangte als Schenkung im Jahre 1971 in den Bestand des nahegelegenen Schönenberger Museums. Mit einer Plane sorgfältig abgedeckt, stand die von Hand betriebene Flachsbrechmaschine bis dahin in einer Scheuer des Weilers und galt als Gemeindeeigentum.

Flachsbrechmaschinen in Museen und Sammlungen

Bei Nachfragen und Recherchen in den weiteren sechs regionalen Freilichtmuseen in Baden-Württemberg, die sich in einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen haben und auch den fachlich-wissenschaftlichen Austausch pflegen, stellte sich heraus, daß kein einziges Museum über eine derartige Brechmaschine in ihren volkskundlichen Sammlungen verfügt. „Eine Flachsbrechmaschine Ihrer Art ist nicht bekannt, auch nicht in unserem Museum“, schrieb das Schwarzwälder Freilichtmuseum⁶.

⁶ Schreiben von Herrn Dr. Dieter Kauß, Leiter des Schwarzwälder Freilichtmuseums in Gutach im Ortenaukreis, vom 21. 1. 1997.

„In unserem Bestand gibt es keine Flachsbrechmaschinen, nur Handbrechen. Im gesamten Allgäu ist mir noch nie eine solche begegnet“, antwortete die Leiterin des Bauernhausmuseum Wolfegg⁷. Dabei wurde dieses Gebiet aufgrund seiner blühenden Flachsfelder früher als „das blaue Allgäu“ bezeichnet. Auch einigen Heimatmuseen und Privatsammlungen war diese Brechmaschine völlig unbekannt. Dies erstaunt umso mehr, da im Rieser Bauernmuseum in Maihingen, dem Zentralmuseum für die Region Nordschwaben, eine derartige Flachsbrechmaschine im Bestand ist und bereits im Sommer 1974 bei der ersten Ausstellung der Gerätesammlung auf dem Vorplatz des Museums der Öffentlichkeit präsentiert wurde⁸. Demgegenüber steht das Nichtvorhandensein der Maschine in dem Bestand der außerordentlich umfangreichen und geschlossenen Sammlung des Fränkischen Bauern- und Handwerker museums Mönchsondheim. Dem dortigen langjährigen Museumsleiter war diese Maschine absolut unbekannt und selbst in Archivalien bei Aufzählungen von bäuerlichem Gerät niemals in Erscheinung getreten⁹. Das Bauernhofmuseum Illerbeuren widmete in seiner Festschrift aus Anlaß des 25jährigen Bestehens in einer Art geraffter Dokumentation der Flachsverarbeitung ein eigenes Kapitel mit zahlreichen Fotos, doch eine Maschine zum rationelleren Brechen des Flachses ist nicht erwähnt¹⁰. Demgegenüber steht die Abbildung einer Brechmaschine in einer Veröffentlichung des Museums für Deutsche Volkskunde in Berlin, verbunden mit der Objektaufstellung in der Ausstellung¹¹. Im Niederbayerischen Landwirtschaftsmuseum in Regen ist weder im Depot noch in der ausgestellten Sammlung eine Flachsbrechmaschine vorhanden¹². Im Führer durch die volkskundlichen Sammlungen des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg verweist der Autor im Beitrag „Textilbereitung“ auf Maschinen, „so die Brechmaschine, deren gerillten Walzen mittels einer Kurbel angetrieben wurden“¹³. Das jüngst gegründete Bäuerliche Museum in Rothenburg ob der Tauber wirbt mit der Aufstellung einer Brechmaschine auf dem Gehsteig um zahlreiche Besucher¹⁴.

7 Briefwechsel mit Frau Ursula Winkler, Museumsleiterin des Bauernhaus-Museums in Wolfegg im Allgäu, vom 14. 11. 1996.

8 Rieser Bauernmuseum Maihingen. Erläuterungen zum Inventar und zur Geschichte des Rieser Bauernmuseums, Nördlingen 1988, S. 161.

9 Besichtigung der Sammlung des Fränkischen Bauern- und Handwerker museums Mönchsondheim und Gespräch mit dem Direktor der Einrichtung, Herrn Reinhard Hüßner, im Oktober 1998.

10 Das Bauernhof-Museum Illerbeuren, herausgegeben aus Anlaß des 25jährigen Jubiläums, Memmingen o.J., S. 142 ff.

11 Wegweiser durch das Museum für Deutsche Volkskunde. Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz, Museum für Deutsche Volkskunde Berlin, Bd. 2, Berlin 1977, S. 128 f.

12 Dem Leiter des Niederbayerischen Landwirtschaftsmuseums, Herrn Dr. Helmut Bitsch, bin ich für die freundliche Auskunft und weiterführende Literaturhinweise zu kollegialem Dank verpflichtet.

13 *Bernward Deneke*: Volkskunst. Sammlungsführer des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg, München 1979, S. 49.

14 Eine farbige Hochformatabbildung der Flachsbrechmaschine zierte ebenfalls die Seite des Bäuerlichen Museums innerhalb des Faltprospektes „Museen – Rothenburg ob der Tauber“, gestaltet vom Reichsstadtmuseum Rothenburg o.d.T. 1997.



Abb. 4 Flachsbrechmaschine aus Rinkerode in Westfalen, 19. Jahrhundert, ausgestellt im Museum für Volkskunde Berlin und dort als Brak-Maschine bezeichnet (Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Museum für Volkskunde. Fotograf: Papadopoulos, Berlin).

Gleich fünf Flachsbrechmaschinen sind heute im Bestand des Museumsdorfes Cloppenburg – Niedersächsisches Freilichtmuseum und werden dort als „Brakemühlen“ bezeichnet¹⁵.

Woher kommt diese Diskrepanz zwischen dem Nichtkennen einer solchen Maschine und dem Vorhandensein von Flachsbrechmaschinen in den Sammlungen

¹⁵ Herrn Museumsdirektor Dr. Uwe Meiners danke ich für die Auskunft und die Bereitstellung von kopierten Inventarkarten im August 1998. Eine im Original großformatige Zeichnung einer Brakemühle (Flachsbrechmaschine) ist auf Seite 36 des umfangreichen Kataloges: 75 Jahre Heimatmuseum – Museumsdorf – Niedersächsisches Freilichtmuseum in Cloppenburg, Cloppenburg 1997, zu finden.

bedeutender Museen? Waren diese handbetriebenen Maschinen wirklich so selten und kamen sie eventuell nur in einzelnen Regionen zum Einsatz?

Flachsbrechmaschinen in Foto- und Archivquellen

Im umfangreichen Bild- und Fotoarchiv des Hohenloher Freilandmuseums war keine Abbildung zu einer Brechmaschine vorhanden. Es existierten auch keine alten Holzschnitte, Illustrationen oder Steindrucke darüber. Bekannte Abbildungen wie „Bauern bei der Flachsbearbeitung“, ein Stich aus dem Jahre 1781 nach Johann A. Comenius, bei Veröffentlichungen des Freilandmuseums als Bildvorlage verwendet, zeigt neben dem Rupfen des Flaches und dem Rösten über den be-



Abb. 5 Kupferstich aus dem Jahre 1781 nach Johann A. Comenius mit der Darstellung von einzelnen Arbeitsschritten bei der Flachsbearbeitung: Rupfen, Transport zur Darre, Dörren und Brechen mit Handbrechen (Bildarchiv Hohenloher Freilandmuseum).

heizten Kessel in der Darre auch den Arbeitsvorgang des Flachsbrechens¹⁶. An zwei beieinander stehenden Handbrechen sind Frauen damit beschäftigt, die Flachsbüschel zu brechen. Aber auch in dieser sehr verbreiteten Grafik ist keine Brechmaschine dargestellt. Die Reihe von populären Abbildungen über flachsbrechende Mädchen und Frauen kann bis zu Bilderbögen des 19. Jahrhunderts, etwa des bekannten Kunstverlages J. F. Schreiber in Esslingen, weitergeführt werden, wobei ausschließlich nur einfache Holzbrechen oder Klotzbrechen mit Sitz wiedergegeben werden.

Bilddokumente in Form von Schwarzweißfotografien als eigenständige Quelle zur Flachsernte existieren vielfach noch in den privaten Fotoalben. Auch vom Standort des Freilandmuseums, vom Weiler Wackershofen, sind Fotografien der Ernte und des Aufstellens der Flachsgarben im Gewinn Schlüsseläcker vorhanden. In Wackershofen selbst wurde letztmalig 1952 Flachs geerntet.

Bilddokumente zur Arbeit an einer Brechmaschine sind äußerst rar. Leider gibt es bisher keine Fotoaufnahme aus dem württembergisch-fränkischen Raum. In Ermangelung von hiesigen Bilddokumenten muß auf eine Fotografie zurückgegriffen werden, welche sich heute im Foto-Katalog des Museums für Volkskunde, Staatliche Museen zu Berlin – Stiftung Preußischer Kulturbesitz, befindet¹⁷. Obwohl diese Fotografie aus dem Jahr 1934 stammt und in Westfalen gemacht wurde, ist sie ein einzigartiges Zeugnis der Arbeit an dieser Maschine. Der Braunschweiger Fotograf Hermann Fischer hat in den dreißiger Jahren in der Gemeinde Betzhorn, Kreis Gifhorn, mehrere Fotoreihen zum Thema „Tier und Pflanze im Lichtbild“ erstellt, unter anderem einige Fotos zur Flachsverarbeitung. Immer hielt er dabei die Menschen bei der Arbeit fest, sei es bei der Tätigkeit an der Schwingmaschine oder an der Brechmaschine.

Im vorliegenden Foto ist eine Gruppe von Menschen beim gemeinschaftlichen Brechen des Flachses mit der Maschine (in Westfalen und dem Münsterland als Brakemaschine bezeichnet) abgebildet. Ein älterer Mann dreht mit der rechten Hand im Uhrzeigersinn in gleichmäßiger Umdrehung die aufgesteckte Handkurbel, welche die Walzen antreibt. Zwei Frauen mit Kopftüchern sitzen auf Stühlen an den Auflegetischen, welche umgangssprachlich auch als Rutschen bezeichnet werden. Während die im Bild rechts sitzende Frau die Flachsbüschel auseinandermacht und auf den Tisch flächig ausbreitet, nimmt die linke Frau am zweiten Tisch den durch die Walzen gelaufenen und damit gebrochenen Flachs auf und legt ihn auf einem Haufen ab. Dieser Vorgang des Durchlassens und damit des

16 Vgl.: Alte Textilien im Bauernhaus (Kataloge und Begleitbücher des Hohenloher Freilandmuseums 2), Schwäbisch Hall 1984. Neben der Abbildung Nr. 17 innerhalb des Kapitels „Brechdarren in Hohenlohe“ auf S. 23 wurde der Comenius-Stich als Ausschnittbild nochmals auf der Buchrückseite verwendet.

17 Der wissenschaftlichen Mitarbeiterin des Museums für Volkskunde in Berlin-Dahlem, Frau Tina Peschel, bin ich für den Hinweis und der Bereitstellung einer Abbildungsvorlage zu außerordentlichem Dank verpflichtet.

Brechens des Flachses wird mehrere Male wiederholt, wobei der Abstand der Walzen zueinander stets etwas verringert wird.

Wie verbreitet der Flachsanbau im vorigen Jahrhundert war, zeigt sekundär ein bisher unbekanntes Druckerzeugnis aus einem Neuerwerbskonvolut des Freilandmuseums. Aus dem großbäuerlichen Haushalt des Gutsbesitzers Welk zu Gagstatt, heute Teilgemeinde von Kirchberg an der Jagst, stammt das „Hausbuch für Landwirthe“¹⁸. Es erschien 1861 in Stuttgart, und in einem Extrakapitel waren *Erndte=Ertrag dessen Verwerthung und Verbrauch* sowie die *Vorräthe am Schlusse des Jahres* für *Waizen, Dinkel, Roggen, Gerste, Haber, Hülsenfrüchte, Reys, Klee, Heu und Oehmd, Kartoffeln, Rüben, Flachs und Hanf* aufgeführt. Unter der Überschrift *Flachs* auf Seite 110 waren dazu Spalten für die Namensbezeichnung der Felder, der Größe in Morgen und Ar sowie der geernteten Menge in Zentner und Pfund vorgedruckt. Auf der nächsten Seite waren Feldkästchen für: *Flachs., Verkauft., Zum Hausbedarf verwendet. und Vorrath am Schluß des Jahrs.*

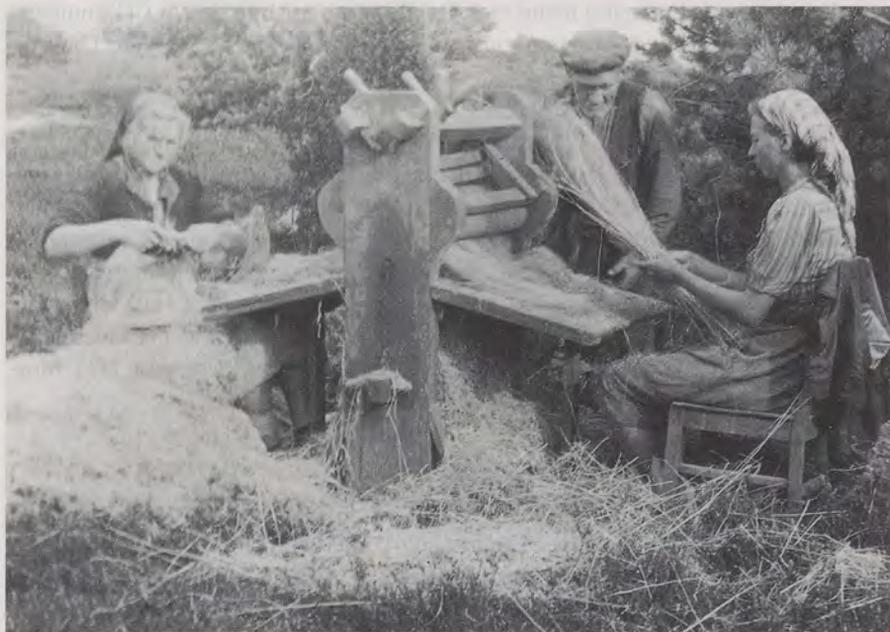


Abb. 6 Beim Flachsbrechen an der mittels Handkurbel manuell zu bedienenden Brechmaschine (Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Museum für Volkskunde. Fotograf: Hermann Fischer, Braunschweig).

18 Hausbuch für Landwirthe. Druck und Verlag der P. W. Quack'schen Buchdruckerei, Stuttgart 1861. Typendruck auf Papier, 160 Seiten stark, gebunden im Format 26,5 x 20cm mit handschriftlichen Eintragungen des Gutsbesitzers Philipp Welk zu Gagstatt in Tinte und Bleistift ab dem Jahr 1863 (Hohenloher Freilandmuseum, Inv. – Nr. 112/98).

aufgeführt. Leider sind auf diesen zwei Seiten keine handschriftliche Notizen zum Flachs vorhanden, die vielen Bemerkungen betreffen ausschließlich Dinkel, Zwetschgen und 2 *Wagen Mist erhalten*.

Schriftliche Zeugnisse über den Flachsanzbau mit der Nennung von exakten Zahlenwerten sind rar, aber bei sehr zeitaufwendigen Archivrecherchen durchaus zu finden. Überlieferte Schriftstücke in den Gemeindearchiven sind sehr wertvoll, da sie Daten, Informationen und Fakten über eine in sich abgeschlossene Ortschaft zu einer bestimmten Zeit, eingebunden in die Landesherrschaft geben. Der Weiler Wackershofen (an dem sich heute das Hohenloher Freilandmuseum erstreckt), ohne eigene Schule, Kirche und Friedhof, gehörte früher zur Gesamtgemeinde Gailenkirchen. In diesem Ortsarchiv sind heute noch Quellen über den Flachsanzbau aus dem vorigen Jahrhundert vorhanden. Erst in Kenntnis dieser Schriftstücke ist eine Beurteilung zu Anbau und Verarbeitung dieser Gespinstpflanze möglich.

Bis in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts taucht der Flachs bei den tabellarischen Übersichten des Oberamtes Hall über die Ernteerträge in den Gemeinden nicht auf. Erstmals nennt eine Quelle von der Mitte des 19. Jahrhunderts exakte Zahlen über die Verbreitung und den Anbau von Flachs aus dem Umkreis des heutigen Freilandmuseums.

Aus der *Übersicht über die Anblümmung der Felder nach der Morgenzahl im Jahr 1852* ist ersichtlich, daß in Wackershofen wirklich Flachs angebaut wurde, aber nur 6/8 Morgen bei einer Gesamtanbaufläche des Weilers von 401 Morgen und einer Einwohnerzahl von 153 Personen¹⁹. In Gottwollshausen, einer weiteren größeren Ortschaft der Gesamtgemeinde Gailenkirchen, wurde im selben Zeitraum bei einer Fläche von 460 Morgen nur auf einem einzigen Morgen Flachs angebaut²⁰.

In einem Schreiben der Gemeinde Gailenkirchen an das Oberamt Hall vom Jahre 1863 über die Anblümmung der Felder nach der Morgenzahl sind bei einem Flächengehalt der zur Gemeinde gehörenden Ackerfläche von insgesamt 1813 Morgen folgende Anbaumengen an Flachs ausgewiesen²¹:

Für das Jahr: 1861 = 5 Morgen

1862 = 6 Morgen

1863 = 5 Morgen

Interessanterweise wird dabei der Flachs (Lein) unter dem Überbegriff *Handelsgewächse* geführt. Die nächsten Zahlen der Gemeinde Gailenkirchen sind erst wieder nach der Jahrhundertwende überliefert. In den vom Königlichen Statistischen Landesamt in Stuttgart herausgegebenen gedruckten Formularen über die Ernteflä-

19 Gemeinde Gailenkirchen, Akten betreffend Gemeinde-Verwaltung, Felderanblümmungsübersicht, A 553.

20 Zum besseren Verständnis: die Bezeichnung des Ackermaßes bedeutete ursprünglich wirklich die Landfläche, die eine Person mit einem Tiergespann an einem Morgen pflügen konnte.

21 Felderanblümmungsübersicht (wie Anm. 19).

	1861. Morgen.	1862. Morgen.	1863. Morgen.
7) Handelsgewächse:			
Wintertohlraps (Winterreps)	10.	8.	18.
Winterrüben (Rübenreps)	7.	4.	.
Sommertohlraps (Sommerreps) . . . . .	.	.	.
Sommerrüben . . . . .	.	.	.
Wohn (Magfamen) . . . . .	.	.	.
Flachs (Lein)	5.	6.	5.
Hanf	7.	7.	6.
Hopfen	1.	2.	2.
Tabak . . . . .	.	.	.
Weid (d. h. die zum Blaufärben dienende Handespflanze) . . . . .	.	.	.
Wau (Silbtraut) . . . . .	.	.	.
Krapp (Färberröthe) . . . . .	.	.	.
Weberdisteln (Kardendisteln) . . . . .	.	.	.
Cichorien . . . . .	.	.	.
8) Futtergewächse:			
Rothe Klee (dreilättriger Klee, Kopitsee)	175.	157.	154.
Luzerne (blauer Klee, ewiger Klee)	5.	5.	6.
Esparsette (Esper)	3.	5.	5.
Summe zu 7—8	236.	184.	186.
Summe zu 1—6	1902.	1334.	1332.
Summe der angeblühten Fläche	1578.	1578.	1578.

Abb. 7 In dieser vorgedruckten Übersicht des Oberamtes Hall sind unter der Bezeichnung „Handelsgewächse“ handschriftlich die mit Flachs (Lein) bestellten Ackerflächen in Morgen angegeben (Gemeindearchiv Gailenkirchen).

chen (anzugeben in Hektar und Ar), sind diese Größenwerte für den Flachsban aufgeführt²²:

Für das Jahr: 1910 = 2 Hektar 80 Ar
 1912 = 1 Hektar 80 Ar
 1913 = 1 Hektar 50 Ar
 1915 = 40 Ar
 1916 = 40 Ar

22 Gemeinde Gailenkirchen, Königlich Statistisches Landesamt betreffend Anbaustatistik, A 554.

Im Jahr 1916 betrug in der Gemeinde Gailenkirchen der Anbau auf Acker- und Gartenfläche rund 1.009 Hektar. Der Anbau des Flachses mit 40 Ar überstieg nur knapp den Anbau von Möhren auf 23 Ar.

1921 wurde gar kein Flachs angebaut, dafür aber auf 50 Ar Hanf. Im Jahr 1922 wurde wieder auf 50 Ar Flachs bestellt, ebensoviel Fläche war dem Hanfanbau gewidmet. Dies ist eine ganz kleine Fläche im Verhältnis zur Gesamtanbaufläche der Gemeinde Gailenkirchen von 927 Hektar und 52 Ar. Allein auf einer Fläche von 104 Hektar wurde Weizen angebaut, Hafer auf 55 Hektar. Für die nächsten Jahre konnten folgende Flachsbaumengen ermittelt werden:

Für das Jahr: 1923 = 50 Ar
 1924 = kein Flachsbanau
 1925 = 1 Hektar
 1926 = 5 Ar

Nach dem steten Rückgang des Flachsbanues kam er in den Jahren 1927 bis 1930 völlig zum Erliegen. Aus der Zeit des Nationalsozialismus liegen in diesem Archiv keine Schriftstücke vor.

Andere schriftliche Aufzeichnungen zu diesem Thema als eigenständige kulturhistorische Quelle sind den Autoren noch nicht bekannt. In ausgewerteten Anzeigebüchern der Feldschützen tauchen Flachsfelder, Anbau, Ernte und Verarbeitung innerhalb von angezeigten Übertretungen und Rechtsverletzungen bisher nicht auf²³.

Etwaige Zeitzeugen des vorigen Jahrhunderts leben nicht mehr. Befragungen von ältesten Einwohnern der Dörfer und Weiler im Sinne der „oral history“, der Geschichtsschreibung aufgrund mündlicher Berichte, können Anhaltspunkte und weiterreichende Informationen bieten, wobei nicht immer garantiert ist, daß ihre Aussagen auch für frühere Zeiten zutreffend sind. So berichtet ein fünfundneunzigjähriger Altbauer aus der Ortschaft Heimberg bei Niederstetten vom Flachsbanau auf dem elterlichen Hof bis in die 20er Jahre unseres Jahrhunderts hinein. Ein halber Hektar Flachs (= 50 Ar) sei damals angebaut worden. Den geernteten Flachs bearbeitete man aber nicht mehr selbst, sondern gab ihn in die Flachsfabrik nach Künzelsau, die erst 1952 ihren Betrieb schloß. Eine derartige hölzerne Brechmaschine mit den querliegenden Walzen und der Handkurbel kenne er aber nicht²⁴.

Die Flachsbrechmaschine aus Wackershofen

Von einem der stattlichsten Höfe aus Wackershofen wurde im April 1980 eine unbezeichnete Flachsbrechmaschine übernommen. Dieses großbäuerliche Anwesen,

23 Vgl.: *Elmar Hahn*: „Ich mache die Anzeige“. Das Anzeigebuch der Großaltdorfer Feldschützen, in: Hohenloher Freilandmuseum Mitteilungen 17 (1996), S.53 ff.

24 Nach der mündlichen Aussage von Herrn Friedrich Thomas, Niederstetten-Heimberg, im März 1997.

eine Vierseithofanlage mit der charakteristischen Aufteilung in Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, wurde 1838 von Schultheiß Georg Weidner erbaut. 1977 übernahm die Stadt Schwäbisch Hall die gesamte Hofanlage, ab Ende 1979 wurde das zweistöckige Wohn-Stall-Haus restauriert und für das im Entstehen begriffene Hohenloher Freilandmuseum zur Verfügung gestellt. Es ist die einzige historische Baugruppe des Museums in situ und gleichzeitig wichtiges Bindeglied zwischen dem Weiler Wackershofen und dem Freilandmuseum.

Bei den Umbaumaßnahmen in der im rechten Winkel an das Wohnhaus gesetzten Scheuer fand man diese Brechmaschine. Ihr letzter Standort war innen an der in Sandstein errichteten Giebelwand. Der Gutsbesitzer Friedrich Hartmann, welcher ab 1865 den Hof von seinem Vater gleichen Namens übernahm, muß als Besitzer dieser Flachsbrechmaschine angesehen werden. Leider findet sich im umfangreichen, auf neun Doppelseiten geschriebenen Kaufvertrag vom 10. Februar 1865 kein Hinweis zu der Brechmaschine²⁵. Im Vertrag sind akribisch die komplizierten Besitzverhältnisse und der verstreute große Flächenbesitz mit Wald und Garten wiedergegeben. Beim Acker sind alle Parzellen einzeln aufgelistet, die Größe der Fläche in Morgen, Flurnamen und die Nachbarn aufgeführt, aber es werden nicht die angebauten Feldfrüchte genannt. Aus diesem Grund können wir nicht auf die dem Flachsanbau vorbehaltene genaue Fläche schließen. Das Vorhandensein einer derartigen manuell zu bedienenden Brechmaschine verweist jedoch auf eine größere Menge anfallenden Flachses. In Kenntnis der Flächenzahlen aus dem Gemeindearchiv Gailenkirchen müssen mindestens ein oder gar mehrere Morgen Acker mit dieser Gespinstpflanze angebaut worden sein, und dies über einen längeren Zeitraum hinweg, denn sonst hätte sich diese Anschaffung keineswegs gerechnet.

Die Flachsbrechmaschine aus Dörrmenz

Anfang Mai 1995 gelang dem Hohenloher Freilandmuseum die Erwerbung einer weiteren Brechmaschine²⁶. Diesmal konnte der alte Standort exakt lokalisiert werden. Die Flachsbrechmaschine hatte ihren ursprünglichen Stellplatz in der ehemaligen Ziegelhütte zu Dörrmenz (bei Ruppertshofen) und wurde in den 60er Jahren auf ihren Schleifkufen vor die immer mehr zerfallende Hütte gezogen. Hier lagerte sie über viele Jahre völlig ungeschützt im Freien, wenige Meter von der abgängigen Ziegelhütte entfernt. Regen, Wind, Sonne und Frost setzten der Brechmaschine stark zu, Brennesseln, Disteln und emporwachsendes Gras schlossen sie ein. Zuletzt war sie von Grün regelrecht überwuchert und unter einem dichten Pflanzendach versteckt. Trotzdem war diese Flachsbrechmaschine erstem An-

25 Gemeinde Gailenkirchen, Kaufbuch Nr. 18, S. 234, B 387.

26 Schenkung von Familie Krumrein aus Dörrmenz vom 18. Mai 1995. (Hohenloher Freilandmuseum, Inv. – Nr. 225/95).

schein nach außer einer sehr starken Bemoosung in einem relativ guten Zustand und fast vollkommen erhalten. Aufgrund der Seltenheit der Maschine und der damit verbundenen hohen Wertigkeit für die museale Forschung übernahm das Hohenloher Freilandmuseum diese weitere Breche. Für diese Entscheidung sprach auch die Bedeutung innerhalb der Flachsverarbeitung sowie die Kenntnis des ehemaligen Standortes. Bei den anschließenden Reinigungsarbeiten im Depot des Freilandmuseums, verbunden mit substanzerhaltenen Konservierungsmaßnahmen, kam zur großen Überraschung unter der starken Schmutz- und Patinaschicht eine zweizeilige, schwarze Beschriftung zum Vorschein. Diese war von ausschlaggebender Bedeutung, da sie erstmalig den Hersteller in Verbindung mit dem Fabrikationsort und einer Datierung nannte. Durch die aufgebrachte Jahreszahl konnte die Brechmaschine eindeutig vom Alter her bestimmt werden. In der von Hand aufgebrachten Beschriftung war zweizeilig aufgeführt: *J. Benner. / Kirchberg. 1879.*

Durch die restauratorische Freilegung mittels getränkter Wattestäbchen unter dem Auflichtmikroskop konnte der Beweis erbracht werden, daß diese Schrift nicht mittels Schablone entstanden, sondern nach einer genauen Vorzeichnung von Hand aufgemalt war. In der schwarzen Farbe konnten Rußpartikel, Terpentinöl und Koppallack nachgewiesen werden.



Abb. 8 Der zweizeilige Schriftzug nennt Hersteller, Werkstattort und Jahreszahl (Foto: Volker Immel, Ilshofen).

Der Hersteller – ein kleinstädtischer Handwerker

Erstmals war es damit möglich, den Hersteller aus der sonstigen Anonymität der Handwerker herauszustellen und eine Handmaschine eindeutig mit Fabrikationsort und Entstehungsdatum zu bezeichnen. Mit den vorhandenen Angaben, der Namensnennung und des Ortsnamens, sollte es über eine archivalische Forschung möglich sein, den betreffenden Handwerker zu lokalisieren und weitergehende Aussagen über ihn zu erhalten.

Hinter *J. Benner* steht der Wagner Johann Friedrich Heinrich Benner aus Kirchberg an der Jagst. Nach der handschriftlichen Eintragung im Familienregister ist er *hier* (in Kirchberg) am 8 Mai 1832 geboren und *Gestorben zu Kirchberg Jagst am 16. November 1914*²⁷.

Leider ist es sehr schwierig, aus den Beständen des Stadtarchives Kirchberg Informationen zu gewinnen, da bisher kein Findbuch vorhanden ist. Dennoch konnten dank des Entgegenkommens des Leiters des Sandelschen Museums erste Daten gesichert werden.

Als Sohn des ortsansässigen Wagnermeisters Johann Friedrich Benner, geboren am 26. 6. 1794 in Öhringen, verstorben am 16. 2. 1851 zu Kirchberg, durchlief Benner wie früher in Handwerkerbetrieben üblich, in der väterlichen Werkstatt eine dreijährige Lehre, bevor er vor dem Prüfungsausschuß das Gesellenstück verteidigte und losgesprochen wurde. Beim Vater erlernte er die Herstellung kompletter hölzerner Wagen, Schlitten und Karren, vom Bohren der Nabe bis zum Bemessen der Speichenabstände, vom Biegen der Schlittenkufen bis zur Anbringung der Kinderlehne. Er wurde in der Fähigkeit der Fertigung von landwirtschaftlichen Geräten, von Ackerwalzen, Hakenpflügen und Streicheggen unterwiesen, war ebenso in der Lage, alle Handgeräte von Bauern und Handwerkern, etwa Dreschflegel, Heugabeln, Leitern, Aufzugsräder und Beilstiele zu richten. Allgemein war der Wagner ein Universalhandwerker, der hohes Ansehen genoß, stets jedoch mehr in der Reparatur, dem Flickern und Ausbessern als in der Neuanfertigung aufgrund eines Auftrages beschäftigt war. Der Wagner besaß nicht nur genaue Kenntnisse von den einzelnen Holzarten, über Wachstum und Materialbeschaffenheit, sondern er konnte neben einer hohen Meßgenauigkeit und Präzision, etwa beim Radbau, auch dreheln und mit Zirkel und Radien Bauformen konstruieren.

Nach Gesellenjahren und abgelegter Meisterprüfung (vermutlich im Jahre 1861) übernahm Johann Friedrich Heinrich Benner, nach dem Tode des Vaters 1851 und der Fortführung des Betriebes durch die Witwe, im Dezember 1861 die Werkstatt jetzt auf eigene Rechnung und Namen. Durch Abstammung (Bürgersohn) erwarb er das Bürgerrecht in Kirchberg und war *Staatsangehörig in Württemberg*. Leider gibt es bisher keine Kenntnis von seiner Person in Form einer zeitgenössischen Fotografie. Auch ein Porträtgemälde ist nicht bekannt.

27 Stadt Kirchberg a. d. J., Familienregister, Bürgerliste der Stadt Kirchberg. Herrn Museumsleiter Hans Martin Diemel bin ich für die Unterstützung dankbar.

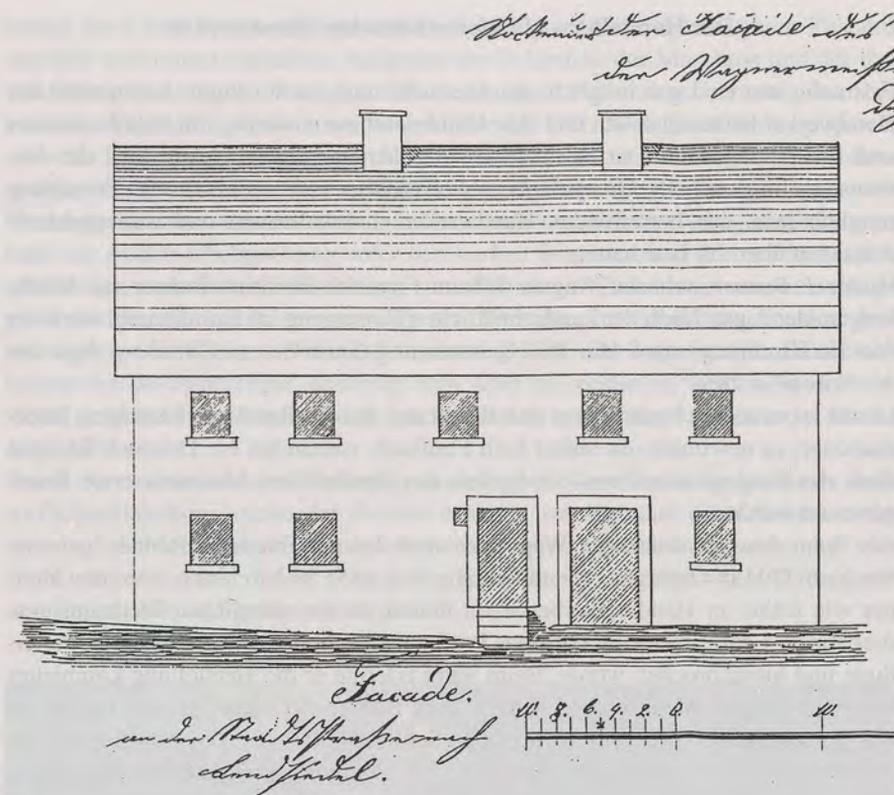


Abb. 9 Das Wohn- und Werkstatthaus der Wagnerfamilie Benner in Kirchberg. Der rechte, ebenerdige Zugang führte in die Werkstatt (Stadtarchiv Kirchberg a. d. J.).

Aufgrund einer Zeichnung haben wir genaue Kenntnis vom Äußeren des Wohn- und Werkstatthauses in Kirchberg. Zweistöckig in Stein errichtet, mit Satteldach und zwei Kaminen ausgestattet, lag es direkt an der Straße nach Lendsiedel zu. Der Hauseingang war traufseitig in der Mitte des Gebäudes über vier Stufen erreichbar. Rechts unmittelbar daneben befand sich der ebenerdig gelegene, große Eingang zur Werkstatt. Ein Fenster zur Straßenseite bot Licht und Helligkeit. In der Werkstatt können weitere Fenster giebelseitig angenommen werden, vermutlich vier wie im Obergeschoß vorhanden, denn die Wagnererei erstreckte sich im Erdgeschoß über die gesamte rechte Hausfläche hinweg.

Aus einem von Hand mit Feder, Graphit und Tusche gezeichneten Grundriß über ein Baugesuch der *Wagnermeister Bennerts Wittwe dahier* erhalten wir Kenntnis von der Lage und Größe der Werkstatt. Die *Wagner Werkstätte* befand sich unge-

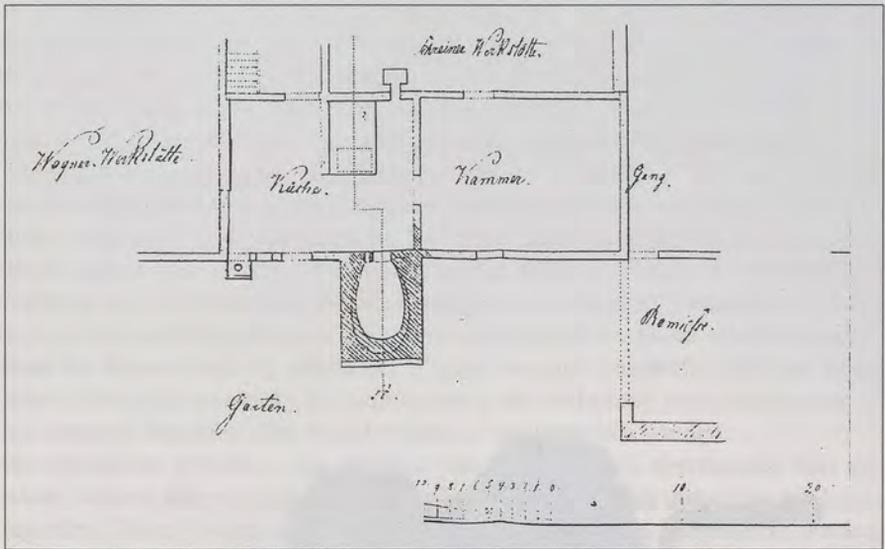


Abb. 10 Grundrißzeichnung des Wohn- und Werkstatthauses Benner mit der Ausweisung der Wagnerwerkstatt und der Schreinerwerkstatt (Stadtarchiv Kirchberg a. d. J.).

teilt neben der Küche, erstreckte sich über die gesamte Haustiefe und war durch eine massive Steinwand von den Wohnräumen getrennt. Leider ist sie nur vereinfacht dargestellt, ohne Einzeichnung von Maschinen, Werkbänken und Ofen. Bemerkenswert ist, daß gleichfalls im Erdgeschoß, direkt innerhalb des eigentlichen Wohnbereiches und durch eine Tür mit der Kammer verbunden, der angrenzende Raum als *Schreiner Werkstätte* benannt wurde. Er ist flächenmäßig wesentlich kleiner als die Wagnerei²⁸. Zum Zeitpunkt des Baugesuches im Juni 1860 waren also zwei räumlich getrennte Werkstätten im Hause Benner vorhanden, und dies, obwohl der Tod des Meisters schon 9 Jahre zurücklag. Eine Besonderheit, die noch unbedingt erforscht und ausgewertet werden muß.

Die Konstruktion der Benner'schen Brechmaschine

Allen bisher bekannten Flachsbrechmaschinen liegt ein einheitliches Konstruktionsprinzip zugrunde. Es muß also ein gemeinsames Vorbild in Form einer Musterzeichnung oder eines Maschinenrisses gegeben haben. Werkzeichnungen aus

28 Stadt Kirchberg a. d. J., Bauakten, bez.: *Grund & Durchschnitt eines Bakofens welcher von der Küche aus gefeuert werden soll für Wagnermeister Bennerts Wittwe dahier, gezeichnet von Maurermeister Friedrich Herrmann am 21. Juni 1860.*



Abb. 11 Die mit drei gezahnten Walzen ausgestattete Flachsbrechmaschine aus Dörmenz in der Werkstatt des Restaurators (Foto: Volker Immel, Ilshofen).

der Familienwerkstatt Benner sind leider nicht mehr vorhanden²⁹. Wie bei den anderen Maschinen auch, bilden zwei 6 cm starke und 39,5 cm breite Wangen in Form von Brettstollen aus Rotbuchenholz das Grundgerüst der von Wagnermeister Benner geschaffenen Flachsbreche. Sie bilden die Seiten der Maschine und nehmen die Walzen auf. Unten sind die senkrecht stehenden Wangenbretter in zwei Schleifkufen aus hartem und widerstandsfähigem Eichenholz mittels durchgestemmter Doppelzapfen verbunden. Zwei durchgezapfte und mit Holznägeln gesicherte Stege aus Eiche verbinden die Kufen zu einem Gestell und machen sie unerhört haltbar. Den oberen Abstand der beiden Wangen, der für die reibungslose Funktion der sich drehenden Walzen ständig gleich sein muß, garantiert ein durch Keilzapfenverschluß gehaltener Steg aus Weißbuchenholz. Diese sehr aufwendige Form der Holzverbindung wählte der Wagner, um eine dauerhafte Stabilität zu erhalten. Schwindet das Holz, so kann mühelos die Verkeilung nachgezogen und so der schweren Maschine ihre hohe Festigkeit zurückgegeben werden.

Die eigentliche Funktion, das Brechen der Flachsstengel, übernahmen drei gezahnte Walzen unterschiedlicher Größe. An der großen, stets unten lose im Lager liegenden Walze konnte an beiden Enden eine Handkurbel aufgesteckt werden. Darüber sind zwei kleinere, in Durchmesser und Ausführung identische Walzen gelagert. Alle drei Walzen werden durch seitlich ausgesägte Langlöcher in ihrer jeweiligen Position gehalten. Der für den mehrmaligen Brechvorgang notwendige große Druck auf die Walzen wird von 8 Spiralfedern, ähnlich denen bei Bettmatten und zur Polsterung von Sofas benutzt, erzeugt. Sie sind in zwei Reihen im sogenannten Federkasten aus weichem Pappelholz unten auf dem Schleifgestell befestigt. Über eine Kurbelschraube ist es möglich, den Federdruck und damit den Abstand der Walzen zueinander zu verstellen. Hölzerne Hebelteile, außen an den Wangen beweglich angeschraubt, drücken auf die Enden der mittigen Metallwellen von Zuführ- und Abführwalze. Verbindungselemente zwischen diesen Holzteilen und dem Federkasten sind dünne, handgeschmiedete Eisenstangen. Am unteren Ende sind sie durch eine Gliederkette miteinander verbunden. Um Schwankungen bei unterschiedlichen Durchlaßmengen an Brechgut ausgleichen zu können, wurden an den überstehenden Enden des Druckbalkens am Federkasten ausgekehlte Rollen angebracht. Aus dem sehr zähen Weißbuchenholz gedrechselt, steuern diese Rollen mit der Kette den notwendigen mechanischen Kräfteausgleich zwischen Zu- und Abführwalze. Im Original nur noch fragmentarisch erhalten sind die beiden Tische (Rutschen) für den Ein- und Auslaß der Flachsstengel. Sie waren mittels geschnittener Holznägel an den Innenseiten der Wangen angebracht³⁰.

29 Nach der Auskunft von Herrn Günther Benner, wohnhaft in Kirchberg an der Jagst, im Juni 1997. Der Wagnermeister Johann Benner war ein direkter Vorfahre von ihm.

30 Das Gutachten, die Werksdokumentation und die umfangreiche Materialanalyse erfolgte durch Herrn Diplomrestaurator Volker Immel, Ilshofen, im Oktober und November 1998. Innerhalb eines heimischen Zeitungsartikels über den Beruf und die Werkstatt des Restaurators Immel wurde auch auf diese Flachsbrechmaschine Bezug genommen. Siehe: Haller Tagblatt vom 9. 12. 1998, S. 30.

Die gezahnten Walzen – wichtigstes Element der Flachsbrechen

Wichtigstes Bestandteil der Flachsbrechmaschinen stellen die gezahnten Walzen dar. Im aufgeschnittenem Zustand erinnern sie an überdimensionale Zahnräder. Wie wurden sie hergestellt und wie konnte eine so genaue Ausformung der einzelnen Zähne mit ihren Abständen erreicht werden?

Alle Walzen weisen eine gerade Zahnteilung auf und sind außerordentlich exakt ausgeschafft. Dies läßt eine mechanische Herstellungsweise vermuten. Nach Aussagen von Altmeistern unterschiedlicher Holzberufe kann eine sogenannte Kannelierlade als Hilfsmittel verwendet worden sein³¹. Auf den vorgefertigten Walzenrohling wurden an den Hirnholzseiten Metallscheiben mit Bohrungen aufgeschraubt. Entsprechend der gewünschten Anzahl der Zähne sind bei den beiden kleinen Walzen 24 Löcher, bei der großen Walze 36 Bohrungen in exakter geometrischer Aufteilung. Der Rohling wurde anschließend in eine Art Kasten gelegt. Die Arretierung der festgelegten Abstände erfolgt durch Bohrungen im Kasten, durch die beidseitig kleine Stifte geschoben wurden. Die Holzbearbeitung konnte nun von Hand mit einem speziellen Hobel mit Führungsanschlag ausgeführt werden, später konnte dies mit einer Tischfräse mit entsprechendem Fräskopf geschehen. Die Herstellung des jeweils nächsten Zahnes geschah durch erneutes Umstellen der Teilscheiben. Dieses einfache Verfahren ermöglicht es, genaue und gleichmäßig aufgeteilte, gezahnte Walzen mit einem geringen technischen Aufwand herzustellen. Der hohe Arbeitsaufwand, die körperliche Mühe und die lange Bearbeitungszeit waren in der früheren Arbeitswelt keine hindernden Gesichtspunkte.

Alle Walzen wurden zur Aufnahme der eisernen Wellen innen vollständig durchbohrt. Bei der großen Walze wurde zum Aufstecken der Handkurbel ein Vierkant angeschmiedet und ein Gewinde am Ende geschnitten. Die Sicherung der Kurbel mit gedrechseltem Holzgriff erfolgte durch eine Sechskantmutter.

Das Eisenmaterial bezog Benner vermutlich von den im technischen Umbruch befindlichen Hammerschmieden der Umgebung. Die leider verwitterte Prägemarka auf der Innenseite der Handkurbel erinnert stark an das Falzwerkzeichen der Hammerschmiede im Gronachtal. Eine Eichel und das Monogramm *KB* standen für die Produkte des Hammerwerks Carl Bäuerlein in Gröningen³². Die Kurbel kann aber ebenso eine spätere Zutat sein.

31 Fachlichen Rat und wohlwollende Unterstützung gewährten die beiden Althandwerksmeister, Herr Eberhard Melber, Drechslmeister in Kirchberg a. d. J. und Herr Friedrich Huss, Schreinermeister in Lendsiedel.

32 *Frieder Schmidt*: Die Hammerschmiede Gröningen als technisches Denkmal, Stuttgart 1984, S. 89. Das Falzwerkzeichen der Gröninger Hammerschmiede kam neben den Produkten auch bei Preislisten, Warenkatalogen und in Briefköpfen zur Anwendung.

Die Funktion und Bedienung der Maschine

Die Bedienung der Brechmaschine konnte von einer einzelnen Person allein nicht bewältigt werden. Mindestens drei Personen waren dazu nötig, um effizient den Flachs brechen zu können. Den Antrieb der Maschine mittels absteckbarer Handkurbel besorgte in der Regel ein kräftiger Mann, denn diese Arbeit mit gleichbleibender Intensität über einen längeren Zeitraum hinweg erforderte großen körperlichen Einsatz. Eine zweite Person, oft die Bäuerin selbst oder eine Magd, legte die Flachsbüschel auf den Tisch auf und breitete sie gleichmäßig aus. Mit dem Wurzelende nach vorn wurde der Flachs in die Maschine, genauer gesagt in den Spalt zwischen den Walzen geschoben und durch die drehenden Walzen hindurchbewegt. Hierdurch wurde alles Strohhige gebrochen, die anhaftende Schale abgelöst. Dabei bestand stets die Gefahr, mit den Fingern in die sich drehenden Walzen zu kommen, da der sich aufwölbende Flachs niedergedrückt und in den Walzenbereich geschoben werden mußte. Aus anderen Flachsangebieten wissen wir, daß deshalb zum Schutz der Hände feste, lederne Handschuhe getragen wurden. Aus Südtirol sind Handschuhe mit aufgenähten Blechstreifen an den Fingerkuppen überliefert. Eine dritte Person nahm den gebrochenen Flachs, der durch die Walzen hindurch auf den Ablegetisch geschoben wurde, wieder auf und legte ihn zusammengerafft in Büschel wieder ab. Mehrmals wurde der Flachs bei veränderter, geringerer Walzenhöhe durchgedreht und hin- und hergezogen. Das Brechen des Flachses war trotz des Maschineneinsatzes eine sehr schwere Arbeit. Um die große Menge an Flachs brechen zu können, mußte man sich in Gruppen ablösen. Bei schönem Wetter zog man die schwere Brechmaschine auf ihrem Kufengestell vor die Brechhütte. Zwei kräftige Erwachsene waren durchaus in der Lage, die Maschine über eine kurze Distanz auch zu tragen. Größeren Kindern fiel dann die Rolle zu, die Flachsbüschel aus der Brechhütte zum Aufstellplatz der Brechmaschine zu transportieren.

Der Standort der Brechmaschinen

Nur große, bedeutende Bauernhöfe verfügten über eine eigene Brechmaschine. Dafür ist das Anwesen des Gutsbesitzers Hartmann in Wackershofen ein Beispiel. Auch die heute im Rieser Bauernmuseum Maihingen befindliche Maschine stammte von einem großbäuerlichen Hof. Ansonsten waren die Flachsbrechmaschinen am Gebrauchsort in den Brechdarren stationiert und zählten als Eigentum der jeweiligen Gemeinde. Früher hatte zumindestens hier im württembergisch-fränkischen Gebiet jedes Dorf seine eigene Brechhütte. Diese freistehenden Kleinbauten, wegen der Brandgefahr stets abseits vom Dorf in massiver Steinbauweise errichtet, sind in der Häufigkeit und der Architekturgestalt für Hohenlohe geradezu charakteristisch und in meistens ruinöser Gestalt auch heute noch im Landschaftsbild präsent. „Brechdarren sind geschlossene Hüttenbauten, in denen die Dorfbe-

wohner den Flachs bearbeiten. In einem Darraum wurde die Faserpflanze durch heiße Luft gedörst, im danebenliegenden Brechraum mit entsprechendem Gerät weiterbearbeitet. Die zweigeteilten Gebäude sind im gesamten Hohenloher Raum (und auch in den benachbarten Gebieten, wohl in ganz Süddeutschland) in gleicher Weise gebaut: Bei einer Breite von 5 bis 6 Metern und einer Länge zwischen 12 und 20 Metern ist der einstöckige Baukörper in Bruchsteinmauerwerk erstellt, darauf liegt ein einfaches Satteldach³³.

Viele Brechhütten sind leider abgebrochen wurden, andere wurden restauriert und neuen Verwendungszwecken zugeführt. Einzelne, wie die Flachsbrechhütte aus Amlishagen (bei Gerabronn), nach 1800 errichtet, wurde 1985 in Einzelteile zerlegt und durch den museumseigenen Bautrupp im Hohenloher Freilandmuseum 1986 wiederaufgebaut. Flachsbrech- und Dörhhütten sind aus Frankenhardt-Stetten, aus Michelbach/Heide, aus Wollmershausen, Riedbach, Wallhausen, Kirchberg-Hornberg, Dünsbach und Untermünkheim-Brachbach bekannt, viele sind fotografisch dokumentiert, einzelne über Bauunterlagen erschlossen.



Abb. 12 Das Brechhaus in Amlishagen vor der Translozierung in das Hohenloher Freilandmuseum (Bildarchiv Hohenloher Freilandmuseum, Fotograf: Heinrich Mehl).

33 Heinrich Mehl: Brechdarren in Hohenlohe, in: Alte Textilien im Bauernhaus, Schwäbisch Hall 1984, S. 16.

Die Flachsbrechmaschine stand in der separaten Brechhütte, oder – wenn Dörr- und Brechraum in einem Gebäude zusammen untergebracht waren – im Brechraum mit seinem gestampften Lehm Boden, wo sie auch benutzt wurde. Das Brechen war typische Winterarbeit und erfolgte in den Monaten von November bis in den Februar/März hinein bei weit geöffnetem Tor, denn durch die schmalen, Schießcharten gleichenden Spaltöffnungen im Mauerwerk fiel wenig Sonnenlicht. War das Wetter gut, konnte sie aufgrund der Schleifkufen vor die Brechhütte gezogen und dann in Funktion gesetzt werden. Hier an der kalten, klaren Luft war die Beeinträchtigung durch den Staub aufgrund des Brechvorganges nicht ganz so schlimm und die Lichtverhältnisse waren um ein vielfaches besser. Die Reihenfolge der brechenden Bauern war jedes Jahr eine andere. Sie wurde vorher ausgelost und für alle verbindlich bestimmt. Brechdarren waren wie Schule, Gemeindebackhaus oder Dorfarrest gemeindliche Einrichtungen, die von der bürgerlichen Gemeinde der Ortschaft finanziert, instandgehalten und miteinander benutzt worden.

Wie man sich das Innere eines Brechraumes früher vorstellen muß, kann in der Brechdarre zu Burgstall bei Creglingen im heutigen Main-Tauber-Kreis gut nachvollzogen werden. Bis 1922 in Betrieb, ist diese heute ein Kleinmuseum, das Flachsmuseum Burgstall. Im Brechraum sind die alten Geräte noch zu finden: mehrere Stanb Brechen mit Handhebel, eine Klotzbreche mit Sitz, zwei Schwing-



Abb. 13 Im Eck der Brechdarre in Burgstall steht diese Flachsbrechmaschine mit drei Walzen und eingeschobenem Flachs (Foto: Volker Immel, Ilshofen).

stöcke, Stühle mit verschiedenen Hecheleinsätzen sowie eine Flachsbrechmaschine. Bündel von Flachs sind zwischen ihre Walzen gezogen, doch ist ihr Standort im Raumeck nicht original. Wie die anderen Flachsverarbeitungsgeräte wurde sie für den Besucher als nostalgisches Ausstellungsstück schön, vom ehemaligen Aufstellungsort her aber ungenau präsentiert. Bemerkenswert ist die Mitteilung der dortigen ehrenamtlich tätigen Mitarbeiter, daß an dieser Maschine der Flachs nur vorgebrochen und später von Hand mittels der Standbrechen nachgebrochen wurde³⁴. In einzelnen Veröffentlichungen zur bäuerlichen Gerätekunde ist diese Zweiteilung erwähnt. Dabei unterschied man das Vor- oder Grobbrechen mittels meist alter Breche, die nicht mehr so fein arbeitete und nur die größten Teile entfernte und das Nach- oder Feinbrechen zum „sauberen Flachs“³⁵. Eine Brechmaschine mit Walzen ist aber auch hier nicht erwähnt.

Ein Vergleich der Brechmaschinen im Bestand des Freilandmuseums

Alle drei magazinierten Flachsbrechmaschinen mit ihren ehemaligen Standorten in Rückertsbronn, Wackershofen und Dörrmenz sind fast identisch in Größe, Form, Material und Funktionsablauf. Sie sind mit geringen Abweichungen 114 cm hoch und 86 cm tief. Die Breite der Maschinen mit den Tischen beträgt zwischen 128 bis 145 cm (die Holme und einzelne Tischbretter wurden teilweise erneuert und verlängert). Die Anzahl der Zähne (Rillen oder Riffel) der Walzen beträgt bei der großen Walze analog der Fundstätten der Brechmaschinen 39, 42 und 36; bei den beiden kleinen Walzen jeweils 24, 21 und 24. In allen Walzen sind die als Stangenware erhältlichen schmiedeeisernen Rundstäbe vorhanden. Bei den großen Walzen wurden diese Rundstäbe am Ende in Vierkantformen ausgeschmiedet und darauf ein Gewinde hineingeschnitten. Auf beiden Seiten wurde jeweils eine Sechskantmutter aufgedreht.

Die im Hohenloher Freilandmuseum verwahrten Brechmaschinen weisen eine Vielzahl von verwendeten Holzarten auf, die entsprechend der jeweiligen Anforderung sorgfältig ausgewählt worden. Auffällig ist, daß jeweils die gleichen Laubholzsorten Anwendung fanden: Eiche für das Untergestell samt der Schleifkufen, Wangen, Walzen, Tische und Hebel aus Rotbuche, Rollen und Keilzapfen aus Weißbuche, Federkasten aus Pappelholz. Als Verbindungs- und Stabilisationselemente diente die Keilsteck- und Zapfenverbindung neben den handgeschnitzten Holznägeln sowie bei Verbindungsteilen schmiedeeiserne Klammern, kleine Eisenbleche und Vierkantmuttern.

Trotzdem gibt es Unterschiede, wobei die beiden unbezeichneten Maschinen einer gemeinsamen Gruppe anzugehören scheinen und fast analog im Äußeren sind. Die

34 Befragung und Fotodokumentation im Flachsmuseum Burgstall vom März 1997. Unser Dank gilt besonders Herrn Friedrich Thomas sowie Herrn Gerhard Strauß aus Burgstall.

35 Vgl.: *Torsten Gebhard, Helmut Sperber: Alte bäuerliche Geräte aus Süddeutschland*, München/Bern u.a. 1978, S. 105 ff.

1879 datierte und signierte Flachsbreche aus Dörrmenez stellt ein Unikat dar, sie ist die bisher einzige bekannte Flachsbrechmaschine, die man einem Handwerker exakt zuschreiben kann. Damit nicht genug, die von Johann Friedrich Heinrich Benner gebaute Maschine besitzt eine eigene Schmuckform. An allen sichtbaren Außenkanten hat Benner feine Karniesprofile angehobelt. Das ist eine Profilaufolge von Rundung mit anschließender Kehlung. Diese sehr aufwendige Form der Verzierung findet sich ansonsten nirgends wieder. Sie übersteigt bei weitem den üblichen Standard einer gediegenen Handwerksarbeit, zumal es sich um eine Maschine mit hoher Belastung und hohem Verschmutzungsgrad handelte. Ebenfalls untypisch und einzig ist die Lackierung einer Flachsbrechmaschine. Während die beiden anderen in blankem, unbehandeltem Holz hergestellt worden sind, hat Johann Benner seine Maschine flächig mit einem ockerfarbenen, sehr widerstandsfähigen Firnis überstrichen. Dieser Firnisauftrag erfolgte sehr sorgfältig in heißem Zustand. Nach dem Auftrocknen erfolgte ein zweiter Anstrich. Dadurch wird er ungewöhnlich widerstandsfähig und schützt das Holz hervorragend gegen Witterungseinflüsse und Schädlingsbefall.

Durch mikrochemische und mikroskopische Analysen konnten im Firnis grobe Pigmente von gelbem Ocker, Weißpigmente sowie Bestandteile trocknender Öle nachgewiesen werden. Rezepturen wie „Anstrich für hölzerne Maschinenteile, welche der Feuchtigkeit ausgesetzt sind“ oder „Wasserfeste Schablonenschwärze“ waren in Schreiner- und Wagnerwerkstätten bekannt, wurden von Handwerkergeneration zu Handwerkergeneration weitergegeben und auch in Fachbüchern publiziert³⁶.

Ungeklärt bleibt vorerst die Funktion dreier ausgesägter Langlöcher an beiden Wangen³⁷. Weder in den Lagerkuhlen, noch an den Innenseiten der Wangen lassen sich Gebrauchsspuren erkennen. Anscheinend wurde diese Anordnung der Walzen niemals gebraucht. Vielleicht war sie für das Brechen einer anderen Gespinstpflanze, etwa von Hanf, vorgesehen?

Bei dem Federkasten verwendet Johann Benner acht Spiralfedern, die beiden unbezeichneten Maschinen verfügen jeweils über sechs Federn, die wohl vom örtlichen Sattler und Polsterer bezogen worden.

Stellt man alle drei Flachsbrechmaschinen nebeneinander, im Depot des Freilandmuseums erfolgte diese Maßnahme im Sinne der vergleichenden Typologie, so überraschen die vielen Gemeinsamkeiten an Konstruktion, Holzmaterial, Größe, gleicher Walzenanzahl (jeweils drei Stück), Form und Arbeitsprinzip. Nur das Alter und der überkommene Erhaltungszustand mit Abnutzungsspuren und Schmierstellen ist verschieden. Trotzdem kann behauptet werden, daß alle drei Ma-

36 *Wilhelm Bersch*: Taschenbuch der chemischen Technologie, Wien und Leipzig o. J., S. 7. Im Originalrezept „Anstrich für hölzerne Maschinenteile“ finden wir ungewöhnliche Ingredienzen vor: Schwefelblüte, Fischtran, Leinöl und Kolophonium werden mit gelben und rotem Ocker unter Hitze verrührt.

37 Nicht nur bei dieser Fragestellung unterstützten uns in kollegialer Weise die Restauratoren Fritz Keller, Schwäbisch Hall, und Martin Schmid, Ilshofen. Beide gaben uneigennützig wertvolle Anregungen und materialbezogene Informationen.

schinen aus einer Werkstatt stammen, nämlich der Benner'schen Wagnerei in Kirchberg. Beide unbezeichneten Brechen sind älteren Datums, vor 1850 zu datieren und folglich vom Vater Johann Friedrich Benner geschaffen wurden. Woher er die Vorbilder nahm, ob er Zeichnungen, Maschinenrisse oder gar selbsttätige Kleinmodelle ähnlich bei landwirtschaftlichen Geräten und Wägen besaß, ist noch völlig ungeklärt.

Ab 1830 tauchen auf größeren Bauernhöfen in Norddeutschland erstmalig die Brechmaschinen auf³⁸. Dort als Brakmühlen bezeichnet, verfügen diese Maschinen häufig über 4 Holzwalzen, eine Hauptwalze nebst drei kleineren Walzen. Eine umstrittene Quelle nennt einen Bürgermeister aus der Stadt Egel, zwischen Quedlinburg und Magdeburg gelegen, als Erfinder der Brechmaschine, die dann im Königreich Hannover eingesetzt wurde³⁹.

Wenn dies so wäre, dann lägen Konstruktionszeichnungen oder Berichte vor, die eventuell veröffentlicht und so auch im Königreich Württemberg in Erfahrung gebracht werden konnten. Der Wagnermeister Benner muß über diese Maschine Bescheid gewußt haben, vielleicht hat er sie auf der Wanderschaft selbst als Neuheit und Fortschritt gesehen, war von ihrer Arbeitsweise beeindruckt und hat diese Brechmaschine Jahre später in Kirchberg in eigener Form umgesetzt.

Zusammenfassung

Die hölzernen Flachsbrechmaschinen mit ihren mehreren gezahnten Walzen ermöglichen eine rationellere Bearbeitung des geernteten Flachses. Mit den beweglichen Teilen verrichten sie einen technischen Arbeitsvorgang: das Brechen des Flachses. Die Büschel des Flachses werden mit dem Wurzelende nach vorn in den Spalt zwischen Haupt- und kleinerer Zuführwalze geschoben. Je nach Stärke der Flachsstengel kann mittels Schraube, Federkasten und Zugvorrichtung der Druck auf die Walzen reguliert werden. Der Vorgang des Hindurchlassens und Brechens wird mehrmals wiederholt.

Mehrere Personen waren vonnöten, um an dieser Brechmaschine arbeiten zu können. Aufgrund der körperlichen Schwere der Brechtätigkeit wechselten sich Gruppen untereinander ab. Der Standort der Flachsbrechmaschinen war vor allem in den Brechhütten der einzelnen Dorfgemeinden. Einzelne Maschinen können großbäuerlichen Höfen zugeordnet werden.

Brechmaschinen sind wohl erst eine Erfindung des 19. Jahrhunderts. Ab 1830 sind sie, glaubt man den wenigen Quellen, in Norddeutschland in einzelnen Exemplaren vorhanden.

38 *Wilhelm Bomann*: Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen, Weimar 1941, S. 225 f.

39 Vgl.: *Frhr. v. Reden*: Das Königreich Hannover statistisch beschrieben, Hannover 1839, S. 330 ff.

Vor 1850 hat ein Wagnermeister aus Kirchberg an der Jagst Flachsbrechmaschinen jeweils als Einzelstück gefertigt. Sein Sohn, der Wagner Johann Friedrich Heinrich Benner, hat diese interessante Maschine weiterentwickelt und technisch durch die Verwendung von acht Spiralfedern im Federkasten verfeinert. Die von 1879 stammende, datierte und bezeichnete Flachsbrechmaschine stellt aufgrund der Beschriftung, der Maschinenlackierung und des angehobelten Karniesprofils als Schmuckform ein bisher nicht vergleichbares Unikat dar. War es als Vorzeigeobjekt und etwaiges Muster für eine spätere Kleinserie gedacht, oder sollte es neben dem Brechen des Flachses der Verarbeitung einer weiteren Gespinstpflanze vorbehalten sein? Auffällig ist die außerordentlich saubere Verarbeitung der verschiedenen Laubholzarten in Verbindung mit schmiedeeisernen Teilen.

Die biographische Forschung zu diesem kleinstädtischen Handwerker ist noch in den Anfängen. Bildliche Zeugnisse und schriftliche Dokumente fehlen ganz. Das Wohn- und Werkstattthaus an der Straße zu Lendsiedel ist durch eine Zeichnung bekannt. Bemerkenswert ist die Nennung von zwei räumlich getrennten Werkstätten im Hause Benner um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Es ist anzunehmen, daß in der Benner'schen Wagnerie außer dem Meister mehrere Werkstattangehörige beschäftigt waren.

Die heute dem Hohenloher Freilandmuseum bekannten Flachsbrechmaschinen mit Standort in Burgstall und Rothenburg ob der Tauber sind zweifelsfrei Kirchberger Arbeiten. Vater und Sohn Benner stellten beide diese aufwendigen, mechanisch komplizierten Maschinen her. Parallelen in Bezug auf die Signierung können durchaus zu anderen Holzhandwerkern gezogen werden, und dies nicht nur im Fall der Untermünkheimer Schreinerfamilie Rößler.

Warum diese Flachsbrechmaschinen in manchen Gebieten völlig unbekannt waren und selbst Ende des 19. Jahrhunderts, bevor Flachsfabriken die Weiterbearbeitung übernahmen, nicht eingesetzt wurden, muß ungeklärt bleiben.

Innerhalb der großen Gruppe der hölzernen Maschinen der vorindustriellen Arbeitsgerätekultur stellen sie eine Besonderheit dar. Als Teil der Arbeitswelt unserer Vorfahren bei der lebensnotwendigen Selbstversorgung mit Textilien und Bekleidung sind die Flachsbrechmaschinen im Bestand der verschiedenen Museen unbedingt zu erhalten und als eindrucksvolle Zeugnisse geschickten Handwerkertums zu bewahren.

Die Mühlen der Stadt Öhringen ab dem 19. Jahrhundert. Technisch-historische Kurzbeschreibungen*

VON HORST GEIGER

Seit alters her begrüßen sich Müllersleute mit „Glück zu“, und mit einem herzlichen „Glück zu“ beginnt deshalb dieser Aufsatz. Schwerpunktmäßig soll im Rahmen dieser Arbeit die technische Entwicklung ab dem 19. Jahrhundert für die einzelnen Mühlenstandorte der Stadt Öhringen vorgestellt werden. Es wird gezeigt, wie häufig die hiesigen Müller ihre Anlagen den immer neuen Anforderungen anpaßten. Denn nicht nur in unserer Zeit gab es Dynamik und Weiterentwicklung. Alle Anlagen fielen dennoch dem großen Mühlensterben zum Opfer, bis auf eine, die wohl bald auch aufgibt. Die technisch-historischen Informationen wurden in der Regel dem sogenannten Wasserbuch des Regierungspräsidiums Stuttgart und den Triebwerksakten des Landratsamtes Hohenlohekreis entnommen. Verschiedene Müllerfamilien stellten freundlicherweise ihre Unterlagen zur Verfügung.

Zum besseren Verständnis werden zunächst einige wichtige Begriffe zu Mühlen vorgestellt. In Hohenlohe werden zum Teil andere Namen verwendet.

1. Mühlentechnik

1.1. Antriebsmaschinen

Seit ca. 300 v. Chr. wird das unterschlächtige Wasserrad als Antriebskraft genutzt¹. Es weist eine waagrechte oder liegende Antriebswelle – den Wellbaum – auf. Es wurde wahrscheinlich aus dem Wasserschöpfrad entwickelt, das hauptsächlich in Mesopotamien Wasser zur Bewässerung anhub. Zuvor wurden diese Räder durch Menschen oder Tiere angetrieben. Diese Wasserschöpfräder sind bis in die heutige Zeit auch im süddeutschen Raum noch vorhanden. Das unterschlächtige Wasser-

* Ich bedanke mich für die Unterstützung bei den Herren Feiler, Zumbroich, Megerle, Schenk, Baierbach, Bessner, Müller, Schmid, Eitner, Laidig, Hutter, alle Öhringen, den Müllersfamilien Kollmar (Öhringen, Stuttgart), Hipp, von Berg und Belz (jeweils Öhringen) und Pfisterer (jetzt Mannheim und Lauffen), Frau Schumacher vom Regierungspräsidium Stuttgart, Herrn Brechtel vom Landratsamt Hohenlohekreis und Herrn Beutter vom Hohenlohe-Zentralarchiv in Neuenstein.

1 W. Wölfel: Das Wasserrad. Technik und Kulturgeschichte, Wiesbaden 1987, S. 16.

rad wird hauptsächlich durch den Druck der Strömung des Flusses angetrieben. Die Räder haben häufig breite Radschaufeln, um dadurch viel Stoßkraft aufzunehmen. Es sind in der Regel größere Bäche zum Antrieb erforderlich, bei denen nur geringe Umgestaltungsmaßnahmen erfolgen müssen. Die Mühlengebäude müssen dadurch aber sehr dicht am Antriebsgewässer stehen. Die Wasserräder können dabei Größen bis zu 25 m Durchmesser annehmen, üblich sind etwa 3–5 m. Sie konnten z. T. durch angebaute Kettenzüge aus dem Wasser gehoben werden. Bei einem fränkischen Beispiel bei Möhrendorf nördlich von Erlangen, das vom Fluß Regnitz angetrieben wird, füllen sich die seitlich am Rad angehängten Schöpfeimer beim Eintauchen in den Fluß mit Wasser. Durch die Drehung des Rades werden sie gehoben und entleeren sich am Hochpunkt in die Ablaufrinne. Mit dem gehobenen Wasser des Flusses durch den Fluß werden die entfernter zum Gewässer liegenden Talwiesen und Gemüesfelder bewässert. Der Ertrag von Wiesen kann dadurch fast verdoppelt werden.

Im Gegensatz dazu nutzt das überschlächtige Wasserrad, ebenso mit waagrechtem Wellbaum, das Gewicht des Wassers zur Drehung. Von knapp 1 m an können solche Räder weit über 10 m im Durchmesser betragen. Als ein schönes Beispiel kann hier das wieder aufgebaute Rad in der Säge des Freilichtmuseums in Wackerhofen angeführt werden. Es genügen bereits wenige Liter Zulauf von oben in eine Zelle des Wasserrades, um das Rad am Drehen zu halten. Um das Rad zum Drehen zu bringen – also den Reibungswiderstand zwischen Wellbaum (Radachse) und Radlager zu überwinden – ist kurzzeitig mehr Wasser notwendig. Für diese seit mindestens ca. 500 n. Chr. anzutreffende Wasserradart² muß durch eine hölzerne oder steinerne Wehranlage im Fluß oder Bach Wasser von diesem in einen dafür hergestellten Kanal zum Rad abgeleitet werden. Zu großen Flußbaumaßnahmen waren die Menschen in Ägypten z. B. schon um 3000 v. Chr. fähig³. Man versucht dabei, mit geringem Gefälle das Wasser möglichst lange oben zu halten, um die größte Ausbeute zu erhalten. Die sogenannten Mühlgräben können z. T. hunderte von Meter lang sein. Sie mußten allerdings regelmäßig von Anlandungen gesäubert werden, ebenso mußte man die bei der Anlage neu geschaffenen Ufer sichern. Hierzu verwendete man meist standortgerechte, heimische Gehölze, wobei bei der Wahl der Bäume oder Sträucher nicht selten zusätzliche wirtschaftliche Erträge in Betracht gezogen wurden, etwa bei Korbweiden (*Salix viminalis*) für Weidenruten (für Korbflechter) oder bei Haseln (*Corylus avellana*) für Haselnüsse (als Nahrung oder zur Herstellung von Öl). Häufig wird zusätzlich ein Sammelweiher angelegt, auch Schwellweiher genannt, um Zeiten mit zu geringem Abfluß besser überbrücken zu können, und sicher auch, um als zusätzliches Fischwasser des Müllers zu dienen. Der Zulauf zum Mühlgraben konnte oft am Wehr durch ein Regulierschütz verschlossen werden. Die zum Wehr gehörenden Anlagen wurden zur

2 Propyläen Technik Geschichte, Bd. 1: Landbau und Handwerk, Frankfurt a. M. 1991, S. 311.

3 G. Garbrecht: Wasser. Vorrat, Bedarf und Nutzung in Geschichte und Gegenwart, Reinbek 1985, S. 117.

besseren Haltbarkeit meist aus Stein errichtet. Ebenso gab es ein Regulierschütz auf die hölzerne Rinne zum Rad. Der gleichmäßige Wasserzulauf zum Rad oder zu den Rädern war wichtig für einen kontinuierlichen und störungsfreien Betrieb. Mit einem Seilzug vom Mühlengebäude aus zum Regulierschütz vor dem Rad konnte die benötigte Wassermenge und somit die zu leistende Arbeit gesteuert werden. Zum Mühlgraben gehört noch ein Leerschuß. Hier kann Hochwasser oder auch das gesamte Antriebswasser aus dem Kanal abgeleitet werden, um Reparaturarbeiten am Wasserrad durchführen zu können. Ein hölzerner oder eiserner Rechen im Zulauf schützte das Rad vor Zerstörung durch Treibgut. Der höhere bauliche Aufwand lohnte sich durch einen meist günstigeren Wirkungsgrad des Antriebes. Außerdem konnten die Mühlengebäude an einem bei Hochwasser ungefährlicheren Standort errichtet werden, der dann meist auch einen tragfähigeren Baugrund aufwies. Das erleichterte den Bau der Anlagen, da bei unterschiedlichen Setzungen des Baugrundes unter Umständen der Antrieb von der Arbeitsmaschine getrennt wurde. Eine neue Gründung war dann erforderlich. Die dicht beim Gewässer stehenden Mühlenanlagen wurden oft mit ihren Bewohnern ein Opfer von Hochwasserfluten. Zum Teil wurden die Anlagen dann bei Zerstörung gänzlich aufgegeben und an einem nahegelegenen neuen Standort gebaut, zum Teil am selben Ort wieder errichtet.

Zwischen ober- und unterschlächtigem Antrieb gibt es das bei den Öhringer Standorten häufig vorkommende mittelschlächtige Wasserrad. Dieses nutzt sowohl den Strömungsdruck als auch das Gewicht des Wassers zum Antrieb. Eine Wehranlage direkt am Mühlengebäude staut das Antriebsgewässer auf etwa 1–3 m auf. Ein Spansschütz leitet das Wasser dann auf die Schaufeln des Rades, das in einem nach dem Rad geformten Ablaufgerinne steht. Das Spansschütz staut gleichzeitig auch das Wasser im Bereich des Rades.

Die Art des Zuflusses – die Beaufschlagung – auf das Rad bestimmt die vorgenannten Wasserrad-Bezeichnungen. Schlächtig kommt von schlagen.

Der Mathematiker Euler ermöglichte durch seine theoretischen Arbeiten um 1750 die Entwicklung der heute hauptsächlich eingesetzten Turbinen. Eine auch in unserer Gegend anzutreffende Turbinenart wurde 1849 von Francis in den USA entwickelt⁴ und seitdem in verschiedensten Ausführungen eingesetzt. Dabei wird das Wasser häufig spiralförmig und verzügend auf die festen Schaufeln eines Turbinenlaufrades geführt. Eine Zuflußregelung erfolgt nur durch drehbare Leitklappen zu den Laufrädern. Bei modernen Turbinen können Wirkungsgrade bis über 0,9 erreicht werden, die höchsten bisher bei Maschinen überhaupt erreichbaren. Der Wirkungsgrad bezeichnet das Verhältnis zwischen maximal möglicher und tatsächlicher Leistung.

Im bayrischen Weißenburg wurde 1922 die Ossberger-Turbine entwickelt⁵. Dieser Turbinentyp ist im Hohenlohe sehr häufig vertreten. Neben der guten Wirksamkeit

4 J. Varchmin, J. Radkau: Kraft, Energie und Arbeit, Reinbek 1988, S. 54.

5 Festschrift 75 Jahre Ossberger Turbinenfabrik, Weißenburg 1981.

bei schwankendem Wasserzufluß, die durch mehrere, meist zwei oder drei zu- oder abschaltbare Zellen realisiert wird – eine wichtige Voraussetzung für Wasserkraftanlagen gerade im Hohenlohe – bestand offensichtlich durch den Hersteller ein sehr reger Außendienst.

Angeregt durch die Entwicklung der Turbinen wurden die Wasserradtypen bis zu höchsten Wirkungsgrade weiter entwickelt. Hier sei das auch im Hohenlohe häufig anzutreffende Zuppingerrad⁶ genannt. Es weist meist eine eiserne Welle, Speichen und Radkränze auf. Die Schaufeln sind in der Regel aus Holz und wurden für eine bessere Wasserführung auf krumme Auflager aufgeschraubt.

Wer Treffen besucht, die Partnergemeinde der Stadt Öhringen in Kärnten, kann dort noch Horizontal- oder Stockräder als eine Antriebsart im Gegensatz zu den eben genannten Vertikalrädern vorfinden. Man nennt sie dort Flodermühlen. Dabei sind die Schaufeln direkt auf die Antriebswelle aufgesetzt. Zum Abstellen kann der hölzerne Wasserzulauf zu den Schaufeln seitlich weggeschoben werden. Durch eine Hebevorrichtung zur Holzwellen kann die Mahlfeinheit der meist als Getreidemühlen gebauten Anlagen eingestellt werden. Die Stockmühlen weisen stehende oder senkrechte Wellen auf. Sie gibt es mindestens seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. und sie kommen besonders in bergigen Regionen vor⁷. Besonderer Vorteil bei ihnen ist, daß hier nur eine Achse oder Welle benötigt wird. Der Läufer der Mahlsteinanlage wird direkt und ohne Getriebe angetrieben. Es wird dadurch auch als altertümlichere Art bezeichnet.

1.2. Arbeitsmaschinen

Eine genaue Beschreibung einer wasserkraftbetriebenen Getreidemahlanlage ist durch Vitruv aus dem 1. Jh. v. Chr. bekannt⁸. Auf einem feststehenden Bodenstein wird mit einstellbarem Abstand (bestimmt die Mahlfeinheit) ein aufliegender Läuferstein gedreht. Darüber ist ein Schütttrichter zur Aufnahme des Korns. Das Steinpaar wird als Gang bezeichnet. Der Läuferstein kann mit Hilfe eines Steinkrans angehoben werden, um die Furchen der Mahlsteine nacharbeiten zu können. Im Gerbgang, der nur in Dinkelanbaugebieten anzutreffen ist, zu denen auch Hohenlohe lange Zeit zählte (Dinkel ist eine alte, sehr widerstandsfähige, genügsame, aber sehr vitaminreiche Getreideart), wird die Spreu vom Dinkelkorn getrennt. Dieser Vorgang wird durch „Wind“ von einem angesetzten Gebläse unterstützt, das mit gleicher Welle angetrieben wird. Ein Schrotgang wird zur Herstellung von Viehfutter genutzt. Hier sind alle Bestandteile des Getreidekorns wie Kleie, Schälenteile und nicht völlig zermahlene Mehlteile (Grieß, Dunst, Staub) noch unge-

6 W. Müller: Die Wasserräder 1939, Reprint von 1991, S. 80 u. a.

7 Varchmin, Radkau (wie Anm. 4), S. 42.

8 M. P. Vitruv: De architectura, übers. von A. Rode 1796, ND Basel 1995, Buch 10, Kap. 10, S. 263.

siebt beisammen. Dann folgen die eigentlichen Mahlgänge (Schwarzgänge für Roggenmehl und Weißgänge für Weizen- oder Dinkelmehl). Das Mahlgut fällt in einen unterhalb stehenden Beutelkasten oder wird in die separat aufgestellte Schwingmühle geschüttet, in dem durch Seidengaze das feine Mehl vom Grieß, Spreu und Kleie getrennt wird. Dies wird auch durch einen Luftstrom oder durch Rüttelbewegungen („Schwingen“) unterstützt. Gröberes Mehl oder Grieß muß solange den Mahlgang durchlaufen, bis es die gewünschte Mahlfeinheit aufweist. Die Gänge stehen auf dem Bied. Dieses ist ein massiv gestaltetes Zwischenstockwerk in dem Mühlengebäude, das oftmals fein durch Schnitzwerk oder Malerei verziert und somit die Zierde einer Mühle ist. Je größer die Wasserkraft der Mühle, desto mehr Mahlgänge waren vorhanden. Bei den im folgenden zu zeigenden Anlagen waren es mindestens zwei, zum Teil aber auch über fünf. Weitere Bestandteile der Getreidemühlen sollen hier nur stark vereinfacht anhand einer halbautomatischen Mühle, einer sogenannten Rückschüttmühle erläutert werden, da je nach Getreideart verschiedene Mahlverfahren angewandt werden. Der komplexen Zusammensetzung eines Getreidekorns folgend, die sich in seinem Querschnitt zeigt, muß das Verfahren entsprechend abgestimmt werden. Der Arbeitsablauf kann in zwei Hauptteile aufgeteilt werden: Der Getreidereinigung und der Getreidevermahlung. Zum Transport innerhalb der einzelnen Maschinen werden Elevatoren (heben) oder Schüttrohre (fallen) verwendet. Im Aspirateur werden Spreu, Staub und grobe Verunreinigungen entfernt. Ein Magnet zieht Metallteile aus dem Gemenge. Der Trieur entfernt Unkrautsamen. In der Schälmaschine werden die Schalen am Korn gelockert. Zuvor wird das Getreide dazu aber im Netzapparat etwas angefeuchtet. Mit der Bürstmaschine lassen sich dann die Schalenteile vollends entfernen. Gemahlen wird heute dann über Walzenstühle, bei denen das Getreide zwischen liegenden Walzen gequetscht und zerrieben wird, die Mahlfeinheit wird über Plansichter festgestellt. Hier handelt es sich um eine Anhäufung von unterschiedlich feinen Sieben (der gröbste oben), die Schwingbewegungen durchführen (Exzenter). Am Anfang, am Ende und dazwischen sind immer Silos zur Speicherung vorhanden. Das beste Mehl für den jeweiligen Anwendungsfall wird aus verschiedenen ausgemahlten Feinheiten (Dunst bis Grieß) wieder zusammen gemischt. Müller empfehlen: Die richtige Mischung bringt's!

Der Kollergang besteht aus zwei schweren, stehenden Stein- und später auch Eisenrädern, die auf einer festen (Stein-) Plattform oder einem Tisch gedreht werden. Hierdurch können Waren aller Arten gequetscht und zerkleinert werden. Die Hanf- reibe nutzt dagegen einen liegenden Kegelstumpf, der auf einem runden Tisch gedreht wird. Eine weitere Pressung und Zerkleinerung erfahren Waren dann noch durch Stempel. Dabei heben die Daumen eines zweiten Wellbaumes – der Daumenwelle – die Stempel an, die dann durch ihr Eigengewicht herunterfallen und dadurch ihre Pressarbeit verrichten. In ähnlichen Formen kommen diese Maschinen auch in (Schwarz)Pulver-, Gips-, Loh- oder sonstigen Stampfmühlen vor. Der zum Teil mit einem eisernen Schuh versehene Stempel fällt dabei dann meist in eine mörserähnliche Pfanne. In Walkmühlen, in denen Leder, Tuch und Leinwand

verarbeitet werden, wird eine ähnliche Art verwendet. Das wichtigste Teil darin ist der Walkstock⁹, in den die Hämmer fallen und dabei die Füllung „walken“.

Bei der Holzverarbeitung tritt die Lohmühle, in denen Eichen- und Tannenrinden für die Rotgerber gestoßen werden, bedingt in Konkurrenz zur häufig vorkommenden Sägemühle auf, in der Bretter und Balken aus Stammholz geschnitten werden. Bedingt deshalb, weil die „Rinden“ neben Brennholz in einer anderen forstwirtschaftlichen Betriebsform („Niederwald“) und auch auf Flächen erzeugt werden, bei denen kein Stammholzertrag möglich ist. Bei diesem Typ wird die drehende Bewegung des Rades mit Hilfe einer Kurbel in ein „Auf und Ab des Sägegatters“ umgewandelt¹⁰. Da das Gatter am selben Ort verbleibt, muß durch den Antrieb gleichzeitig ein Klotz mit dem Sägegut geschoben werden. Weitere mögliche Arbeitsmaschinen sollen hier nicht vorgestellt werden.

1.3. Sonstiges

Um die durch das Wasser erzeugte Kraft in der liegenden Welle nun auf eine stehende Welle, z. B. zum Drehen von Mahlsteinen zu übertragen, ist ein Getriebe notwendig. Mindestens seit Vitruv¹¹ ist das Stockgetriebe, bestehend aus Kamm- und Stockrad, bekannt. Durch eine geschickte Größenwahl und Reihenfolge von Kamm- und Stirnrädern in Verbindung mit den Stockrädern konnte die angestrebte hohe Lage innerhalb des Gebäudes samt Geschwindigkeit für die Arbeitsmaschinen eingerichtet werden. Dieses wird als Vorgelege bezeichnet. Ein großes Rad mit den seitlichen Zahnrädern (ehemals Stöcken) wird als Kammrad bezeichnet, das die Kraft auf das Stockrad überträgt und von dort auf das Stirnrad (wie ein Zahnrad) übergibt. Weitere Stockräder übergeben schließlich die Kraft über das Mühleisen auf den oben liegenden Läuferstein der zwei Mahlsteinaare. Der untere, der Bodenstein, dreht sich nicht.

In der Folge wurde die Kraft über Bändertransmissionen von angekuppelten Riemenscheiben oder Schwungräder aus übertragen. In großen Anlagen hat heute jedes Teil seinen eigenen Elektroantrieb, der natürlich computergesteuert geregelt wird.

Das Wasserrad steht häufig in einem überdachten Gebäudeteil – der Rad- oder Wasserstube. Die Leistung der Wasserkraftmaschinen wird ausgedrückt in PS oder modern in kW. Zur Information vorab dazu: eine Familie verbraucht im Durchschnitt etwa 2–3 kW/h. Eine Waschmaschine oder ein Elektroherd benötigt jeweils bereits allein diese Antriebsleistung.

Bei Bann- oder Zwangmühlen waren die umliegenden Bewohner verpflichtet, dort zu mahlen. Dieser Mahlzwang regelte auch die Reihenfolge. Von hier kommt auch der Ausdruck, „wer zuerst kommt, mahlt zuerst“. Zu Mühlen- oder Wasserrecht (Wasserregal) und Mühlenordnung soll hier nichts ausgeführt werden, obwohl dies

9 J. Leupold: Mühlenbaukunst (Theatrum Machinarum Molarium) 1735, ND Hannover 1982, S. 102.

10 Leupold (wie Anm. 9), S. 111.

11 Propyläen (wie Anm. 2), S. 308.

seit alters her von größter behördlicher Bedeutung war („der zuständige Fürst vergab das Recht, eine Mühle zu bauen und kassierte dafür regelmäßig entsprechend stattliche Abgaben“). In der Abhandlung von Herrn W. Lamm¹² kann unter anderem über die Hohenloher Mühlordnung von 1632 und die Höhe und Arten der Abgaben nachgelesen werden. Mit dem Eichpfahl oder den Eichzeichen wird eine behördlicher Bezugshöhe in der Nähe oder an dem Mühlengebäude gesetzt, um z. B. die Höhe des Wehres überprüfen zu können. Ebenso soll nicht über die Kulturgeschichte der Mühlen, vom arbeitsreichen und auch kurzweiligen Mülleralltag bis hin zur Mühlenromantik einschließlich der „schönen Müllerin“ berichtet werden. Und nun zu den Öhringer Mühlen an der Ohrn, die dem „Öhringer Stiftungsbrief“ zufolge zum Teil bereits 1037 bestanden¹³.

2. Einzelbeschreibungen der Mühlen

2.1. Mühlen im Stadtgebiet

Abbildung 1 zeigt eine Karte von Öhringen und Umgebung um die Zeit von 1833. Hier kann man neben den noch wenigen Gebäuden der Verlauf der die Mühlen an-



Abb. 1 Öhringen und Umgebung nach Urflurkarten von 1833 (Montage Büro Geiger/Bässler, Stuttgart).

12 W. Lamm: Mühlen im hohenlohischen Epbachtal, in: WFr 72 (1988), S. 287ff.

13 W. Mattes (Hrsg.): Öhringer Heimatbuch 1929, ND Öhringen 1987, S. 200 ff.



Abb. 2 Öhringen heute (Montage Büro Geiger/Bässler, Stuttgart).

treibenden Gewässer Ohrn und Epbach sehen. Sie liegen wie Perlen an der Schnur: die Säge- bzw. Schleifmühle von Cappel (1), die Pfaffenmühle (2), die Walkmühle (3), die Brückenmühle (4), die Wirtsmühle (5) und die Weidenmühle (6). Sehr klein ist noch die Obere Mühle (7) in Cappel am Epbach zu sehen. Abbildung 2 zeigt den heutigen Zustand. Die Mühlkanäle sind zugeschüttet, die Bäche begradigt. Die Zunahme der Besiedelung ist deutlich zu erkennen. Keine der Mühlen auf dem gezeigten Kartenabschnitt ist heute noch in Betrieb. Nur mehr kleine, gelegentlich größere Spuren sind davon noch übrig.

Pfaffenmühle¹⁴

Die ehemals sehr idyllisch außerhalb Öhringens gelegene Pfaffenmühle – wie auf einem Gemälde zu sehen ist –, wurde im Jahre 1969 abgebrochen, nachdem die Stadt sie 1955 gekauft hatte. Das Hauptgebäude stammte aus dem Jahre 1617¹⁵. Auf diesem Gelände wurde die Feuerwache mit Blockheizwerk erbaut; auf den Mühlwiesen (Fläche zwischen Kanal und Mutterbach) entstand bereits 1951 das Freibad, das Anfangs noch mit Wasser aus dem Mühlkanal gespeist wurde. Auf dem Lage- und Bauplan von 1859 sind alle Bestandteile des Werkes von Jakob Graser erkennbar: das 15,68 m lange Wehr in der Ohrn, ein 557,7 m langer Zulauf-

14 Landratsamt Hohenlohekreis (LRA KÜN), Triebwerksakten: T 25 des OA Öhringen; Wasserbuch, Nr. I 261.

15 J. H. Rauser: Ohrntaler Heimatbuch (Heimatbücherei Hohenlohekreis 11), Weinsberg 1982, S. 68.

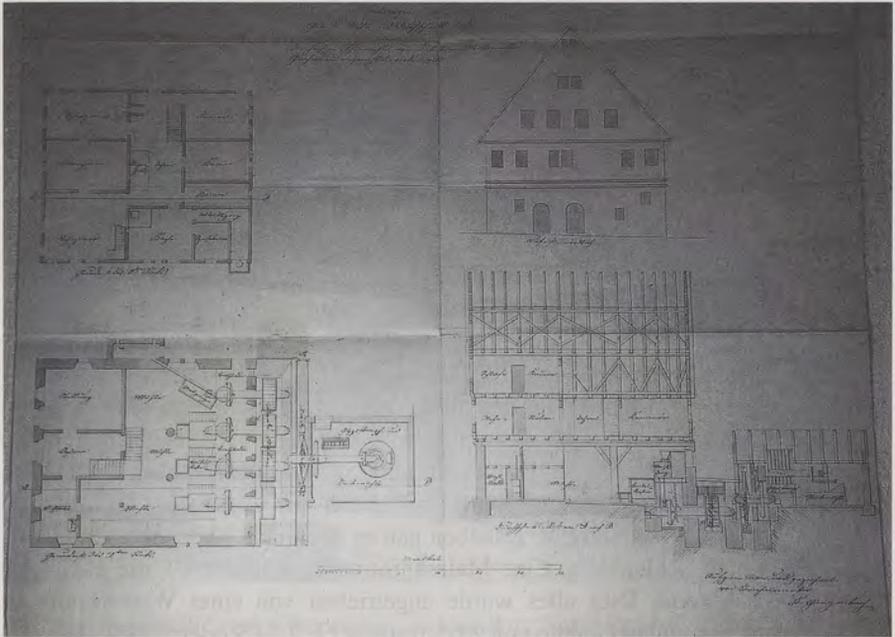


Abb. 3 Bauplan der Pfaffenmühle von 1859, gez. von Oberamtsmülschauer Gengenbach (Foto: Autor).

kanal zum stattlichen Getreidemühlengebäude mit einem Gerb-, und drei Mahlgängen, jeweils angetrieben durch ein kleines, 0,88 m breites hölzernes, ober-schlächtiges Wasserrad mit einem Durchmesser von 2,35 m und einer Gipsmühle mit Hanfreibe im kleinen Anbau, angetrieben durch ein großes, schmales, (0,27 m breites) unterschlächtiges Rad mit einem Durchmesser von 4,70 m und dem 260 m langen Ablaufkanal. Im massiven Erdgeschoß des Mühlengebäudes war neben dem Mahlraum im Süden ein Laden mit Abstellraum Richtung Norden. Im OG lag eine Dreizimmerwohnung, darüber weitere Kammern¹⁶. 1775 z. B. wohnten in diesen Räumen insgesamt 14 Personen aus drei Generationen. Müller war damals Heinrich Österle¹⁷.

Die Antriebe auf dem Bauplan der Pfaffenmühle von 1859 (Abbildung 3) wurden erst zwei Jahre vorher eingerichtet. Zuvor gab es nur unterschlächtige Räder. Dem Ohrntaler Heimatbuch zufolge¹⁸ wurde die Gipsmühle 1835, die Reibmühle mit Radstube 1845 unter dem Müller Schwab südlich angebaut. Unter dem Besitzer

16 E. Knoblauch: Die Baugeschichte der Stadt Öhringen vom Ausgang des Mittelalters bis zum 19. Jahrhundert, Selbstverl. 1991, S. 328; Stadtarchiv Öhringen (StadtAÖ) XI/27.

17 Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein, PA 147/6/11: Öhringer Seelenregister Stadtvogt Slevogt 1778/79.

18 Rauser: Ohrntaler Heimatbuch (wie Anm. 15), S. 68.

Friedrich Österle waren anno 1815 nur zwei unterschlächtige Räder für die bereits gleich große Getreidemühle vorhanden. Weitere Maschinen werden damals nicht aufgeführt. Bei einer weiteren behördlichen Besichtigung im Jahre 1764 bei Friedrich Österle werden drei unterschlächtige Räder für die viergängige Mühle erwähnt. 24 Jahre nach Graser ersetzt der neue Besitzer Christoph Eckert die vier überschlächtigen Räder durch ein mittelschlächtiges Rad von 5,5 m Durchmesser und 1,2 m Breite. Zu diesem Anlaß wurde die Transmission auch auf eiserne Kamm- und Zahnräder zum Antrieb der vier Gänge umgestellt. Im Bauplan von 1881 (gezeichnet vom Oberamtsbaumeister Lutz mit Ergänzungen des Wasserbautechnikers Bauer aus dem Jahre 1921) sind neben den neueren Änderungen gleich auch die tatsächlich durchgeführten früheren Umbauten für die nachträglich erteilte Genehmigung aus dem Jahre 1922/23 dargestellt. Das Rad für die Gipsmühle wird entfernt. Der Antrieb erfolgt nun allein durch ein Zuppingerad mit 5,5 m im Durchmesser und 1,16 m Breite, das mittlerweile neben den bereits genannten vier Gängen eine Grießputzerei, Schwingmühle und Schrotwalzenstuhl in der Getreidemühle und im Anbau die Gipsmühle, bestehend aus Gipsstampfe, Gipsmahlgang und Gipsbrennerei antreibt. Daneben gab es noch eine Kreissäge, eine Obstmühle und einen Schleifstein. Eine Malzschrotmühle wurde 1907, die Hanfreie bereits 1902 entfernt. Dies alles wurde angetrieben von einer Wasserkraft mit 285 l/s Zulauf und einem Gefälle von 2,65 m sowie ca. 7,3 PS oder 5,2 kW. Die Genehmigung für diesen Umbau von Gustav Eckert kostete damals acht Billionen Mark! Ein letzter Umbau erfolgte durch den letzten Besitzer, dem Möglinger Müller Friedrich Döbele im Jahr 1948. Das beschädigte Rad wurde nun durch eine Francis-Schachtelturbine des Turbinenbauers E. Wolf aus Reichenberg bei Backnang für 650 l/s Durchfluß ersetzt. Die Pläne dazu wurden von Kimmig aufgestellt. Der eigentliche Mühlenbetrieb war bereits spätestens 1954 beendet, da die Räumlichkeiten durch den Drechslermeister Franz Lang zehn Jahre lang benützt wurden. Das Triebwerksrecht erlosch 1965. Heute ist von der mindestens seit 1253 bestehenden Mühle¹⁹ also nur noch das sogenannte Cappeler Wehr vorhanden. Der Kanal wurde 1956 zugeschüttet. Besonders vom Öhringer Freibad aus ist sein Verlauf durch die ehemals ufersichernden Bäume zu erkennen.

Walkmühle²⁰

Die nächste Perle an der „Schnur“ Ohrn ist die Obermühle, Bentzenmühle oder Walkmühle²¹, wie sie nach der damalige Einrichtung einer Walke durch das Tuchmacherhandwerk seit 1556 bis heute genannt wird. Dies geschah nicht durch Wendel Hipler, den Kanzler des Bauernheeres im Bauernkrieg, als Bann- oder Zwang-

19 K. Schumm: Geschichte der städtischen Verfassung in Öhringen 1253–1806, Öhringen 1953, S. 9.

20 LRA KÜN, Triebwerksakten, T 26 des OA Öhringen.

21 Öhringen. Stadt und Stift. Hrsg. von der Stadt Öhringen (Forschungen aus Württembergisch Franken 3), Sigmaringen 1988, S. 75.



Abb. 4 Walkmühle vom Oberwasser aus (undat., Foto: Erich Rupp).

mühle. Die neueren Erkenntnisse lassen diese anderslautende Aussage zu²². Auch sie gibt es nachweislich bereits mindestens seit 1253²³. Dieses Mühlengebäude wurde 1979 abgebrochen und als Altentagesstätte „Haus an der Walk“ in etwas abgewandelter Form wieder errichtet. 1956, unter Bürgermeister Laidig, erwarb die Stadt das Anwesen von den Gebrüdern Friedrich, Tuchmacher, und Franz Reich, Schleifermeister. Sie verkauften gegen eine Ablösesumme zugunsten der Hochwasserfreilegung und Errichtung der Kanalisation, „nach jahrelangem Papierkrieg in Nerven und Herz erschöpft“. Die Leistung der Wasserkraft berechnete man vor dem Erwerb mit 2,7 PS bzw. 2 kW bei 290 l/s Zufluß und 0,98 m Gefälle. Der Antrieb bestand aus einem mittelschlächtigen Rad von 4,54 m Durchmesser und einer Breite von 1,10 m. Angetrieben wurden damit mindestens seit 1911 eine Werkzeugschleiferei, eine Zwirnmachine, eine Lederwalk und eine Mosterei. Man kann sich die Arbeitsräume etwa wie im Museum Pflaumer vorstellen. Eine Besichtigung dieses Museums von Öhringen wird sehr empfohlen. Die Mosterei stellte wohl auch lange den Haustrunk für die Öhringer her. Den Antrieb stellte das Zuppigerrad mit den vorher genannten Abmessungen samt Getriebe zur Schleiferei sicher, das im Jahre 1893 zum Einbau für den Tuchmacher Karl Reich genehmigt wurde. Die dazugehörigen Pläne erarbeiteten 1892 die Firma Waelde, Kade & Erath aus Schwäbisch Hall.

22 Mattes (wie Anm. 13), S. 487.

23 Knoblauch (wie Anm. 16), S. 327.

Zuvor war, erkennbar auf einem Bestandsplan vom Oberamtsbaumeister Hermann mit Eintragungen des Geometers Woellhaf, ein kleineres (4,08 m) und schmäleres (0,84 m) Rad einfacherer Bauart vorhanden. Auf dem Plan ist auch noch zu sehen, daß damals im südlichen Anbau an der Radstube auch noch die Hanfreibe in Betrieb war, zumindest aber noch bestand. Zur Anlage gehört das 153,30 m oberhalb gelegene Wehr von einer Länge von 15,87 m. Die Situation dazu zeigt der folgende Lageplan. Mit dem südlich gelegenen kleinen Wehr wurde das überschüssige Wasser wieder dem Kanal entlang der Stadtmauer zur Brückenmühle zugeführt. Das eigentliche Wehr der Brückenmühle liegt direkt am Mühlengebäude, wie bei den weiter folgenden Anlagen auch.

Der vom Stadtbaumeister Bartenbach gezeichnete Bauplan des Karl Reich von 1882 zeigt, daß ein großes Wasserrad aufgegeben wurde. Der Raum der Mahlmühle wurde in eine Küche und zwei Kammern umgewandelt. Die Gipsstampe wird ersetzt durch eine Schleifmühle mit Lederwalke, Zwirn- und Spinnmaschine. Der Umbau fand bereits 1881 statt. Der vorherige Besitzer, der Brückenmüller Hermann Kollmar (seit 1819 im Besitz der Brückenmüller), richtete 1856 im östlichen Teil des Untergeschosses die Mahlmühle ein, bestehend aus einem Gerb- und einem Mahlgang, das durch das vordere unterschlächtige Rad angetrieben wurde. Im Schnittbild (Abbildung 5, rechts oben) ist neben dem schmalen Rad das Mahlsteinpaar mit dem Beutelkasten zu sehen.

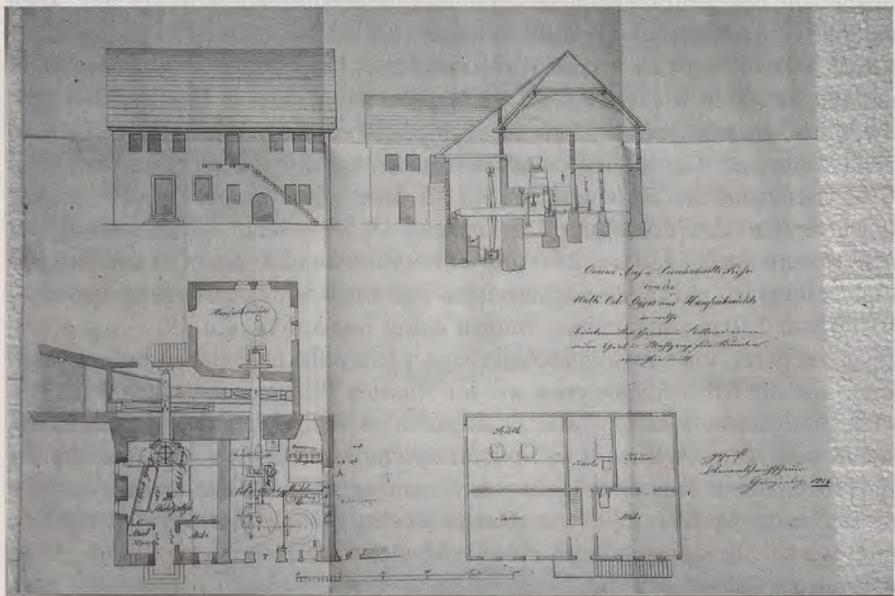


Abb. 5 Bauplan der Walkmühle 1856. geprüft (?) durch Oberamtsmühschauer Gengenbach (Foto: Autor).

Im westlichen Teil des Untergeschosses war die Öl- und Gipsmühle untergebracht, die gemeinsam mit der Hanfreibe durch ein zweites unterschlächtiges Rad angetrieben wurde. Unweit vom Kollergang, rechts oben, sind drei Öl- und Gipsstempel eingerichtet. Im Obergeschoß war die Walkmühle und Wohnräume. In dem damals nicht sehr großen Haus lebte im Jahre 1775 nur der Wälker Mezger mit seiner Frau, einem Kind und einer Magd²⁴.

In Öhringen etablierten sich aus dem Mittelalter heraus keine großen Müllersdynastien wie in andern Orten. Es fand ein häufiger Wechsel der Eigentümer statt. Dies änderte sich ab 1754 bei der folgenden Mühle²⁵.

Brückenmühle²⁶

Die Brückenmühle hat sich dank des Engagements der jetzigen Besitzer – der Familie Brosig – wieder zu einem Schmuckstück von Öhringen entwickelt. Die von der Ledergasse aus aufgenommene Abbildung 6 zeigt das stattliche Mühlengebäude, wie es nach dem Brand von 1933 wieder aufgebaut worden ist. Das Mühlenwappen in der Wand spiegelt den früher selbstverständlichen Stolz der Müller wieder. Für mich ist die Brückenmühle die bedeutendste und aus meiner Sicht



Abb. 6 Foto der Brückenmühle von der Ledergasse aus, Mai 1997 (Foto: Autor).

24 HZAN, Öhringer Seelenregister (wie Anm. 17).

25 K. Frhr. von Marchtaler: Alt-Öhringer Familien, in: Hohenloher Zeitung, 1.4.1934.

26 LRA KÜN, Triebwerksakten, T 27 des OA Öhringen; H. Kollmar: Die Brückenmühle und die Kollmar in Öhringen (unveröffentlichtes Ms. zur Mühle und Familie).

auch älteste Mühle in Öhringen, die mindestens seit 1253 nachweisbar ist²⁷. Leider kann ich das noch nicht belegen. Die Brückenmühle spielte bereits vorher und besonders von 1754 bis 1988 unter der Familie Kollmar eine bedeutende Rolle im Stadtgeschehen. Der aus Siglingen bei Möckmühl stammende Müller Johann Christian Kollmar erwarb die damals nur mit einem Gerb- und zwei Mahlgängen ausgestattete Mühle von Friedrich Brügel. Mit dabei war auch ein Baum- und Wiesenstück gleich über dem Wehr, das später, nämlich 1807, an das Fürstenhaus für die Erweiterung des Hofgartens verkauft wurde. So ist es zumindest der Ausarbeitung von H. Kollmar zu entnehmen. Darauf entstand der Sandsteinobelisk: *Gestiftet den Guten Bürgern der Stadt Öhringen von deren Herrschaft (1805–1815)*. Wie auf dem Wappen am Mühlengebäude von 1766 mit der Aufschrift *Johann Christian & Maria Margareta Kollmar* bezeugt, ließ er bereits zwölf Jahre später das ehemals einstöckige Gebäude abreißen und ein neues, größeres errichten. Darin lebte anno 1775 die sechsköpfige Familie mit Knecht, Magd und Base²⁸.

Die ältesten mir bislang bekannten Baupläne stammen von 1874. Sie wurden von Oberamtsbaumeister Lutz gezeichnet. Er stellte dabei die alte Situation der geplanten neuen gegenüber. Zwei einfache mittelschlächtige Räder mit Durchmessern von 4,50 m und 4,70 m (mit 0,30 und 0,40 m Breite) treiben neben den vorher erwähnten Gängen noch eine Grießputzerei, eine Schwingmühle und eine Malzschrotmühle an. Von der Nutzfläche nahezu gleich groß waren die Stallungen. Direkt neben dem Stadtmauergang gab es einen Backofen. Rechts am Gemäuer der Radstube ist noch der Beginn des 10,30 m langen Wehres mit Knick und auch der hölzerne Rechen zu sehen. Dazu gehörte allerdings noch das sogenannte Hofgartenwehr mit einer Länge von 11,50 m. Hermann Kollmar plante, einen dritten Mahlgang einzurichten. Dazu wurden die alten Räder durch neue mit 4,07 m und 5,06 m Durchmesser und 66 und 70 cm breiten Schaufeln ersetzt. Da Hermann Kollmar zu diesem Zeitpunkt auch die oberhalb liegende Walkmühle besaß, erhöhte er zusätzlich auch noch das Wehr durch eine aufgesetzte eiserne Schwelle um 14 cm. Seine Wasserkraft stieg daher von 3,2 auf 3,6 PS (bei 290 l/s Zulauf mit Erhöhung des Gefälles von 1,16 auf 1,3 m).

1893 erfolgte ein großer Umbau, für den wieder der Stadtbaumeister Bartenbach zeichnete. Ebenso wurden darin die Änderungen von 1920 durch den Wasserbautechniker Bauer eingetragen. Ein eisernes Zuppingerad mit 5,46 m Durchmesser und 1,58 m Breite ersetzte die alten hölzernen Räder. Gleichzeitig wurde die Getreidemühle auf den neuesten Stand gebracht. Es entstand eine sogenannte Kunstmühle. Wesentliche Änderung ist hier, daß das Getreide vor den Mahldurchgängen durch eine neu entwickelte Maschine (Aspirateur, Trieur) gereinigt wurde. Auch kamen nun Walzenstühle, Elevatoren und ein Fahrstuhl zum Einsatz. Um die neuen Anlagen alle unterzubringen, mußte das Dach angehoben werden. Anstatt des Backofens wurde auch ein Mehlladen eingerichtet. Wie 1911 amtlich festge-

27 *Marchtaler*: Alt-Öhringer Familien (wie Anm. 25).

28 HZAN, Öhringer Seelenregister (wie Anm. 17).

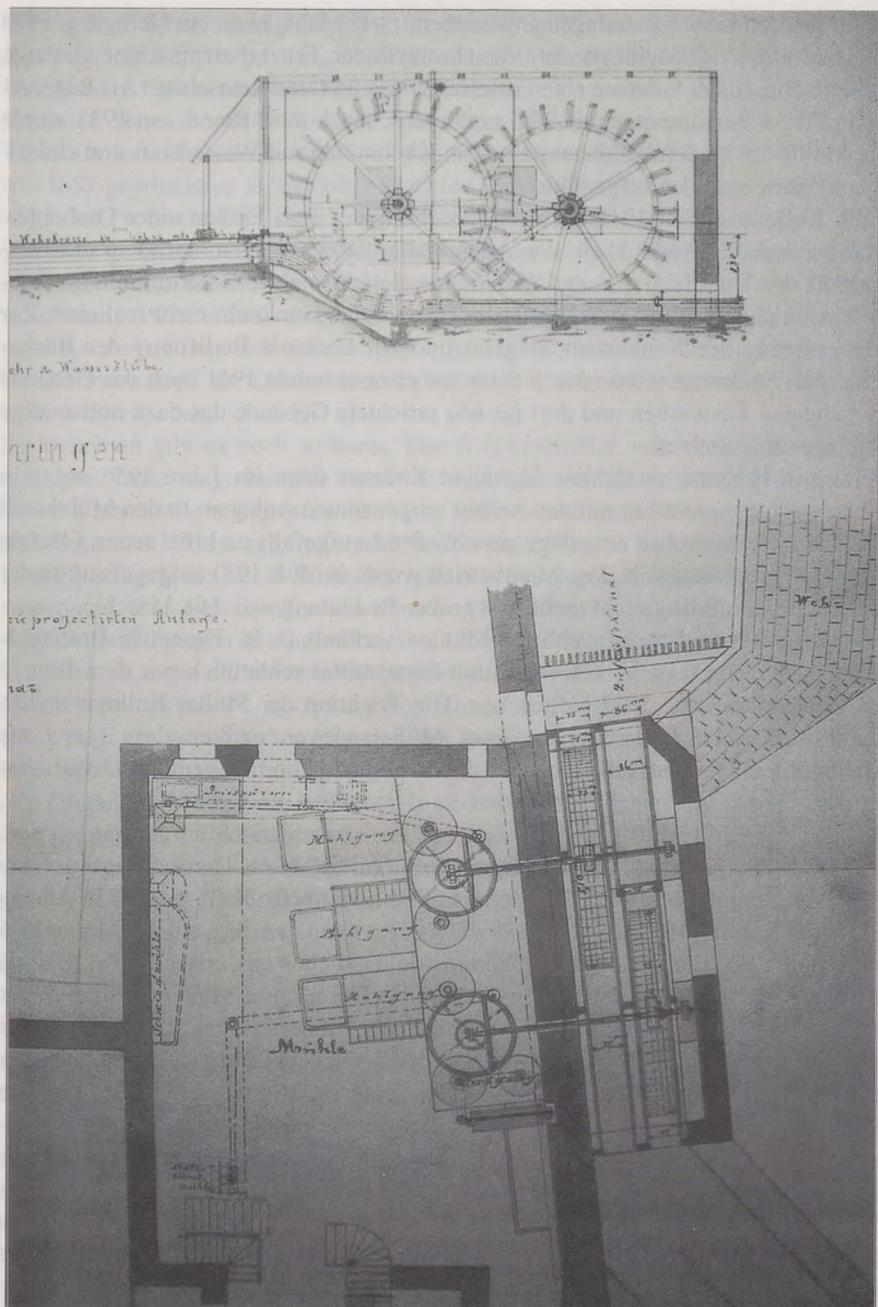


Abb. 7 Genehmigter Umbauplan zur Brückenmühle von 1874, gezeichnet von Oberamtsbaumeister Lutz (Foto: Autor).

stellt, wurden folgende Anlagen angetrieben: zwei Mahlgänge, ein Gerbgang, zwei Walzenstühle, vier Mehlzylinder, Vorschrotzylinder, Fruchtputzmaschine, Aufzug, Schleifstein, in der Scheune eine Futterschneid- und Dreschmaschine. Als Reservekraft ist ein Benzinmotor mit 8 PS vorhanden. Nach dem Brand von 1933 wurde die Mühle als moderne halbautomatische Kleinmühle mit Wasserkraft und elektrischen Antrieb wieder aufgerichtet.

Felix Kollmar erhielt 1941 noch die Genehmigung zum Einbau einer Ossberger-Turbine und die Möglichkeit, den Ablaufkanal tiefer zu legen, nachdem die Wasserkraft des Unterliegers – der Wirtsmühle – nicht mehr existierte. Sein Nutzgefälle wäre dann auf 1,95 m angestiegen. Dies wurde dann nicht mehr realisiert. Zur Verbesserung der Konkurrenzfähigkeit und zur besseren Bedienung der Bäckereien (die Sackware wurde durch Siloware ersetzt) wurde 1961 noch das Gebäude Hirschgasse 4 erworben und dort ins neu errichtete Gebäude das dazu notwendige Silolager eingerichtet.

Schweren Herzens verzichtete Hermann Kollmar dann im Jahre 1956 auf sein Wasserrecht, gemeinsam mit den beiden vorgenannten Anlagen. In den Mühlkanal wurden Abwasserrohre eingelegt, anschließend aufgefüllt und die neuen Flächen dem Hofgarten zugeteilt. Der Mahlbetrieb wurde im Juli 1970 aufgegeben, da der wirtschaftliche Ertrag nicht mehr von großer Bedeutung war. Die Maschinen wurden ausgebaut und an benachbarte Mühlen verkauft (z. B. Thomä in Bretzfeld-Scheppach), der Verkauf von Mehl und Futtermittel schließlich mit dem Eintritt ins Rentenalter anno 1977 aufgegeben. Die Tradition der Müller Kollmar endete somit nach neun Generationen. Zwei Müllerswitwen mußten dazwischen die Mahlmühle alleine betreiben, bis der übernehmende Sohn alt genug und verheiratet war.

Anhand der Müllerdynastie Kollmar kann hier exemplarisch aufgezeigt werden, wie das Müllergewerbe innerhalb einer „Großfamilie“ blieb. Der Schwager Johann Abraham Sommer von der Ohrnberger Mühle beriet beim Kauf anno 1754 Johann Christian Kollmar (Betrieb von 1754–1794). Das Geld zum Erwerb der Mühle kam auch durch die Einheirat der begüterten Müllerstocher aus erster Ehe (Christina Barbara Valet aus Mundelsheim) in die Familie. Der nächste Müller Christian Felix Kollmar (Betrieb von 1794–1805) heiratete die Müllerstochter Rosine Dorothee Leitlein aus Möhrig, die wiederum aus der bereits genannten Familie Sommer stammt. Der ältere Bruder Johann Gottlieb Kollmar heiratete nach dem Tod von Christian Felix die Witwe und übernahm danach die Mühle, bis er in der Ohrn erkrankte (Betrieb von 1805–1814). Rosine führte die Geschäfte alleine weiter und erwarb 1819 vom Tuchmacherhandwerk noch die Walkmühle hinzu, *die nie mehr getrennt werden dürfen* (wegen der immer wiederkehrenden Reibereien zwischen den Triebwerksbetreibern; sie wird aber dann doch ein Opfer der Erbteilung). Der Sohn von Johann Gottlieb Kollmar, Gabriel Gottfried, im Todesjahr des Vaters geboren, übernimmt später die Wirtsmühle. Rosines Sohn Johann Felix Kollmar übernimmt 1822 bzw. 1826 bis 1851 die Mühle. Seine Frau Sofie Arnold entstammt ausnahmsweise keinem Müllergeschlecht. Auch sie muß die Mühle als

Witwe fünf Jahre allein betreiben, bis der Sohn Christian Hermann, mit Sofie Karoline Reichert verheiratet, die Mühle übernimmt und bis 1876 weiter betreibt. Der Bruder Christian Ernst Kollmar erwirbt die Unterrohrner Mühle. Der Sohn Christian Hermann Felix Kollmar, mit Matthilde Reichert verheiratet, führt die Tradition fort, obwohl er eigentlich Pfarrer werden wollte. Er ist 1894 Vorstand des 1887 gegründeten Hohenloher Fischereivereins Öhringen. Dieser holte bereits 1893 den Professor Dr. Sieglin von der Universität Hohenheim nach Cappel. Auch gründete er mit anderen eine Getreideverkaufsgenossenschaft und handelte auch z. B. mit Wein, Seefischen und Dachziegeln. Der nächste Müller Felix Kollmar übernimmt 1907 bis 1949 den Betrieb. Dem letzten Müller Hermann Kollmar, gerade aus dem Krieg heimgekehrt, blieb letzten Endes durch den rücksichtslosen Konkurrenzkampf der Großmühlen keine andere Wahl mehr, als seinen Mühlenbetrieb aufzugeben.

Zu berichten gibt es noch weiteres. Der Brückenmüller, wie auch seine anderen Kollegen, hatte notgedrungen immer Schwierigkeiten mit seinen Nachbarn, z. B. den am Unterwasser liegenden Gerbern. Ließ er mal mehr Wasser ab, so wurden die Stege und Felle weggespült oder waren unter Wasser und somit unbrauchbar. Lief alles durch das obere Wehr, war gar kein Wasser zum Spülen der Felle mehr vorhanden. Zur Beweisaufnahme für ein Gerichtsverfahren wurde die Situation mit den Gerberstegen in einem Plan von 1835 vom Geometer Pantlen festgehalten. Dazu wurde sogar der oberste Württembergische Wasserbauer, Karl August Friedrich von Duttenhofer²⁹, noch kurz vor seinem Tode gehört. In einer dicken Akte kann auch ein gerichtliches Hin und Her in einem Streit zwischen dem Fürstenhaus und dem Brückenmüller nachvollzogen werden. Über Jahrzehnte ging es um den Umfang der Pflege des Mühlkanals am und im fürstlichen Hofgarten.

Der Kanal an der Stadtmauer war ein Idyll von Öhringen. Ein Bild des Ohrnlaufes entlang der Stadtmauer oberhalb der Brückenmühle fehlt daher in keinem wichtigen Werk über die Stadt Öhringen. Es wurde als „Klein-Venedig“ bezeichnet. Bei Hochwasser war es mit der Idyll allerdings vorbei.

Wirtsmühle³⁰

Die Wirtsmühle lag vor der Stadt an der Straße nach Neuenstadt oberhalb der ehemaligen alten Ohrnbrücke. Der letzte Betreiber, der Jude Julius Bloch, verkaufte 1935 die im Mittelalter auch als Wernlinsmühle³¹ bezeichnete Anlage zur Hälfte an die Stadt, das Hauptgebäude an eine Familie. Der Sohn des letzten Eigentümers, Ferdinand Bloch, war ab 1922 Stadtrat und bekleidete als Großhändler für Getreide, Mehl, Futtermittel und Sämereien einige überörtliche Ehrenämter. Julius starb bereits 1928. Während der NS-Herrschaft konnte die restliche Familie noch

29 F. Bürkle: Karl August Friedrich von Duttenhofer (1758–1836), Stuttgart 1988.

30 LRA KÜN, Triebwerksakten, T 28 des OA Öhringen.

31 Knoblauch (wie Anm. 16), S. 328.

im letzten Augenblick nach Amerika ausreisen. Ferdinand starb 1945 in den USA. Die unterhalb gelegene Scheune richtete man nach dem Kauf als Heim für die Jugend ein³². 1965 wurde dieser Teil der Hofanlage Teil des Neubaus der Albert-Schweizer-Schule. Kurzzeitig gab man in den Räumen der Mühle auch Schulunterricht³³. Das Hauptgebäude (Büttelbronner Straße 17) wurde zum reinen Wohnhaus umgebaut.

Nach einer Werksbeschreibung von 1876 treiben zwei unterschlächtige Räder mit Durchmesser 5,76 m und 70 cm Schaufelbreite einen Gerbgang, eine Schwingmühle und drei Mahlgänge an, die der Adlerwirt Karl Schwab als Eigentümer einrichten ließ. Das 17,36 m lange Wehr schließt direkt an die Radstube am Mühlengebäude an. Der Name der Mühle kommt sicher von der benachbart liegenden Wirtschaft her, die daher bereits ebenso lange existieren müßte. Wie auf dem Bauplan von 1874 (Abbildung 8) zu sehen ist, waren zuvor drei Räder vorhanden. Dieses dritte Rad wurde nach 1826 durch Friedrich Kneller zum separaten Antrieb des Gerbganges eingerichtet. Hier waren erst die zwei Mahlgänge und der Gerbgang vorhanden. Nach Müller Kneller betrieb Gabriel Gottfried Kollmar die Mühle. Das Mühlengebäude wurde 1635 von Johann Gottfried und Magdalena Faadt erbaut³⁴. Seit wann diese Mühle nachweisbar vorhanden ist, ist mir derzeit nicht bekannt. 1775 lebten neben dem Müller Oettinger und seiner Frau mit drei Söhnen aus erster Ehe auch noch zwei Knechte, eine Magd und ein Kostgänger von der Mühle³⁵.

Vor dem nächsten Umbau 1891 wurden durch den Müller Julius Ocker zu den vorher bereits genannten Maschinen auch noch eine Dresch- und Futterschneidmaschine in der unterhalb gelegenen Scheune betrieben. Die zwei alten Räder wurden dabei durch ein neues Zuppingerad mit Durchmesser 5,92 m und 1,38 m Schaufelbreite ersetzt. Bei der Abnahme des Umbaus wurde durch den Oberamtsbaumeister Hermann festgestellt, daß die Stellfalle zum Rad anders als genehmigt gebaut wurde. Ocker wurde daher durch das Landgericht mit 15 Mark bestraft. Er konnte alles belassen, mußte für die neue Genehmigung aber weitere acht Mark bezahlen. In einer behördlichen Werksbeschreibung von 1893 wurde die Wasserkraft mit 4 PS bzw. 3 kW bestimmt (bei 330 l/s und 1,25 m Gefälle). Offensichtlich fanden in der Mahlmühle noch weitere Umbauten statt, denn es werden zusätzlich eine Schrotmühle, eine Gießputzmaschine und ein Aufzug angetrieben. Neben den bereits genannten landwirtschaftlichen Geräten wurde auch eine Kreissäge und ein Schleifstein für den eigenen Gebrauch angetrieben und eine Ölmühle eingerichtet. Diese Maschinen wurden anno 1911 unter dem Müller Wilhelm Scheufele noch festgestellt. Dabei wurden auch weitere Abweichungen beanstandet, für die der neue Eigentümer Julius Bloch 1914 mit Plänen des Oberamtsstraßenmeisters Ziegler, der dazu wiederum auch den Lageplan von 1891 vom Geometer

32 Jüdische Bürger in Öhringen. Eine Dokumentation. Hrsg. von der Stadt Öhringen, Öhringen 1993, S. 62 u. 63.

33 Öhringen. Stadt u. Stift (wie Anm. 21), S. 239.

34 Ebd., S. 63.

35 HZAN, Öhringer Seelenregister (wie Anm. 17).

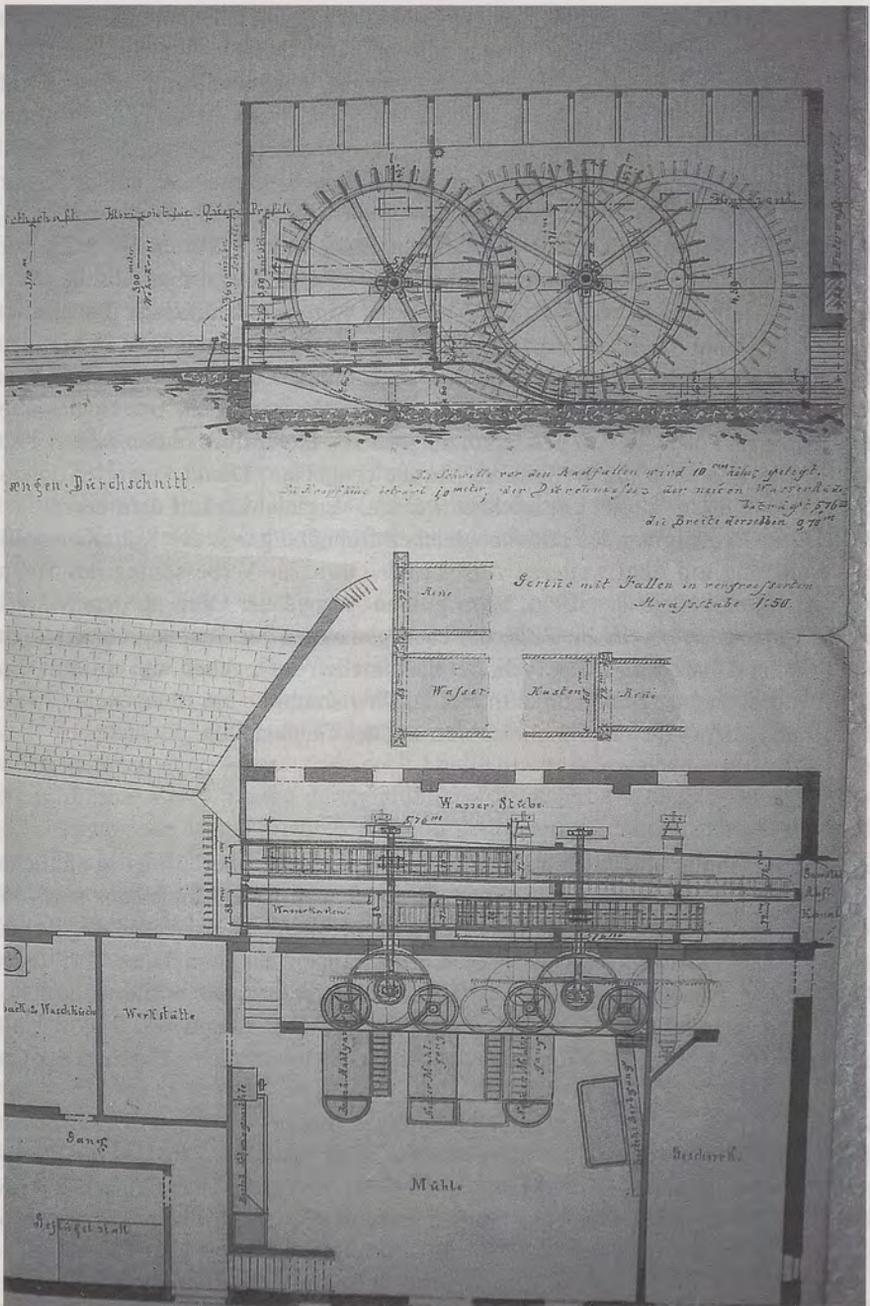


Abb. 8 Bauplan Wirtsmühle 1874, gez. von Oberamtsbaumeister Lutz (Foto: Autor).

Dieterle änderte, den Genehmigungsantrag stellte. Erst 1921 wurde diese erteilt, mit der Auflage, während der Forellenschonzeit (10. Oktober bis 10. Januar) von Samstag abend 7 Uhr bis Sonntag abend 7 Uhr die Wehrfalle 30 cm offen zu halten. Hier ist zu erkennen, daß sehr früh auch auf die Fische Rücksicht genommen wurde. Als Reservekraft wurde noch ein Elektromotor mit 32 PS aufgestellt. Die Ölmühle bestand aus einer hydraulischen Presse, drei Ölpresen, einem Kollergang und einem Wärmer.

Nachdem Ferdinand Bloch das Wasserrecht samt Wehr 1929 an die Stadt verkaufte, wurde als zweiter Bauabschnitt für den Hochwasserausbau von der Weidenmühle bis ca. 40 m oberhalb des Viaduktes vom Stadtbaumeister Bauer 1929 geplant, auch das Wehr aus Kostengründen zunächst nur umzubauen. Dabei wäre die obere Kante des steinernen Wehres abgenommen und auf einem niederen Niveau ein hölzerner Aufsatz eingesetzt worden. Dieser bricht bei Hochwasser und ermöglicht dadurch den gewünschten größeren Durchfluß. In den Jahren 1926 bis 1932 wurde auch die Heilbronner Straße ausgebaut. Damit kann der dortige Umbau als ein Großprojekt bezeichnet werden, vergleichbar mit dem derzeitigen Projekt zur Beseitigung des schienengleichen Bahnübergangs der Kottmannstraße in Verbindung mit dem weiteren Ausbau der Ohrn zur Verbesserung des Hochwasserschutzes. Nicht erst 1956, beim großen Ausbau der Ohrn ab dem Viadukt aufwärts, sondern bereits im Zuge der eben genannten Straßenbaumaßnahme zur Heilbronner Straße wurde das Wehr bereits gänzlich aufgegeben und entfernt. Ein Überbleibsel aus der Mahlmühle im Hof zur Wirtmühle – ein Bodenstein – weist Besucher noch auf die ursprüngliche Nutzung der Gebäude hin.

Weidenmühle³⁶

Die Weidenmühle, im Mittelalter als Lindenmühle bezeichnet³⁷, liegt in ähnlicher Entfernung zur Stadt wie die Pfaffenmühle, nur unterhalb. Mindestens seit 1357 wird von der Lindenmühle durch die Herrschaft Hohenlohe Steuer (Mühlgeld) erhoben³⁸. Das Fachwerkgebäude stammt laut Wappen aus dem Jahre 1715 (bzw. 1770, mit den Namenskürzeln *H G G*)³⁹. Die Mühle besitzt, wie mittlerweile schon mehrfach festgestellt, ein Wehr quer zu Ohrn mit einer Länge von 9,51 m längs und 2,7 m, das direkt an die Radstube anschließt. Es ist wohl eine Eigenart der Öhringer Anlagen.

Wegen der Untersuchung zur Schlichtung eines Streites zwischen dem Brückenmüller und anderen wissen wir näheres zur Anlage von 1764: Der Inhaber Philipp Heinrich Kneller hat in seiner Mühle einen Gerb- und zwei Mahlgänge, die durch zwei unterschlächtige Räder angetrieben werden. Er lebt mit seiner Frau, sechs

36 LRA KÜN, Triebwerksakten, T 29 des OA Öhringen, Wasserbuch, Nr. I 2614.

37 *Knoblauch* (wie Anm. 16), S. 329.

38 Öhringen. Stadt u. Stift (wie Anm. 21), S. 63.

39 *Rausser*: Öhrntaler Heimatbuch (wie Anm. 15), S. 68.

Kindern, zwei Knechten und zwei Mägden auf dem Anwesen⁴⁰. Die Mahlmühle ist unter Michael Kneller anno 1815 noch unverändert. Dem wie auch seine Ehefrau aus Abstatt stammenden Johann Wilhelm Belz wird die Weidenmühle 1802 von seinen Eltern zur Hochzeit geschenkt. Der Vater Johann Michael Belz war zu dieser Zeit Kastenmeister des Fürstenhauses in Öhringen. Unter ihrem Sohn Heinrich Belz, der die Anlage 1828 übernimmt, wird nach einem Plan von 1846, von Oberfeuerschauer Scheinhard gezeichnet, ein drittes Rad eingerichtet, um den Gerbgang direkt antreiben zu können. Wilhelm Belz ersetzt die drei Räder 1873 (siehe Abbildung 9) wieder durch zwei (5,60 m und 5,26 m im Durchmesser, beide mit eiserner Welle mit 0,70 m breite hölzernen Schaufeln und Kranz). Es wurde noch ein weiterer Mahlgang hinzugegestellt.

Nach Plänen vom Oberamtsbaumeister Hermann 1892 (spätere Änderungen von 1915 stammen von Wasserbautechniker Sattelmayer) wurde unter Wilhelm Belz ein Zuppingerad mit 5,50 m Durchmesser und 1,39 m breiten Schaufeln eingesetzt. Die Wasserkraft bestimmte man mit 4,9 PS bzw. 3,5 kW (bei 335 l/s und 1,53 m Gefälle). In der Mahlmühle änderte sich dabei wahrscheinlich nur das Vorgelege. Die Mühleneinrichtung wurde dann im Jahre 1901 auf den neuesten Stand gebracht.

Zur Verbesserung des Hochwasserschutzes war in einer Genehmigung von 1922 bereits eine Bestimmung zum Wehr zugunsten der Stadt Öhringen eingefügt. Mittlerweile wurden durch die Wasserkraft auch landwirtschaftliche Maschinen wie zum Beispiel eine „Angersche Mühle“ (Futterrübenmühle) angetrieben. Daraus ist auch zu erkennen, daß zum Mühlenbetrieb hier – wie bei den meisten anderen Mühlenplätzen auch – zusätzlich noch Landwirtschaft betrieben wurde. Im Zuge der in diesem Bereich dann durchgeführten Abflußverbesserungen zur Hochwasserfreilegung der Altstadt (Durchstich und Verbreiterung der Ohrn) baute die Stadt ab 1931 nach Plänen des Straßen- und Wasserbauamtes Hall, vertreten durch dessen Amtsvorstand Bäumler, eine dreiteilige Schützenanlage mit Bedienungssteg an das bestehende Wehr an. Hierdurch wurde der ehemals sehr geringe Abflußquerschnitt um $3 \times 3,33$ m lichte Weite und 1,33 m Höhe quer zur Ohrn erhöht. Offensichtlich verkalkulierte sich der mit dem Bau des Wehres beauftragte Unternehmer und stürzte sich auf der Baustelle zu Tode.

Bereits zwei Jahre vor dem großen „Mühlensterben“⁴¹ wurde 1955 der Mühlenbetrieb endgültig eingestellt. Da Wilhelm Belz in den Jahren 1950 bis 56 u. a. Windmühlen in Afrika baute, betrieb Christian Carle, ein Verwandter aus Verrenberg, die Mühle bis zur Stilllegung. Das Gebäude wurde zum reinen Wohnhaus umgebaut. Dabei blieben nur die Mauern des Erdgeschosses bestehen. Nachdem die Wasserkraft danach nicht anderweitig verwendet wurde, entfernte man kurz nach 1976 das Schützenwehr. Die Betonteile blieben erhalten und verfielen im Laufe

40 HZAN, Öhringer Seelenregister (wie Anm. 17).

41 Gesetz über die Errichtung, Inbetriebnahme, Verlegung, Erweiterung und Finanzierung der Stilllegung von Mühlen (Mühlengesetz) vom 27. 6. 1957, in: Bundesgesetzblatt 1957 Teil 1, S. 664–666.

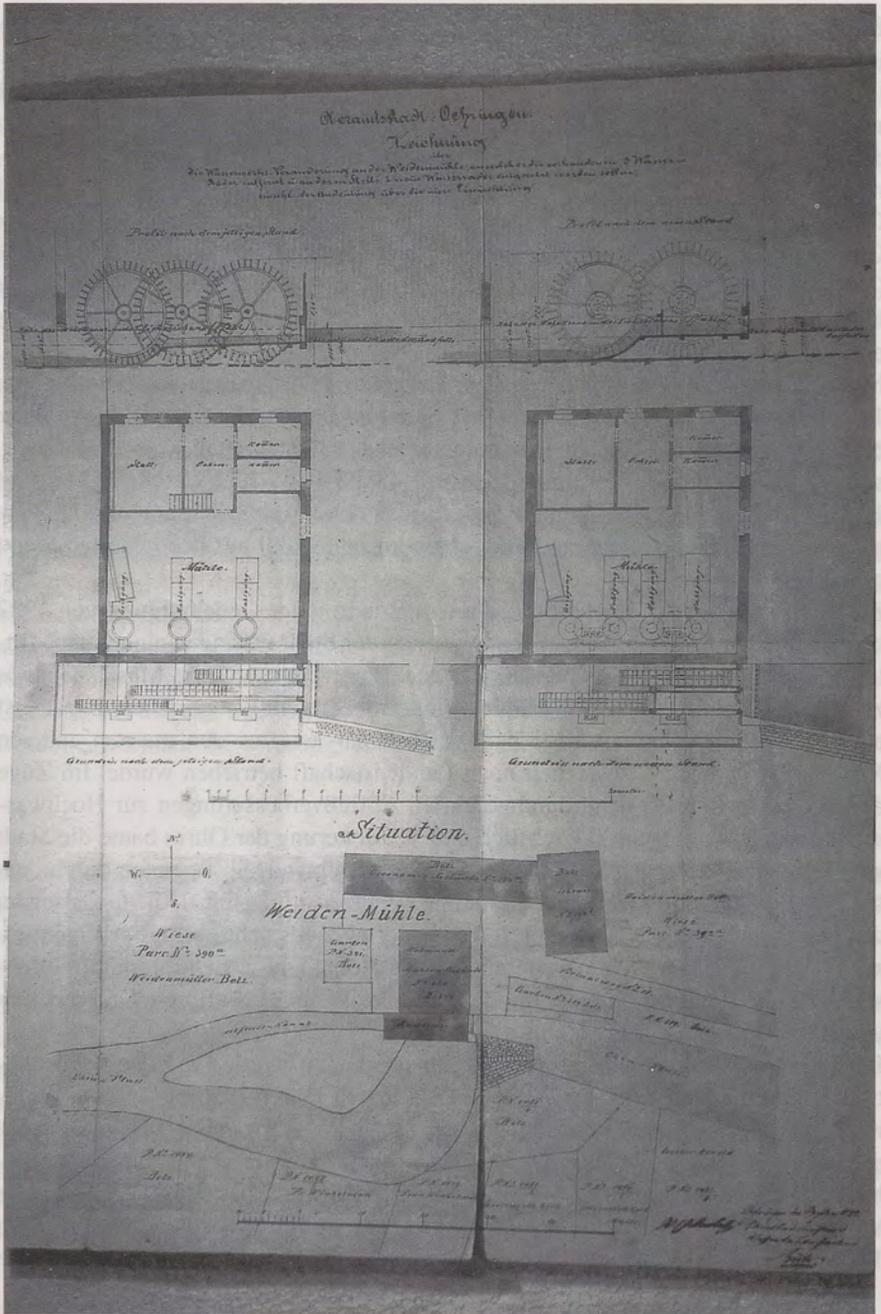


Abb. 9 Baupläne der Weidenmühle 1872, gez. von Oberamtsbaumeister Lutz (Foto: Autor).

der Zeit. Bis heute fristen sie leider ein trauriges Dasein. Das Areal soll unter anderem nun demnächst im Rahmen der nächsten und voraussichtlich letzten Hochwasserfreilegung umgestaltet werden. Die unschönen Wehrteile aus Beton und Stahl sollen entfernt und durch eine für die Wanderung der Lebewesen in der Ohr besser geeignete Grundschwelle ersetzt werden.

Schleifmühle

In der Schleifmühle, nach dem Stadtgeschichtsforscher Schenk vor dem Stadttor der Altstadt gelegen, lebte 1775 der Schleifer Thumm mit Frau und zwei Kindern⁴². Die Schleifmühle wurde dann an diesem Standort vermutlich durch Menschen- oder Tierkraft angetrieben. Auf den vorhandenen Stadtplänen von 1774 (Schillinger) und 1819 sind weder eine Wehranlage, noch ein Kanal (z. B. vom „Schleifbach“), oder ein Wasserrad eingezeichnet. Dies war aber üblich. Daher ist die Mühle auch in den Triebwerksakten nicht genannt oder war vor dem 19. Jahrhundert bereits aufgegeben. Hier gibt es also noch zu forschen.

Möglicherweise gab es in früherer Zeit noch weitere Mühlenstandorte innerhalb der Stadt, die noch erkundet werden müßten, auch mit anderen Antrieben, wie zur Schleifmühle eben ausgeführt. Wiederum von Stadtgeschichtsforscher Schenk gibt es z. B. den Hinweis auf die Planung eines wasserkraftbetriebenen Pumpwerks in der Walkmühle, mit der weiteres Trinkwasser in den zum Reservoir umzugestaltenden Bentzenturm (daher auch „Bentzenmühle“) gefördert werden sollte. Auch fand der Stadtgeschichtsforscher Werner im Archiv in Öhringen Planskizzen von Heinrich Schickhardt für eine Münze, die durch Wasserkraft angetrieben werden sollte.

2.2. Mühlen außerhalb des Stadtgebietes

In den Stadtteilen gibt es auch eine stattliche Anzahl von Mühlen, die nun im folgenden vorgestellt werden sollen.

Cappel-Ohrn, Cappeler Mühle⁴³

Wann dieser Mühlenstandort entstand, ist mir derzeit nicht klar. J. Rauser erwähnt noch eine zweite Mühle, die bereits 1672 abgegangen war⁴⁴. Ein Standort, dem Hause Hohenlohe-Öhringen gehörend, besteht bereits seit 1510. 1815 wird der Schleifmüller Christoph Thum als Eigentümer bezeichnet, möglicherweise ein Verwandter des vorgenannten Thumm. 1818 bat er um Erlaubnis, neben seiner Öl-, Gips-, Schneid- und Walkmühle auch eine Getreidemühle einrichten zu dürfen.

42 HZAN, Öhringer Seelenregister (wie Anm. 17).

43 LRA KÜN, Triebwerksakten, T 24 des OA Öhringen, Wasserbuch, Nr. I 2612.

44 Rauser: Ohrntaler Heimatbuch (wie Anm. 15), S. 186.

Die Hanfreibe und die Ölmühle wurden noch vor 1833 nochmals verbessert⁴⁵. 1858 stellte Heinrich Dietrich einen weiteren Mahlgang hinzu. Damit waren ein Gerb- und drei Mahlgänge in Betrieb. In der Zeit um 1865 ist der Oberamtsbeschreibung zufolge eine Öl-, Gips- und Lohmühle mit Hanfreibe vorhanden⁴⁶. Nach der Werksbeschreibung zum vorherigen Umbau der Witwe vom Müller Friedrich Dietrich aus dem Jahre 1885 gab es auch noch eine Sägemühle mit Rindenschneider und Schrotmühle. Wie heute auch, wurde der beabsichtigte Umbau am 13.3.1884 im „Hohenloher Boten“ für das Genehmigungsverfahren amtlich bekannt gemacht. Die Pläne dazu erarbeitete der Oberamtsbaumeister Lutz.

Die zwei alten, unterschlächtigen Räder mit den Durchmessern 4,90 und 4,80 m und den Schaufelbreiten 0,45 und 0,40 m wurden beim Umbau durch ein Zuppingerad mit 5,48 m Durchmesser und 1,30 m Breite ersetzt. Durch die bereits vielfach gezeigte Räderübersetzung und auch durch Riemenscheiben wurden im Erdgeschoß die Öl-, Gipsmühle mit Hanfreibe angetrieben, im 1. Stock des Sägemühlengebäudes die Säge, Lohmühle und der Rindenschneider. Der Platz dazu wurde auch durch den Abbruch einer ehemals angebauten Scheune gewonnen. Wie mehrfach bereits ausgeführt, ist das 11,00 m lange Wehr nahezu an das Mühlengebäude angeschlossen. Der Zu- und Abflußkanal ist zu über 40 m überwölbt. Die Wasserkraft wird mit 3,1 PS bzw. 2,2 kW bei 280 l/s und 1,35 m Gefälle bestimmt. Ab 1896 wurde der Betrieb allein auf Sägewerksbetrieb eingerichtet. Bei einer behördlichen Besichtigung 1911 stellte man bei Heinrich Dietrich auch eine 6,6 PS starke Dynamomaschine mit Speicherbatterien fest, die Strom für Licht und Motoren erzeugte. In einer Scheune wurden auch noch eine Dresch- und Futterschneidmaschine angetrieben. 1925 erhielten die Geschwister Hermine und Mathilde Schmid, neue Eigentümer seit 1918, die Genehmigung, die auch hier wieder festgestellten Abweichungen zu belassen. Das 12,85 m lange Hauptgebäude mit dem Maschinenraum und angebautem Kesselraum im Erdgeschoß und Wohnräumen (9 Zimmer) im Obergeschoß war 16,22 m breit. Das dazu querstehende, direkt verbundene Sägewerk mit dem Transmissionsraum im Erdgeschoß und dem Sägeraum im Obergeschoß war 17,14 m lang und 13,18 m breit. Mit seinem mächtigen Dach dürfte es damit mit eines der größten Gebäude in Cappel gewesen sein.

Beabsichtigt war wohl gleich auch der Einbau einer Francis-Turbine mit einem Durchfluß von 800 l/s. Durch einen Wehraufsatz von 30 cm und einer Eintiefung des Ablaufkanals wollte der Planer, Diplomingenieur Geyer aus Heilbronn, dabei das Nutzgefälle auf 1,89 m erhöhen und die Leistung dann auf 5 PS bzw. 3,9 kW steigern. Dies wurde dann nicht realisiert.

Das Sägewerk bestand aus Voll- und Horizontalgatter, Kreissäge, Blockwinde, Sägeschärfmaschine, Schleifstein und Kesselspeisepumpe. Im ehemaligen Ölmühlenraum stand eine 25 PS-Dampfmaschine als Reservekraft. Für den dazuge-

45 Ebd., S. 201.

46 Beschreibung des Oberamts Öhringen. Hrsg. von dem Königlichen statistisch-topographischen Bureau, Stuttgart 1865, ND Magstadt 1973, S. 197.

hörigen Dampfkessel errichtete man ein Anbau samt 16 m hohem Kamin. 1934 wurde wieder eine Ölmühle eingerichtet. Seit 1941 fehlten nach einem Brand wesentliche Teile der Wasserkraftanlage. Beim Einmarsch der Amerikaner am 20. April 1945 ging die Säge- und Ölmühle der Mathilde Schmid samt Triebwerk wieder in Flammen auf. Man vermutet aber Brandstiftung⁴⁷. Eine neue Sägehalle wurde erst ab 1948 wieder errichtet. Die Aktivierung der Wasserkraft zog das Hofgut mit Sägewerk M. Schmid erst 1959 wieder in Erwägung, da zwischenzeitlich die Gemeinde Oberohrn einen Ausbau der Ohrn beabsichtigte und man Auswirkungen befürchtete. Die zuständige Behörde betrachtete das Wasserrecht allerdings nach dieser lange, ungenutzten Zeit als erloschen. Es hätte vollkommen neu beantragt werden müssen. Dies erfolgte dann nicht mehr. Beim Ausbau anno 1960 wurde der Ohrn ein neues Bett gegeben und auch die Brücke nach Hornberg neu errichtet. Heute befindet sich auf dem ehemaligen Gelände der Zimmereibetrieb Megerle, dessen Anfänge am Beginn der Sechziger Jahren liegen. Bei der Ohrnverlegung wurden der alte Bachlauf und das Wehr nur zugeschüttet. Unter dem Gelände des Zimmereibetriebes ist es also noch vollständig vorhanden.

Cappel-Epbach, Obere Mühle⁴⁸

Der früheste Beleg für diese Mühle stammt aus dem Jahre 1510⁴⁹. Wie viele andere Mühlen auch wurde sie im Dreißigjährigen Krieg ein Raub der Flammen. Seit Anfang des 17. Jahrhunderts bis 1893 betreibt die Familie Dietrich die sogenannte Obere Mühle, die dann Gotthold Haug übernimmt. 1858 wurde unter Heinrich Dietrich (junior) ein weiterer dritter Mahlgang eingerichtet, der neben den alten zwei Mahlgängen und dem Gerbgang von drei überschlächtinge Rädern angetrieben wird (Durchmesser je 3,72 m und zwei davon mit 0,39 m und eines mit 0,34 m Schaufelbreite). Durch ein 7,63 m langes Wehr im Epbach wird das Antriebswasser über einen 562 m langen Mühlkanal den Rädern zugeführt. Die Anlage wurde erst 1911 behördlich wieder aufgesucht. Karl Hottmann, aus Möhrig stammend, betrieb seit 1908 noch eine Mahlmühle mit drei Mahlgängen, einem Gerbgang, Schwingmühle und zum eigenen Gebrauch eine Kreissäge und einen Schleifstein⁵⁰. Ein 8 PS starker Benzinmotor als Reservekraft war auch vorhanden. Man stellte viele Abweichungen fest. So war zum Beispiel nur noch ein Rad mit 4,0 m Durchmesser und 1,20 m Breite vorhanden. Die erzeugbare Kraft wird im Bericht mit 4 PS bzw. 3 kW bei 85 l/s und 4,89 m Gefälle bestimmt. Das Wasserrad verbreiterte der Besitzer nach dem Bauplan vom Oberamtsstraßenmeister Ziegler von 1922 um 1920 noch um 10 cm.

47 *Rausser*: Ohrntaler Heimatbuch (wie Anm. 15), S. 186.

48 LRA KÜN, Triebwerksakten, T 47 des OA Öhringen, Wasserbuch, Nr. I 2722.

49 *Lamm* (wie Anm. 12), S. 294 ff.

50 *Rausser*: Ohrntaler Heimatbuch (wie Anm. 15), S. 202.

Am Wehr mußte ein Fischaufstieg errichtet werden. 1923 verstarb Müller Karl Hottmann nach langer Krankheit. 1928 errichtete die Witwe Christine unterhalb noch ein dampfgetriebenes Sägewerk. 1936 kaufte Karl Pfisterer aus Floßholz die gesamte Anlage und ließ 1939 den Unterkanal noch überbrücken. Dadurch gewann er den notwendigen großen Hofraum für Lagerholz. 1953 erwarb das Holzwerk Cappel der Fa. Schaffitzel und Co. das Anwesen. Das Mahlmühlen- und Wohngebäude wurde 1955 abgebrochen. Das Sägereigebäude ist mittlerweile ebenso teilweise entfernt. Auf das Wasserrecht wurde 1978 verzichtet. Ein Rest des Wehres und etwas Mühlkanal sind noch vorhanden. Hieraus werden Fischteiche Wasser zugeleitet. Diese Teiche waren ehemals die zur Brauerei (Hohenloher Löwenbräu) gehörenden Eisweiher.

Eckartsweiler, Eckartsweiler Mühle⁵¹

Es ist weithin bereits bekannt, daß die Familie Weizsäcker in dieser Mühle lebte und arbeitete. Dies war ab etwa 1672 bis 1840. Auch dieser Standort ist seit 1411 nachweisbar⁵². Aus der Weißensburger Mühle stammend, übernahm Johann Christian Pfisterer 1854 die Eckartsweiler Mühle. Vorher war noch Georg Michael Müller. Stillgelegt wurde sie 1971 durch Heinrich Pfisterer (das Wasserrecht erlosch 1977 durch Verzicht), heute Geschäftsbereichsleiter Betrieb des Werkes Hildebrandmühlen in Mannheim. Hier bietet sich die Gelegenheit, einen Blick auf eine heutige Großmühle mit 500 t Tagesproduktion zu werfen, Deutschlands größte „Durumproduktion“ (Hartweizen). Zum Vergleich: eine 5 PS starke Mühle mit steinernen Mahlgängen schafft bei zehn Arbeitsstunden rund 1000 kg Weizen oder 575 kg Roggen.

Zurück zu den heimischen Dimensionen in Eckartsweiler. Die älteste mir bekannte behördliche Beschreibung stammt aus dem Jahre 1911. Ein 8,75 m langes Wehr leitet das Wasser in den 530 m langen Zuflußkanal und von dort auf das eine ober-schläch-tige Rad mit Durchmesser 4,30 m und Schaufelbreite von 0,89 m. Angetrieben werden damit im Mühlgebäude zwei Mahlgänge, ein Gerbgang, ein Schrotwalzenstuhl, eine Griefputzmaschine, eine Gerbm-sch-maschine, ein Schleifstein, eine Obstmühle und eine Pumpe zur Wasserförderung. Im Stallgebäude befindet sich eine Kreissäge, in der Scheune eine Dresch-, und Futterschneidmaschine zum eigenen Gebrauch. Die Wasserkraft wurde mit 3,6 PS bzw. 2,6 kW bestimmt (bei 75 l/s und 5,0 m Gefälle). In der Mitte des 19. Jahrhunderts dürften in Anlehnung an die benachbarten Mühlenstandorte auch drei ober-schläch-tige Räder vorhanden gewesen sein (für jeden Gang eines). Als Reservekraft war ab 1909 ein 8 PS starker Benzinmotor aufgestellt, der später durch einen 16 PS-Dieselmotor von Schlüter ersetzt wurde. Die Pläne für die Genehmigung von 1923 erstellte 1922 der Was-

51 LRA KÜN, Triebwerksakten, T 46 des OA Öhringen, Wasserbuch, Nr. I 2721.

52 *Rausser*: Ohrntaler Heimatbuch (wie Anm. 15), S. 205.

serbautechniker Fritz. 1924 wurde noch ein Dynamo zur Stromerzeugung für Licht, Kraft und Heizung angetrieben.

Um „am Markt“ zu bleiben, wurde 1932 ein weiteres Mal durch Friedrich Pfisterer groß umgebaut. Er ersetzte das Rad durch eine Francis-Turbine (Fabrikat Neumeier) mit 170 l/s Schluckfähigkeit und ließ einen Plansichter aufstellen. Im 2. Weltkrieg (1942) wurden zwei Walzenstühle und eine Griebbürstmaschine eingerichtet. Den letzte Mahlgang ersetzte 1950 ein weiterer Walzenstuhl. Zusätzlich baute man noch eine Kleieschleuder auf.

Die Investitionen werden fortgeführt. 1962 wird in der Scheune gegenüber eine Getreideannahmestelle mit Vorreinigung, Trocknung und Schüttbodenlager eingerichtet, um damit auf den aufkommenden Mähreschereinsatz und Wünsche der Landwirte zu reagieren. Ein Futtermittelager ergänzt die Warenpalette im Handelsgeschäft, das gegenüber dem reinen Müllergeschäft zusehends an Bedeutung gewinnt. Zuletzt kam der Ertrag nur noch zu einem Drittel aus dem Mahlen. Noch 1968 wurden ein Getreidesilo in die Scheune eingebaut. Das Mühlengebäude von 1770⁵³ mit Umbauten aus späteren Zeiten wird als Wohnhaus mit kleinem Werkstattbetrieb genutzt und hätte ein optisch besseres Äußeres verdient (Abbildung 10).

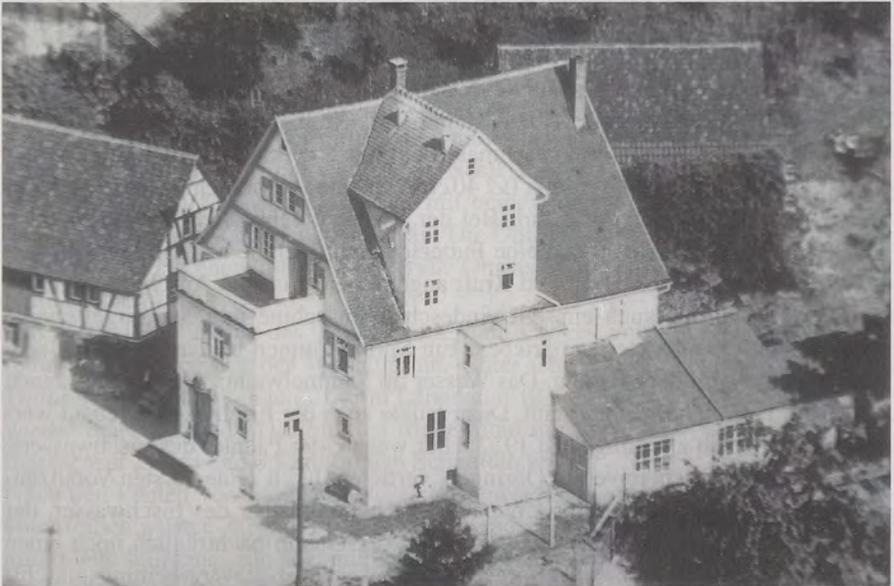


Abb. 10 Luftbild der Eckartsweiler Mühle von ca. 1956–1958
(Repro-Foto: Autor).

Michelbach, Sägewerk Illig⁵⁴

Die Hohenloher Holzwerke Otto Illig KG wurden 1897 gegründet⁵⁵. Zum Antrieb des holzverarbeitenden Werkes errichtete der Landwirt und Gutsbesitzer Michael Illig im Jahr 1898 die Stauanlage – heute der Michelbacher Dorfweiher – mit Wohn- und Werksgebäude direkt unterhalb der Michelbach-Brücke.

Nach den Plänen von 1897 von Katastergeometer Dieterle und Oberamtsbaumeister Hermann wurde durch ein Wehr im Rechtenbach auch dieses Wasser durch eine 100 m lange unterirdische Leitung (\varnothing 20 cm) dem Stausee zugeführt. Ein rund 3,50 m hoher Erddamm staute das Wasser des Michelbaches zum Sammelweiher mit einer Tiefe von rund 2,00 m auf. Die betroffenen Grundstücke wurden zuvor gekauft. Mitten im Damm wurde ein Regulierwehr errichtet. Es besteht aus zwei 2,20 m breiten, ziehbaren Schützentafeln, dem Einlaufschacht zur Betriebsleitung, einem Grundablaß (\varnothing 50 cm) und einem künstlich geschaffenen treppenartigen Fischweg (Breite 1,00 m mit Gefälle 1 : 6). Dieses verlangte der Landesfischereisachverständige Professor Dr. Sieglin von der Universität Hohenheim. Die Fischtreppe ist eine der frühesten Anlagen dieser Art im Hohenlohekreis.

Die Zuleitung zur Francis-Turbine (Fa. Voith Heidenheim) im Werksgebäude wurde ebenso wieder unterirdisch mit einer Länge von 272,00 m (\varnothing 40 cm) verlegt. Wie bei allen Mühlengebäuden lagen auch bei diesem die Wohn- und Arbeitsräume im Hochparterre. Der „Keller“ diente überwiegend als Transmissionsraum. Die nutzbare Wasserkraft wird mit 2 PS bzw. 1,5 kW bei 50 l/s und 3,99 m Gefälle bestimmt. Die Turbine treibt neben Gattersäge, Kreissäge (zum Schneiden von Weinbergpfählen) auch eine Dreschmaschine und eine kleine Molkerei an. Über eine 174,00 m lange Ablaufleitung (\varnothing 40 cm) wird das verbrauchte Betriebswasser wieder dem Michelbach zugeführt. Bei der nächsten behördlichen Untersuchung von 1911 wurde zusätzlich noch eine Futterschneidmaschine und ein Dynamo mit 4 PS zur Erzeugung von Licht und Kraft angetrieben. Bis zum Anschluß ans elektrische Netz wurden auch eine Gewindeschneidmaschine und Schmirgelscheibe für den Schmied Glöckler angetrieben. Ein Springbrunnen im Garten erhielt sein Wasser auch über die Zuleitung. Das Wasser im Sammelweiher wurde durch einen Aufsatz um 40 cm höher angestaut. Dazu mußte auch der Fischweg umgebaut werden. Dies geschah allerdings erst 1922. Hier wachte der Pächter des Fischwassers, der Hohenloher Fischereiverein Öhringen, vertreten durch seinen ersten Vorsitzenden Griesinger, und fand dafür Unterstützung beim Inhaber des Fischwassers, der Fürstlichen Standesherrschaft. Ebenso erhielt der Damm nachträglich noch einen Hochwasserüberlauf. 1924 wird unter Otto Illig neben Holzverarbeitungsmaschinen noch eine Ölmühle erwähnt, die allerdings außer Betrieb sei. Als Reservekraft ist eine Dampfmaschine mit 25 PS aufgestellt.

54 LRA KÜN, Triebwerksakten, T 36 des OA Öhringen, Wasserbuch, Nr. I 2712.

55 *Rausser*: Ohrntaler Heimatbuch (wie Anm. 15), S. 220.

Die Wasserzuleitung aus dem Rechtenbach wurde im Zuge von dessen Ausbau 1934 daran angepaßt. 1935 wurde der Grundablaß des Wehrs im Michelbach auf das Maß 1,50×1,00 m vergrößert.

Das Sägewerk brannte 1937 ab und wurde unterhalb als Dampfbetrieb wieder neu errichtet. Die Turbinenanlage wurde dabei wohl aufgegeben (nach einer behördlichen Feststellung anno 1967 war sie nicht mehr in Betrieb).

Am 14. April 1945 wird das Sägewerk durch den massiven Beschuß der amerikanischen Truppen erneut ein Raub der Flammen⁵⁶. Der Sammelweiher wurde zum Fischweiher umgewandelt.

Bei der letzten Flurbereinigung wurde er 1990 zum Dorfweiher umgestaltet und der Michelbach daran vorbei gelegt. Das Säge- und Hobelwerk ist bekanntlich noch in Betrieb und konnte 1998 sein hundertjähriges Werksjubiläum feiern.

Möhrig, Möhriger Mühle⁵⁷

Die Möhriger Mühle wird bereits 1495 erwähnt⁵⁸. Im Jahre 1775 lebten insgesamt drei Generationen der Müllersfamilie Peter Leitlein mit acht Personen und drei Hilfskräften von und in der Mühle⁵⁹. Die Tochter Rosine Dorothee Leitlein heiratete 1794 den Brückenmüller Kollmar. Die Hanfreibe und Sägemühle kam offensichtlich durch Müller Thomas Hottmann erst kurz nach 1839 zur Mahlmühle hinzu. Nach den Plänen vom Geometer Pantlen bestand die Mahlmühle aus drei Mahlgängen und einem Gerbgang und war angetrieben durch insgesamt drei unterschlächtige Räder mit jeweiligen Durchmessern von 4,7 m und 0,59 m breiten Schaufeln. Das Gefälle betrug 2,19 m. Nach 1844 soll noch eine Schleifmühle hinzu gebaut worden sein. Das Wehr mit einer Länge von 14,45 m schließt hier wieder direkt an das Mühlengebäude an. Die Ohrn ist im Wehrbereich für den Verbindungsweg zur ehemaligen Staatsstraße Öhringen-Neuenstadt (heute Landstraße L 1088) überbrückt.

Am 11. 10. 1869 brannte das Gebäude der Mahl-, Säge-, und Lohnmühle mit Hanfreibe zusammen mit der Wohnung ab. Unter Christian Hottmann wurde es ab 1870 mit den Abmessungen 21,43 m Länge und 18,5 m Breite bei gleicher Nutzung wieder neu aufgebaut. Die Mühlen trieben nun nur noch zwei Räder mit Durchmesser von 5,10 m und 0,82 m breiten Schaufeln an.

Nach den Plänen von Stadtbaumeister Bartenbach (dieser wurde 1913 vom Oberamtsstraßenmeister Ziegler noch ergänzt) ersetzte Christian Hottmann 1899 das untere alte hölzerne, zur Sägemühle gehörige Rad durch ein neues, eisernes Zupingerrad (mit 5,15 m Durchmesser und 0,82 m Breite), ohne vorher die Erlaubnis eingeholt zu haben. Dadurch entdeckte man, daß keine übliche Beschreibung und

56 Öhringen. Stadt u. Stift (wie Anm. 21), S. 485.

57 LRA KÜN, Triebwerksakten, T 30 des OA Öhringen, Wasserbuch, Nr. I 2834.

58 *Rausser*: Ohrntaler Heimatbuch (wie Anm. 15), S. 17.

59 HZAN, Öhringer Seelenregister (wie Anm. 17).

zeichnerische Darstellung zur Anlage bestand. Dieses wurde von ihm sofort abverlangt. Der vom Müller Hottmann damit beauftragte Öhringer Stadtbaumeister Bartenbach legte mit Unterstützung des Katastergeometers Dieterle die Pläne noch im Juli vor. Am westlichen Ende des Mühlengebäudes ist in einem Schuppen auch eine Lederwalk eingezeichnet, deren Einsatz nur von kurzer Dauer war. Die Mahlmühle besteht nun nur noch aus zwei Mahlgängen und einem Gerbgang. Dafür ist zusätzlich eine Gießputzmaschine vorhanden. Die Wasserkraft wurde bei 380 l/s Zulauf und einem Gefälle von 2,00 m mit 7,3 PS bzw. 5,2 kW berechnet. Unter August Hottmann werden 1911 auch noch eine Obstmühle, eine Futterschneid- und Dreschmaschine und ein Schleifstein in der nebenliegenden Scheune betrieben. Als Reservekraft ist seit 1904 ein Sauggasmotor mit 10 PS in einem neuen Anbau an der Giebelseite aufgestellt.

Der Sauggasmotor wurde vor 1929 wieder entfernt. Die Müller Paul Trefz und Friedrich Klaus kauften 1929 die Mühle und stellten den Sägebetrieb, die Loh- und die Walkmühle bald danach ein, da das dazugehörige Wasserrad bei einem Hochwasser stark beschädigt wurde. Im Krieg stand die Mühle still. Der Müller Paul Trefz war eingezogen. 1945 wurde die Brücke bei der Mühle gesprengt und danach wieder aufgebaut. Nach Trefz' Rückkehr aus dem Krieg wurde ein zusätzlicher Elektroantrieb eingebaut. Durch Heirat übernahm dann 1961 Karl Hipp die Möhriger Mühle. Er modernisierte sie gleich in eine automatische Anlage mit pneumatischer Förderung (Transport des Gutes im Luftstrom) und ersetzte dabei die steinernen Mahlgänge durch drei moderne Walzenstühle. Der Schrotgang blieb. Er hätte noch mehr Geld, besonders in die Lagerung investieren müssen, um weiter seine Familie allein von der Mühle ernähren zu können. So beschloß er 1978, die Mühle nur noch im Nebenerwerb zu betreiben. Das „Mühlensterben“ geht somit immer noch weiter. Immerhin ist die Möhriger Mühle die letzte noch betriebsfähige Anlage von Öhringen, die mittlerweile allein über elektrische Energie angetrieben wird. Das Wasserrad zur Mahlmühle ist zwar noch vorhanden, aber durch Hochwasser stark beschädigt. Die Anlage ist mittlerweile im Besitz der nächsten Generation, die allerdings keine Müllerausbildung mehr besitzt. Der ehemalige Besitzer, nun Rentner, der im neueren Haus gegenüber der Mühle mittlerweile wohnt, wird Interessierten auf Bitten seine Anlagen sicher gerne erklären. Auch verkauft er noch Mehlgüter.

Unterohrn, Unterohrner Mühle⁶⁰

Mindestens seit 1684 bestand die Mühle in Unterohrn⁶¹. Das Gebäude wurde wahrscheinlich 1775 neu errichtet, da diese Jahreszahl am Mühleneingang stand. Die Familie Österle (damals Österlein geschrieben) verewigte sich dort zusätzlich noch mit der Jahreszahl 1855. Meine älteste Information stammt von 1798 und be-

60 LRA KÜN, Triebwerksakten, T 31 des OA Öhringen, Wasserbuch, Nr. I 2615.

61 Rauser: Ohrntaler Heimatbuch (wie Anm. 15), S. 288.

richtet über einen Streit zwischen dem Müller Grabert von Unterohrn und dem Müller Leitlein von Möhrig. Es ging natürlich um die Wehrhöhe, bzw. um den dazugehörigen Eichpfahl. Eine nur geringfügige Erhöhung des Wehres – zur Erhöhung der Leistung – beeinträchtigte sofort die Möhriger Mühle, da diese sehr dicht oberhalb liegt. 1815 hat die Mahlmühle von David Österle drei Mahlgänge und einem Gerbgang. Zwischenzeitlich betreibt Christian Ernst Kollmar die Mühle⁶². Für 1852 ist wieder ein Gottfried Österle genannt. 1878 werden durch Rosine, die Witwe des Müllers Julius Österle, die drei alten unterschlächtigen Wasserräder durch ein einziges neues Zuppingerad mit 5,50 m Durchmesser und 1,20 m Breite ersetzt. Dies kann aus einem Plan vom Stadtbaumeister Bartenbach von 1877 ersehen werden, in den Oberamtsstraßenmeister Ziegler 1920 noch Änderungen eingetragen hat. In der Beschreibung ist zusätzlich noch eine Schwingmühle aufgeführt.

Die Wasserkraft wird mit 5,4 PS bzw. 3,9 kW bei 385 l/s und 1,465 m Gefälle berechnet. Auch hier schließt das feste steinerne Wehr mit einer Länge von 11,02 m direkt an das Mühlengebäude bzw. dessen Radstube an. Der Unterkanal ist noch mit einer Länge von 36 m überwölbt. 1879 ist der Müller Hermann Häcker genannt. 1913 werden für den Müller Karl von Berg, aus einem alten Müllergeschlecht vom oberen Taubergebiet stammend⁶³, anstatt der Schwingmühle eine Gießputzmaschine und in der Scheune nebenan eine Dresch- und Futterschneidmaschine, eine Obstmühle und ein Schleifstein für den eigenen Gebrauch aufgezählt.

Der Mühlenbetrieb wurde gegen 1940 eingestellt. Geschrotet hat man noch etwas länger. Im Zuge des Ausbaus der Kläranlage verzichtete Karl von Berg 1961 auf das Wasserrecht. Das THW entfernte 1962 das Wehr. Der Lauf der Ohrn wurde dann in den Jahren 1973 bis 1974 korrigiert. Das Mühlengebäude riß man 1977 ab und errichtete stattdessen daneben ein neues Wohnhaus.

Ohrnberg-Ohrn, Ohrnberger Mühlen: Untermühle⁶⁴

Bereits 1357 und noch 1844 bestanden zwei Mühlen in Ohrnberg⁶⁵. Für 1600 sind sogar drei Standorte genannt. 1685/86 wird die Pulvermühle erbaut⁶⁶. Das am südlichen Dorfrand gelegene Mühlgebäude stammt aus der Zeit um 1600. 1737 beantragte der Mahlmüller Johann Abraham Sommer, Schwager des ersten Brückenmüllers Johann Christian Kollmar, (wahrscheinlich Untermühle) nachträglich seine zusätzlich zur bestehenden Mahlmühle im Garten errichtete Ölmühle zu gestatten. Der Mittelmüller Gabriel Scheutler hat bereits 1718 ein Ölmühle zu seiner Mahlmühle angebaut. Dieser Standort und der der Pulvermühle müssen spätestens bis

62 *Kollmar* (wie Anm. 26).

63 Familienbuch von Berg, 1988.

64 LRA KÜN, Triebwerksakten, T 32 des OA Öhringen.

65 *Rausser: Ohrntaler Heimatbuch* (wie Anm. 15), S. 258.

66 *Mattes* (wie Anm. 13), S. 73.

Mitte des 19. Jahrhundert aufgegeben worden sein, da weitere Hinweise dazu in den Triebwerksakten fehlen. 1831 kauft Johann Friedrich Käferle die durch fünf ober-schläch-tige Räder betriebene Mahlmühle von seinem Schwiegervater. Der Schwager Ludwig Sommer übernimmt später die im unterhalb westlich gelegenen Gebäude vorhandene Hanfreibe, Öl- und Gipsmühle, angetrieben durch ein unter-schläch-tiges Rad. Kurze Zeit später baut er noch eine Schleifmühle hinzu. 1832 wurde dazu der Wasserbaupionier Duttenhofer als Gutachter eingeschaltet⁶⁷. Karl Christian Geiger baute 1871 um: Die fünf Schaufelräder wurden durch ein ober-schläch-tiges Rad mit einem Durchmesser von 3,68 m und 1,4 m breiten Schaufeln ersetzt. Die Mahlmühle bestand aus drei Mahlgängen, einem Gerbgang, einer Schwingmühle und einer Gießputzmaschine. Raphael Haber erwirbt die gesamte Anlage und läßt 1874 die Umbauten nachträglich genehmigen. Die Pläne erstellte der Oberamtsbaumeister Lutz. Die Ölmühle samt Rad war dabei nicht mehr in Betrieb. Das Antriebswasser wird durch ein 23 m langes Wehr abgezweigt und über einen 443 m langen Mühlkanal dem Rad zugeleitet.

Bereits 1875 kauft der Ohrnberger August Schäfer die Anlage und läßt sie schon zwei Jahre später wieder umbauen. Er läßt ein zweites Rad aufrichten, das einen Mahlgang und durch eine unterirdische Transmission eine neu eingerichtete Hanfreibe antreibt. Dieses ober-schläch-tige Rad weist nach dem Plan vom Oberamtsbaumeister Lutz von 1877 den Durchmesser des ersten Rades aus, ist aber nur 0,85 m breit. 1879 erfolgt ein Umbau am Zulaufgerinne zu den Rädern (Einrichten eines gemeinsamen Wasserkastens). Auch ein weiterer Mahlgang wird aufgestellt. Nach der Werksbeschreibung besteht die Wasserkraft aus 17 PS bzw. 12,4 kW bei 430 l/s mit 4,20 m Gefälle. Der Müller August Schäfer stirbt 1901. Seine Witwe Anna betreibt die Anlage weiter. 1920 wird Gottlieb Grieshaber als Eigentümer genannt.

1949 ersetzt Friedrich Wecker die beiden Räder durch eine Francis-Turbine mit einer Schluckfähigkeit von 700 l/s von der Firma Wolf aus Reichenberg bei Sulzbach/Murr, die auch die Pläne dazu erstellten. Hierzu wurde die Radstube abgerissen und stattdessen das Turbinenhaus errichtet.

1960 verzichtet Friedrich Wecker auf sein Wasserrecht zugunsten des Ausbaus der Ohrn- und Kochertalstraße. Dabei wurde der gesamte Mühlkanal verfüllt. Das Mahlmühlengebäude riß man 1978 ab. Das ehemalige Ölmühlengebäude wurde ab 1967 vollständig zum Wohngebäude umgebaut. Die ehemalige Hanfreibe ist nun ein Wirtschaftsgebäude. So erinnert nur noch der Rest des Wehres und der Gehölzsaum entlang der Kanalstrecke an die alte Ohrnberger Mühlentradition.

67 *Bürkle*: K. A. F. v. Duttenhofer (wie Anm. 29).

Ohrnberg-Kocher, Wasserkraftwerk WKW Ohrnberg⁶⁸

Der 1910 gegründete Gemeindeverband „Hohenlohe-Öhringen“ hatte sich die Aufgabe gegeben, als gemeinnütziges Unternehmen elektrische Energie herzustellen und auch preisgünstig abzugeben. Durch das hydrographische Büro, einer Abteilung für Straßen- und Wasserbau des königlich württembergischen Ministeriums des Inneren, war der Standort des Wasserkraftwerkes in Ohrnberg bereits vorher erkundet. Es standen vier Varianten zur Wahl. Es sollte besonders das noch freie Gefälle des Kochers zwischen Sindringen und Möglingen dazu ausgenutzt werden. Professor Maurer von der Höheren Staatsbauschule in Stuttgart (Vorgänger der Fachhochschule für Technik Stuttgart) plante den ersten Realisierungsversuch von 1910. Er ließ dabei die Mühlenstandorte von Sindringen und Möglingen unverändert bestehen. Der wesentliche Teil seiner Planung, den Kanal mit dem Stollen durch den „Heide- und Altenberg“, blieb bis zur endgültigen Lösung mit nur geringen Änderungen erhalten. Sein Nutzgefälle lag bei 8,62 m. Man hätte damit eine mittlere Leistung von 695 PS bzw. 510 kW bei 10 m³/s Durchfluß erreichen können. Er sah dabei bereits das Belassen einer Mindestwassermenge im Kocher vor, *unter Rücksicht auf die Erhaltung des Landschaftsbildes, der Fischerei, sowie in sanitärer Hinsicht für die Gemeinde Ohrnberg*. Die von Ohrnberg abgeleiteten Abwässer könnten nicht *verdünnt* werden, weil das Flußbett nicht gespült würde. Es käme dadurch im Sommer dadurch zu massiven Belästigungen. Im weiteren Verfahren gab man diese Idee auf, um die größtmögliche Ausbeutung der Wasserkraft zu erreichen. Dem Kocher wurde dadurch nahezu alles Wasser für den Durchfluß im Kanal zu den Turbinen genommen. Die Planverfasser Oberbaurat Gugenhan und Regierungsbaumeister Großjohann vom königlichen Wasserkraftamt in Stuttgart nutzten in ihrer Änderung von 1914 das Sindringer Wehr bei einer Länge von 135 m mit.

Das Krafthaus sollte direkt an das Stollenende gebaut werden. Auch durch Erhöhung des Durchflusses zu den Turbinen auf 12 m³/s erhöhte sich die mittlere Leistung nun auf 820 PS bzw. 600 kW bei nun 9,10 m Gefälle. Das Genehmigungsverfahren wurde während der Kriegszeit unterbrochen, da viele betroffene Grundstückseigentümer im Felde waren. Ein Rechtsanwalt aus Heilbronn wurde durch die Einsprecher zur Vertretung ihrer Rechte eingeschaltet. Nach einer weiteren Zwischenlösung (Einführung des Speicherbeckens mit dem Ausgleichskraftwerk in Möglingen) erreichte man dann 1921 eine Einigung. Zur Realisierung wurde ein Feldbereinungsverfahren durchgeführt. Mit dem Bau wurde sofort unter der Leitung von Regierungsbaumeister Demmler begonnen. Am 23. Januar 1923 begann bereits die Stromproduktion, obwohl durch die Inflation dem Verband fast die Baugelder ausgingen. Die eigentliche Verleihungsurkunde wurde erst 1924 für 70 Jahre ausgestellt. Die zwei Mühlenstandorte in Sindringen (Stadtmühle und Kanalmühle), die gemeinschaftlich das Wehr nutzten, wurden „abgelöst“, die vor-

68 LRA KÜN, Triebwerksakten, T 59 des OA Öhringen, Wasserbuch, Nr. I 2073; Stadt Öhringen. Begleitinformation zur Busexkursion zu den Heimattagen Baden-Württemberg, Sept. 1993.

handenen Wasserräder aufgegeben. Der Antrieb erfolgte danach alleine durch elektrische Energie. Ebenso verfuhr man mit der Möglinger Mühle. Durch die Anlage des Speicherbeckens konnten 50 000 m³ Wasser des Kochers besonders in Zeiten mit großem Strombedarf zur Krafterzeugung genutzt werden. Der dadurch entstehende unregelmäßige Abfluß im Kocher unterhalb des Kraftwerkes mußte durch einen beweglichen Aufsatz beim Wehr mit Kraftwerk in Möglingen wieder vergleichmäßigt werden. Die Mühlenbesitzer unterhalb hätten sonst dem Projekt nicht zugestimmt. Der Brücke in Sindringen wurde für den neuen Kanal ein weiterer Bogen angefügt. Der nun für 15 m³/s Durchfluß ausgelegte offene Kanal weist eine Länge von rund 4170 m, der Stollen eine Länge von 1030 m auf. Das Speicherbecken vor dem Stollen hat dabei eine Länge von rund 580 m, das Wehr eine Gesamtlänge von 156 m.

Im Krafthaus wurden zwei Francis-Turbinen mit liegender Welle (eine Zwillings- und eine Zweifachturbine) der Firma Voith aus Heidenheim mit jeweils 7,5 m³/s größter Durchflußwassermenge aufgestellt. Die jeweils direkt an die zwei Turbinen gekoppelten Generatoren mit 750 kVA (Firma BBC) erzeugen aus dem mittleren nutzbaren Gefälle von 10,50 m nun rund 968 PS bzw. 691 kW an elektrische Energie (bei 8,95 m³/s mittlerem Durchfluß). Der Plan für das Kraftwerk erstellte 1923 Regierungsbaumeister Müller.

Der Gemeindeverband schloß sich mit anderen gleichartigen 1939 zur Energieversorgung Schwaben EVS zusammen. Seit ihrem Bestehen lieferte das Kraftwerk zwischen 3 und 4 Millionen kWh im Jahr Strom. Zu Beginn der Produktion konnte damit nahezu der gesamte Strombedarf gedeckt werden. Bei dem sprunghaft angestiegenen Strombedarf ist das Kraftwerk nur noch mit wenigen Promille (1/1000) an der Versorgung des Gebietes beteiligt. Zum Vergleich: Eine mit einer Elektro-Nachtspeicherheizung ausgestattete Wohnung mittlerer Größe und guter Wärmedämmung benötigt im Jahresdurchschnitt rund 15.000 kWh. Demnach können heute mit dem Kraftwerk bis zu rund 270 derartige Wohnungen versorgt werden.

Bei der erneuerten Genehmigung wurden neben ökologischen und auch Gesichtspunkte des Denkmalschutzes berücksichtigt. Das Kraftwerk ist in die Liste der Industriedenkmäler aufgenommen. Die zur Verlängerung der Betriebserlaubnis vorgesehene Leistungsverbesserung durch teilweisem Ersatz der Turbinen mit einem neuen Gesamtdurchfluß von 15 m³/s wurde dadurch nicht realisiert. Durch die Änderung der Rahmenbedingungen in der Energiewirtschaft (Öffnung des europäischen Strommarktes) werden sich solche kostenintensive Umbauten auch nicht mehr rechnen.

Möglingen, Möglinger Mühle und Wasserkraftwerk WKW Möglingen⁶⁹

Für die Möglinger Mühle wird im Dorfbuch von 1497 ausgesagt, daß für die Bauern von Baumerlenbach und Möglingen der Mahlzwang besteht⁷⁰. Der Werksbe-

69 LRA KÜN, Triebwerksakten, T 7 des OA Öhringen, Wasserbuch, Nr. I 2074.

70 Öhringen. Stadt u. Stift (wie Anm. 21), S. 504.

schreibung von 1862 nach wird die Mahlmühle von Karl Blum mit drei Mahlgängen und einem Gerbgang einschließlich einer Hanfreibe durch vier neue unterschlächtige Räder mit Durchmesser 3,72 m und mit Breiten von 0,54 m, 0,57 m, 0,77 m und 0,72 m angetrieben. Es fand zur Beschreibung sogleich ein Umbau statt, der im Bauplan von 1862 durch Oberamtsmühschauer Gengenbach und Geometer Pantlen dargestellt ist. Das 59,28 m oberhalb des Mühlengebäudes gelegene, 94,54 m lange steinerne Wehr mit 3,70 m breiter Floßgasse und einem 1,43 m breiten Aalfang leitete das Wasser zur Radstube. Der Unterkanal bis zur Wiedereinmündung in den Kocher ist 28,5 m lang.

1905 wurde die mittlerweile Karl Döbele gehörende Anlage behördlich besucht und beschrieben. Dabei wurden Änderungen festgestellt. Die Räder waren ausgetauscht worden durch zwei größere (3,95 m im Durchmesser mit Breiten 0,72 m und 0,60 m) und zwei mit alten Durchmesser (3,72 m) aber mit neuen Breiten (0,62 m und 0,60 m). Die Floßgasse und der Aalfang wurde aus dem Wehr entfernt. Dabei wurde das Wehr zum Teil erhöht. Durch Anlandungen im Kocher verkürzte sich auch die Wehrlänge auf nun 80,00 m. Die Erhöhung der Wasserkraft daraus wurde mit 4,5 PS bestimmt. Die gesamte mittlere Leistung kann mit 21 PS bzw. 14,8 kW bei 1,40 m Gefälle und 1540 l/s Durchfluß beschrieben werden.

Bei den Überlegungen zur Errichtung des Wasserkraftwerkes für den Gemeindeverband Hohenlohe-Öhringen (siehe auch unter WKW Ohrnberg) war zuerst geplant, den Standort Möglingen alleine zur Stromerzeugung umzubauen. Dies wurde aber aufgegeben, da man möglichst große Anlagen einrichten wollte: *Eine Vereinigung mehrerer [...] Wasserkräfte führe zu einer fortschreitenden Wertsteigerung und daher zu einer verbesserten Wirtschaftlichkeit der Anlagen.* Sicher spielte dabei auch ein gewisser Konkurrenzgedanke eine Rolle, da die Markgrafschaft Baden von Natur aus mit großen Wasserkräften (z. B. Rhein) ausgestattet war und dadurch leicht die notwendige Kraft für die anzusiedelnde Industrie erzeugen konnte⁷¹. Wie vorher bereits ausgeführt, wurde das Kraftwerk Möglingen als Ausgleichskraftwerk hergestellt. Im Situationsplan und Werksplänen von 1921 und 1923 von den vorher bereits genannten Regierungsbaumeistern Großjohann und Müller ist alles dargestellt. Dazu wurde auf 38 m des noch 79 m langen Wehres ein 45 cm hoher, umlegbarer Dielenaufsatz errichtet. Die Kraft erzeugt eine Francis-Turbine mit einem größtem Durchfluß von 6 m³/s mit stehender Welle der Firma MAG. Die Kraft aus 155 PS bzw. 111 kW (bei einem Nutzgefälle von 2,50 m) treibt einen Generator der Maschinenfabrik Esslingen mit 150 kVA an. Die Regelung der Turbine in Verbindung mit dem Wehraufsatz (Stauvolumen von 50 000 m³) stellt den geforderten Ausgleich des Abflusses sicher.

Bereits 1953 wurde die Turbine durch eine Kaplan-Turbine, ebenso mit stehender Welle, der Firma Voith ersetzt, die einen Durchfluß von 9 m³/s aufweist.

71 A. Gieseler: Elektrizitätswirtschaft, Energieverbund und Wasserkraftnutzung am Neckar, in: Das technische Kulturdenkmal in der Landschaft, Vorträge bei den Heimattagen in Weil der Stadt, 1996, S. 63–71.

Dadurch verbesserte sich die Kraft bei gleichem Gefälle auf 247 PS bzw. 177 kW, die über ein Stirn-Kegelrad-Getriebe auf den neuen Generator von AEG (mit 250 kVA) übertragen wurde.

Der zur Verlängerung der Betriebserlaubnis vorgesehene Umbau für eine Kaplan-Rohrturbine mit nun $15 \text{ m}^3/\text{s}$ Durchfluß wurde nicht durchgeführt. Der bewegliche Aufsatz wurde in eine starre stabile Lösung umgebaut. Für einen besseren Fisch-aufstieg wurde eine sogenannte raue Rampe an den Beginn des Wehres errichtet. Die Mühle arbeitete über Stromantrieb bis 1960 weiter. 1952 richtete man noch eine komplett neue Mühle samt Gebäude ein. Das Mühlengebäude wurde an die EVS verkauft, die es 1996 abreißen ließ.

Baumerlenbach⁷²

Die Ursprünge der Baumerlenbacher Ölmühle liegen für mich noch im Dunkeln. Sie liegt am Ortsausgang in Richtung Möglingen gegenüber dem Steinbruch. Die Antriebskraft liefert der kleine Erlenbach. Sicher ist, daß 1898 durch Johannes Glaser nach einem Plan vom Oberamtsbaumeister Hermann von 1897 unterhalb zusätzlich ein Sägewerk angebaut wurde.

Da dabei der Wasserbau unverändert blieb, dürfte die Anlage doch schon länger so gewesen sein, aber voraussichtlich nicht sehr viel: Von einem Sammelweiher (Flächeninhalt ca. 400 m^2) aus mit einer 10,25 m langen, 1,70 m dicken und 2,12 m hohen Staumauer, in den der Erlenbach einmündet, wird das Antriebswasser über eine 76 m lange, 0,32 m breite und 0,21 m hohe hölzerne Rinne zum Oberschlächtigen Wasserrad mit einem Durchmesser von 6,36 m und einer Schaufelbreite von 0,50 m geführt. Der Erlenbach selbst fließt nur bei geöffnetem Grundablaß in sein altes Bett unterhalb, das bei der Mühle und besonders unterhalb auf längerer Strecke verrohrt ist. Die Wasserkraft wird bei der behördlichen Beschreibung von 1906 mit Plänen vom Oberamtsbaumeister Hermann vom selben Jahr wiederum mit 4,8 PS bzw. 3,4 kW bei 6,6 m Gefälle und 75 l/s mittlerem Zufluß berechnet. Seit 1901 ist zusätzlich noch ein Benzinmotor mit 6 PS vorhanden. 1948 errichtete Johannes Glaser einen weiteren Geräteschuppen hinter dem Sägewerk. Der letzte Müller Hermann Glaser stellte 1953 den Betrieb in der Ölmühle und 1956 auch den Sägebetrieb ein. Er verkaufte kurz darauf die Anlage an die Familien Schmid und Schlich, die den Geräteschuppen zum Wohnhaus umbauten. Herr Schlich nutzte noch die zuvor bereits mit Elektroantrieb betriebene Ölmühle. Neben dem Wasserrad wurden dann auch sonstige Gerätschaften aus Ölmühle und Sägewerk verkauft. Seit 1960/61 ist die Familie Franke Eigentümer. Das Ölmühlengebäude steht mittlerweile leer, da das benachbart liegende neuere Haus bewohnt wird.

72 LRA KÜN, Triebwerksakten, T 49 des OA Öhringen, Wasserbuch, Nr. I 2724.

Stackenhofen⁷³

Gemeinsam mit der Unterohrner Mühle wurde die Mahlmühle im Zusammenhang mit dem seit dem 16. Jahrhundert abgegangenen Ort Stackenhofen 1484 urkundlich erwähnt. Spuren sind nur noch andeutungsweise in der Nähe der Kollmarbrücke zu sehen, die vom Sohn des Unterohrner Müllers (Christian Ernst) Hermann Kollmar gestiftet wurde, der nach Amerika auswanderte.

Wie für die Kernstadt, ist auch im Bereich der Stadtteile noch von weiteren Mühlenstandorten auszugehen. Für Cappel und Ohrnberg sind bereits Hinweise im Text gegeben. Für Untermaßholderbach ist noch eine Lohmühle⁷⁴ belegt, die allerdings mindestens vor der Jahrhundertwende untergegangen sein muß. Weitere Hinweise, wie zum Beispiel durch den alten Gewannnamen „Mühlwiesen“ bei Obermaßholderbach, lassen noch andere Standorte erwarten.

Projekt zur Ausnutzung der Wasserkraft der Ohrn

Ein technisch interessantes Projekt nach einer Untersuchung des bereits erwähnten Wasserkraftamtes in Stuttgart von 1923 (Großjohann) soll noch vorgestellt werden. Durch die Anlage eines bis 6 m hohen Dammes im Ohrntal, rund 700 m unterhalb Stackenhofen, sollte das Ohrnwasser mit bis zu 100.000 m³ aufgestaut werden. Ein etwa 2,8 km langer Stollen mit rund 3 m² Fläche hätte einen Durchfluß von 6 m³/s einem Kraftwerk zugeführt, das kurz oberhalb des Kraftwerks Möglingen vorgesehen war. Mit der Fallhöhe von etwa 35 m hätte man im Mittel etwa 1200 PS bzw. 888 kW erzeugen können. Die Mühle von Ohrnberg hätte dazu aber abgelöst werden müssen. Mit Nachtstrom wollte man zusätzlich noch Wasser aus dem Kocher mittels Pumpen in den Speichersee fördern, um daraus „hochwertigen Spitzenstrom“ zu erzeugen. Die Wirtschaftlichkeit wurde als gesichert betrachtet. Realisiert wurde es nicht. Um des schönen Ohrntales willen kann man froh darum sein.

3. Zusammenfassung zu den Öhringer Mühlen

Statistik zur Antriebstechnik

Bisher sind 20 Mühlenstandorte für die heutige Öhringer Gemarkung bekannt. Mit den zuletzt vorhandenen 15 Öhringer Mühlen bzw. Kraftwerken hätte eine Gesamtleistung von 1285 PS bzw. 918 kW erarbeitet werden können. Die beiden Kraftwerke in Ohrnberg und Möglingen liefern dabei alleine schon 1215 PS bzw. 868 kW. Die rechnerisch durchschnittliche Kraft beträgt 5,4 PS bzw. 3,9 kW, ohne Berücksichtigung der beiden Kraftwerke in Möglingen und Ohrnberg. Im Mittel wurden 250 l/s Durchfluß ausgenutzt, bei einem durchschnittlichen Gefälle von

73 *Rausser*: Ohrntaler Heimatbuch (wie Anm. 15), S. 288.

74 *Mattes* (wie Anm. 13), S. 14.

2,88 m. Wahrscheinlich war um 1860 mit 38 die größte Anzahl an Wasserrädern erreicht. Dabei waren 14 überschlächtige Räder. Im letzten Ausbau gab es jeweils sechs Standorte mit Turbinen oder den leistungsstarken Zuppingerädern.

Wasserbau und Antriebstechnik

Auffallend bei den Öhringer Mühlenstandorten ist, daß sich die zur Erzeugung des Staus erforderlichen Wehre direkt an die Mühlegebäude (Radstube) anschließen. Die relative Höhe der Wehre ist dabei auch noch sehr gering. Das kurze Stück Mühlkanal – das sogenannte Unterwasser – ist dann meist auch noch überdeckt. Nur die Anlagen mit überschlächtigen Wasserrädern benötigen natürlich den zum Teil sehr langen und pflegeaufwendigen Mühlkanal, um das dazu notwendige höhere Gefälle aufzubauen. Die Standorte hatten ihre Räder alle in einer Wasserstube eingerichtet, die äußerlich nicht sichtbar in das steinerne Mühlegebäude integriert waren. Der Grund dafür ist, daß man die anfänglich rein aus Holz gebauten Räder nicht der Sonne aussetzte, da sie sich dadurch verziehen konnten und dann nicht mehr richtig liefen. Für einen kontinuierlichen Betrieb in der Winterszeit konnte dieser Raum beheizt werden, um so ein Zufrieren des Rades zu vermeiden. In anderen Regionen bestand die Radstube dagegen als rein hölzerner Anbau an das Mühlegebäude.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte nahezu jeder Gang sein eigenes, aber schmales Antriebsrad. Gelegentlich war ein zweiter Gang durch einen schräg von Kammrad aus laufenden Wellbaum angetrieben. Dies nennt sich Trillis. Erst in der zweiten Hälfte kamen mehr breitere Räder auf, die mehrere Antriebsmaschinen antrieben. Zuletzt waren nurmehr das über einen Meter breite und sehr leistungsfähige Zuppingerad mit eiserner Achse oder gar eine Turbine vorhanden. Alle Maschinen wurden dann über Bändertransmissionen zum Arbeiten gebracht.

Wasserrecht

Insgesamt bestehen noch für sechs Standorte geltende Wasserrechte. Für zwei ist das Verfahren zum Erlöschen eingeleitet. Nach dem Buchstaben des Gesetzes sollten eigentlich nur noch die Rechte für die beiden Kraftwerke bestehen.

Planungen und Genehmigungsverfahren

Die verschiedenen Baupläne wurden nahezu ausschließlich durch behördliche Bedienstete erstellt. Diese berieten dann auch die jeweiligen Bauherrn. Als Beispiele seien der Öhringer Stadtbaumeister Bartenbach oder der Oberamtsbaumeister des Oberamts Öhringen, Lutz, genannt, die sehr aussagefähige Pläne erarbeiteten. Man kann vermuten, daß durch solche Nebentätigkeiten die damals kärgliche Bezahlung etwas verbessert wurde. Sicherlich gab es aber in diesem Gebiet sonst kaum

Selbständige für solche Aufgaben. Um nicht für befangen zu gelten, wurden zumindest zum Teil bei den behördlichen Genehmigungsverfahren die benachbarten Fachleute als Gutachter hinzugezogen. Auffallend bei den behördlichen Tätigkeiten ist, daß kleinste Fehler in der Bauausführung neu zu genehmigen waren. Dies machte dann wiederum eine neue Planerstellung und Anlagenbeschreibung erforderlich. Aus heutiger Sicht möchte ich dies zumindest zum Teil als Selbstzweck bezeichnen.

Entwicklung des Antriebs

Die Entwicklung der Antriebstechnik in den Öhringer Mühlen kann derzeit noch nicht im Vergleich zu anderen Gebieten dargestellt werden, weil vergleichbares Datenmaterial fehlt. Ein Einsatz von Turbinen fand im Hohenlohekreis auch bei kleinen Wasserkräften zum Teil bereits um einiges früher statt. Die Seidenzwirnerie (ehemals Hammerschmiede) in Bretzfeld-Wiesental wird ab 1872 durch eine Jonval-Turbine (Vorläufer der Francis-Turbine) angetrieben, die man aber bereits sieben Jahre später wieder durch ein overschlächtiges Wasserrad ersetzt. Dieses sollte aber nicht dazu verleiten, zu meinen, daß dieser Fortschritt erst später nach Öhringen kam. Mit den wechselhaft zufließenden Wassermengen in den Bächen kommen Wasserräder auch heute noch bei sehr gutem Wirkungsgrad recht gut zurecht. Neben der einfachen und automatischen Regelung besteht ein großer Vorteil der Turbinen unter anderem darin, daß sie durch die Kraft des Hochwassers nicht zerschlagen werden können. Dies hatte die Müller oft gezwungen, ihre Räder neu auf- oder einzurichten – was sie meistens selber konnten, die Teile waren ja meist aus Holz – oder den sogenannten „Mühlendoktor“ zu beauftragen.

Zu Fragen der Gewässerökologie

Bei der im Jahre 1898 ohne Vorgängerbauwerk neu errichteten Stauanlage für das Sägewerk im Stadtteil Michelbach wurde zeitgleich (da in diesem Fall nachträglich) mit der 1894 errichteten ersten Trinkwasserförderanlage von Aschhausen⁷⁵ durch den Fachmann Professor Dr. Sieglin von der Universität Hohenheim in Hohenlohe bereits sehr früh die Belange der Fischerei durchgesetzt. Eine „Fischertreppe“ wurde daher an der Stauanlage eingerichtet. Wichtig erscheint auch die Tatsache, daß sich die Müller seit langem auch mit den Lebewesen in ihrem Antriebswasser auseinandersetzen und selbst Verbesserungen anregen und umsetzen. Nicht umsonst war mindestens ein Müller bereits in frühen Zeiten des Öhringer Fischereiverein dessen Vorsitzender (Christian Hermann Kollmar, 1894). Dies ist in einfacher Weise so zu begründen, daß ihnen neben dem Grund und Boden meist auch das Fischereirecht im Mühlkanal gehörte. Das bedeutet, sie durften

⁷⁵ 100 Jahre Trinkwasserversorgung mit Pumpstation Schöntal-Aschhausen 1894–1994, Schöntal 1994.

dort, ohne an jemanden Gelder zu entrichten – Abgaben (Gült) bzw. Steuern natürlich ausgenommen – fischen. Dieses ermöglichte mit Sicherheit neben der Verbesserung des eigenen Speisezettels auch einen wirtschaftlich interessanten Zuverdienst. Die Ohrn als „Mutterbach“ mit den darin vorhandenen Lebewesen gehörte der Standesherrschaft, dem Haus Hohenlohe-Öhringen, und ist erst in neuerer Zeit durch Kauf in den Besitz der Stadt Öhringen (zumindest auf der Gemarkung der Stadt Öhringen) gekommen.

Die in der Regel sehr niedrigen Wehranlagen waren darüber hinaus durch ihre Bauweise für Fische leicht überwindbar und stellen meines Erachtens deshalb kein schwerwiegendes „Aufstiegshindernis“ für Fische dar. Sie stauten das Wasser nicht so höhengenaue ab und waren auch nicht so dicht wie moderne Wehre. Unterstützt durch die Algen, die sich im Wasserfilm aus diesen Undichtigkeiten heraus auf dem Wehrrücken entwickeln, können auch kleine Fische diese Hindernisse überwinden, um zu ihren Laichgründen im Quellbereich zu kommen. Am Rande sei bemerkt, daß die Mühlenstandorte samt ihre Wehre sehr alt sind und die „Hindernisse“ seit dieser Zeit bestehen.

Hinzu kommt, daß der Mühlbetrieb natürlich nicht rund um die Uhr lief wie heute bei automatischen Wasserkraftwerken mit Turbinen. An Sonn- und Feiertagen wurde in der Regel nicht gearbeitet. Zu diesen Zeiten floß alles Wasser über das Wehr. Im Mühlkanal blieb nur der normale Stau. Die alten Baumeister und die Müller nahmen also seit frühester Zeit bei der Anlage und Betrieb der Wehre noch Rücksicht auf die Natur. Zur Ufersicherung wurden seit alters her auch Bäume und Sträucher verwendet. Erst wenn dies nicht zu einem bleibenden Erfolg führte, verwendete man massivere Sicherungen, zum Beispiel aus Stein. Je nach den jeweiligen Vorstellungen und Kenntnissen des für die Anlagen und den Unterhalt am Mühlkanal zuständigen Müllers konnte zumindest dieser den neu geschaffenen, also künstlichen Bachlauf mit einem monotonen „Ufergrün“ versehen (siehe zum Beispiel eine reine Haselbepflanzung am ehemaligen Wässerungskanal im unteren Salltal, unterhalb Zweiflingen-Orendelsall unterhalb dem Forsthaus Heiligenhaus). Die Menschen machten von Anfang an aus der Natur- eine Kulturlandschaft.

Mühlenbau

Die Mühlenbauer und Lieferanten von Maschinen und die jeweils dazugehörigen Kosten sind in den ausgewerteten Unterlagen leider nicht aufgeführt. Diese Frage wäre für eine weitere Ausarbeitung sicher auch noch von Interesse. Es ergäbe die Summe der Investitionen, zu der die einzelnen Müller jeweils bereit waren. Eine Kosten-Nutzen-Betrachtung wurde auch früher bereits angestellt. Die Anzahl der Umbauten, zumindest die, die mit dem Wasserbau zusammenhingen, können dem Text oder den am Ende folgenden Tabellen entnommen werden. Bei den einge-

setzten Arbeitsmaschinen können noch weitere Umbauten erfolgt sein, die in den benutzten Unterlagen nicht angegeben waren.

Statistik zu den Arbeitsmaschinen

Gegen ca. 1860 können zwölf Mahlmühlen mit zwölf Gerb- und insgesamt 33 Mahlgängen festgehalten werden. Sechs Öl-, vier Gipsmühlen, sechs Hanfreiben, zwei Loh-, fünf Säge- und drei Schleifmühlen waren zusätzlich zur etwa selben Zeit vorhanden. Hieraus ist z. B. zu ersehen, daß in der Landwirtschaft zu dieser Zeit noch Dinkel und Hanf angebaut wurde. Zur besseren Einordnung sei bemerkt, daß Ende 1861 insgesamt 8255 Einwohner für Öhringen gezählt wurden⁷⁶.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts kamen bei fünf Standorten Stromerzeugungsanlagen (Dynamoanlagen) hinzu. Die nach der Leistung jeweils größten Mühlenanlagen standen, abgesehen von der am Kocher liegenden in Möglingen, im Mündungsbereich zum nächst größeren Fluß oder Bach in Ohrnberg und Cappel.

Leistungsfähigkeit der Getreidemühlen

Für die Getreidemühlen kann die Leistungsfähigkeit für Mahlanlagen aus dem Ende des 19. Jahrhunderts aufgezeigt werden. Alle Standorte zusammengefaßt konnten mit der gesamten Antriebsleistung von rund 82 PS innerhalb von zehn Arbeitsstunden insgesamt 16.380 kg Weizen oder 9420 kg Roggen ausmahlen (1000 kg Weizen bzw. 575 kg Roggen je 5 PS Antriebsleistung). Vergleichbare Leistungswerte stehen für die anderen Arbeitsmaschinen noch nicht zur Verfügung.

Müllerfamilien

Die betroffenen Müllerfamilien sind noch etwas zu kurz gekommen. Hierzu wären noch weitere Forschungen notwendig. Aus dem bisher vorliegenden Datenmaterial läßt sich schon erkennen, daß es in späterer Zeit doch einige Müllerdynastien gab, die bis in heutige Zeit noch vorhanden sind – allerdings nicht mehr als Müller. Vielfach sind diese auch untereinander verwandt. Die „schöne Müllerstochter“ wurde offensichtlich nur einem tüchtigen Müller zur Frau gegeben.

4. Die Öhringer Mühlen innerhalb des Hohenlohekreises

Wie bereits berichtet, gehören die Öhringer Mühlenanlagen zu den ältesten bekannten im Hohenlohekreis, da sie bereits 1037 erwähnt werden. Die älteste Anlage lag vermutlich an der Kupfer im heutigen Forchtenberg, als es diese Ortschaft noch gar nicht gab, sondern das mittlerweile abgegangene Wülfigen. Sie wird ur-

76 OAB Öhringen (wie Anm. 46), tabellar. Anhang.

Zuflüsse	Standorte
Kocher	22 (528 PS)
Jagst	16 (316 PS)
Kupfer	8
Sall	3
Ohrn	34
Brettach	16
Forellenbach	2
Ginsbach	4
Sindelbach	5
Ette	3
Goldbach	3
Horrenbach	3
Erlenbach	6
Kessach	3

Tabelle 1 Mühlenstandorte an den Gewässern des Hohenlohe-Kreises.

Gewässer	Zeitraum	Fläche in km ²	EZG km ²	Anzahl der Mühlen	Fläche/Ort km ²
Gersprenz (Odenwald)	ca. 1800	–	480	114	4,2
Hohenlohekreis	1861–1883	776	–	149	5
Elsenz (Kraichgau)	ca. 1930	–	542	86	6,3
Tauber	ca. 1900	–	1809	230	7,9

Tabelle 2 Mühlendichte im Vergleich (EZG bedeutet das oberirdische Einzugsgebiet zum Gewässer).

kundlich bereits im Jahre 789 im Kodex von Lorch erwähnt⁷⁷. Die weiteren frühen Standorte liegen im Jagst- (Muldingen-Heimhausen 1095⁷⁸) oder Kochertal (Forchtenberg-Sindringen, Stadtmühle 1140⁷⁹).

Insgesamt können nach den gerade vorgestellten Anlagen für Öhringen mindestens 17 alte und zwei neue Standorte bestimmt werden. Im Zeitraum der Oberamtsbe-

77 J. H. Rauser: Forchtenberger Heimatbuch (Heimatbücherei Hohenlohekreis 13), Weinsberg 1983, S. 11.

78 J. H. Rauser: Mulfinger Heimatbuch (Heimatbücherei Hohenlohekreis 1), Weinsberg 1980, S. 84.

79 Rauser: Forchtenberger Heimatbuch (wie Anm. 77), S. 202.

Gewässer	EZG km ²	Anzahl insgesamt	höchste Anzahl ca. 1910	Fläche pro Standort km ²	gesamtes Gefälle in m	Gefälle- anteil (1910)	jährlicher Niederschlag in mm
Ohrn	154	47	40	3,85	300	7,5	870
Brettach	154	28	26	5,92	320	12,3	870
Erlenbach	105	?	14	7,5	155	11,1	800/650
Kessach	74	?	10	7,4	200	20	800/650

Tabelle 3 Mühlendichte im Hohenlohekreis.

schreibungen und kurz davor (1861–1883) waren im Hohenlohekreis 149 Standorte bekannt. Die Ohrn fällt darin sofort mit der größten Anzahl auf. Die folgende Auflistung bestätigt die Ohrn als das Gewässersystem mit der größten Mühlendichte. Dies hat mit Sicherheit verschiedene Gründe. Sicher spielen auch die lokalen Herrschaftssysteme eine Rolle. Durch weitere Forschungstätigkeit sind zwischenzeitlich 183 Mühlenstandorte im Hohenlohekreis bekannt. Weitere Entdeckungen werden sicherlich noch folgen.

Ein Auszug aus der vielfältigen Nutzung der Wasserkraft im Hohenlohekreis soll durch die letzte Tabelle präsentiert werden. Es vergleicht die Anzahl der verschiedenen Nutzungsarten im Hohenlohe mit dem östlichen angrenzenden Franken⁸⁰. Aus diesen Zahlen lassen sich interessante Rückschlüsse auf die Wirtschaftskraft des Gebietes ziehen. Hier bin ich allerdings erst am Anfang meiner Untersuchungen.

Folgende Mühlenstandorte oder besondere Nutzungsarten sind im Hohenlohekreis besonders zu erwähnen: Es gibt eine durchgehende Schwarzpulverproduktion im Bernbach-, Heimbach- und zuletzt im Brettachtal seit ca. 1600⁸¹. Die letzte Explo-

Gebiet/ Nutzungsart	Oberfranken	Mittelfranken	Unterfranken	Gesamtfranken	Hohenlohe
Walkmühlen	24	19	25	68	6
Gipsmühlen	12	61	114	187	20
Ölmühlen	66	161	204	431	32
Lohmühlen	47	48	40	135	8
Sägemühlen	503	378	200	1081	19
Im Vergleich:					
Einwohner	517.000	545.000	602.000	1.464.000	ca. 62.000
Jahr	1864	1864	1864	1864	1861/80

Tabelle 4 Mühlenarten in Franken und Hohenlohe.

80 K. Bedal (Hrsg.): Mühlen und Müller in Franken, Bad Windsheim 1992, S. 8.

81 K.-H. Englert: Salpetersieder und Pulvermacher (unveröff. Ms.).

sion 1990 am letzten Standort in Adolzfurt beendete allerdings diese Tradition. Wie schon erwähnt, gab es in Ohrnberg ebenso eine Pulvermühle.

In Forchtenberg-Ernstbach kann mustergültig gezeigt werden, wie sich bis in die heutige Zeit aus einer Mahlmühle ein Industriestandort entwickelte. Es ist der Platz mit der zur Verfügung stehenden und vor allem relativ leicht nutzbaren Kraft des Wassers, der zum Antrieb von Maschinen benötigt wird. Dort wurden sehr früh Manufakturbetriebe eingerichtet, wie die 1663 in Betrieb gegangene Papiermühle, der Kupfer-, Eisen- und Pfannenhammer des Hauses Hohenlohe. Blezinger baute den Standort 1768 zum Eisenwerk aus⁸². In der Firma, mittlerweile zum Künzelsauer Würth-Konzern gehörend, werden heute verschiedenste Metallwaren hergestellt. Die ehemalige Mühle ist heute ein Wasserkraftwerk und produziert im Mittel ca. 163 kW Strom.

Zur Salzgewinnung im Kochertal sind ab 1607 Soleschöpfwerke mit Wasserradantrieb im Bereich Weißbach-Niedernhall-Criesbach genannt. Nachdem sich die Produktion nicht mehr lohnte, wurden die Anlagen 1829 abgebaut⁸³.

Im Hohenlohekreis begann die Stromproduktion vergleichsweise sehr früh. Inspiriert durch die elektrotechnische Ausstellung in Frankfurt von 1891 errichteten zwei Künzelsauer Mühlenbesitzer ab 1892 jeweils ein eigenes Verteilungsnetz in Künzelsau und rüsteten ihre Anlagen zur Stromerzeugung um. Leitungen kreuzten sich an vielen Orten. Dieser Zustand wurde durch die Behörden nicht mehr länger geduldet; die Stromversorgung übernahm der 1914 gegründete Gemeindeverband Hohenlohe-Öhringen⁸⁴. Wie schon erwähnt, errichtete dieser im Kochertal Wasserkraftwerke zur Stromerzeugung.

Die Ölmühle von Dörzbach ist als eine besondere Sehenswürdigkeit zu erwähnen⁸⁵. Sie feierte 1998 ihr zweihundertjähriges Bestehen.

82 *Rausser*: Forchtenberger Heimatbuch (wie Anm. 77), S. 306–321

83 *T. Simon*: Salz und Salzgewinnung im nördlichen Baden-Württemberg (Forschungen aus Württembergisch Franken 42), Sigmaringen 1995, S. 149–191.

84 *W. Leiner*: Geschichte der Elektrizitätswirtschaft in Württemberg, Bd. 1, Stuttgart 1982, S. 227 ff.

85 *S. Mezger*: Die Jagstmühle in Dörzbach, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 3/1982, S. 97–103.

Tabellarischer Anhang

I. Eigentümer der Öhringer Mühlen:

Standortname	Ort	von/bis Jahr	Eigentümerge Name	Ehefrau name	Bemerkungen
T / WB-Nr.					
Pfaffenmühle	Öhringen	1253	erste urkundliche Erwähnung		
T 25 / I 2613		1735	Johann Friedrich Österle		
		1764	Johann Friedrich Österle		
		1771	Johann Heinrich Österle		
		1815	Friedrich Österle		
		1845	Schwab		
		1857	Jakob Graser		
		1882	Christoph Eckert		
		1923	Gustav Eckert		
		1948	Friedrich Döbele		Möglingen
		1955	Stadt Öhringen		
Walkmühle	Öhringen	1253	erste urkundliche Erwähnung		
T 26		1556	Wendel Hipler		
		1775	Mezger		
		1819	Rosine, Witwe		Brückenmüller
			Christian Felix u.		
			Johann Gottlieb Kollmar		
		1856	Hermann Kollmar		Brückenmüller
		1882	Karl Reich		
		1893	Franz Reich		
		1914	Karl Reich		
		1920	Ottilie, Witwe		
			Karl Reich		
		bis 1956	Friedrich u. Franz Reich		
		1956	Stadt Öhringen		
Brückenmühle	Öhringen	1253	erste urkundliche Erwähnung		
T 27		bis 1754	Friedrich Brügel		
		1754–	Johann Christian Kollmar		
		1794			
		1794–	Christian Felix Kollmar	Rosine Dorothee	Ehefrau aus
		1805–		Leitlein	Möhrieger Mühle
		1805–	Johann Gottlieb Kollmar		
		1814			
		1814–	Rosine, Witwe		
		1822/	Christian Felix u.		
		26	Johann Gottlieb Kollmar		
		1822/	Johann Felix Kollmar	Sofie Arnold	
		26–			
		1851			
		1851–	Sofie, Witwe		
		1856	Johann Felix Kollmar		
		1856–	Christian Hermann Kollmar	Sofie Karoline Reichert	
		1876			
		1876–	Christian Herman	Matthilde Reichert	
		1907	Felix Kollmar		
		1907–	Felix Kollmar		
		1949			
		1949–	Hermann Kollmar		
		1977			

Standortname	Ort	von/bis Jahr	Eigentüername	Ehefrauename	Bemerkungen
T / WB-Nr.					
Wirtsmühle	Öhringen		erste urkundliche Erwähnung		
T 28		1610	Johann Gottfried Faadt		
		1775	Johann Friedrich Oettinger		
		1826	Friedrich Kneller		
			Gabriel Gottfried Kollmar		
		1876	Karl Schwab		Adlerwirt, Vater v. Caroline (bei T 29)
		1891	Julius Ocker		
		1911	Wilhelm Scheufele		
		1914–	Julius Bloch		
		1935			
Weidenmühle	Öhringen	1357	erste urkundliche Erwähnung		
T 29 / I 2614		1689	Hans Wilhelm Weller		
		1694	Hans Kircher der Schmied		
		1695	Hans Heinrich Nussching (?)		
		1696	Jobst Boß		
		1698	Hans Georg Gräter		
		1770	Hans Edgar Gräter		
		1790	Johann Melchior Österle		
		1762	Elias Leitlein		
		1764	Johann Philipp Heinrich Kneller		
		1815	Johann Michael Kneller		
		1802	Johann Wilhelm Belz	Katharina Dorothea Most	beide aus Abstatt
		1846	Johann Heinrich Gottfried Belz	Maria Magdalena Wolf	
		1873	Wilhelm Friedrich Belz	Caroline Schwab	Wirtsmühle, Wirtschaft Adler
		1922	Wilhelm Belz	Rosine Christiane Schmierer (Eckartsweiler)	
		bis 1950	Wilhelm Belz	Elfriede Hansen (NDtld.)	baute zuletzt Windmühlen in Afrika aus Verrenberg
		1950– 1955	Christian Carle		
Schleifmühle	Öhringen	1775	Thumm		Schleifer
Mühle	Cappel	1510	erste urkundliche Erwähnung		
T 24 / I 2612		1815	Georg Christoph Thum, jun.		Schleifmüller
		1859	Heinrich Dietrich, jun.		
		1884	Friedrich Dietrich		
		1885	Witwe Friedrich Dietrich		
		1911	Heinrich Dietrich		
		1914	August Schuppert		
		1918–	Hermine u. Mathilde Schmid		Ökonomierätin
		1945			

Standortname	Ort	von/bis Jahr	Eigentüername	Ehefrauename	Bemerkungen
T / WB-Nr.					
Obere Mühle	Cappel	1410	erste urkundliche Erwähnung		
T 47 / I 2722		1410– 1454	Hans Eppe		
		1491	Peter Dilger		
		1552	Peter Muglart		
		1610	Adam Seuboldt		
			Georg Wilhelm Laibinger		
		1705	Philipp Martin Bräuninger		
		1750	Hans Thomas Dietrich		
		1752	Johann Philipp Dietrich		
		1790	Friedrich Ludwig		
			Heinrich Dietrich		
		1821	Georg Friedrich		
			Heinrich Dietrich		
		1857	Bernhard Joh. Michael		
			Heinrich Dietrich		
		1885	Witwe Heinrich Dietrich		
		1893	Gotthold Haug		
		1899	Wilhelm Gotthilf Kayser		
		1908	Karl Friedrich Hottmann		aus Möhrig
		1923	Christine, Witwe des Karl Fr. Hottmann		
		1936	Karl Pfisterer		
		1948	Albert Pfisterer		
		1953–	Holzwerk Cappel		
		1955	Fa. Schaffitzel u. Co.		
Mühle	Eckartsweiler	1411	erste urkundliche Erwähnung		
T 46 / I 2721		1491	Contz Ulm d. Jüngere		
		1552	Linhart Werner		
		1573	Georg Werner		
		1578	Jörg Happolt		
		1606	Georg Rudell		
		1672	Niclas Weidtsecker		Fam. Weizsäcker
		1700	Heinrich Weizsecker		Fam. Weizsäcker
		1727	Wolfgang Friedrich Weidsecker		Fam. Weizsäcker
		1756	Andreas Friedrich Weydsecker		Fam. Weizsäcker
		1799	Johann Friedrich W.		Fam. Weizsäcker
		1839	Christian Friedrich W.		Fam. Weizsäcker
		1840	Georg Michael Müller		
		1854	Johann Christian Pfisterer		
		1904	Georg Friedrich Pfisterer		
		1939	Ernst Pfisterer		
		1964	Anna, Witwe des Ernst Pfisterer		
		1970– 1971	Heinrich Pfisterer		
Sägewerk	Michelbach	1898	erste urkundliche Erwähnung		
T 36 / I 2712		1898	Michael Illig Otto Illig		
Mühle	Möhrig	1495	erste urkundliche Erwähnung		
T 30 / I 2834		1736	Johann Caspar Leitlein		
		1769	Johann Peter Gottfried Leitlein		

Standortname	Ort	von/bis Jahr	Eigentüername	Ehefrauename	Bemerkungen
T / WB-Nr.					
Mühle	Möhrig	1775	Peter Leitlein		
T 30 / I 2834		1818	Peter Gottfried Leitlein		
		1839	Thomas Hottmann		
		1869	Christian Hottmann		
		1911	August Hottmann		
		1929	Paul Trefz, Friedrich Klaus		Müller Trefz ebenso in Bretz- feld
		1961	Karl Hipp	Liselotte Trefz	
Mühle	Unterohrn	1684	erste urkundliche Erwähnung		
T 31 / I 2615		1798	Grabert		
		1815	David Österle		
			Christian Ernst Kollmar		
		1852	Gottfried Österle		
			Julius Österle		
		1878	Rosine, Witwe		
			Julius Österle		
		1879	Hermann Häcker		
		1911	Karl von Berg		
		bis 1940	Karl von Berg		
Mühle	Ohrnberg	1357	erste urkundliche Erwähnung		
T 32		1737	Johann Abraham Sommer		Schwager zum Brückenmüller
		vor	Johann Ludwig Sommer		Vater von Ludwig Sommer
		1831	Johann Friedrich Käferle u. Ludwig Sommer		K. ist Schwager von Ludwig Sommer
		1871	Karl Christian Geiger		
		1874	Raphael Haber		
		1875	August Schäfer		
		ab 1901	Anna, Witwe August Schäfer		
		1920	Gottlieb Grieshaber		
		1949–	Friedrich Wecker		
		1978			
WKW	Ohrnberg	1910	erste urkundliche Erwähnung		
T 59 / I 2073		1923	Gemeindeverband		
			Hohenlohe-Öhringen		
		1939	Energieversorgung		
			Schwaben EVS		
Mühle	Möglingen		erste urkundliche Erwähnung		
T 7 / I 2074			Bastian Günther		
			gestorben 1634		
			Hans Heinrich Brauch		
			gest. 1657		
		1648–	Michael Endress		
		1659			
		1706	Hans Albrecht Endress		
		1711	Joh. Heinrich Weidsäcker		aus Eckartweiler
		1736	Johann Peter Meister		
		1781	Johann Friedrich Wüstholz		
		1808–	Friedrich Ernst Wüstholz		
		1831			

Standortname	Ort	von/bis Jahr	Eigentüername	Ehefrauename	Bemerkungen
T / WB-Nr.					
		1854	Gräber		
		1859	Karl Blum		
		1862	Karl Blum		
		1919–	Karl Döbele		
		1921			
		1930	Karl Döbele		
		1930–	Friedrich Döbele		
		1960			
WKW	Möglingen	1910	erste urkundliche Erwähnung		
T 7 / I 2074		1923	Gemeindeverband Hohenlohe-Öhringen		
		1939	Energieversorgung Schwaben EVS		
Ölmühle	Baumerlenbach		erste urkundliche Erwähnung		
T 49 / I 2724		1898	Johannes Glaser		
		1948	Johannes Glaser		
		bis 1956	Hermann Glaser		
		bis 1961	Schlich und Schmid		

2. Arbeitsmaschinen der Öhringer Mühlen:

Standortname	Ort	Jahr	Arbeitsmaschinen	PS	Bemerkungen
T / WB-Nr.					
Pfaffenmühle	Öhringen	1764	Mahlmühle: ein Gerb- und 3 Mahlgänge		
T 25 / I 2613		1815	Mahlmühle: ein Gerb- und 3 Mahlgänge		
		1857	Mahlmühle: ein Gerb- und 3 Mahlgänge		
		1857	Hanfriebe und Gipsstampfe		
		1883	Mahlmühle: ein Gerb- und 3 Mahlgänge, Hanfriebe und Gipsstampfe		
		1911	Ein Gerb- und 3 Mahlgänge, Schrotwalzenstuhl, Grießputzmaschine, Gipsstampfe, Gipsmahlgang, Rührwerk; Kreissäge, Obstmühle, Schleifstein	7.3	
		1923	wie oben, zusätzlich Dresch- und Futterschneidmaschine		
		1954	Ende des Betriebes		
Walkmühle	Öhringen	1556	Walkmühle		
T 26		vor 1856	Öl- und Gipsmühle und Hanfriebe, Walkmühle		
		1856	zusätzlich Mahlmühle: ein Gerb- und ein Mahlgang		
		1881	wie oben, anstatt Gipsstampfe eine Schleifmühle mit Lederwalk, Zwirn- und Spinnmaschine		
		1911	Werkzeugschleiferei, Zwirnmachine, Lederwalk, Mosterei	2.7	
		-1956	Werkzeugschleiferei, Zwirnmachine, Lederwalk, Mosterei		
Brückmühle	Öhringen	1754	Mahlmühle: ein Gerb- und 2 Mahlgänge		
T 27		vor 1874	Mahlmühle: ein Gerb- und 2 Mahlgänge, Grießputzerei, Schwingmühle, Malzschrotmühle		
		1874	Mahlmühle: ein Gerb- und 3 Mahlgänge, Grießputzerei, Schwingmühle, Malzschrotmühle		
		1893	Mahlmühle: Kunstmühle mit einem Gerb- u. 2 Mahlgängen und 2 Walzenstühle, zusätzlich Schleifstein, Futterschneid- und Dreschmaschine	3.1	Reservekraft: 8 PS Benzinmotor
		1933-1970	Mahlmühle: halbautomatische Kleinmühle		Elektromotor
Wirtsmühle	Öhringen	1826	Mahlmühle: ein Gerb- und 2 Mahlgänge		
T 28		1876	Mahlmühle: ein Gerb- und 3 Mahlgänge, Schwingmühle		
		1891	zus. Schrotmühle, Grießputzmaschine, Aufzug, Dresch- und Futterschneidmaschine, Kreissäge, Schleifstein, Ölmühle	4.0	Reservekraft: 32 PS Elektromotor
		1935	Aufgabe des Betriebes		

Fortsetzung siehe nächste Seite.

Standortname	Ort	Jahr	Arbeitsmaschinen	PS	Bemerkungen
T / WB-Nr.					
Weidenmühle	Öhringen	1764	Mahlmühle: ein Gerb- und 2 Mahlgänge		
T 29 / I 2614		1815	Mahlmühle: ein Gerb- und 2 Mahlgänge		
		1873	Mahlmühle: ein Gerb- und 3 Mahlgänge		
		1901	Modernisierung der Mahlmühle		
		1922–1955	Mahlmühle: ein Gerb- und 3 Mahlgänge; Dresch- und Futterschneidmaschine, Futterrübenmühle	4,9	
Schleifmühle	Öhringen	1775	Schleifmühle		vern. ohne Wasserkraft
Mühle	Cappel	1815	Öl-, Gips-, Schneid- und Walkmühle und Mahlmühle: Gerb- + 2 Mahlgänge		Besitzer ist Schleifmüller
T 24 / I 2612		1858	Mahlmühle: ein Gerb- und 3 Mahlgänge		
		1865	Öl-, Gips-, Lohmühle mit Hanfreibe (nur ?), zusätzlich Sägemühle mit Rindenscheider und Schrotmühle		
		seit 1896	nur Sägewerksbetrieb mit verschiedenen Maschinen		
		1911	zus. 6,6 PS Dynamomaschine, Dresch- u. Futterschneidmaschine		Reservekraft: 25 PS Dampfmaschine
		1925	Sägewerk mit versch. Maschinen; Schleifstein, Kesselspeisepumpe	3,6	
		1934–1945	zusätzlich Ölmühle Zerstörung durch Brand		
Obere Mühle	Cappel	vor 1858	Mahlmühle: ein Gerb- und 2 Mahlgänge		
T 47 / I 2722		1858	Mahlmühle: ein Gerb- und 3 Mahlgänge		
		1908	Mahlmühle: ein Gerb- und 3 Mahlgänge, Schwingmühle; Kreissäge und Schleifstein	4,0	Reservekraft: 8 PS Benzinmotor
		1928	zusätzlich dampfgetriebenes Sägewerk		
Mühle	Eckartweiler	ab 1955	Abbruch der Gebäude		
		1911	Mahlmühle: ein Gerb-, 2 Mahlgänge, Schrotwalzenstuhl, Griebputzmaschine, Gerbmühle; ein Schleifstein, Obstmühle, Wasserförderpumpe, Kreissäge, Dresch- und Futterschneidmaschine	3,6	Reservekraft: 8 PS Benzinmotor
T 46 / I 2721		1924	zusätzlich noch Dynamo		16 PS Dieselmotor
		1932	Einsatz Plansichter		
		1942	Einsatz von 2 Walzenstühle und Griebbürstmaschine		
		1950	letzter Mahlgang durch Walzenstuhl ersetzt, Aufbau einer Kleieschleuder		
		1962	Getreideannahme mit Vorreinigung, Trocknung und Schüttbodenlager, Futtermittellager		
		1968	Aufstellen von Getreidesilos		
		1971	Einstellen des Mühlenbetriebes		

Fortsetzung siehe nächste Seite.

Standortname	Ort	Jahr	Arbeitsmaschinen	PS	Bemerkungen
T / WB-Nr.					
Sägewerk	Michelbach	1898	Sägewerk: Gattersäge, Kreissäge und Dreschmaschine, Molkerei	1.9	
T 36 / I 2712		vor 1911	wie oben, zusätzlich noch Futterschneidmaschine, Dynamo mit 4 PS Gewindeschneidmaschine und Schmirgelscheibe von Schmied Glöckler, Springbrunnen im Garten des Sägewerks	2.1	
		1924–1937	Sägewerk: div. Holzverarbeitungs- maschinen und Ölmühle (außer Betr.)		Reservekraft: 25 PS Dampf- maschine
Mühle	Möhrlig	nach 1937 vor 1839	Neuaufbau ohne Wasserkraft Mahlmühle: ein Gerb- und 3 Mahlgänge		
T 30 / I 2834		1839	Mahlmühle: ein Gerb- und 3 Mahlgänge, Hanfreibe und Sägemühle		
		1844	zusätzlich noch Schleifmühle		
		1869	wie oben, nur anstatt Schleifmühle Lohmühle		
		1870	Mahlmühle: ein Gerb- und 3 Mahlgänge, Hanfreibe, Sägemühle, Lohmühle		
		1899	Mahlmühle: ein Gerb- und 2 Mahlgänge, Grießputzmaschine; Hanfreibe, Sägemühle, Lohmühle, Lederwalk	7.3	
		1911	wie oben, zusätzlich aber Obstmühle, Futterschneid- und Dreschmaschine, Schleifstein		Reservekraft: 10 PS Sauggasmotor
		1930	wie oben, nur ohne Hanfreibe, Sägemühle und Lohmühle		
		nach 1945 1961	wie oben automatische Mahl- mühle mit pneumatischer Förderung		Elektromotor
Mühle	Unterohrn	seit 1978	Nebenerwerbsbetrieb		
T 31 / I 2615		1815	Mahlmühle: ein Gerb- und 3 Mahlgänge		
		1878	Mahlmühle: ein Gerb- und 3 Mahlgänge, Schwingmühle		
		1913	Mahlmühle: ein Gerb- und 3 Mahlgänge, Grießputzmaschine, zus. Dresch- und Futterschneidmaschine, Obstmühle, Schleifstein	5.4	
Mühle	Ohrnberg	1940	Aufgabe Mahlbetrieb		
T 32		1737	Mahlmühle, Ölmühle		
		1831	Mahlmühle, Öl- Gipsmühle und Hanfreibe		
		1832	wie oben, zusätzlich Schleifmühle		
		1871	Mahlmühle: ein Gerb- und 3 Mahlgänge, Schwingmühle, Grießputzmaschine, Ölmühle nicht mehr in Betrieb (Gipsmühle, Hanfreibe ?)	20	
		1875	Mahlmühle: ein Gerb- und 3 Mahlgänge, Schwingmühle, Grießputzmaschine und Hanfreibe		
		–1978	Mahlmühle		

Standortname	Ort	Jahr	Arbeitsmaschinen	PS	Bemerkungen
T / WB-Nr. WKW	Ohrnberg	1923– heute	Wasserkraftwerk zur Stromproduktion	968	
T 59 / I 2073 Mühle	Möglingen	1862	Mahlmühle: ein Gerb- und 3 Mahlgänge, Hanfreibe	16	
T 7 / I 2074		1905– 1952– 1960	Mahlmühle: ohne nähere Angaben Moderne Mahlmühle	21	
WKW	Möglingen	1923– heute	Wasserkraftwerk zur Stromproduktion	155	
T 7 / I 2074 Ölmühle	Baumerlenbach	vor 1898	Ölmühle	247 5.0	
T 49 / I 2724		1898–1961	Öl- und Sägemühle		Reservekraft seit 1901: 6 PS Benzinmotor

Anzahl nach Mühlenarten (ca. 1860)	Mahlmühlen		12
	davon größte Anzahl an Gerbgängen		12
	davon größte Anzahl an Mahlgängen		34
	Ölmühlen		6
	Gipsmühlen		4
	Hanfreiben		6
	Lohmühlen		2
	Sägemühlen		5
	Schleifmühlen		3

Stromproduktionsanlagen (z. B. mit Dynamo, erst ab ca. 1911)	5
---	---

Statistik	Gesamtanzahl der Mühlenarten (ca. 1860)	45
	durchschnittl. Anzahl von Mühlenarten pro Mühlenstandort	3.21
	größte Anzahl an versch. Mühlenarten an einem Standort (Möhrig, Cappel)	8

Große Standorte an den verschiedenen Antriebsgewässern	Standort
Mühlenanlage mit größter Leistung	Möglingen
Mühlenanlage mit größter Leistung an Ohrn	Ohrnberg
Mühlenanlage mit größter Leistung am Epbach	Cappel

Leistungsvermögen aller Getreidemühlen (steinerne Mahlgänge) (10 Stunden Arbeitszeit)	PS	
bei Weizen in kg	82	16 380.00
bei Roggen in kg	82	9 418.50

3. Technische Daten zu den Öhringer Mühlen:

Standortname	Ort	Jahr: Antriebsmaschinen	Jahr: Eichzeichen	Nutz- gefälle	Wasser- menge	Leistung	Wehr- höhe	Wehr- länge	Kanal- länge	Bemerkungen
T / WB-Nr.	Antriebs- gewässer	<i>u, m, os = unter, mittel-, ober-schlächtig, R = Wasserrad</i>	Zapp = Zuppinger R	m	m ³ /s	PS	m	m	m	
Pfaffenmühle	Öhringen	1764: 3 us R	1764: Eichklammer							
T 25 / 12613	Ohm	1815: 2 us R vor 1857: 4 us R	1818/20: Eichpfahl							Mindestens seit 1675:
		1857: 4 os R; je 2,35 m hoch, 0,88 m breit					2.13	15.68	557.67	Oberkanal:
		1857: 1 us R; 4,70 m hoch, 0,27 m breit		2.47	0.285	7	1.99			Unterkanal:
		1883: 1 ms R; 5,50 m hoch, 1,20 m breit	1859: Eichklammer	2.65	0.285	7	5.2	15.3	551.5	Oberkanal
		zw. 1911 u. 22: 1 ms R; 5,50 m hoch, 1,16 m breit (Zapp)								Unterkanal
		1948: Francis-Schachturbine mit 650 l/s (Wolf, R-berg)								
		1965: Wasserrecht erforschen								260
Walkmühle	Öhringen		1818/20: Eichpfahl							811.5
T 26	Ohm	vor 1856: 2 (?) us R; eines 14 Schuhhoch, 1856: 2 us R; 6,46 m hoch, 0,34 m breit; 3,82 m hoch								155.85
		vor 1881: 1 us R; 4,08 m, 0,84 m breit								
		1881: 1 ms R; 4,54 m hoch, 1,10 m breit	1883: Eichklammer	1.03	0.29	3	1.2 (?)	15.87	153.3	Oberkanal
		1893: 1 ms R; 4,54 m hoch, 1,10 m breit (Zapp)								
		1920: 1 ms R; 4,54 m hoch, 1,10 m breit (Zapp)		0.98	0.29	3	2			15
		1965: Wasserrecht erforschen								
Brückennmühle	Öhringen		1818: Eichzeichen							
T 27	Ohm	vor 1874: 2 ms R; 4,50 m, 4,70 m hoch, 30,40 cm breit	1822: Eichpfahl	1.16	0.29	3	2.3			
		1874: 2 ms R; 4,07 m, 5,06 m hoch, 66, 70 cm breit	1876: Eichklammer	1.3	0.29	4	2.6			168.3
										Gesamtkanal- länge

Wirtsmühle T 28	Öhringen Ohrn	1893: 1 ms R; 5,46 m hoch, 1,58 m breit (Zupp)	1.12	0.29	3	2.2	1.18	11.5	378	Oberkanal
		Projekt 1941: Offberger-Turbine mit 840 l/s	1.95	0.29	5	3.9	1.52	10.3	378	Oberkanal
		1956: Wasserrecht erloschen					1.18	11.5	210	Unterkanal
								Hofg.	588	Gesamtkanallänge
		vor 1826: 2 us R								
		1826: zusätzliches 3 tes R								
		1876: 2 us R; je 5,76 m hoch, 0,70 m breit								
		1891: 1 us R; 5,92 m hoch, 1,38 m breit (Zupp)	1.25	0.33	4	2.8	1.29	17,36	28.8	Unterkanal:
		1929: Wasserrecht erloschen					0.78			22,8 m über- wölbt
		ca. 1930: völlige Entfernung des Wehres						9.49		
Weidenmühle T 29/112614	Öhringen Ohrn	1764: 2 us R								
		1815: 2 us R								
		1846: 3 us R;								
		1873; 2 us R; 5,60 m, 5,26 m hoch, 70 cm breit	1.5	0.335	5	3.5	1.25			
		1892: 1 ms R; 5,50 m hoch, 1,39 m breit (Zupp)	1.4	0.335	5	3.2		9.51 + 5.3		
		1922: 1 ms R; 5,50 m hoch, 1,39 m breit (Zupp)	1.53	0.335	5	3.5	1.32	9.51 + 5.340		Unterkanal
		1931: Anbau eines beweglichen Wehres durch Stadt						9.51 + 15.19		
		1955: Einstellen des Mühlenbetriebes								

Fortsetzung siehe nächste Seite.

Standortname	Ort	Jahr: Antriebsmaschinen	Jahr: Eichzeichen	Nutz- gefälle	Wasser- menge	Leistung	Wehr- höhe	Wehr- länge	Kanal- länge	Bemerkungen
<i>T/WB-Nr.</i>										
Schleifmühle	Öhringen	voraussichtlich durch Menschen- oder Tierkraft betrieben								
Mühle	Cappel	1858: ein von weiteren us R: 3,71 m hoch, 0,34 m breit	Eichklammer							
T 24/12612	Ohrn	vor 1885: 2 us R: 4,90 m, 4,80 m hoch, 45 u. 40 cm breit 1885: 1 ms R: 5,48 m hoch, 1,30 m breit (Zapp) 1925: 1 ms R: 5,48 m hoch, 1,30 m breit (Zapp)	1926: Eichzeichen	1,4 0,28	4 2,7	4 2,6	1,23	11	7,8	Oberkanal Unterkanal
		Projekt 1925: Francis-Turbine mit 800 l/s		1,35	4	4			40,1	Gesamtkanal- länge Unterkanal besteht seit mind. 1790
		1964: Wasserrecht erloschen wegen Nichtnutzung vor 1858: 3 os R 1858: 3 os R: 3,72 m hoch, 1: 0,34 m, 2: 0,39 m breit 1908: 1 os R: 4,0 m hoch, 1,2 m breit 1920: 1 os R: 4,0 m hoch, 1,3 m breit 1939: Überbrücken des Unterkanals	1859: Eichklammer	4,89	4	4	2,9	7,63	562 40 602	Fischweg Gesamtkanal- länge
Obere Mühle	Cappel									
T 47/12722	Epbach									
		1978: Verzicht auf Wasserrecht im 19. Jh.: 3 os R (wie die Unter- bzw. Oberlieger) vor 1911: 1 os R 4,30 m hoch, 0,89 m breit 1923: 1 os R 4,30 m hoch, 0,89 m breit 1932: Francis-Turbine mit 170 l/s (Neumeter) 1977: Wasserrecht erloschen 1898: Francis-Turbine mit 1/s (Voith, HDH)	1924: Eichzeichen 1898: Eichklammer	5 0,075	4 4	4 2,6	1,36	8,75	530 46 576	Oberkanal Unterkanal Gesamtkanal- länge
Mühle	Eckarts- weiler									
T 46/12721	Epbach									
Sägewerk	Michelbach									
				3,99	0,05	2	1,4	3,5	272	Stauweh- anlage
									2 X 2,20	

T 36 / I 2712	Michel- + Rechten- boch	vor 1922: Erhöhung Stau durch Aufsatz nach 1937: Fischteichnutzung	1922: Eichzeichen	4,39	0,05	2	1,5	174	Direktschluß, Fischweg
Mühle	Möhrig	ab 1990: Stauweiher im Nebenschluß 1839: 3 us R; je 4,7 m hoch, 0,59 m breit (?)	1839: Eichzeichen	2,19 (?)				14,45	Gesamt- leitungs- länge
T 30 / I 2834	Ohrn	1870: 2 us R; je 5,1 m hoch, 0,82 m breit 1899: 1 der 2 us R neu: 5,15 m hoch, 0,82 m breit (Zupp) 1929: 1 us R; 5,1 m hoch, 0,82 m breit	1900: Eichzeichen 1921: Eichzeichen 1773: Eichpfahl 1822: Eichpfahl	2	0,38	7	5,2	37,4	Unterkanal
Mühle	Unter- ohrn	vor 1878: 3 us R 1878: 1 ms R; 5,50 m hoch, 1,20 m breit (Zupp) 1913: 1 ms R; 5,48 m hoch, 1,12 m breit (Zupp) 1961: Wasserecht erloschen durch Verzicht	1920: Eichzeichen	1,465	0,385	5	3,9	1	Unterkanal: 35,9 m überwölbt
T 31 / I 2615	Ohrn	um 1831: 5 os R, 1 us R vor 1871: 5 os R	1842: Eichklammer						
Mühle	Ohrnberg	1871: 1 os R; 3,68 m hoch, 1,4 m breit 1877: 2 os R; je 3,68 m hoch, 1,4 m u. 0,85 m breit		4,795	0,43	20	14	23	Oberkanal Unterkanal
T 32	Ohrn	1905: 2 os R; 3,58 u. 3,62 m hoch, 1,20 u. 0,84 m breit 1949: Francis-Schachturbine mit 700 l/s (Wolf, Reichenberg, Sulzbach/Murr) 1960: Wasserecht erloschen durch Ver- zicht	1908: Eichzeichen 1951: Eichzeichen	4,2	0,43	17	12	500	Gesamtkanal- länge Oberkanal Unterkanal
				4,2	0,43	17	12	rd. 60	rd. 450 Oberkanal Unterkanal
								ca. 510	Gesamtkanal- länge

Fortsetzung siehe nächste Seite.

<i>Die Erben der 48er Rev</i>	<i>Nutzgefälle in m</i>	<i>Wassermenge in m³/s</i>	<i>Leistung in PS</i>	<i>Leistung in kW</i>
Summen (letzter Ausbau)	50.425	21.24	1285	918
davon alleine WKW Ohrberg und Möglingen	13	17.95	1215	868
Durchschnittliche Werte (15 Standorte)	3.36	1.42	85.69	61
Durchschnittliche Werte (13 Standorte) (ohne WKW Ohrberg u. Möglingen)	2.88	0.25	5.4	3.9

Arten, Anzahl der Antriebe	Anzahl der Anlagen mit Turbinen (letzter Ausbau)	6
letzter Ausbau	Anzahl der Anlagen mit Wasserrädern (letzter Ausbau)	9
	davon Zuppingeräder	6
größte Anzahl Wasserräder(ca. 1860)	insgesamt	38
	davon oberflächliche Räder	14
	Anzahl der Standorte (bisher bekannt)	20

Wasserrecht	Anzahl noch vorhandener Wasserrechte	6
	davon im Verfahren zur Aufgabe bzw. Erlöschen	2

1. Der vorliegende Text ist die überarbeitete Fassung eines Vortrags, der am 4. März 1996 im Haller-Prinzipalen-Museum Schwäbisch-Hall im Rahmen einer gemeinsamen Veranstaltung des Historischen Vereins für Württembergische Franken, des Hallischen-Eisenacher Museums und des Clubs Franconia von Schwäbisch-Hall gehalten wurde. Die Wortschritte zu diesem Text wurden unterstützt durch die Stadt Schwäbisch-Hall, der Stadtarchiv, das Kreisarchiv Schwäbisch-Hall und die Württembergische Landesbibliothek Stuttgart.

Die Erben der 48er Revolution im Schwäbisch Hall der kaiserlichen Zeit (1871–1914)

VON PHILIPPE ALEXANDRE

Einleitung¹

Unter dem Einfluß der Französischen Revolution hatte sich in Schwäbisch Hall schon nach 1789 ein revolutionäres Potential offenbart. Haller Bürger versuchten damals, das Veraltete in den reichsstädtischen Zuständen zu überwinden und auf die Herbeiführung einer neuen politischen und sozialen Ordnung hinzuwirken. Dieses revolutionäre Potential konnte sich erst nicht völlig ausdrücken, da die konservativen und dann die reaktionären Kräfte ihre vorteilhafte Position behaupten konnten und über die Mittel der Selbsterhaltung verfügten. 1802 verlor die Reichsstadt ihre Souveränität und wurde in den württembergischen Staat eingegliedert. Diese Übergangszeit, die landesweit tiefgreifende Veränderungen aller Art mit sich brachte, erlaubte fortschrittlichen Kräften zunächst nicht, zum Durchbruch zu kommen, geschweige denn, die Oberhand zu gewinnen.

Im Schwäbisch Hall der 30er und 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts lassen sich aber Formen eines Emanzipationsprozesses beobachten, die für die Entwicklung der bürgerlichen Öffentlichkeit im Vormärz, nicht zuletzt im südwestdeutschen Raum, charakteristisch sind. Die allerdings noch beschränkten Möglichkeiten der politischen Betätigung, die das württembergische Verfassungsleben bot, die Fortschritte der Bildung und der Lektüre, der Aufstieg des Bürgertums in der Zeit der frühen Industrialisierung und die ersten Ansätze zu einer Politisierung der Intelligenzblätter nach der Julirevolution von 1830, Ereignisse wie die Polendurchzüge und die Polenbegeisterung, das Vereinsleben, das mit Veranstaltungen wie dem Haller Liederfest von 1838 einen Höhepunkt erreichte, ja auch die sich verschärfende soziale Frage, die die bürgerlichen Kreise und nicht mehr allein die Behörden zum Nachdenken und zum Handeln veranlaßte, waren die Triebfedern einer

1 Der vorliegende Text ist die überarbeitete Fassung eines Vortrages, der am 4. März 1998 im Hällisch-Fränkischen Museum Schwäbisch Hall im Rahmen einer gemeinsamen Veranstaltung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, des Hällischen-Fränkischen Museums und des Cercle Français von Schwäbisch Hall gehalten wurde. Die Vorarbeiten zu diesem Text wurden unterstützt durch die Stadt Schwäbisch Hall, das Stadtarchiv, das Kreisarchiv Schwäbisch Hall und die Württembergische Landesbibliothek Stuttgart.

Bewegung, die schon vor 1848 begann und die die Februarrevolution in Frankreich beschleunigte und anschwellen ließ.

Die 48er Revolution wurde auch in Hall von eminenten Meinungsführern geistig vorbereitet. Hier wie in ganz Südwestdeutschland kam ein Geist der politischen Emanzipation zum Durchbruch, der in den vorhergehenden Jahrzehnten an manchem Zeichen erkennbar war. Nach 1830 wählte Schwäbisch Hall freisinnige oder unabhängige Männer in den Landtag, dem Einfluß der Oberamtsverwaltung zum Trotz, vor der Märzrevolution namentlich den rührigen Rechtsanwalt Eduard Schübler, der sich in weiten Kreisen der Bevölkerung einer großen Beliebtheit erfreute². Aus dem „Hallischen Wochenblatt“ geht hervor, daß die Wahlen zum Landtag, zum Gemeinderat und zum Bürgerausschuß *allgemeine Regsamkeit* verursachten und nicht zuletzt zur politischen Willensbildung auf lokaler Ebene beitrugen. Die Bürger, die dabei als treibende Kräfte wirkten, zeigten sich bemüht, auch diejenigen, die noch aus der institutionellen Mitbestimmung ausgeschlossen blieben, politisch zu sozialisieren. Die Lokalpresse dokumentiert auch einleuchtend diese Emanzipationsbewegung, die wir exemplarisch an der Haller Bürgerschaft des Vormärz skizzieren. Beachtenswert sind die Bemühungen der Buchdrucker Schwend, denen es trotz der Zensur gelang, Schritt für Schritt ihr Intelligenzblatt, das „Hallische Wochenblatt“, später „Haller Tagblatt“, zu politisieren. Eine schonungslose Kritik am Beamtentum kam in den Schriften des Dialektdichters Johannes Nefflen (1789–1858) zum Ausdruck, der zu seinen Lebzeiten einer der populärsten Männer in Schwaben war. Ein Teil seines Verdienstes bestand darin, daß er in mancher Hinsicht das Selbstbewußtsein des Bauerntums zu fördern suchte. Die Gastwirtschaft „Krone“, die er übernommen hatte, entwickelte sich als „Sympathisantenlokal“ zu einem einflußreichen Ort der öffentlichen Diskussion und des Protestes³. Sie war aber nur eine jener „literarischen Gasthäuser“ Baden-Württembergs, deren politisch-soziologische Funktion nicht unterschätzt werden darf.

Im März 1848, als die Revolution in Paris wie ein Signal zu einem allgemeinen Aufbruch in Europa wirkte, offenbarte sich in Schwäbisch Hall das ganze Poten-

2 Eduard Schübler war Mitbegründer und erster Vorsitzender des Haller Gewerbevereins. Er gehörte zu den leitenden Männern des landwirtschaftlichen Vereins, gab dem Versicherungswesen in der Haller Gegend einen Antrieb und bemühte sich auch, die Erziehung und Ausbildung armer Kinder zu fördern. Eduard Schübler ist der typische Vertreter jener Kreise, die in Hall im Vorfeld der 48er Revolution maßgeblich auf die politische Emanzipation des Bürgertums hingewirkt haben.

3 *Philippe Alexandre*: Schwäbisch Hall im Vormärz 1830–1848. Gesehen durch seine Zeitungen. Studie über die soziologische Bedeutung der Lokalpresse vor der Märzrevolution 1848, Schwäbisch Hall 1993, S. 13f.: Der Schwäbische Hausfreund – Eine moderne Form des Intelligenzblattes; S. 17f.: Johannes Nefflen. Der Typ des „Journalisten“ im Vormärz. Es scheint, daß die Wirtschaften als Orte der Geselligkeit im Württemberg des 19. Jahrhunderts eine besondere Bedeutung hatten. Ihre Zahl war übrigens im Vergleich zu den übrigen deutschen Regionen überdurchschnittlich groß. S. *Georg Holzwarth*: „Bei einem Wirte wundermild.“ Literarische Gasthäuser in Baden-Württemberg, Stuttgart 1990, v.a.: Das Sympathisantenlokal. Die „Krone“ in Schwäbisch Hall-Hessental, S. 137–152.

tial dieses neuen Geistes⁴. Ich möchte hier weder auf die Frage der reichsstädtischen Tradition eingehen, noch die 48er Ereignisse schildern, sondern analysieren, wie die Tradition von 1848 im Schwäbisch Hall der Kaiserzeit durch die „Erben der Märzrevolution“ fortgelebt hat. Unter dieser Bezeichnung verstehe ich diejenigen politischen Kräfte, die sich ausdrücklich auf die Ideen von 1848/49 berufen haben, nämlich die bürgerlichen und die sozialen Demokraten. Wir werden unser Augenmerk auf ihre Einstellung zur nationalen und zur sozialen Frage richten, auf ihre Beziehungen zueinander nach ihrer Trennung, auf ihre Rückbesinnung auf das geistige Erbe von 1848/49, auf die Einflüsse, die die nationalpolitischen Folgen der Reichsgründung 1871 sowie der sich beschleunigende Wandel im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben, mit einem Wort die „Modernität“, auf sie ausübten.

Die Reichsgründung: eine Wende- und Krisenzeit für „bürgerliche“ und „soziale“ Demokraten

Im Laufe des halben Jahrzehnts vor der Reichsgründung von 1870/71 vollzogen sich unter den fortschrittlichen Kräften Deutschlands folgenschwere Spaltungen, die die Parteienlandschaft der Kaiserzeit bestimmen sollten. In der Debatte um die Lösung der nationalen Frage behaupteten sich zwei Tendenzen. Die einen, zu denen die württembergischen Demokraten gehörten, agitierten für die konsequente Verwirklichung der demokratischen Ideale von 1848 in einem föderativ gestalteten Großdeutschland; deshalb lehnten sie 1866 den gewaltsamen Ausschluß Deutsch-Österreichs aus Deutschland sowie die Idee eines „Anschlusses“ der deutschen Mittelstaaten an Preußen ab. Andere wünschten die Verwirklichung eines kleindeutschen Reiches unter preußischer Führung herbei; sie zeigten sich zu Kompromissen bereit, wenn ihr Wunsch nach Einheit nur in Erfüllung gehen sollte. Die sogenannte „soziale Frage“ trug dazu bei, die deutsche Linke zu spalten; allmählich gingen die „bürgerliche“ und die „soziale“ Demokratie auseinander. Jede ging ab 1869 ihren eigenen Weg und unterhielt zur anderen komplexe Beziehungen. Zwischen beiden Richtungen bewegten sich manche Elemente, die sich in der deutschen Parteienlandschaft, die sich in der Zeit der Einigungskriege und der Reichsgründung gebildet hatte, kaum noch zurechtfinden konnten.

Diese Entwicklung läßt sich sehr gut durch die Geschichte der Liberalen und der Arbeiterbewegung von Schwäbisch Hall verfolgen. Im Juli 1865 wurde hier, als ei-

4 *Philippe Alexandre*: Schwäbisch Hall zwischen zwei Revolutionen 1789–1849, in: *Otto Borst* (Hrsg.): Südwestdeutschland. Die Wiege der deutschen Demokratie (Stuttgarter Symposium 5), Tübingen 1997, S. 133–165.

ner der ersten in Württemberg, ein Volksverein neu gegründet⁵. Die Volksvereine waren die Form der Lokalorganisation der Demokraten in der Zeit der 48er Revolution. Diese Neugründung erfolgte im Zuge der Reorganisierung der württembergischen Volkspartei der Revolutionszeit unter dem Namen Fortschrittspartei. Nach dem Tod des Königs Wilhelm I. von Württemberg im Jahre 1864 gelangten die Ideale und Gedanken der alten 48er zu neuer Parteiform. Julius Haußmann, Karl Mayer, der kurz zuvor die Redaktion des demokratischen Organs „Stuttgarter Beobachter“ übernommen hatte, und der Dichter Ludwig Pfau, der in der Reaktionszeit als Exilschriftsteller in der Schweiz, dann in Frankreich gelebt hatte, bilden das Triumvirat, das die Geschicke der neugegründeten Volkspartei lenkte⁶. Die württembergischen Demokraten hatten den Namen „Fortschrittspartei“ aus Solidarität mit den preußischen Fortschrittlern gewählt, die sich Bismarcks Politik entgegensetzten.

Die preußischen Demokraten unterlagen und die großdeutsch gesinnten Demokraten Süddeutschlands verloren mit der Niederlage Österreichs im Deutschen Krieg 1866 jede Hoffnung auf die Verwirklichung ihrer Idee. Im Sommer 1868 wurde in Stuttgart die Deutsche Volkspartei gegründet, die überwiegend südwestdeutsche Demokraten versammelte. Das Programm der neuen Partei wurde unter dem maßgeblichen Einfluß des Königsbergers Johann Jacoby und des Frankfurters Leopold Sonnemann, des Besitzers der „Frankfurter Zeitung“, ausgearbeitet. Dieses Programm zeigte deutlich, daß seine Verfasser an das Gedankengut der 48er Revolution anknüpfen wollten. Im Punkt 1 hieß es: *Die Deutsche Volkspartei bekennt sich zu den demokratischen Prinzipien der Freiheit und Gleichheit und verlangt die gleichartige Mitwirkung aller Staatsbürger bei Verfassung und Verwaltung, die Durchführung der Selbstregierung des Volkes im Staate.*

Im Punkt 2 kennzeichnete sich die Volkspartei als *Partei des Friedens*. Als solche bekannte sie sich zum Prinzip der Selbstbestimmung der Völker; im Namen dieses Prinzips trat sie für eine föderative Organisation der deutschen Stämme ein. Ihr Ziel war in dieser Frage ein *Friedens- und Freiheitsbund der Völker*, sie erkannte in jedem Krieg *eine verdammungswürdige Schädigung aller Kultur- und Freiheitsinteressen*. Deshalb erklärte sie sich bereit, alle Bestrebungen zu unterstützen, die auf eine friedliche Lösung der Konflikte zwischen den Nationen hinwirken würden. Mit diesem Punkt 2 bekannten sich die Demokraten zu den Grundsätzen, die Immanuel Kant 1795 in seinem Traktat „Zum Ewigen Frieden“ aufgestellt hatte. Diese Schrift ist bekanntlich ein Meilenstein in der Geschichte des Pazifismus; in ganz Europa hat sie Generationen von Pazifisten, nicht nur unter den Demokraten, beeinflusst. In dieser Kant'schen Tradition hatten die Teilnehmer an dem Frankfurter Weltfriedenskongreß von 1850 auf die Mittel hingewiesen, die ihnen geeignet

5 Hans-Peter Müller: Friedrich Hartmann aus Schwäbisch Hall-Wackershofen (1841–1901). Landtags- und Reichstagsabgeordneter der württembergischen Volkspartei, in: WFr 75 (1991), S. 265–286.

6 Festrede des Chefredakteurs Heuß (Heilbronn). Sommerfest der Fortschrittlichen Volkspartei. (Unterländer-Verband), in: Haller Tagblatt (HT) Nr. 130 u. 131, 8. u. 9. 6. 1914.

erschieden, eine neue Weltordnung aufzubauen. Was ihnen vorschwebte, war eine neue Weltordnung, die auf der Vernunft und der Humanität beruhen würde. Zwar hatten die führenden deutschen Demokraten an diesem Kongreß nicht teilnehmen können; viele unter ihnen waren damals im Exil. Süddeutsche Elemente beteiligten sich aber 1867 in Genf an der Gründung der internationalen Friedens- und Freiheitsliga. Im Dezember 1868 forderte Julius Haußmann die württembergischen Volksvereine auf, dieser Liga beizutreten, was einige von ihnen auch taten⁷.

Beachtenswert war aber auch der sehr fortschrittliche Charakter der sozialen Forderungen, die im Programm der Volkspartei enthalten waren. Im Punkt 3 hieß es: [Die Volkspartei] *anerkennt, daß die staatlichen und gesellschaftlichen Fragen unzerrennbar sind und daß sich namentlich die wirtschaftliche Befreiung der arbeitenden Klassen und die Verwirklichung der politischen Freiheit gegenseitig bedingen*⁸.

In der Zeit des deutsch-französischen Krieges blieben die Führer der Volkspartei ihren pazifistischen Grundsätzen treu. Nach der Niederlage Napoleons III., in dem sie einen Feind nicht nur des deutschen Volkes, sondern der Völkerfreiheit sahen, sprachen sie sich mutig gegen die Fortsetzung des Krieges gegen die französische Republik sowie gegen die Annexion Elsaß-Lothringens aus, behauptend, daß dieses Kriegsziel gegen das Prinzip des Selbstbestimmungsrechts der Völker verstoße und für immer die deutsch-französischen Beziehungen belasten würde. Der „Stuttgarter Beobachter“ wie die „Frankfurter Zeitung“ agitierten gegen die Entscheidung Bismarcks und der Berliner „Soldateska“. Da sie antipreußisch und großdeutsch gesinnt waren, befanden sich die Volksparteiler 1871 im Lager der Verlierer. Die glänzenden Siege der deutschen Truppen sollten sie diskreditieren und in den Hintergrund der deutschen Politik verdrängen. Die „Deutsche Volkspartei“ blieb bis 1877 nur durch einen einzigen Abgeordneten vertreten, nämlich durch den Frankfurter Leopold Sonnemann⁹.

Die Renaissance der demokratischen Bewegung war auch im Schwäbisch Hall der 60er Jahre spürbar. Der Schreiner Christoph Schwend (1817–1890) und der Gewerbevereinsvorstand und Fabrikant Carl Kirchdörfer (1814–1875) standen an der Spitze des Haller Volksvereins, der Lokalorganisation der Volkspartei. Die Tätigkeit des Volksvereins kristallisierte sich um die Persönlichkeit des Stuttgarter Rechtsanwalts August Oesterlen heraus, der von 1862 bis 1876 den Haller Wahlbezirk im württembergischen Landtag vertrat. Diese Wendezeit stellte Oesterlen aber vor schwierige Herausforderungen. Nach dem preußischen Sieg im Herbst 1866

7 *Ein Volk, das sich ausschließlich auf eine 'nationale' Aufgabe verbohrt, ist solange ein abgerissenes Glied des großen Menschenkörpers*, hieß es Ende Dezember 1868 im „Beobachter“. Stuttgarter Beobachter Nr. 287, 9. 12. 1868.

8 Programm der Deutschen Volkspartei. September 1868. Ediert bei *Felix Salomon*: Die deutschen Parteiprogramme, Bd. 1, Leipzig ²1912, S. 131–134.

9 *Klaus Gerteis*: Leopold Sonnemann. Ein Beitrag zur Geschichte des demokratischen Nationalgedankens in Deutschland (Studien zur Frankfurter Geschichte 3), Frankfurt/Main 1970.

hatte sich das Haller Bürgertum in der Debatte um die nationale Frage gespalten¹⁰. Es bildete sich hier, wie in Württemberg, eine „Deutsche Partei“, die für die Schaffung eines kräftigen deutschen Staatswesens unter preußischer Führung agitierte¹¹. Selbst wenn der Volksverein weiterhin die tonangebende politische Kraft in der Haller Region blieb, stand ihm von nun an eine neue Formation gegenüber, die seine Entwicklung wie seine Strategie bestimmen sollten. In der Zeit zwischen den Einigungskriegen, d. h. zwischen 1866 und 1870, verwarf der Haller Volksverein, wie viele Fortschrittler im südwestdeutschen Raum, das *Säbelregiment* Preußens, den *preußischen Vandalismus*. Er lehnte die Annäherung an Preußen und den sofortigen Eintritt in den Norddeutschen Bund ab, aus Angst, daß die süddeutschen Staaten und das *durchaus freiheitlich gesinnte süddeutsche Volk* ihre Unabhängigkeit verloren. Im Herbst 1867 stellte sich aber heraus, daß die Zahl der *verbismarckten* Abgeordneten unter den Fortschrittlern ständig wuchs¹². Im Herbst 1870, vor der Landtagswahl, mußte Oesterlen seinen Diskurs etwas ändern, denn die Siege der deutschen Truppen unter der Führung Preußens hatten breite Schichten des Volkes tief beeindruckt. Die „nationale Strömung“ schwoll an. Oesterlen verlangte zwar immer noch eine Änderung der Verfassung des Norddeutschen Bundes, er verwarf immer noch die Militärlasten, die ein *Anschluß an Preußen* mit sich bringen würde. Er meinte: *Die Begeisterung wird vergehen, aber die Militärlast wird bleiben*, betonte aber, er sei nie ein Partikularist gewesen, und erinnerte daran, daß er sich schon längst für eine bundesstaatliche Einigung mit Zentralgewalt und Parlament ausgesprochen habe. *Ich verfolge keine extreme Richtung*, glaubte er noch vorsichtig erklären zu müssen. *Die großen Ereignisse der Gegenwart sind nicht an mir spurlos vorübergegangen, aber über der Begeisterung für die nationale Einheit möchte ich die Sorge um die konstitutionelle Freiheit nicht vernachlässigen*¹³.

Der Haller Volksverein sah neben der Deutschen Partei eine andere politische Kraft aufkommen: die Arbeiterbewegung¹⁴. Im April 1864 hatte sich in Hall, als einer der ersten seiner Art in Württemberg, ein Arbeiterbildungsverein gebildet. Der Zweck dieser Vereine war, wie es 1869 in den Statuten des Haller Arbeiterbildungsvereins hieß: *die Hebung der geistigen Bildung des Arbeiters durch passende Vorträge, gute Lektüre, Pflege des Gesangs und Unterricht in den allge-*

10 Hans-Peter Müller: Parteien und Politik in Hall 1860–1900, in: Elisabeth Schraut u.a. (Hrsg.): Hall im 19. Jahrhundert. Eine württembergische Oberamtsstadt zwischen Vormärz und Jahrhundertwende (Kataloge des Hällisch-Fränkischen Museums Schwäbisch Hall 5), Sigmaringen 1991, S. 27.

11 HT, 24. 10. 1866 (Anzeige).

12 Zu den Stuttgarter Resolutionen oder Wie es aus Bayern schallt. (Den Herren Hölder und Genossen zu Nutz und Frommen abgedruckt aus den Bamberger Neuesten Nachrichten), in: HT Nr. 206, 1. 9. 1867.

13 Zur Abwehr, in: HT Nr. Nr. 272, 23. 11. 1870; An die Wähler des Oberamts Hall, in: HT Nr. 268, 18. 11. 1870.

14 Hans-Peter Müller: Vom Arbeiterbildungsverein zur Sozialdemokratie. Die Haller Arbeiterbewegung von den Anfängen bis zum Fall des Sozialistengesetzes, in: WFr 72 (1988), S. 195–219.

*meinen nützlichen Kenntnissen*¹⁵. Die Mitglieder dieser Arbeiterbildungsvereine waren überwiegend Handwerksgelesen. Durch gesellige Veranstaltungen wurde das Zusammengehörigkeitsgefühl gefördert. Man schuf auch Organe der Selbsthilfe, eine Krankenkasse und einen Arbeitsnachweis. Das Ziel der Arbeiterbildungsvereine war die Integration der Arbeiterschaft in die bürgerliche Gesellschaft durch weitgehende Anpassung. Damals hatte die Industrialisierung in Württemberg noch nicht wirklich begonnen, im Gegensatz zu den großen Industriezentren am Rhein oder an der Ruhr. Die Haller „Arbeiter“ waren Handwerksgehilfen, die danach strebten, sich zum Status eines selbständigen Handwerksmeisters emporzuarbeiten und sich somit ein sicheres materielles Auskommen zu verschaffen¹⁶. Die Idee dieser Arbeiterbildungsvereine ging auf die Revolution von 1848 zurück. Sie waren anfangs, wie das Beispiel von Hall zeigt, ein gemeinsames Betätigungsfeld für die bürgerlichen Demokraten und die „klassenbewußten“ Arbeiter. In Hall war der Schreiner Christoph Schwend der „Bindestrich“ zwischen dem Volks- und dem Arbeiterverein. Christoph Schwend war der Vater von Ludwig Schwend, der sechs Jahre später die sozialdemokratische Arbeiterpartei in Hall gründen sollte. Der Arbeiterverein politisierte sich nach einigen Jahren. 1868 und 1870 unterstützte er noch den volksparteilichen Kandidaten August Oesterlen bei den Landtagswahlen.

1869 trat aber eine Wende ein. Im November 1869 unternahm August Bebel eine Agitationsreise durch Württemberg. Er war damals Abgeordneter im Norddeutschen Reichstag, in den er 1867 als Vertreter der Sächsischen Volkspartei gewählt worden war; er war auch Vorsitzender des Dachverbandes der deutschen Arbeitervereine, den er 1868 dem Programm der Internationale angeschlossen hatte. In Hall warb Bebel für den Eintritt des Arbeitervereins in die Sozialdemokratische Arbeiterpartei, die kurz zuvor, im August 1869, ins Leben gerufen worden war. Im März des folgenden Jahres sprach sich der Haller Arbeiterverein, der damals 100 Mitglieder zählte, für die Ziele dieser Sozialdemokratischen Arbeiterpartei aus. Dies geschah auf Anregung seines Vorsitzenden, des Schusters Wilhelm Atz, und von Christoph Schwend, der sich entschlossen hatte, von der Volkspartei zur Arbeiterpartei zu wechseln¹⁷.

Im Mai 1875, nach dem Zusammenschluß der beiden Hauptrichtungen der deutschen Arbeiterbewegung, d. h. des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, den Lassalle 1863 gebildet hatte, und der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, kam es in Hall zur endgültigen Gründung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei. Im

15 Statuten des Arbeiter-Bildungsvereins in Schw[äbisch] Hall, Schwäbisch Hall 1869. S. 1–6. (Druck von Emil Schwend). Dann folgen die Bibliothek-Ordnung und die Sängers-Ordnung.

16 100 Jahre Sozialdemokratische Partei Deutschlands. Ortsverein Schwäbisch Hall, Schwäbisch Hall [1978], S. 8 ff.

17 Warum er diesen Schritt getan hatte, sollte er 1890 auf einer Wahlversammlung erklären: Er hatte eingesehen, daß man in Deutschland mit der Volkspartei *nicht vom Fleck kommen* würde; deshalb hatte er sich der Sozialdemokratie zugewandt: Wählerversammlung für den sozialdemokratischen Kandidaten Herrn Chr. Schwend, in: HT Nr. 41, 19. 2. 1890.

Jahre 1875 zählte der Haller Arbeiterverein nur noch 25 Mitglieder. Er hatte seit dem Krieg eine schwere Krise durchgemacht, von der er sich aber Schritt für Schritt erholen konnte. Wie die bürgerlichen Demokraten standen die Sozialisten sehr kritisch gegenüber Bismarcks Reichsgründung.

Die erste Arbeiterorganisation in Hall verfolgte in der Hauptsache praktische Zwecke: die soziale Versorgung der Beschäftigten, Information über die Lohnbedingungen und die Ausbildung der Lehrlinge¹⁸. Eine solche Arbeit konnte sich nur positiv für die Haller Gegend auswirken, denn sie trug dazu bei, junge ausgebildete Arbeitskräfte zurückzuhalten, die im Kontext der Industrialisierung versucht waren, in die Großstadt zu gehen, in der Hoffnung, eine sichere und besser bezahlte Arbeit zu finden.

„Alles für das Volk, alles durch das Volk“: Der Haller Volksverein

Eine Krise erlebte auch der Haller Volksverein nach der Reichsgründung. 140 Mitglieder zählte er im Frühjahr 1870; 300 waren es zwei Jahre früher gewesen, in der Zeit der Gründung der Volkspartei¹⁹. Der Volksverein vertrat den mittleren Gewerbestand, der in der Stadt Hall vorherrschend blieb. Dieser Stand war in der Deutschen Volkspartei neben den Freiberuflern, namentlich den Rechtsanwälten, den Journalisten und den Lehrern, stark vertreten. In ihren Reihen zählte man auch größere Unternehmer, „Fabrikanten“, wie man damals sagte, und Vertreter der Finanzwelt. In der sozialen Struktur der Stadt Hall liegt wohl die Erklärung für die Tatsache, daß sich hier die Volkspartei so lange behaupten konnte. Vorsitzender des Haller Volksvereins war in der Zeit der Reichsgründung der Fabrikant Kirchdörfer. Ihm folgte der Brauereibesitzer David Wacker (1847–1907), der jahrzehntelang den Bürgerkollegien angehörte und Vorstand des Aufsichtsrates der Haller Gewerbebank war²⁰. Seine Nachfolger waren Julius Reichert, Besitzer einer Seifensiederei und eines Spezereigeschäfts²¹, der Mineralwasser- und Essigfabrikant Dr. Guido Schnitzer (1832–1898), lange Jahre Gemeinderat und Vorstand der Gewerbebank²², der Schlosser und Eichmeister Paul Bauer (1858–1903) und der Konditoreibesitzer Eduard Kümmerlen (1851–1943)²³.

Es gab gewisse Verbindungen zwischen den linksliberalen Kreisen und der Freimaurerei. Bei der Beerdigung des Gemeinderats Carl Frech, der 22 Jahre lang Meister einer Haller Loge war, sprach Kümmerlen im Auftrag der Großen Loge

18 100 Jahre SPD (wie Anm. 16), S. 13.

19 Müller: Parteien und Politik (wie Anm. 10).

20 HT Nr. 223, 23. 9. 1907 (Hiesiges).

21 Adreß- und Geschäftshandbuch der Oberamtsstadt Schwäbisch Hall, Schwäbisch Hall 1890, S. 46, 136, 139.

22 HT Nr. 65, 19. 3. 1898. Guido Schnitzer war auch der Autor der Broschüre: Zur 50jährigen Jubelfeier des Gewerbevereins. Erinnerungsschrift i. A. des Haller Gewerbevereins verfaßt von Guido Schnitzer, Schwäbisch Hall 1881, 27 S.

23 HT Nr. 77, 1. 4. 1943.

von Hamburg²⁴. Der Tierarzt Prof. Hoffmann, der Hall von 1898 bis 1903 als Demokrat im Reichstag vertrat, gehörte der Freimaurerei an; er war lange Jahre hindurch Stuhlmeister der Stuttgarter Loge „Zur aufgehenden Sonne“²⁵. Im Zeitalter der Naturwissenschaften und des Materialismus, des *rastlosen Erwerbslebens, der rasselnden Maschinen, der Genußjagd und der materiellen Wertung des Menschen* verstanden sich die Freimaurer als Bewahrer des Erbes der Aufklärung, wie einer von ihnen 1910 im „Haller Tagblatt“ erklärte. Gegenüber den gewaltigen geistigen, moralischen und politischen Umwälzungen der Zeit blieb die Freimaurerei eine Gesinnungsgenossenschaft, eine *Burg*, in der man die Freundschaft pflegte und einer *frivolen Gesinnung* sowie einem *verfolgungssüchtigen Haß* fremd blieb²⁶.

Was charakterisiert die parteipolitische Entwicklung, die Tätigkeit und die Ideenwelt des Haller Volksvereins im Kontext der Kaiserzeit? Unter dem Eindruck der politischen Entwicklung der sogenannten „Gründerjahre“ lernten die Haller Linksliberalen die „Realpolitik“, die das Verhalten mancher Politiker prägte. Der „Realpolitik“ verdankten die Rechtsliberalen, in Württemberg die Deutsche Partei, in den ersten Jahren des neuen Reiches ihre Erfolge. Die Linksliberalen sahen ein, daß das ständige Verneinen, die systematische Kritik, zu nichts führen würde. Es gab Liberale, die bei ihrer negierenden Einstellung zum Bismarck-Reich verharrten, dem Reichskanzler war es aber ein leichtes, sie nicht nur als „Reichsfeinde“, sondern auch als „Doktrinäre“ zu diskreditieren. Die Deutsche Partei, die die Reichsgründung und den Ausbau des neuen Bundesstaates nach Bismarcks Façon bejahte und begrüßte, sollte auch in Hall sehr schnell die Früchte ihrer Haltung ernten. Bei den ersten Reichstagswahlen vom 3. März 1871 wurde der „nationale“ Kandidat, der Stuttgarter Obertribunalrat von Weber, nach Berlin gewählt.

Aus diesem Erfolg zog Oesterlen eine Lehre. Auch er wandte sich zu jener Realpolitik, die nun das politische Denken im Bismarck-Reich weitgehend prägen sollte²⁷. Dieser neue Kurs führte den Haller Volksverein zu einer Annäherung mit der Deutschen Partei²⁸. Dieses Experiment, das lokal beschränkt blieb, machte aus den Hallern eine Art Ausnahme unter den deutschen Liberalen. Mit diesem Versuch eines Zusammenschlusses zwischen Links- und Rechtsliberalen waren die Haller um Jahrzehnte ihrer Zeit voraus. Erst die Rückschläge bei der Reichstagswahl von 1903 sollten die beiden liberalen Lager dazu bewegen, unter dem Einfluß von Theodor Barth in Baden und Friedrich Naumann in Württemberg, den Heilbronn 1907 in den Reichstag wählte, auf die Bildung einer großen liberalen Front

24 Grabrede bei Beerdigung des Herrn Carl Frech, Privatiers und Gemeinderats, geb. den 27. Aug. 1838, gestorben den 14. Dezember 1905, beerdigt den 17. Dezember 1905. Gehalten von Herrn Dekan Lang, Schwäbisch Hall 1906, 11 S. (StadtA Schwäb. Hall, So 4862).

25 Neue Deutsche Biographie, Bd. 9, S. 433; HT Nr. 124, 1. 6. 1921.

26 Ernst Clausen: Das Freimaurertum in unserer Zeit, in: HT Nr. 148, 29. 6. 1910 (Beilage).

27 HT Nr. 20. 12. 1871. Siehe Hans Peter Müller: August Oesterlen (1819–1893) Linksliberaler Politiker und Genossenschaftspionier im Königreich Württemberg (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart 76), Stuttgart 1998; hier bes. S. 77 ff.

28 Müller: Parteien und Politik (wie Anm. 10).

hinzuarbeiten. Selbst wenn das Haller Experiment scheiterte, blieb dieser Versuch einer neuen liberalen Gruppierung nicht ganz ohne Folgen. Der 11. württembergische Wahlkreis, zu dem Hall gehörte, wurde von 1877 bis 1884 von Hofrat von Bühler vertreten, der der Volkspartei nahe stand. Bei der Ersatzwahl von 1890 setzte sich der Volksparteiler Hartmann durch, Gutsbesitzer in Wackershofen²⁹; 1898 wurde der Stuttgarter Professor Hoffmann, auch ein Volksparteiler, in den Reichstag gewählt. 1903 sollte sich aber zum letzten Mal ein Kandidat der Volkspartei bei einer Reichstagswahl behaupten.

Die Männer des Volksvereins bekannten sich stets zu den Idealen von 1848, sie zeigten sich bemüht, sie fortleben zu lassen in einem Bismarck-Reich, dessen Entwicklung sie kritisch gegenüberstanden. Der Volksverein organisierte jährlich zur Erinnerung an die Märzrevolution eine „Märzfeier“, die, wenn Jubiläen gefeiert wurden, einen festlicheren Charakter bekam. 1873 lud er alle seine Freunde, *insbesondere die vom Lande und die Jüngerer*, zu einer solchen Feier ein. Laut einem Bericht des „Haller Tagblatts“ war diese Versammlung, die im Gasthof „Zum Kronprinzen“ stattfand, zahlreich besucht. Kirchdörfer, der Vorsitzende des Volksvereins, hob in seinem Vortrag die Bedeutung der 48er Revolution für die nationale Frage hervor. Er schilderte die innere Zerrissenheit Deutschlands vor 1848, er zeigte, wie durch einige Männer, dann durch Verbindungen und Vereine der Gedanke gepflegt wurde, dieser Zerrissenheit müsse ein Ende gemacht werden. Kirchdörfer erinnerte daran, wie die Fürsten, die Regierungen und die Behörden die Bannerträger der nationalen Einheit verfolgt hatten, und er fuhr fort: *Endlich kam die Revolution und brachte uns Errungenschaften, die unbedingt notwendig waren, um einen Gedanken an ein einiges Deutschland zu verwirklichen*. Er betonte, daß die Volkspartei die Reichsverfassung von 1871 anerkannt habe, aber nicht unkritisch. Was er und seine Gesinnungsgenossen anstrebten, waren eine wirkliche Pressefreiheit – die Beschlagnahme der Zeitungen sollte aufgehoben werden –, die Reduzierung der Dauer des Militärdienstes, den Wegfall der Dotationen für höhere Offiziere nach einem Kriege und Diäten für die Reichstagsabgeordneten. Kirchdörfer antwortete auch auf den Vorwurf, seine Partei gehe Hand in Hand mit der Sozialdemokratie. Die Volkspartei, erklärte er, *verlangt Gesetze, durch die alle Schranken, die das Emporkommen der Arbeiter verhindern, beseitigt werden*. Ein Zusammengehen mit den Sozialdemokraten in ihren kommunistischen Tendenzen kam aber nicht in Frage. Während einer Pause, die Kirchdörfers Vortrag unterbrach, wurden Aufrufe und Texte aus dem „Haller Tagblatt“ von 1848/49 vorgelesen³⁰.

Der Bericht des „Haller Tagblatts“ über die Haller Märzfeier von 1873 schloß mit dieser charakteristischen Bemerkung ab: *Der Verlauf der Feier war ein ruhiger und würdevoller*. Die Demokraten, die zu den „Reichsfeinden“ gerechnet wurden,

29 Hans-Peter Müller: Friedrich Hartmann aus Schwäbisch Hall-Wackershofen (1841–1901). Landtags- und Reichstagsabgeordneter der württembergischen Volkspartei, in: WFr 75 (1991), S. 265–286.

30 HT Nr. 74, 29. 3. 1873 (Anzeigenteil); HT Nr. 77, 2. 4. 1873.

mußten den Beweis dafür bringen, daß sie keine gemeingefährlichen und staatsgefährdenden Elemente waren.

Eine Märzfeier war allerdings damals etwas Unzeitgemäßes. Seit der Reichsgründung hatte sich – in Hall wie in ganz Deutschland – eine andere Art politischer Festkultur entwickelt. Im Verlauf des Jahres wurden rituelle Feiern abgehalten, die von den Behörden und den regierungsfreundlichen Kreisen der Stadt inszeniert und gefördert wurden. Aufeinander folgten der Geburtstag des Kaisers und der Kaiserin, der Geburtstag des Königs und der Königin von Württemberg, der Sedantag. Die Erinnerung an den Sieg von 1870/71 und an die „glorreiche Zeit“ der Reichsgründung bekam 1895/96 einen besonders feierlichen Charakter. 1913 feierte man das 100jährige Jubiläum der Völkerschlacht von Leipzig. Auch die jährlichen, großen Herbstmanöver zählten zu dieser „politischen Liturgie“. Bei jeder dieser Gelegenheiten wurde ein Festgottesdienst abgehalten, offizielle Festakte fanden in den Aulen der Schulen und im Rathaus statt. Darauf folgte ein Festmahl in einem Gasthaus. Die Pfarrer, die Schulleiter, Vertreter des Kriegervereins und anderer Vereine sowie andere Honoratioren zelebrierten bei diesen Gelegenheiten die Herrlichkeit des Reiches. Diese Festkultur mußte auf die Dauer auf die Psyche der Deutschen der Kaiserzeit tief einwirken.

Welchen Sinn hatte die Tradition der Märzfeiern in diesem Kontext? Paul Kienle, der Redakteur der „Haller Zeitung“, des Organs der Volkspartei in Hall, schrieb 1896: *Die Erinnerung der Märztage fordert fast zu einem Vergleich zwischen einst und jetzt auf. Was war das für eine Kampffreudigkeit in jenen Tagen, welche Begeisterung durchzog die deutschen Lande, wie rief man aus übervollem Herzen nach der Freiheit! Und heute? In Stumpfsinn brütend zieht sich ein großer Teil des deutschen Bürgertums in den Schmollwinkel zurück. Es hilft ja doch nichts, sagen viele, und sie lassen die Dinge ihren Lauf nehmen: Après nous le déluge!* [Nach uns die Sintflut!; Anm. d. Verf.]. Dem deutschen Bürgertum und besonders der Bildungsschicht warfen die Demokraten vor, nach der Verwirklichung der Einheit versagt zu haben. Es war, als blieben keine Kräfte übrig für das Erringen der demokratischen Freiheiten. Paul Kienle fuhr fort: *Damals, im März 1848, wars das Bügertum, warens hauptsächlich auch die gebildeten Kreise desselben, die sich der Bewegung, die um Freiheit rang, anschloß. Heute vergißt ein großer Teil des Volkes diejenigen, die einst für dasselbe bluteten und es ist fast beschämend, daß mans der Sozialdemokratie allein überläßt, die Vorkämpfer für Deutschlands Freiheit und Einheit zu ehren. Und gerade der Gebildete, oder sollen wir sagen: der gewöhnlich als gebildet bezeichnete Teil des Volkes schämt sich der Kämpfer und des Kampfes für des Volkes Rechte. Ihm behagt es ganz gut im Dienst und Sold der Machthabenden und spöttisch wendet er sich von den Bestrebungen derer, die mehr Freiheit für die breite Masse des Volkes fordern, wenn er nicht zu den fanatischen Kämpfern für Beibehaltung alter Privilegien und gegen moderne Einrichtungen zählt*³¹.

31 Einst und jetzt, in: Haller Zeitung (HZ) Nr. 65, 18. 3. 1896.

Mit dieser Kritik hatte Paul Kienle, der rührige, überzeugte Demokrat, die Stimmungslage eines nicht unbedeutenden Teiles des deutschen Bürgertums in der Kaiserzeit treffend gekennzeichnet. Die Märzfeier war aber für ihn auch die Gelegenheit, die eigenen Gesinnungsgenossen an die Ideale von 1848 zu erinnern, die noch nicht verwirklicht waren. Auf die Märzfeier von 1896 zurückblickend, schrieb er noch: *Allenthalben im Deutschen Reiche feierten sozialdemokratische, demokratische und freisinnige Vereine in dieser Woche die Erinnerungen des März 1848. Wohl wiesen wir auf die Aufgaben hin, die uns das Gedenken jener Tage stellt. Schaden kanns nicht, wenn mans oft und eindringlich tut. Wie viele sehen vor lauter Hurratriotismus nicht, wie es immer mehr bergab geht mit uns. Sieht man sich die Entwicklung, gerade auch der neueren Zeit, an, so findet man, daß an den Volksrechten fortwährend geschnitten wird. Von einer freiheitlichen Entwicklung in dem ersten Vierteljahrhundert des neuerstandenen Deutschen Reiches sieht man nichts, aber das Gegenteil kann man nachweisen. Also rastlos gearbeitet, aber gearbeitet mit gesetzlichen Mitteln! Und bezeichnend ist es, daß man in keinem, der dem Fortschritt huldigt, etwas von gewaltsamem Anfassen der Fragen hört. Aber unsere Reaktionäre sind nicht so gewissenhaft. Sie gerade haben schon öfters zum Staatsstreich geraten, gemeint, die Verfassung sei einfach zu brechen, angedeutet, der gordische Knoten sei mit dem Schwert zu zerhauen. Wir aber erhoffen den Fortschritt in politischer und sozialer Hinsicht auf friedlichem Wege.*

Man sieht es an den Worten Paul Kienles: Es war der Wunsch der Demokraten, nicht als Revolutionäre zu erscheinen. Sie verstanden sich aber als Ferment der Reform und des Fortschritts im Deutschen Reich. Ihre Aufgabe sahen sie darin, das Volk aufzuklären *über die humanen Ziele aller Kulturarbeit, die dem Einzelnen verschafft, was er als Träger eines Menschenantlitzes an politischer Selbständigkeit und wirtschaftlicher Freiheit verlangen darf.* Dieser Fortschritt war 1848 durch den Bruch mit dem Absolutismus angebahnt worden; er sollte in der Zukunft, so Paul Kienle, der Leitstern der Demokraten bleiben³².

1898 wurde das 50. Jubiläum der Märzrevolution von Demokraten und Sozialdemokraten mit besonderem Glanz gefeiert. In Frankfurt am Main fand eine imposante Märzfeier statt, die Demokraten aus ganz Deutschland versammelte. Der Frankfurter Leopold Sonnemann begrüßte zwar die deutsche Einheit, er bemängelte aber die innenpolitische Entwicklung des neuen Reiches. Er erklärte u.a.: *Die Reichsverfassung von 1871 lehnt sich zweifellos an die in der Paulskirche beschlossene Verfassung vom 30. März 1849 an. Sie gleicht dieser, aber wie ein beschchnittenes Geldstück einer vollwertigen Münze gleicht.* Sonnemann nannte alle Reformen, die ihm erforderlich erschienen, um Deutschland in *ein wahrhaftes Reich des Rechtes und der persönlichen Freiheit der Bürger* zu verwandeln.

Der Württemberger Conrad Haußmann sah das Verdienst der 48er Revolution darin, daß sie *die Idee der deutschen Einheit mit einem Schlag im Bewußtsein eines ganzen Volkes begründet und vollendet* hatte. Über die Einheit von 1871 meinte er:

32 Wochenschau, in: HZ Nr. 69, 22. 3. 1896.

Auch der deutsche Süden hat unterschrieben: Lieber ein Deutschland ohne Österreich, als kein Deutschland, ohne daß wir uns deshalb der Brüdergefühle schämen müßten, die wir nicht aufhören werden, für die Deutschen an der Donau zu empfinden. Als er dies sagte, wurde Haußmann zweimal durch lebhaften Beifall unterbrochen. Er fügte hinzu: *Aber darin hat 1848 Recht behalten, in der Forderung, daß Deutschland kein Staatenbund, aber auch kein Einheitsstaat, sondern ein Bundesstaat sein soll.* Stürmischen Beifall erhielt Konrad Haußmann mit diesem Bekenntnis: *Wir leben heute, wir Demokraten, der Überzeugung, die Einheit der Landesväter wäre nicht möglich gewesen ohne den Einheitssturm der Landesvertreter von 1848. Wir wollen ihr Werk hüten und wir tun es, indem wir das deutsche Nationalgefühl schützen gegen die Abstumpfung, aber auch gegen jene Entartung, die im nationalen Dünkel glaubt, auf andere Nationen und ihren Wert geringschätzig herabschauen zu dürfen.*

Der Historiker Ludwig Quidde, der über das Thema „soziale Gerechtigkeit“ referierte, erinnerte daran, daß nicht nur die Freiheit, sondern auch die Gleichheit und die Brüderlichkeit zu den Grundsätzen der Demokraten gehörten.

Während des Festmahls sprachen nicht nur die führenden Köpfe der Volkspartei. Auch die Veteranen von 1848 kamen zu Wort, u. a. der Lehrer Bauer, der mit der Haller Delegation gekommen war. Er erzählte, wie er Demokrat geworden war. Als 18jähriger hatte er 1844 einer Sitzung des Landtags in Karlsruhe beigewohnt. Dort hatte er Hecker, Struve, Bassermann, Itzstein und andere Abgeordnete gehört. Die Eindrücke, die er in Karlsruhe erhalten hatte, sollte er für immer in Erinnerung behalten. Er hatte einen aktiven Anteil an der Revolution genommen. Er war damals Lehrer in Backnang. Nach Stuttgart berufen, hatte er sich dort im Umkreis Julius Haußmanns betätigt und das „Rumpfparlament“ miterlebt. 41 Jahre war er dann Lehrer in seiner Vaterstadt Hall. Bauer schloß mit diesem Bekenntnis: *Ich bin seitdem nie mehr in agitatorischer Weise hervorgetreten, aber bei Gemeindevahlen, Landtags- und Reichstagswahlen fand man mich stets auf der Seite der Demokratie. So kann ich in Wahrheit sagen: ich war, ich bin und werde für den Rest meines Lebens sein ein treuester Anhänger der Demokratie und schließe mit den Worten: Die Demokratie lebe hoch! hoch! hoch!*³³

Berücksichtigt man den Kontext der Kaiserzeit, dann versteht man, warum diese Märzfeiern – auf lokaler Ebene – im Rahmen von quasi geschlossenen Gesellschaften abgehalten wurden. Die Konservativen stellten die 48er Revolution als eines der traurigsten Kapitel der deutschen Geschichte hin. Das politische Establishment machte sich mehr oder weniger diese Darstellung der 48er Ereignisse zu eigen. Gemäßigte Freisinnige betrachteten zwar den 18. März als einen „Tag der Trauer“, sie sahen aber in der Revolution den Anfang der konstitutionellen Ära in Preußen; ohne diesen Wandel wäre ihrer Ansicht nach die Reichsgründung, die

33 Die Frankfurter März-Feier zum Gedächtnisse der Bewegung des Jahres 1848 abgehalten in Frankfurt am Main am 26. und 27. 1898. Bericht des Fest-Ausschusses, Frankfurt/Main 1898.

deutsche Einheit, undenkbar gewesen. Mit der Revolution war *die nationale Saat gestreut worden*³⁴.

Es gab eine Art offizielle Darstellung der 48er Revolution, die schon in den Geist der jungen Generationen eingepflanzt wurde. Wir nehmen hier als Beispiel das „Württembergische Realienbuch“, das 1910 dem Lehrplan gemäß in den Volksschulen des Landes in Gebrauch war. Wie wurde in diesem Realienbuch die Revolution von 1848 dargestellt? Nach einer Verherrlichung des Königs Wilhelm I. von Württemberg, der von 1816 bis 1864 herrschte, hieß es: *Unruhige Zeiten kamen mit dem Jahre 1848 auch über Württemberg. Die Revolution, die in Paris ausgebrochen war, erzeugte allenthalben im Lande eine große Aufregung und ein Gefühl der Unsicherheit und Unbehaglichkeit. Der König aber wußte durch Ruhe und Festigkeit schwererem Unheil vorzubeugen. Er berief ein Ministerium, welches die vom Volke geforderten freiheitlichen Reformen durchführte. Im Fränkischen brachen trotzdem Unruhen aus, gegen die das Ministerium mit Entschiedenheit auftrat.* Dieses Bild der Revolution sollten die württembergischen Schüler für ihr Leben mit auf den Weg nehmen. Beachtenswert ist aber auch die Art und Weise, wie die Zeit der Reaktion geschildert wurde. Ohne Übergang fuhr das „Realienbuch“ fort: *Nach den Stürmen der Revolution kamen wieder ruhigere Zeiten. Im Schloßplatz, den königlichen Anlagen, dem Königsbau, dem Landhaus Rosenstein und der Wilhelma mit ihren herrlichen Gewächshäusern und Gartenanlagen schuf der König Werke, die sich durch edle Schönheit auszeichnen*³⁵. Der Schüler sollte also überzeugt sein, daß sich erstens damals das ganze Leben und die ganze Geschichte Württembergs um die Person des Königs und die Macht, die er verkörperte, kristallisierte, und zweitens, daß die Märzrevolution nur eine bedauerliche Episode in einer herrlichen Zeit gewesen sei.

Bei den deutschen Demokraten war seit 1848 das Bewußtsein gewachsen, daß sich mit den Ereignissen von 1848/49 eine spezifisch deutsche revolutionäre Tradition angebahnt hatte, die nicht mit der französischen verwechselt werden konnte. Ihre Bewertung der großen Französischen Revolution blieb seit der Zeit des Hambacher Festes (1832) eine ambivalente. Die Schriften des Heilbronner Demokraten Ludwig Pfau zeigen eindeutig, daß sie die weltgeschichtliche Rolle der Französischen Revolution von 1789 anerkannten. Er hatte Jahre lang als Exilschriftsteller in Frankreich gelebt; er wirkte sein ganzes Leben als Vermittler zwischen der deutschen und der französischen Kultur. 1881 – er war damals Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“ in Paris – schrieb er: *Nicht ungerecht sein gegen das fremde Volk, heißt diesen interessierten Speichelleckern der Nationalität das eigene verraten! Aber gleichviel! Ja wohl sind wir ihnen dankbar, den Franzosen, daß durch die Großtat ihrer Revolution auch für uns schlechte Politiker den Feudalstaat in*

34 Die März-Ereignisse von 1848, in: HT Nr. 67, 22. 3. 1898.

35 Württembergisches Realienbuch. Kleine Ausgabe. Bearbeitet auf Grund des Lehrplans für die württembergischen Volksschulen, herausgegeben vom Württembergischen evangelischen Lehrer-Unterrichtsstützungsverein, Stuttgart 1910, S. 55 f.

*Stücke geschlagen haben. Ja wohl sind wir ihnen dankbar, daß sie durch die Organisation des Rechtsstaats einen internationalen Damm gegen die Macht und Willkür des Junkertums in Europa aufrichteten*³⁶.

Wie ihre Schriften und ihre Reden bei den Märzfeiern zeigen, bezogen sich aber die deutschen Demokraten auf die 48er Tradition, die mit der „deutschen Frage“ eng verbunden war. Im Laufe des Jahres 1848/49 war ein Verfassungswerk entstanden, das den deutschen Verhältnissen entsprach. Während die Französische Revolution und Napoleon I. einen in der absolutistischen Zeit aufgebauten Zentralismus verstärkt hatten, bekannten sich die deutschen Demokraten zum Föderalismus als Organisationsform des in Deutschland zu errichtenden demokratischen Nationalstaates. In der Paulskirche waren die Grundrechte des deutschen Volkes verabschiedet worden, die auch zum Erbe der 48er Revolution in Deutschland gehörten³⁷.

Die jüngere Generation der deutschen Demokraten machte dem Deutschen Reich einige Konzessionen, sie gab die Radikalität eines Ludwig Pfau und der alten Achtundvierziger auf und zeigte sich bemüht, die Verwirklichung ihrer Ideale auf legalem Wege herbeizuführen, d. h. nicht durch Gewalt, sondern durch Reformen, die sie durchsetzen würde, wenn sie sich nur einmal an der Regierung beteiligen könnte. Mit diesem Bekenntnis zum Reformismus wollte sie sich von der Sozialdemokratie deutlich unterscheiden. In der Rede, die er 1899, bei der Erinnerungsfeier der 49er Bewegung, in Kirchheimbolanden hielt, sagte Ludwig Quidde³⁸: *Wir verherrlichen nicht die Revolution, die Revolution des gewaltsamen Umsturzes, wir stehen [...] auf dem Boden der gesetzlichen Zustände und wollen alle warnen, die an die bestehende Verfassung Hand anlegen möchten. Wir wollen, wenn wir auch nicht in den Kampf gestellt sind, uns freihalten, daß Momente kommen, wo es gilt, immer wieder Farbe zu bekennen. Der taugt nichts, der schwärmt für Opfer, die andere gebracht und selbst nicht des kleinsten Opfers fähig ist*³⁹.

Die „Haller Zeitung“, die von 1894 bis 1903 erschien, wirkte anfangs als belebender Faktor auf die Tätigkeit des Haller Volksvereins. Ihr Begründer war Paul Kienle (1865–1915), der früher Lehrer in Dünsbach bei Gerabronn gewesen war. Ende Juli 1900 gab dieser die Redaktion des Blattes auf, um nach Göppingen, dann nach Ludwigsburg zu ziehen, wo er sich verlegerisch und publizistisch betätigte. Von dort aus übernahm er ab September 1901 wieder die verantwortliche Redaktion eines Teils der „Haller Zeitung“, zeitweise auch ihren Druck. Im Frühling

36 Ludwig Pfau: Preußische Ethik und Polemik. Paris, Februar 1881; ders: Politisches und Polemisches, 1910, S. 275–306. Hier besonders S. 293.

37 Die Grundrechte des deutschen Volkes wurden am 27. Dezember 1848 in der Paulskirche verabschiedet. Damit wurde ein bürgerlicher Rechtsstaat mit einem einheitlichen Reichsbürgerrecht geschaffen, das Freiheitsrechte für alle garantierte: Beate-Carola Padberg: Geschichte des deutschen Liberalismus, Köln 1988, S. 48 f.

38 Der Historiker Ludwig Quidde (1848–1941) war seit 1907 Mitglied des bayerischen Landtags und ab 1919 der Nationalversammlung in Weimar. Als Pazifist war er von 1914 bis 1929 Vorsitzender der Deutschen Friedensgesellschaft. Er erhielt 1927 den Friedensnobelpreis.

39 Die Rede Dr. Quiddes in Kirchheimbolanden. 11. 6. 1899, in: HT Nr. 147, 27. 6. 1899.

1903 ging er nach Stuttgart, wo er zum Sekretär der württembergischen Volkspartei berufen wurde. Er machte sich schließlich Ende 1907 in Ebingen seßhaft, wo er die Redaktion des freisinnigen „Neuen Alb-Boten“ übernahm. Seit Kienles Fortgang von Schwäbisch Hall im Sommer 1900 wurden die Redaktion, der Druck und der Verlag der „Haller Zeitung“ eine ziemlich schwierige Angelegenheit. Zwei Männer sicherten aber das Fortleben des Blattes in Hall: Der Buchbinder Carl Friedrich Greiner und der Buchdrucker Johannes Wagner, der aus dem Allgäu stammte. Er hatte zehn Jahre in Zürich und später in Meiningen gelebt.

Die politische Konjunktur war damals günstig für den Haller Volksverein. 1895 erlangte die Volkspartei die Mehrheit im württembergischen Landtag und der Volksparteiler Friedrich Payer wurde Vorsitzender der 2. Kammer. Diese Dynamik erlaubte der „Haller Zeitung“⁴⁰, die allerdings die Ideen der radikalen Demokratie vertrat, im 11. württembergischen Wahlkreis Resonanz zu finden, und sie konnte sich zeitweise auf dem lokalen Zeitungsmarkt neben dem „Haller Tagblatt“ behaupten⁴¹. Der rührige Paul Kienle engagierte sich im politischen Leben von Hall: Er wurde Mitglied des Ausschusses des lokalen Volksvereins und des Friedensvereins, der 1895 als Ortsgruppe der Deutschen Friedensgesellschaft ins Leben gerufen wurde⁴². Kienle scheute sich nicht, kritische Standpunkte zu äußern, auch wenn es sich um die Tätigkeit der eigenen Partei handelte. Mit großer Konsequenz verfocht er die demokratischen Ideen von 1848, in einer Zeit, wo die „moderne“ Demokratie sich zu gewissen Kompromissen mit dem wilhelminischen Reich bereit zeigte. Georg Herwegh und Ludwig Pfau waren die Männer, auf die er sich gern berief und die er auch gern zitierte. Diese Treue verband sich mit dem Willen, zu den von der modernen Welt gestellten Problemen Stellung zu nehmen. In den Einladungen zum Abonnement erinnerte Kienle immer wieder daran, sein Blatt sei ein *Freund und Berater des Bürgers*, es sei nicht parteilos, weil es *die Pflicht jeden Staatsbürgers sei, Anteil zu nehmen an den großen Kämpfen, die die Zeit bewegen*. Der wiederholte Wandel in der Redaktion des Blattes änderte nichts an dessen harter Linie.

Paul Kienle engagierte sich für den Frieden, für die Idee eines europäischen Aufbaus auf der Grundlage einer deutsch-französischen Annäherung. Er plädierte für die Abschaffung des Sedantages und bekämpfte den Nationalitätenhaß, der durch die Schule gefördert wurde. Im Januar 1897 sprach der Historiker und Pazifist

40 Die „Haller Zeitung“ wurde 1894 als Organ des Haller Volksvereins und der Demokraten des 11. württembergischen Wahlkreises ins Leben gerufen. Ihre Aufgabe war wahrscheinlich, die bevorstehende Landtagswahl vorzubereiten. Der erste Jahrgang ist aber in keiner Bibliothek konserviert.

41 Laut einem Bericht des Königlichen Oberamts von 1898 zählte die „Haller Zeitung“ damals 1.300, das „Haller Tagblatt“ 3.700 Abonnenten, KreisA Schwäb. Hall 1/1194: Bericht des K. Oberamts betr. die Verhältnisse des Amtsblattes für den Amtsbezirk Hall an das K. Ministerium des Innern in Stuttgart v. 19. 11. 1898. Das eher nationalliberal ausgerichtete „Haller Tagblatt“ gab durchschnittlich eine Auflage von 5.000 Exemplaren an.

42 *Philippe Alexandre*: Haller für den Frieden 1870–1914. Ein Beitrag zur Geschichte der bürgerlichen Friedensbewegung im Württemberg der Kaiserzeit, in: WFr 82 (1998), S. 199–324, hier bes. S. 276–297.

Ludwig Quidde in Hall auf Einladung des Volksvereins über das Thema „Die Demokratie in der Gegenwart“. In seinem Vortrag verteidigte er die Idee: Völkerverständigung statt Militarismus. Ludwig Quidde war von 1914 bis 1929 Vorsitzender der Deutschen Friedensgesellschaft; er erhielt 1927 den Friedensnobelpreis. Er war einer der Hauptvertreter des „organisatorischen“ Pazifismus, der mit dem utopischen und romantisierenden Pazifismus von früher nichts mehr zu tun hatte. Das Ziel dieses Pazifismus war, auf die Regierungen und die öffentliche Meinung genug Einfluß zu nehmen, um dem chaotischen Zustand der internationalen Beziehungen ein Ende zu machen. Eine Friedensdiplomatie sollte die bisherige Gewaltdiplomatie ersetzen. Die Hoffnung war, daß der Verkehr zwischen den Nationen sich immer mehr auf Ausgleich und Verständigung ausrichten würde. Damit ging dieser „bürgerliche“ Pazifismus weit über die ursprünglichen Forderungen einer internationalen Schiedsgerichtsbarkeit und einer allgemeinen, gleichzeitigen Abrüstung hinaus. Er sah es als seine Aufgabe, den Chauvinismus in allen seinen Formen zu bekämpfen, die internationalen Interessenverbände aller Arten, den Ausbau des Völkerrechts und der internationalen Verwaltung zu fördern, eine Reform des bisherigen Unterrichtssystems im Sinne des Internationalismus herbeizuführen und die öffentliche Meinung über die internationale Interdependenz und den Rüstungswahnsinn aufzuklären⁴³. Dieser humanitär und weltbürgerlich gefärbte Pazifismus, der auch ein Erbe von 1848 war, zählte etliche Anhänger in Hall, und nicht nur unter den Demokraten. Der Haller Abgeordnete von Bühler war 1879 und 1880 im Reichstag mit Abrüstungsanträgen aufgetreten, die damals großes Aufsehen erregt hatten. Der Stuttgarter Tierarzt, Prof. Hoffmann, der den 11. württembergischen Wahlkreis von 1898 bis 1903 im Reichstag vertrat, setzte sich ebenfalls für den Frieden ein. Im Februar 1903 hielt er im Reichstag eine Rede zugunsten einer allgemeinen, gleichzeitigen Abrüstung und einer internationalen Schiedsgerichtsbarkeit. Die „Haller Zeitung“ gab diese ungewöhnlich lange Rede wörtlich wieder. Anfang Oktober 1900 organisierte der Haller Volksverein den Fränkischen Parteitag der Volkspartei Gasthof „Eisenbahn“. Der Landtags- und Reichstagsabgeordnete Friedrich Haußmann legte bei dieser Gelegenheit das Programm der württembergischen Demokraten dar. Gefordert wurden Verbesserungen des Verkehrs wesens, die Förderung des Schulwesens durch den Staat, die Einführung einer progressiven Einkommens- und Vermögenssteuer, die Schaffung einer Gemeindeordnung, eine friedliche soziale Entwicklung. Einem Programmpunkt maß der Redner eine besondere Bedeutung bei: der Landwirtschaft, deren *traurige Lage* beunruhigend geworden war. Deshalb forderte Haußmann eine Reduzierung der Dauer des Militärdienstes, die den Bauernfamilien junge Arbeitskräfte raubte, sowie die Förderung der landwirtschaftlichen Genossenschaften und die Gründung nicht nur gewerblicher, sondern auch landwirtschaftlicher Fachschulen⁴⁴.

43 A. H. F[ried]: Sozialdemokratie und Friedensbewegung, in: Friedens-Warte, Mai 1911, S. 129–132.

44 HT Nr. 229, 2. 10. 1900.

Gerade die landwirtschaftliche Frage war eine der Hauptursachen des Verfalls der Volkspartei in der Haller Gegend. Paul Kienle bedauerte, daß die Agitation der Partei auf dem Lande gleich Null sei⁴⁵. Er selbst veröffentlichte 1899 eine Broschüre unter dem Titel *Bauernfragen* im Verlag der „Haller Zeitung“⁴⁶. Kienle versuchte, die Bauern über die Doktrin des aufsteigenden Bundes der Landwirte aufzuklären. Diese konservativ und antisemitisch ausgerichtete Partei war von den ostelbischen Großgrundbesitzern inspiriert. Diese verlangten Schutzzölle, die den Preis der Getreide in die Höhe gehen lassen sollten, wovon sie sich größere Gewinne erhofften. Die Kleinbauern schlossen sich dem Bund der Landwirte an, weil sie gegenüber der Krise, die aus der Modernisierung der Landwirtschaft und der internationalen Konkurrenz resultierte, ratlos, ja verzweifelt waren. Sie sahen aber nicht ein, daß ihre Interessen nicht dieselben waren wie die der Großgrundbesitzer.

Selbst wenn die Landesversammlung der Deutschen Volkspartei im Januar 1903 mit 1.500 Teilnehmern noch nie so gut beschickt worden war, selbst wenn die Partei im Lande sich auf 120 Volksvereine stützen konnte und Propagandamaterial in größeren Mengen verbreitete, warnte die „Haller Zeitung“ vor der Gefahr. Bei der Reichstagswahl vom Juni 1903 konnte sich der gemeinsame Kandidat der Deutschen Partei und der Volkspartei, der Finanzrat Dr. Losch⁴⁷, gegenüber dem Kandidaten des Bundes der Landwirte nicht behaupten. Im gesamten Wahlkreis hatte Losch nur 26 % der Stimmen erhalten. In Hall selbst waren dem Bauernbündler allerdings nur 25 Stimmen zugefallen. Noch einmal hatten die Demokraten und die Rechtsliberalen eine Wahlallianz abgeschlossen, um gegen die neue, wachsende Gefahr Front zu machen. Diese Strategie blieb aber ohne Wirkung. Erstens wuchs der Einfluß des Bundes der Landwirte auf dem Land immer mehr. Zweitens waren die Wählermassen noch nicht reif für die Idee einer „großen liberalen Mittelpartei“. Die beiden Verbündeten zogen nicht dieselben Schlüsse aus der Niederlage. Die Deutsche Partei behauptete, eine Schwenkung nach rechts sei notwendig. Die Volksparteiler waren der Ansicht, der Kandidat Losch sei nicht der richtige gewesen. Ein Beamter mit Finanzrattitel konnte sich ihrer Meinung nach nicht scharf genug von dem Kandidaten des Bundes der Landwirte unterscheiden. Eine „Politik des Mittelwegs“ erschien den Demokraten zwar sehr schwierig, aber auch sehr nötig; sie verstanden sie als eine *Politik nach vorwärts*, d. h. als eine entschieden

45 HT Nr. 152, 4. 7. 1900.

46 Paul Kienle: *Bauernfragen*. Aus der „Haller Zeitung“. Schwäbisch Hall 1899, 21 S.

47 Der Statistiker Hermann Losch (1863 (Murrhardt) – 1935 (Stuttgart)) war 1893 in das Württembergische Statistische Landesamt berufen worden. 1892 hatte er das Buch: *Nationale Produktion und nationale Berufsgliederung* (Leipzig, bei Duncker & Humblot) veröffentlicht. Dieses Buch bezeichnete Friedrich Naumann 1901 als „die erste größere nationalsoziale Arbeit überhaupt“. S. Friedrich Naumann: *Nationale Produktion*, in: *Die Hilfe* Nr. 37, 15. 9. 1901, S. 3 f. 1901 trat Hermann Losch mit der Schrift: *Württembergische Gegenwartsfragen und Zukunftsorgen* (Stuttgart, bei W. Kohlhammer) hervor. Eine zweite Auflage erschien 1903, kurz bevor er im 11. württembergischen Wahlkreis kandidierte. HT Nr. 123 a, 29. 5. 1903 (Rezension).

fortschrittliche⁴⁸. Der sozialdemokratische Kandidat, der Krankenkassenkassierer Krüger, hatte mit 20,5 % der Stimmen eine erstaunlich hohe Stimmenzahl erzielt⁴⁹.

Kandidaten	Hall	Oberamt	11. Wahlkreis
Losch (Volkspartei + Deutsche Partei)	748	1.318	4.790
Vogt (Bund der Landwirte)	25	1.915	9.159
Krüger (Sozialdemokratie)	544	1.177	3.637
Gröber (Zentrum)	52	239	411

Tabelle 1 Ergebnisse der Reichstagswahl von 1903 (HT Nr. 138, 17. 6. 1903).

Die Landtagswahlen von 1907 zeigten, daß die Stadt Hall der Entwicklung des gesamten Wahlbezirks nicht folgte. In Hall erhielt der Bauernbund nur 351 Stimmen, die Volkspartei 5.421, die Sozialdemokratie 3.812, die Deutsche Partei 1.657. Im Wahlbezirk erhielt der Bauernbund 17.721 Stimmen, die Volkspartei 12.583, die Sozialdemokratie 6.234, die Deutsche Partei 2.335. Da inzwischen die von den Demokraten gewünschte Verhältniswahl eingeführt worden war, reflektierte dieses Wahlergebnis das Kräfteverhältnis ziemlich genau. Hall selbst blieb also weitgehend eine Domäne der Linken. In der Stadt befand sich die Sozialdemokratie in einem ständigen Aufstieg. Auf dem Land ging es anders. Hier gewann der Bund der Landwirte immer mehr an Einfluß unter der besorgten Bauernschaft⁵⁰.

Die Folge dieser Entwicklung war, daß die Links- und die Rechtsliberalen (in Württemberg die Deutsche Partei) überall Annäherungsversuche machten. Im Januar 1905, bei einer wichtigen Versammlung der Volkspartei in Stuttgart, die eine Wende einleitete, erklärte Friedrich Payer, der Typus des „modernen“ Demokraten, ein Zusammengehen mit der Deutschen Partei sei notwendig, ein *friedliches Auskommen mit der Sozialdemokratie dagegen nicht mehr möglich*⁵¹. Eine richtige Annäherung zwischen Links- und Rechtsliberalen stellte sich als unmöglich heraus. Unter dem maßgeblichen Einfluß von Theodor Barth in Baden und von Friedrich Naumann in Württemberg, der 1907 zum Abgeordneten von Heilbronn gewählt wurde, sollte es aber schließlich zu einem Zusammenschluß aller linksliberalen Splitterparteien kommen.

48 HT Nr. 143, 23. 6. 1903.

49 Ergebnisse der Reichstagswahl von 1903 im 11. württembergischen Wahlkreis, in: HT Nr. 138, 17. 6. 1903.

50 HT Nr. 9, 11. 1. 1907.

51 HT Nr. 5, 7. 1. 1905.

Der einflußreiche Heilbronner Karl Betz, der 1907 im 11. Wahlkreis kandidierte, predigte offen den Bruch mit der Sozialdemokratie. Aber seine programmatische Rede offenbarte den Wandel, der seit der Reichsgründung in der Volkspartei eingetreten war. Die Parole lautete in der alten freisinnigen Tradition: „Los von Rom!“ Das deutsche Volk sollte *aus dem schwarzen Sumpf* herauskommen, es galt, *mit dem Zentrum auf[zu]räumen*. Die Kolonialpolitik, der Radikale wie Paul Kienle noch sehr kritisch gegenüberstanden, wurde jetzt unter bestimmten Bedingungen unterstützt. Die „moderne“ Demokratie betrachtete es sogar als *eine Ehrensache für das deutsche Volk*, die Summen zu bewilligen, die nötig waren, um den Aufstand der Hottentotten in Deutsch-Südwestafrika zu beenden. Eine Kolonialpolitik mußte schon betrieben werden, damit Deutschland auf diesem Gebiet den anderen Mächten ebenbürtig sein könne, sie sollte aber eine *vernünftige* Kolonialpolitik sein, d. h. eine, die eine Mißhandlung der Eingeborenen ausschloß, der Verteilung der Kolonialgebiete an große Gesellschaften ein Ende machte, dagegen allen Schichten des deutschen Volkes die Möglichkeit gab, sich in einer Kolonie des Reiches niederzulassen, wenn nötig mit der Hilfe des Staates. Es galt außerdem, die Machtstellung des Reiches in der Welt zu sichern und dabei mit Hilfe des Ausbaus einer internationalen Schiedsgerichtsbarkeit den Frieden zu erhalten. *Wir sind keine Flotten- und Militärschwärmer*, erklärte Karl Betz, *aber was für die Machtstellung des Reiches nötig ist, werden wir bewilligen*. Er erinnerte abschließend an den heiligen Grundsatz der Volkspartei: *Die Demokratie tritt für alle Volksschichten ein zum Nutzen und Segen für unser deutsches Vaterland. Für alle Schichten*. Darin lag der unüberbrückbare Gegensatz mit der Sozialdemokratie, welcher die Demokraten vorwarfen, nur die Sonderinteressen einer einzigen Klasse zu vertreten. Deshalb erklärte Karl Betz: *Die Demokratie und die Sozialdemokratie sind Gegner*⁵². Selbst wenn sie weiterhin taktische Wahlbündnisse abschlossen, schienen beide Parteien ideologisch immer mehr auseinanderzugehen. Im Jahre 1910 sollten sich alle linksliberalen Splitterparteien – nach schwierigen Verhandlungen, die wir durch das „Haller Tagblatt“ verfolgen können – zur Deutschen Freisinnigen Volkspartei vereinigen.

Die Haller Sozialdemokraten von 1890 bis 1914

Von 1878 bis 1890 hatte die deutsche Sozialdemokratie 12 Jahre Unterdrückung durchgemacht. Bismarck sah in den Fortschritten dieser Partei als Glied einer immer stärker werdenden internationalistischen Bewegung eine Bedrohung für den Zusammenhalt und den Fortbestand des neuen Deutschen Reiches. 1878 hatte er zwei Attentate von Wirtköpfen auf die Person des Kaisers zum Anlaß genommen,

52 XI. Wahlkreis. Hall, in: HT Nr. 18, 22. 1. 1907.

um ein Ausnahmegesetz durchzusetzen, das der Sozialdemokratie jede Organisationsmöglichkeit entzog⁵³.

Wie sah vor dem Inkrafttreten des „Sozialistengesetzes“ die Situation der Haller Sozialdemokraten aus? Der Haller Arbeiterverein zählte damals etwa 50 Mitglieder, die fast alle unselbständige Handwerksgehilfen waren. Die Holz- und Metallarbeiter hatten zwei lokale Gewerkschaftsgruppen gebildet. Zur Haller Arbeiterorganisation zählte noch ein Singkranz, der den Namen „Liberté“ angenommen hatte. Da 1878 ein förmliches Verbot über sie verhängt worden war, mußten sich alle Komponenten dieser Organisation auflösen, bis auf den Arbeitergesangverein, der seinen Statuten nach unpolitisch war. Er sollte als letzte sozialdemokratische Bastion in Hall überleben, war jedoch den Schikanen der Polizei ausgesetzt⁵⁴.

In den Jahren der Unterdrückung lernten die Sozialdemokraten die Taktik des Widerstands. Wer aber Widerstand leistete oder sich an illegalen Aktivitäten beteiligte, wußte, daß er sich schwere Strafen zuziehen konnte. Bei den Reichstagswahlen von 1881, 1884 und 1887 schlugen die Sozialdemokraten des 11. Wahlkreises symbolisch Bebel als Kandidat vor. Bei der Reichstagswahl von 1890, nach Aufhebung des Sozialistengesetzes, kandidierte Christoph Schwend. Auf einer zahlreich besuchten Wahlversammlung betonte dieser nicht ohne Stolz, was seine Partei schon erreicht hatte. Im Vorfeld der Reichstagswahl hatte der Kaiser eine Kabinettsorder an den Reichskanzler veröffentlicht, in der er sich entschlossen erklärte, zur Verbesserung der Lage der deutschen Arbeiter die Hand zu bieten. Natürlich sollte die deutsche Industrie auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig bleiben. Das war aber eine Geste, die zeigte, daß der Kaiser nach dem Scheitern von Bismarcks negativer Integrationspolitik das Blatt wenden wollte⁵⁵.

Auf derselben wichtigen Wahlversammlung vom 18. 2. 1890 sprach Heinz Dietz aus Stuttgart, der Verleger der Werke von Marx, Engels, Lassalle, der Zeitschriften „Die Neue Zeit“, „Die Gleichheit“ und des Witzblattes „Der Wahre Jacob“. Dietz erinnerte an die Wahlergebnisse von 1887. Die öffentliche Meinung, die merkwürdigerweise umgeschlagen war, hatte die „Kartellparteien“ in den Reichstag gewählt, die die Regierung in der Frage der Militärausgaben unterstützen sollten. Die Sozialdemokraten weigerten sich weiterhin, die Milliardenkosten für das Heer zu bewilligen, weil sie darin eine Kriegsgefahr erkannten. Sie waren auch gegen die indirekten Steuern, unter denen das Volk beim Kauf lebensnotwendiger Produkte zu leiden hatte. Ebenso verwarfen sie die Zölle, die zugunsten der Großagrarien den Preis des Brotes in die Höhe gingen ließen. In all diesen Punkten stimmten sie mit der Volkspartei überein. Begrüßten sie die neuere Sozialgesetzgebung des Reiches in ihrem Prinzip, so hatten sie jedoch manches an deren Praxis auszusetzen. Bei der Rentenversicherung fanden sie die Altersgrenze zu hoch und die Ren-

53 *Manfred Ackermann, Hans-Peter Müller, Silvia Schlegel*: 125 Jahre Arbeiterbewegung in Hall. Eine Ausstellung der Stadt und des Landkreises Schwäbisch Hall, Schwäbisch Hall 1989.

54 *Müller*: Parteien und Politik (wie Anm. 10).

55 Der Kaiser und die Arbeiterfrage, in: HT Nr. 31, 7. 2. 1890.

tensätze zu gering, bei den verschiedenen Versicherungsbranchen die Karenzzeit zu lang. Bei der Invaliditätsversicherung stießen die Arbeiter sehr oft auf Schwierigkeiten, wenn es galt, die Invalidität nachzuweisen. Und alles, was der Arbeiter bekam, mußte er schließlich selber bezahlen. Dietz verlangte selbstverständlich auch die Aufhebung des Sozialistengesetzes.

Beachtenswert ist, daß die Redaktion des „Haller Tagblatts“ die Berichte über die (Wahl)versammlungen der Sozialdemokratie mit Bemerkungen in Klammern unterbrach. Die Neutralität des Berichterstatters vergessend, ergriff sie Partei, um die Aussagen und die Stellungnahmen der Sozialisten abzuschwächen oder zu korrigieren. Dietz verlangte z. B. die Abschaffung der stehenden Heere, wobei er weise hinzufügte: *Das wird nicht von heute auf morgen gehen*; die Redaktion des „Haller Tagblatts“ glaubte, dazu folgende ironische Bemerkung machen zu müssen: *Das ist ein Ideal, dessen Verwirklichung noch in weiter, nebelgrauer Ferne liegt*⁵⁶.

Dietz war ein gewandter Redner, dessen Worte für den Kandidaten Schwend wertvoll waren. Das Ergebnis der Wahl zeigte, daß 1890 in der Stadt Hall die Volkspartei und die Deutsche Partei gleichstarke Kräfte waren, deren Kandidaten jeweils rund 500 Stimmen erhielten. Der Sozialist Schwend schnitt aber mit 313 Stimmen sehr gut ab. Im gesamten Oberamt erhielt dieser allerdings nur 458 Stimmen. Der Kandidat der Deutschen Partei siegte im Oberamt mit 2.311 Stimmen, während der Volksparteiler nur 1.389 Stimmen erhielt⁵⁷. Das gute Resultat von Schwend in Hall reflektierte, was die Sozialdemokraten im ganzen Reich erreicht hatten. Die Zahl ihrer Mandate war von 11 auf 35 gestiegen, sie hatten mit 19,8 % die Zahl ihrer Stimmen quasi verdoppelt. Im März mußte Bismarck von seinem Amt zurücktreten, weil die Kräfte, die er bekämpft hatte, das Zentrum und die Sozialdemokratie, stärker aus dieser Reichstagswahl hervorgegangen waren. Das Sozialistengesetz wurde Ende September 1890 aufgehoben.

Im Sommer war Christoph Schwend gestorben⁵⁸, was die Haller Sozialdemokraten nicht daran hinderte, sehr bald mit dem Wiederaufbau ihrer Organisation zu beginnen. Auch sie konnten von nun an alljährlich eine Märzfeier veranstalten. Die vom 20. März 1898 fand im Gasthaus „Zum Ochsen“ statt. Die Festrede hielt Seyther aus Stuttgart, der Reichstagskandidat der Sozialdemokratie im 11. Wahlkreis. Dieser schilderte die politischen Zustände in Deutschland unter Metternich, erwähnte dann die Ereignisse in Paris und in Wien und die Straßenkämpfe in Berlin. Er beschloß seine Rede mit der Mahnung, das Erbe der Kämpfer von 1848 treu zu bewahren und dahin zu wirken, daß die Forderungen, für die das Volk damals gekämpft hatte und die ihm dann zum Teil wieder genommen worden waren, endlich verwirklicht wurden. *Die Arbeiter sind die Erben der Märzgefallenen*, erklärte Seyther, *und für die Haller Arbeiter ist die beste Weise, diese Opfer der Revolution*

56 Wählerversammlung für den sozialdemokratischen Kandidaten Herrn Chr. Schwend, in: HT Nrn. 41 u. 42, 19. u. 20. 2. 1890.

57 HT Nr. 44, 22. 2. 1890.

58 HT Nr. 155, 6. 7. 1890.

zu ehren, bei der bevorstehenden Wahl für einen sozialdemokratischen Kandidaten zu stimmen⁵⁹.

Ab 1890 wurde die Maifeier auch das Fest der deutschen Arbeiter⁶⁰. In Hall wurde sie jedes Jahr vom Arbeiterverein und von den Vereinigten Gewerkschaften veranstaltet. Die Festreden waren jedesmal die Gelegenheit, an die sozialen Forderungen der Arbeiterschaft zu erinnern, z. B. an die Begrenzung der Arbeitszeit, oder akute Fragen, wie die Lage der landwirtschaftlichen Arbeiter, zu behandeln. Der unterhaltende Teil des Festes fand außerhalb, auf dem Einkorn statt. Die Mitglieder der Gewerkschaften und des Arbeitervereins bildeten einen imposanten Zug, der mit der Kapelle voran sich bis zum Festort bewegte. Nachmittags wurde getrunken, gesungen und getanzt. Eine solche Feier versammelte etwa 1.000 Personen⁶¹. Fiel der 1. Mai auf einen Sonntag, dann konnten sehr viele an der Feier teilnehmen; sonst entstanden nicht selten Spannungen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern.

Die Einladung, die das Festkomitee 1911 im Anzeigenteil des „Haller Tagblatts“ veröffentlichte, zeigt, welche Bedeutung die Maifeier seit 1890 erlangt hatte. Der Text dieser Einladung lautete: *Die klassenbewußte Arbeiterschaft der ganzen Welt demonstriert am 1. Mai für den 8-Stunden-Tag, für Arbeiterschutz und für den Völkerfrieden. Wir fordern die gesamte Arbeiterschaft von Hall und Umgebung auf, sich vollzählig an der am Montag stattfindenden Feier zu beteiligen. An die Herren Arbeitgeber richten wir das höfliche Ersuchen, ihren Arbeitern den Nachmittag frei zu geben*⁶². Das zahlreich besuchte Fest offenbarte die Stärke und die Organisation der lokalen Arbeiterbewegung. 1911 fand zur gleichen Zeit in Stuttgart ein Maifestumzug statt. Da das Tragen von Parteiabzeichen verboten worden war, hatten alle Teilnehmer ihr Knopfloch mit einer roten Nelke geschmückt. In der Festrede wandte sich der Reichstagsabgeordnete Karl Hildenbrand (1863–1935) mit besonderer Schärfe gegen den Militarismus. *Für die Kultur bleibt nichts übrig, weil die Unkultur alles auffrißt*, erklärte er eingangs. *Die Arbeiter haben gar kein Interesse daran, sich als Kanonenfutter im Dienste der herrschenden Klassen und des Kapitals gegen andere Völker verwenden zu lassen. Sollte sich dieser Gedanke in allen Klassen der Gesellschaft verbreiten, es war seine Überzeugung, dann würde der allgemeine Völkerfriede eine Realität werden. Nach Hildenbrands Rede wurde eine Resolution angenommen, die das *wahnsinnige Wettrüsten* verwarf und eine Beschränkung der Rüstungsausgaben forderte⁶³.*

Die eigene Festkultur und das gesellige Leben, die die Sozialdemokraten entwickelten, bildeten unter ihnen das Gemeinschaftsgefühl aus. Sie verspürten das Be-

59 HT Nr. 67, 22. 3. 1898.

60 Nach einigen Ansätzen innerhalb der Arbeiterbewegung der USA wurde 1889 (erstmalig für 1890) in Paris der 1. Mai als sozialistischer Feiertag festgelegt. Nach 1918 sollte der 1. Mai in einigen europäischen Ländern gesetzlicher Feiertag werden.

61 Maifeier, 1. 5. 1898, in: HT Nr. 101, 3. 5. 1898.

62 HT Nr. 99, 29. 4. 1911.

63 HT Nr. 101, 2. 5. 1911 (Maifeiern).

dürfnis zusammenzuhalten, denn selbst nach Aufhebung des Sozialistengesetzes hatten die organisierten Arbeiter noch lange Jahre unter gesellschaftlicher Diskriminierung zu leiden, wie wir am Beispiel der Haller Arbeitervereine sehen werden. Unter dem Druck des Sozialistengesetzes und als Folge der Spannungen, die zwischen der bürgerlichen Gesellschaft und der organisierten Arbeiterschaft entstanden waren, hatte letztere allmählich eine in sich abgeschlossene Welt gebildet. Die Kluft schien sich zu vertiefen. Darin liegt eine Tragik der deutschen Gesellschaft der Kaiserzeit, der erst der Burgfrieden im August 1914 vorläufig ein Ende machen sollte.

Das Leben der Haller Arbeiter organisierte sich auch um zwei Vereine, nämlich um den Arbeitersängerverein „Liberté“ und den Arbeiterturnverein, die regelmäßig zu Proben, geselligen Versammlungen und Konzerten einluden. Beide Vereine beteiligten sich an den großen Sänger- bzw. Turntagen der Sozialdemokratie in Württemberg und im ganzen Reich. Im Juli 1907 fand z. B. in Heilbronn der Dritte Sängertag des württembergischen Arbeitersängerbundes statt. Über 60 Gruppen waren aus dem ganzen Land sowie aus badischen und bayerischen Nachbarstädten gekommen. Die Sänger bildeten einen Zug, der durch die Straßen an einer dicht gedrängten Menge vorbeidefilerte. In den Wirtschaften waren Büffets angerichtet worden.

In der Festrede betonte Karl Hildenbrand die Bedeutung des Gesangs für die Arbeiterbewegung. Er bemerkte, die Arbeitergesangsvereine und der Arbeitersängerbund würden von den Gegnern ebenso bekämpft wie die politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen. Die Ziele des Arbeitersängerbundes seien, die Poesie und den Freiheitsgesang zu pflegen, die Schöpfungen der größten Dichter des 19. Jahrhunderts und die Ideale, die darin liegen, im Gesang zu verbreiten und der ganzen Menschheit näherzubringen. Er zitierte Uhland: *Sie sangen von Lenz und Liebe,/ Von seliger, goldener Zeit,/ Von Freiheit, Menschenwürde,/ Von Treue und Heiligkeit.* Darauf bemerkte er polemisch: *Diese Verse treffen auf die bürgerlichen Gesangsvereine schon längst nicht mehr zu. Sie singen allerdings noch von Lenz und Liebe. Von Freiheit und Menschenwürde wollen sie jedoch nichts mehr wissen.* Wenn Hildenbrand sich polemisch zeigte, so hatte er gute Gründe. Der Schwäbische Sängerbund hatte gedroht: Die Vereine, die am Heilbronner Sängertag teilnehmen würden, sollten aus dem Bund ausgeschlossen werden. Und die Eisenbahnverwaltung hatte den Arbeitern die Fahrpreismäßigung verweigert, die sie sonst jedem Kriegerverein oder jedem Viehmarkthändler gewährte. In dieser Diskriminierung sah Hildenbrand eine Aufforderung zum Kampf für Wahrheit, Gleichheit und Gerechtigkeit. *Der Arbeitersängerbund muß durch den Gesang die Massen begeistern, erklärte er, um das große Ziel zu erreichen, daß diejenigen, die arbeiten, auch so viel verdienen, um ein menschenwürdiges Dasein führen zu können, daß in Staat und Gesellschaft Freiheit und Gerechtigkeit durchgeführt werden. Dann erst ist das große Menschheitsideal erreicht und ist es möglich, daß wir zufrieden sein können*⁶⁴.

64 HT Nr. 165, 18. 7. 1905.

Die gleiche Stimmung beseelte die große Versammlung, die der Haller Arbeiterturnverein „Vorwärts“ von Hall am 19. Februar 1910 veranstaltete. Der Gemeinderat, an den er sich schon mehrere Male gewandt hatte, hatte ihm wiederholt die Möglichkeit verweigert, die städtische Turnhalle zu benutzen. Deshalb hatte er sich entschlossen, diese Art Protestversammlung abzuhalten. Turngenosse Frey aus Stuttgart trat hier als Redner auf. Er erinnerte an die Ursprünge des Turnwesens, dessen Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit die Arbeiterbewegung erkannt habe. Er erwähnte die Gründung der Deutschen Turnerschaft, die 1865, in der Zeit der Nationalbewegung, gegründet worden war. Warum hatten die Arbeiter eine eigene Turnerschaft ins Leben gerufen? *Derjenige, der gewöhnt ist, sich frei zu bewegen, den Körper von allen Übeln frei zu machen, ist auch von einem freieren Geiste beseelt*, erklärte Frey. *Der freie Geist läßt sich aber nicht so leicht in Fesseln schlagen*. Der Redner weigerte sich, eine direkte Verbindungslinie zwischen Jahn und der jetzigen Zeit zu sehen; es waren, meinte er, ganz andere Zeiten. Was er aber bei der frühen Turnerbewegung betonte, war, daß Jahns Anhänger *eifrige Verfechter der freiheitlichen Ideen* gewesen waren. Noch bis in die 60er und 70er Jahre des 19. Jahrhunderts hinein hatte ein freiheitlicher Zug durch die Organisation der Turnerei geweht. Dr. Ferdinand Götz, der 1910 immer noch an der Spitze der Deutschen Turnerschaft stand, war noch in den 70er Jahren ein radikaler Verfechter freiheitlicher Gedanken. Weil dann ein deutlicher Wandel in der Deutschen Turnerschaft eingetreten war, hatte ein Teil der Turner dieser Organisation den Rücken gekehrt. Die Konservativen in der Leitung der Deutschen Turnerschaft bezeichnete Frey als unfähig, sich dem *Zuge der Zeit* anzupassen, und er warf ihnen auch vor, sich unduldsam gegenüber den freiheitlich gesinnten Elementen verhalten zu haben, so daß letztere die Organisation hatten verlassen müssen. Unter diesen Umständen war der Arbeiterturnerbund ins Leben gerufen worden⁶⁵.

Zu den Zielen der Arbeitervereine gehörte auch die Aufklärung der Arbeitermassen über die großen Fragen der Zeit. Deshalb veranstaltete der Haller Arbeiterverein Vortragsabende. Eines der wichtigsten Themen der soziodemokratischen Propaganda bildeten der Militarismus und der Weltfriede. Als der Zar 1898 die Einberufung einer internationalen Abrüstungskonferenz vorschlug, sahen die Sozialdemokraten in dieser Initiative, wie ihr Reichstagsabgeordneter, der Darmstädter Kramer, sagte, *ein wertvolles Mittel zur Agitation gegen den Militarismus*. *Unsere heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse lassen einen dauernden Frieden gar nicht zu*, erklärte Kramer. *Die Kriegslust ist gewissen Kreisen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß man nicht an eine Abrüstung herantreten will, und dann ist die Soldateska nicht nur gegen den äußeren, sondern zugestandenermaßen auch gegen den 'inneren Feind' gerichtet, sie soll die Massen der Arbeiter niederhalten. Deshalb will die bürgerliche Gesellschaft nicht auf die stehenden Heere verzichten*⁶⁶. Die Botschaft war klar: Einen radikalen Wandel in den gesellschaftlichen Zustän-

65 HT Nr. 41, 19. 2. 1910, 2. Blatt.

66 HT Nr. 236, 9. 10. 1898 (Leitartikel).

den der Staaten betrachteten die Sozialdemokraten als eine Voraussetzung für den Weltfrieden. Auf dem Stuttgarter Parteitag vom 8. Oktober 1898 begrüßte Bebel den Vorschlag des Zaren⁶⁷. Die Sozialdemokraten aller Länder sahen sich dadurch in ihrer Opposition gegen *die an Wahnsinn grenzenden militärischen Rüstungen* bekräftigt. Im März desselben Jahres hatte der Reichstagskandidat Seyther in Hall über die Flottenvorlage referiert. Er meinte u.a., daß Verträge besser seien als Kriegsschiffe, um die deutsche Flotte auf den Meeren der Welt zu schützen⁶⁸.

Die Agitation der Volkspartei, des Haller Friedensvereins und der Haller Sozialdemokraten für den Frieden blieb offensichtlich nicht ohne Wirkung. Man kann einen Zusammenhang sehen zwischen dieser Agitation und der Tatsache, daß die Kriegervereine im Oberamtsbezirk Hall weniger Erfolg hatten als in anderen. Dieser Tatbestand charakterisierte aber nicht unbedeutende Teile des Landes. Die „Württembergische Kriegszeitung“, das Organ des Württembergischen Kriegerbundes, bemängelte, daß es im Lande Oberamtsbezirke gebe, in dem nicht einmal die Hälfte der Gemeinden Kriegervereine besaßen. Das hing wohl damit zusammen, daß Württemberg sich zum Kerngebiet der Deutschen Friedensgesellschaft entwickelt hatte. Hier übte die Volkspartei, als „Partei des Friedens“, einen maßgeblichen Einfluß aus. Der anonyme Einsender eines Artikels im „Haller Tagblatt“ bedauerte 1910 diesen Tatbestand und bemerkte: *Der Oberamtsbezirk Hall zählt nur 10 Kriegervereine mit insgesamt 1.123 Mitgliedern. Damit ist er von allen ihn umgebenden Oberamtsbezirken bedeutend überholt, obwohl er dichter bevölkert ist*⁶⁹.

Die internationalen Beziehungen, der Weltwirtschaftsbetrieb, d. h. die beginnende „Globalisierung“, war neben dem Imperialismus und dem Militarismus eine der großen Fragen der modernen Welt, zu der die Sozialdemokraten Stellung nahmen. *National und international* war das Thema eines Vortrags, den der sozialdemokratische Führer Seyther im September 1901 im Haller Gasthaus „Zum Pflug“ auf Einladung des Arbeitervereins und der Vereinigten Gewerkschaften hielt. *Das moderne Wirtschaftsleben hat internationale Vereinbarungen erforderlich gemacht, um die Interessen über die Grenzen hinaus auszugleichen, viele Berufsbranchen und Interessengruppen veranstalten internationale Kongresse*, erklärte Seyther. *Das ist eine natürliche Entwicklung der Welt. Ebenso natürlich haben sich die Arbeiter in gewerkschaftlichen und politischen Organisationen vereinigt, um ihre Interessen zu wahren. International ist aber vor allem das Kapital. Die verschiedensten Gruppen des Unternehmertums: Syndikate, Trusts, Ringe haben sich über die ganze Welt verbreitet. Der Arbeiter, der nichts sein eigen nennen kann als seine Arbeitskraft, die er so teuer wie möglich zu verkaufen sucht, fühlt auch die Notwendigkeit, sich international zu organisieren. Ein internationales Klassenbewußt-*

67 Sozialdemokratischer Parteitag, Stuttgart, 8. Oktober, in: HT Nr. 237, 11. 10. 1898.

68 HT Nr. 55, 8. 3. 1898.

69 Der Oberamtsbezirk Crailsheim zählte 23 Vereine (1.495 Mitglieder), Gaildorf 21 (1.565 Mitglieder) und Weinsberg 29 (1.474 Mitglieder), vgl. HT Nr. 33, 10. 2. 1910.

sein allein kann die Interessen der Arbeiter wirksam wahren im Kontext der Entwicklung der Welt.

Seyther bemühte sich, namentlich den Gegnern der Sozialdemokratie zu antworten. Dieser wurde immer wieder Mangel an Patriotismus vorgeworfen wegen ihrer internationalen Organisation. Weshalb sollte das nicht auch auf die Unternehmer zutreffen? *Sind übrigens auch nicht alle Staatsangehörigen irgendwie international gesinnt durch ihre Religion, ihren Beruf oder die Handelsbeziehungen?* Diese Tatsache führte Seyther zu einer Überlegung über den Patriotismus. Im Patriotismus sah er nur ein Mittel, alle diese verschiedenen Interessen zusammenzuhalten. *Deshalb sucht man ihn durch den Schulunterricht den Kindern einzupflanzen*, erklärte er weiter. *Man sucht ihn durch Demonstrationen, Reden auszubilden und wach zu halten.* Dieses *anerzogene Gefühl*, stellte er fest, hatte schon *zu den größten Verirrungen geführt*. Im Namen des Patriotismus wurden auch die Rassen gegeneinander gehetzt. Betrachtete er die ständigen Änderungen in den Grenzen zwischen den Ländern, dann konnte Seyther im *engeren Patriotismus* nur ein Übel sehen. Ging er davon aus, daß es keine reine Rasse mehr gibt, konnte er den Patriotismus auf rassischer Grundlage nur *unberechtigt* finden.

Einige vertraten die Ansicht, man würde diesem Tatbestand ein Ende machen durch die Schaffung einer Weltrepublik, die alle Staaten und alle Menschen unter einer Regierung vereinigen würde. Eine solche Republik betrachtete Seyther als unmöglich. Das internationale Verkehrswesen sollte aber gefördert und ausgebaut werden. Dann würden sich die Menschen nicht mehr gegenseitig anfeinden und unterdrücken, sie würden sich verstehen lernen. Der Sozialismus erschien ihm als die geeignete Lösung, um dieses Ziel zu erreichen, da er überall verstanden sei und die Interessen der Menschen überall die gleichen seien. Die moderne Produktionsweise hatte, meinte Seyther, eine allgemeine Verwirrung angerichtet in den Köpfen der Arbeiter und der Unternehmer. Die Unternehmer suchten, die *Ausbeuterei* international zu organisieren; die Arbeiter hatten ihrerseits die Notwendigkeit, ihre Solidarität international zu verstärken, erkannt. Seyther glaubte aber an die Möglichkeit, *Staatenverbände* aufzubauen, eine *Kulturwelt* zu schaffen, die die Interessen der Arbeiter einheitlich wahren und die Produktion dem Konsum anpassen würde. Solche Vorstellungen konnten nicht von heute auf morgen in die Praxis umgesetzt werden, gab er zu. Notwendig war zunächst eine Aufklärung der Massen. Die Massen mußten in die neue Ordnung hineinwachsen und selber darauf hinwirken, daß die zukünftige Gesellschaftsordnung in ihrem Interesse gestaltet werde. Wenn der große Moment kommt, erklärte Seyther abschließend, müssen die Massen fähig sein, die Verwaltung und die Produktion in die Hand zu nehmen und wirksam weiterzuführen.

So lautete der sozialdemokratische Diskurs, den die Haller vor 1914 zu hören bekamen. Die Sozialdemokratie war aber damals ebenso gespalten wie das liberale Lager, und zwar nicht nur wegen des Revisionismus, der zentrale Aussagen des Marxismus neu zu bewerten suchte. Die Ausführungen von Seyther waren, wie man sieht, eher vorsichtig und gemäßigt. Er ließ bewußt die Frage des *Zukunfts-*

staaten offen, die bestehenden Zustände betrachtete er als ein mögliches Mittel für das Proletariat, die Gesellschaft im legalen Rahmen neu zu gestalten.

Eine heikle Frage war auch die des Verhältnisses der Sozialdemokratie zur demokratischen Volkspartei. Dies offenbarte sich ganz klar auf der Stuttgarter Landesversammlung der württembergischen Sozialisten im April 1905, die 800 Delegierte aus 143 Orten versammelte. Es stellte sich als schwierig heraus, eine einheitliche Linie zur Frage der Haltung gegenüber der Volkspartei nach ihrer „Rechtsschwenkung“ zu finden. Die Radikalen polemisierten in der „Schwäbischen Tagwacht“, dem Organ der württembergischen Sozialisten, gegen den „Stuttgarter Beobachter“. Die Realisten befürchteten aber eine Isolierung der Sozialdemokratie, die vor der Reichstagswahl zu vermeiden sei, denn taktische Wahlallianzen mit den Demokraten blieben eine Notwendigkeit⁷⁰. Die Sozialdemokratische Partei erklärte, sie wolle für die Interessen der Gesamtheit eintreten⁷¹. Diesen Anspruch sprach ihr aber die Volkspartei ab, die ihr eben vorwarf, einseitig die Sonderinteressen einer einzigen Klasse zu vertreten, während sie, die Volkspartei, für die Interessen aller Klassen zu wirken behauptete.

Fazit

Diese Skizze einer Geschichte der Erben der 48er Revolution im Hall der Kaiserzeit zeigt deutlich die Folgen der Trennung der bürgerlichen und der sozialen Demokratie. Männer wie Friedrich Naumann und Theodor Barth arbeiteten um die Jahrhundertwende unter der Parole „von Bebel bis Bassermann“ auf die Bildung einer breiten Front aller fortschrittlich gesinnten Deutschen hin. Die Aufgabe dieser regierungsfähigen Front sollte es sein, eine demokratische Alternative für Deutschland vorzubereiten. Sie erkannten die Notwendigkeit, das Reich ohne Gefahr den Forderungen der Modernität anzupassen. Diese Bemühungen kamen aber zu spät. Sie blieben ohne Wirkung, weil der Druck des Systems zu groß war. Dieser Wunsch nach einer Parlamentarisierung der konstitutionellen Monarchie ging nicht in Erfüllung, das Wettrüsten nahm kein Ende. In Frankreich wie in Deutschland beherrschte der Chauvinismus die Geister. Es handle sich um den inneren oder um den äußeren Frieden, die Agitation der fortschrittlichen Kräfte mußte ohne Wirkung bleiben.

Diese Fallstudie Schwäbisch Hall zeigt aber auch, daß die deutsche Gesellschaft der Kaiserzeit ein großes Potential an alternativen Kräften offenbarte, die sich allerdings nicht zu einem harmonischen Ganzen vereinigen konnten, weil diese Gesellschaft sich zu einer Milieugesellschaft entwickelt hatte, die tiefe Risse aufwies. Die allgemeine Krise, die daraus resultierte, daß die Milieus die Probleme der Mo-

70 Aus dem Parteileben. Landesversammlung der Sozialdemokraten Württembergs. Stuttgart, 25. April, in: HT Nr. 95, 25. 4. 1905.

71 100 Jahre SPD (wie Anm. 16), S. 26.

dernität nicht überwinden und meistern konnten, mußte zu einer Explosion führen. Der Erste Weltkrieg und der Burgfrieden – das, was man den Geist vom August 1914 genannt hat – wirkten nur als retardierende Momente.

Anhang

50 Jahre Schwäbische Volkspartei⁷². Rede von Theodor Heuss, gehalten in Hall bei dem Sommerfest der Fortschrittlichen Volkspartei im Juni 1914 (Bericht im „Haller Tagblatt“)

[...] Wenn man Jubiläen des Liberalismus oder der Demokratie feiern wollte so, wie es üblich geworden ist, fortgesetzt Jubiläen zu feiern in unserer festesfreudigen Zeit, da hätte man vielfach Gelegenheit dazu. Denn Liberalismus und Demokratie sind Geistesbewegungen, die durch die Jahrtausende der Geschichte immer wieder hervortretend die Welt umgestaltet haben. Aber die großen Bewegungen des Liberalismus und der Demokratie, die die deutsche oder europäische Geschichte mitgestaltet haben, – Redner erinnerte besonders an die deutsche Reformation, an die Geschichte des englischen Liberalismus, an die große französische Revolution von 1789 – sie haben sich nicht vollzogen im Rahmen von Parteibewegungen, sie sind elementar aus dem Volk selbst herausgebrochen.

Auch das Jahr 1848, das wir jenen Bewegungen an die Seite zu stellen berechtigt sind, war nicht die Leistung einer Partei, sondern ist vom ganzen Volk ohne Gliederung in Parteien geschaffen worden. Vorher war eine Parteiorganisation im heutigen Sinn überhaupt gar nicht möglich im alten Feudalstaat, der erst durch die französische Revolution und durch die Bewegung von 1813–1815 gebrochen worden ist. Dieser Feudalstaat gewährte keine Rechtsfreiheit, keine Versammlungsfreiheit, keine Vereinsfreiheit, diese Voraussetzungen alles parteimäßigen Lebens. Und auch alles, was in den Vorbereitungs Jahren, wie man sie nennen könnte, von 1815 bis 1848 an politischer Vereinsgestaltung vorhanden war, konnte sich gar nicht in eigentliche politische Organisationen umformen. Turnvereine, Gesangsvereine, Schützenvereine waren damals die Träger der freiheitlichen Bewegung. Wir schätzen deren Bedeutung hoch, darum denken wir uns aber doch die Sache nicht

72 „50 Jahre Schwäbische Volkspartei“ war der Titel der zweiten Hauptrede, die Theodor Heuss am 7. Juni 1914 beim Sommerfest der Unterländer Volkspartei in Hall hielt. Die „Fortschrittliche Volkspartei“ hatte zum Ausbau ihrer Organisation das Land in einzelne Kreise eingeteilt. Der Unterländer Organisationskreis umfaßte in der Hauptsache den 3., 11. und 12. württembergischen Reichstagswahlkreis. Dieser Unterländer Verband hielt am 7. Juni 1914 sein Sommerfest in Hall ab. Theodor Heuss war von 1912 bis 1918 Chefredakteur der „Neckar-Zeitung“. Vgl.: Sommerfest der Fortschrittlichen Volkspartei. (Unterländer Verband.) Hall, 7. Juni. „50 Jahre Schwäbische Volkspartei“, in: HT Nr. 131, 9.6.1914, S. 2.

so, wie Herr von Oldenburg-Januschau⁷³ einmal im Reichstag gesagt hat: Die Liberalen stellen sich die Bildung des Deutschen Reiches so vor, daß man hinausgezogen sei mit Singen, Turnen und Schießen und auf einmal sei eines schönen Tages das Reich dagewesen. Aber jene Vereinigungen waren eben damals die einzige Form, in der überhaupt Gemeinschaftsgeist und Gemeinschaftssinn gepflegt werden konnte.

Erst das Jahr 1848 hat den plötzlichen Willen und die plötzliche Tat der politischen Organisation geschaffen, hat aber gleichzeitig auch gezeigt, daß politische Organisationen nicht dadurch allein Bestand haben, daß Männer mit Hingabe und feuriger Begeisterung, mit dem Glauben an die Aufgaben und an die Kraft des Volkes die Träger und Führer der politischen Entwicklung des Volkes sind und sein wollen, sondern daß dazu Sammlung, Vorbereitung, Festigkeit gehört. Wenn das Jahr 1848 nicht in dem Sinne abgeschlossen hat, wie im Frühjahr desselben die gläubigen Deutschen meinten, dann war das zum großen Teil deshalb der Fall, weil die Begeisterung zu rasch ihre Form gefunden hat, daß nicht vorher die richtige langsame Erziehungsarbeit eingesetzt hat. Es muß das eine wunderbare Bewegung damals im deutschen Volk gewesen sein, deren Eindruck auch wir heute rückschauend uns nicht entziehen können. Aber was fehlte, das war das, daß die Männer, die im Vorkampf standen, keine geschlossenen, keine kampfbereiten Massen hinter sich hatten, sondern nur Stimmungen und Gefühle, aber nicht feste Formen.

Und deshalb beginnt von 1848 an erst das, was man im heutigen technischen Sinn Partei nennt. In den Anfängen der 60er Jahre ist zuerst auf preußischem Boden die Deutsche Fortschrittspartei, dann durch Lassalle der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein gegründet worden. In Württemberg sehen wir im Jahr 1864 die Ideale und Gedanken der alten Achtundvierziger zu neuer Parteiform gelangen nach dem Tode des alten Königs Wilhelm. Der Redner hob hiebei insbesondere das Triumvirat der drei alten Achtundvierziger: Julius Haußmann, Karl Mayer und Ludwig Pfau als die eigentlichen Gründer der Schwäbischen Volkspartei hervor. Alle drei hatten das Los gezogen, das damals den Freiheitskämpfern beschieden war: sie mußten ins Ausland flüchten und wurden wegen Beteiligung an der „auführerischen Bewegung“ zu zum Teil langjährigen Gefängnisstrafen verurteilt.

Der Redner entwarf in knappen Zügen ein pietätsvoll gezeichnetes Lebens- und Charakterbild dieser drei um die Württembergische Volkspartei so verdienten Männer und schilderte dann weiterhin das Auftauchen und die Entwicklung der „deutschen Frage“, ausgehend von der schleswig-holsteinschen Frage im Jahr 1863, hindurch durch das Jahr 1866 bis 1870/71. Der Redner versuchte hiebei auch den Haß dieser führenden Männer und alten Achtundvierziger gegen Preußen und Bismarck verständlich und erklärlich zu machen. Das Problem „großdeutsch“, d. h. ein Deutschland *mit* Österreich, oder „kleindeutsch“, ein Deutschland *ohne*

73 Elard von Oldenburg-Januschau (1855–1937) war ein Vertreter der ostelbischen Großgrundbesitzer. Als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des Reichstags gehörte er zu den radikalen konservativen Agrariern.

Österreich unter Preußens Führung, ist durch die geschichtliche Entwicklung gegen die alte Demokratie entschieden worden.

Das ist der Gang der Geschichte 1866 und 1870, den wir offen anerkennen müssen, auch wenn die Geschichte anders gesprochen hat, als unsere politischen Väter geglaubt haben. Aber man muß auch so viel Gerechtigkeit walten lassen, um die Empfindung jener Männer nach ihrer geistigen Art und der ganzen Struktur ihres Gefühls und Gemüts zu verstehen. Dankbar anzuerkennen ist aber unter allen Umständen, was diese drei Männer geschaffen und geleistet haben, indem sie das ganze Land mit volksparteilichen Organisationen überzogen, denen die großen Erfolge der jungen Organisation zu Ende der 60er Jahre zu verdanken waren.

Des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts Erwähnung zu tun, wurde nicht vergessen. Die Gründung des Reichs brachte dann den bekannten Umschwung, wo die öffentliche Meinung auf die andere Seite hinüberging. Bis in die 90er Jahre war dann für die Volkspartei das Glück bei den Wahlen schwanke, bis im Jahr 1895 die Volkspartei aus der lange innegehabten Oppositionsstellung heraustritt und im Landtag die Führung übernimmt. Die drei großen Reformen der Verwaltungs-, der Verfassungs- und der Steuerreform, kennzeichnen diese Ära, womit die programmatischen Forderungen der Volkspartei seit 1864 einen gewissen Abschluß gefunden haben.

In einer Würdigung der Leistungen der Volkspartei und der Männer, die ihr 1864 die politische Organisationsform gaben, führte der Redner in diesem Zusammenhang besonders aus, daß für das Empfinden dieser volksparteilichen Führer das Wort Demokratie aufs innigste verknüpft war mit allem, was Volkstum heißt im weitesten und tiefsten Sinn dieses Wortes. Die Karl Mayer usw. könnte man in diesem Sinn sogar als konservativ bezeichnen, weil sie an die gesunden alten Anschauungen und Grundsätze des schwäbischen Volkstums glaubten, das sie gegen militaristische, bürokratische und orthodox-pietistische Einflüsse schützen und von der Bevormundung des Schreibertums, unter dem kein Staat so gelitten hat wie Württemberg, befreien wollten. Mit diesem Glauben an das Volk aber verbanden sie auch jenen Sinn für humanitäre Fragen, die über die enge nationalistische Auffassung hinausreichten, ein gewisses weltbürgerliches Gefühl aus der Zeit Schillers und Kants, fern allem, was Chauvinismus, Militarismus usw. heißt. Diese Leute, die aus der Heimat hinausgeworfen worden waren, hatten im Ausland gelernt, gerecht zu urteilen auch über die Leistungen und die Arbeiten anderer Völker. So vereinigten sie schwäbischen Heimatssinn und Treue gegen die Heimat mit der Toleranz und der Duldung gegenüber Leistung anderer. Was ihnen fehlte und gewissermaßen fehlen mußte, das war der eigentliche Staatssinn in der engeren Auffassung des Worts. Sie, die ihre besten Jahre draußen im Exil zugebracht hatten, sie konnten unmöglich in dem Sinn Staatspolitiker sein wie die, die im Lande geblieben waren. Es hatte für sie ungeheure Vorzüge gehabt, daß sie draußen im Ausland waren; sie kamen zurück mit der Ungebrochenheit ihres Idealismus. Aber um so schwerer mußte für sie auch die Enttäuschung sein, die sie durch den Gang, durch die „Korrektur“ der Geschichte erleben mußten.

Weiterhin wies der Redner darauf hin, daß die Schwäbische, bzw. Süddeutsche Volkspartei innerhalb des deutschen Liberalismus als erste in ihr Programm aufgenommen hat die sozialpolitischen Probleme im engeren Sinn. Es ist dies das besondere Verdienst Leopold Sonnemanns. So war es kein Zufall, sondern eine gewisse geschichtliche Notwendigkeit, daß die Bewegung, die sich an den Namen Friedrich Naumann anschließt, in keinem Land, in keiner alten Gemeinschaft politischer Art so starken Anklang und so freudige Aufnahme gefunden hat als bei uns und bei der Württembergischen Volkspartei, und es war kein Zufall, daß Naumann, der in politischer Gedankenprägung Neues und Großes für die Arbeit der nächsten Jahrzehnte geleistet hat, in unserem Lande und in der Organisation der Württembergischen Volkspartei auf die Stelle gestellt wurde, wo er weiter arbeiten und befruchtend wirken konnte.

Wir sind stolz darauf, daß auch von unserem Lande aus Anregungen ergangen sind dazu, daß der entschiedene deutsche Liberalismus in eine einheitliche, große Parteiform gebracht werden konnte. Gerade die Schwaben, die in den besonderen Verdacht des Partikularismus und der besonderen Freude an ihren Institutionen stehen, haben bei der Auseinandersetzung über die Zukunft des deutschen entschiedenen Liberalismus *als erste* parteimäßig in der Heilbronner Resolution [13. 11. 1903] ihren Willen und ihre Bereitschaft ausgedrückt, mit den anderen deutschen freisinnigen Parteien einen einheitlichen Parteikörper zu schaffen. Wir danken es vor allem Naumann und Payer, daß sie mit dazu geholfen haben, daß unsere alte Württembergische Volkspartei aufgegangen ist in der großen Deutschen Fortschrittlichen Volkspartei. Gewiß war dazu mancher Verzicht auf gewisse Stimmungen nötig. Es wurde gesagt: Wir verkaufen uns an jemand, den wir noch nicht genau kennen usw. Aber wir wissen, daß wir mit diesem Anschluß nicht nur von den anderen genommen haben und nehmen, sondern daß das, was das württembergische Volk und die württembergische Eigenart dem gesamten deutschen Linksliberalismus zu geben hat, nicht wenig ist, daß wir die Tradition der Kämpfe von 1848 und unsere Grundsätze von 1864 als einen bedeutenden Aktivposten in diese neue Gemeinschaft mit hereingebracht haben und bringen.

Wenn wir stets dankbar der Männer wie Karl Mayer, Julius Haußmann und Ludwig Pfau gedenken, so treiben wir damit keinen Personenkultus, der sich mit dem Wort Demokratie nicht verträgt. Man hat schon gesagt, daß Mißtrauen die vornehmste Tugend der Demokratie sei. Aber die Geschichte der Volkspartei lehrt auch, daß die vornehmste Tugend der Demokratie auch das Vertrauen ist zu den Männern, die eine Autorität sich nicht angemaßt, auch nicht geerbt haben, sondern denen sie vom Volk selbst verliehen worden ist. Wir treiben so keinen Personenkultus, wenn wir die Männer, die mit Opfermut und Hingabe für die Partei eingetreten sind, ehren und ihnen Dank sagen und ihnen zurufen: Ihr habt manchmal eine andere Sprache geredet als wir, habt andere politische Aufgaben gehabt als wir. Wir müssen uns auf eigene Verantwortung und Gefahr in unserer politischen Arbeit einrichten. Aber das, was Ihr uns gegeben habt, das, wofür wir Euch immer Dank schulden, das große Beispiel des Glaubens an das Volk, das ist die Arbeit für

die Gesamtheit des Vaterlandes, die Arbeit, die auch wir leisten und zu der wir uns vereinigt haben. Das ist der Dank, den wir der Geschichte, den wir dem Namen unserer Vorfahren schuldig sind. (Lebhafter, anhaltender Beifall.)

Die März-Ereignisse von 1848⁷⁴

Wir und mit uns eine große Menge des deutschen Volkes sehen den 18. März an als einen Tag der Trauer; aber wir gedenken seiner auch mit einem Gefühl der Erhebung, da wir wissen, daß von diesem Tage an die konstitutionelle Ära in Preußen besteht und daß damit die Gründung des deutschen Reiches zusammenhängt. Ohne diese Änderung in Preußen hätten wir kein deutsches Reich und keinen deutschen Reichstag. Und ich glaube, es gibt keinen ungeeigneteren Ort, diesen Tag zu schmähen, als den deutschen Reichstag, der gerade diesem Tage seine Entstehung verdankt.

Mit diesen Worten erwiderte würdig und unter lebhafter Zustimmung der Linken, allerdings auch unter Widerspruch von rechts, der freisinnige Abgeordnete Munkel⁷⁵ am letzten Freitag im Reichstag. Er trat damit dem Kriegsminister von Goßler entgegen, der den 18. März als eines der traurigsten Blätter der preußischen Geschichte bezeichnet hatte, nachdem der Abgeordnete Bebel den 50jährigen März-Erinnerungstag nicht vorübergehen lassen zu dürfen geglaubt hatte, ohne auch im Reichstag des „großen Kampfes“ zu gedenken, „wo das Volk sich die Rechtsgleichheit aller Stände errang“.

Seit den stürmischen Februar- und Märztagen von 1848, in denen das festländische Europa, mit alleiniger Ausnahme des aus seinem politischen Halbschlummer noch nicht erwachten Zarenreichs, von revolutionären Fieberschauern geschüttelt wurde, sind fünf Jahrzehnte bereits dahin gegangen. Einer wirklich unparteiischen, rein objektiven Würdigung der damaligen Vorgänge wird man jedoch nur in sehr seltenen Fällen begegnen. In den Anschauungen, die im Reichstag Herr von Goßler und später der Abgeordnete von Puttkamer über die Ereignisse von 1848 entwickelten, können wir ein solch objektives Urteil über diese so viel gerühmte und so viel gescholtene Zeit nicht erblicken, deren Charakterbild – diese Reichstags-sitzung vom letzten Freitag hats wieder gezeigt – auch heute noch „von der Partei Haß und Gunst entstellt, schwankt in der Geschichte“.

Gewiß war das Jahr 1848 ein „tolles Jahr“. Aber trotz alledem ist mit diesem tollen Jahr 1848 auch in Deutschland ein „Völkerfrühling“ angebrochen. In die Herzen der Massen hinein ist damals, wie z.B die „Allgemeine Zeitung“ schön und tref-fend ausgeführt hat, die nationale Saat ausgestreut worden, die späterhin unter Sturm und Drang hervorzusch. Was in jenen Tagen gesäet wurde, konnte 1866

74 HT Nr. 67, 22. 3. 1898.

75 Der Rechtsanwalt und Notar August Munkel (1837–1903) war Mitglied der Freisinnigen Volkspartei.

und 1870 geerntet werden. Das Verlangen nach einer befriedigenden Landesordnung in Deutschland, nach einer großen deutsch-nationalen Gemeinschaft war bei den Edelsten und Besten ihres Volkes ja auch vor 1848 schon lebendig gewesen. Der großen Mehrheit der Bevölkerung aber wurde der nationale Gedanke erst damals tief eingepflanzt, und ebenso erschloß sich inmitten der revolutionären Stürme auch gar manchem gekrönten Haupt das volle Verständnis für die werbende Macht dieses Gedankens und die Erkenntnis der Notwendigkeit, ihm wesentliche Souveränitätsrechte zum Opfer zu bringen. Zwei Tage nach dem blutigen 18. März legte Friedrich Wilhelm IV. die schwarz-rot-goldene Armbinde an, zum Zeichen dafür, daß „Preußen fürderhin in Deutschland aufgehen“ solle. „Ich trage Farben, die nicht mein sind“, äußerte er an der Stelle, an welcher das Denkmal seines großen Ahnherrn, Friedrich des Einzigen, sich bald erheben sollte, zu den ihn begrüßenden Massen. „Aber ich will nichts damit usurpieren; ich will keine Herrschaft, ich will Deutschlands Einheit und Freiheit, ich will Ordnung. Indem ich das nationale Banner ergreife, stelle ich mich an die Spitze des ganzen Volkes, und ich glaube, daß die Herzen der Fürsten mir entgegenschlagen und daß der Wille des Volkes mich unterstützen wird.“ Der hochgesinnte Herrscher hat späterhin bei dem Bestreben, sein Versprechen einzulösen, die schwersten Enttäuschungen erfahren. Bei weitem nicht alle Fürstenherzen schlugen damals schon warm und andauernd für den Plan, Deutschland unter Preußens Führung zu einigen. Gegenüber dem Widerstreben seiner hohen Genossen erlahmte die Tatkraft des Königs. Nicht getäuscht hat ihn dagegen die Überzeugung, daß das Volk den nationalen Gedanken, den es gleich ihm auf sein Banner geschrieben hatte, auch fernerhin hochhalten werde.

Den Tag, an welchem er seine Verwirklichung finden sollte, hat Friedrich Wilhelm IV. nicht mehr erlebt. Die Kaiserkrone, welche die Vertreter des deutschen Volkes in der Paulskirche ihm anboten, mochte er gegen der Fürsten Willen nicht annehmen; er hartete des goldenen Reifes, der im Feuer des Kampfes geschmiedet werden sollte und den Fürsten und Volk ihm darreichen würden. Was er damals vorausschaute, wurde im Spiegelsaale des Schlosses zu Versailles zur Tat. Freilich hatte inzwischen Wilhelm I. den preußischen Thron bestiegen und ein Bismarck seine gewaltige Kraft daran gesetzt, durch Blut und Eisen die nationalen Ideale zu verwirklichen, die in den Vorfrühlingstagen von 1848 die Herzen von Tausenden und aber Tausenden begeistert hatten. Unter den Stürmen des Bürgerkrieges war die Saat gelegt, in den Wettern der Schlachten die Frucht geschnitten und im Augenblick des Sieges die Ernte geborgen worden.

Erziehung zum Nationalitätenhaß⁷⁶

„Sollten wir, weil zwischen den beiden großen Mächten Deutschland und Frankreich blutige Kämpfe stattgefunden haben, dem französischen Volke unsere Hoch-

76 HZ Nr. 37, 14. 2. 1896.

achtung versagen, sollten wir ihm die Anerkennung versagen, daß es auf wirtschaftlichem Gebiet und auf allgemeinem kulturellem Gebiet ganz Hervorragendes geleistet hat und noch leistet? Ich glaube, das wäre ganz verfehlt.“

So sagte Graf Mirbach, ein Konservativer wie fast alle Grafen, am Dienstag im Reichstag. Wir geben ihm diesmal recht und möchten nur wünschen, daß alle seine Parteigenossen so denken und reden möchten und nicht nur dann, wenn es sich um den Bimetallismus handelt. Sonst sind sie Chauvinisten von der wütigsten Sorte und sie möchten haben, daß alle es wären gleich wie sie. Darum gibt man sich auch in Deutschland redliche Mühe, schon die Jugend zum Chauvinismus zu erziehen und die Art, wie „Geschichte“ in den Schulen gelehrt wird, schlägt oft der Religion und Moral ins Gesicht. Das behauptet auch ein Artikel im „Sprechsaal des deutschen Volksbundes“, dem wir folgendes entnehmen:

Es liegt System in der Art und Regelmäßigkeit, mit der unsere Chauvinistenblätter Notizen und Artikel bringen, die die Qualitäten einer gerade befehdeten Nation herabsetzen und den Haß und die Verachtung gegen diese Nation schüren sollen. Der Nationalhaß darf nicht einschlummern, denn sonst verschlechtern sich die Chancen derer, die beim Zwist der Völker die Rolle des Dritten spielen, der sich freut. Wenn im Auslande in irgend einem Buch oder einer Zeitung eine Dummheit gemacht ist, wenn dort ein moralischer Skandal sich auftut oder ein Fall von Deutschenfresserei vorkommt, so ist das für die gesamte nationalwütige Presse höchst willkommen, und auch die niedrigste Kleinigkeit wird mit kindischer Freude breitgetreten und ausgebeutet. Ob auswärtige Blätter in demselben Maße empfindlich und klein sind wie die entsprechenden deutschen Journale, kann ich nicht sagen; groß dürfte der Unterschied jedenfalls nicht sein. Zweifellos würden sie deutschfeindlichen Zeitungen um Stoff nicht verlegen sein. Wenn in französischen Schulbüchern der Rachekrieg gegen Deutschland gepredigt wird, so ist das gewiß tief zu bedauern. Aber nichts Besseres tun wir, die wir doch Sieger waren, wenn wir unseren Kindern von „Erbfeind“ vorreden, wenn wir sie in Zeiten des Friedens Lieder lernen und deklamieren lassen, in denen es heißt:

Es jauchzen die Trompeten auf,

Und die Standarte fliegt:

„Marsch, Marsch, in Gottes Namen darauf!

Haut ein, bis alles liegt!“

oder wenn wir noch heute lernen lassen:

Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!“

Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut;

Die Schande deiner Töchter schreit um Rache;

Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut,

wenn Paris „die Stadt des Spottes, der Blutschuld Herd“ genannt wird und von „ihrem Raub“ gesprochen wird. Was sollen unseren Kindern solche Worte, die allenfalls in der Zeit des Krieges ihre Berechtigung hatten, was soll ihnen vor allen Dingen diese widersinnige Verdrehung, daß die Untertanen der Napoleonien in Bausch und Bogen Räuber, Mörder und Mädchenschänder seien, während die Ver-

antwortung doch nur ihre Vergewaltiger trifft, die sie mit Gewalt in den Krieg trieben? Tun wir etwas Besseres, als die französischen Chauvinisten, wenn wir fortgesetzt unsere Kinder Verse lernen lassen wie:

*Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welschen Tand;
Wo jeder Franzmann heißt Feind,
Wo jeder Deutsche heißt Freund*
oder Verse wie:

*Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röten,
Mit Henkerblut, Franzosenblut.
O süßer Tag der Rache!
Das klingt allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache*

oder:

*Ihr Schützen, Gott segne euch jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblassen muß!*

oder:

*Die Reiter, sie fühlen das deutsche Blut,
Franzosen zu töten, das deucht ihnen gut.
Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!*

und was der kampfesfreudigen Ermahnungen des „Vater Arndt“ und seiner Geistesverwandten noch mehr sind. Ich entsinne mich, daß einem meiner Lehrer, der sonst kein lastger Franzosenhetzer war, dieses Lied vom Feldmarschall doch über die Schnur ging und als eine Hoheit erschien.

Wenn man in einem gerechten Kriege einen Sieg gewinnt, so hat man ja gewiß ein Recht, sich zu freuen, aber dieses Schwelgen in der Ausmalung des Elends, da den Feind betroffen, diese Freude am Dreinhauen ist durchaus nichts Edleres als das wilde Behagen, mit dem Raufbolde und Straßenjungen prahlen, daß sie so und so vielen das Nasenbein zertrümmert oder die Augen blau geschlagen haben. Aber unsere Kinder müssen das lernen, singen und sagen. Sie müssen die alten widrigen Phrasen wiederkauen vom „welschen Bubenstand“ und „welschen Trug“, von dem „alten Babel an der Seine“ und ihrem „frechen Lustgesange“, dem das „keusche deutsche Ohr“ sich natürlich verschließt, vom „welschen Banditenheer“ und von „gallischen Bösewichtern“, von der „Schlange im Westen“, „die mit Sirenensange den frommen deutschen Geist vergiften möchte“, von den „Schelmfranzosen“, von dem „Sündenpfuhl“ Paris, der „Schule des Verrats und der Tücke“, alle diese unfeinen, rohen Ausdrücke, die zu einer Zeit in Schwung kamen, als bei Burschenschaftlern und Turnern die Teutomanie ausbrach und übertriebene Derbheit für teutsche Biederkeit und Treue galt.

Ich habe schon wiederholt erklärt, daß ich solche Übertreibungen des Nationalgefühls im Lichte der dermaligen Zeit verstehen kann; für uns aber haben sie doch etwas verteuftelt Lächerliches und für unsere Kinder etwas im höchsten Grade Ver-

derbliches. Heutzutage glaubt ja doch kein vernünftiger Mensch, daß eine Nation an sich geistig und moralisch tiefer stehe als die andere, wir wissen ja doch sehr gut, daß so gleichmäßig entwickelte Kulturnationen wie Franzosen, Engländer, Skandinavier und Deutsche einander in sittlicher und intellektueller Hinsicht im ganzen durchaus ebenbürtig sind, wenn auch in einzelnen Dingen ein Volk dem andern voraus ist. [...] Jeder gebildete Mensch weiß ferner, daß es ein Hauptmerkmal beschränkter und unwissender Leute ist, nach einzelnen Vorkommnissen schlankweg zu verallgemeinern und z. B. die Franzosen wegen dieses oder jenes Skandals generell zu beschimpfen, wie auch jeder Zurechnungsfähige weiß, daß es niemals einer Nation als solche in den Sinn kommt, über eine andere herzufallen, daß sie immer erst durch eine krätige Dose von Reizmitteln berauscht und fanatisiert werden muß und daß auch dann noch die weitaus meisten an die Blutarbeit gehen, nicht weil sie wollen, sondern weil sie müssen, weil einer durch den andern in Schach gehalten wird.

Selbst bei solchen Leuten, die in stürmischen Zeiten noch in einen chauvinistischen Schwindel geraten, die sich in zehn Minuten durch ein bißchen diplomatisches Depeschenspiel, durch offiziöse Stimmungsmacherei und durch wütige Preßartikel zu einem recht unchristlichen Haß gegen jede beliebige Nation hinaufdrehen lassen, selbst solche Leute haben bei normaler, ruhiger Verfassung ein ganz deutliches Bewußtsein davon, daß die Nationalität eines Menschen sich zu seinem Menschentum etwa so verhält, wie die Erhebungen der Erdoberfläche zum Durchmesser der Planeten, daß ein Mensch erst 2000 mal Mensch ist, ehe er einmal ein Spanier oder Italiener ist, daß auf 2000 Teile Menschentum erst ein Teil nationale Eigentümlichkeit kommt.

Unsere Erziehung, namentlich unsere Schulerziehung, erweckt nur zu oft die Vermutung, als wenn sie das entgegengesetzte Verhältnis annähme, als wenn es ihr darauf ankäme, zuerst und besonders stark das Gefühl der nationalen Separierung zu kultivieren und nur, soweit die nationale Absonderung es zuläßt, im Kinde den Menschen heranzubilden. Der im allgemeinen höchst dürftige Geschichtsunterricht bietet den Kindern nicht Weltgeschichte und nicht Kulturgeschichte, die beide den Schülern gerade die Gleichheit menschlichen Strebens und menschlichen Schicksals und somit die Solidarität der menschlichen Interessen naheführen könnten, sondern er besteht zu neun Zehnteilen in nationaler Kriegs- und Dynastiegeschichte. Vom Ausland ist in der Regel nur dann die Rede, wenn es sich um Verbrechen desselben gegen Deutschland handelt, dagegen werden die Kriegszüge deutscher Kaiser ins Ausland als zweifelloseste Heldentaten charakterisiert oder doch mit schonender Milde behandelt, und solche Fälschung und bewußte Irreleitung der Kinder nennen hohe und höchste Unterrichtsbehörden dann nationalen Unterricht und rühmen sich dessen als einer herrlichen und selbstverständlichen Sache. Die Einfälle Ludwigs XIV. in Deutschland, die Verwüstung der Pfalz, die Wegnahme Straßburgs usw. sind gewiß Verbrechen der schändlichsten Art, aber ich vermag nicht einzusehen, inwiefern die Eroberungen solcher Kriegsführer wie Karls des Großen und Friedrich Barbarossas eine freundlichere Beurteilung ver-

dienen. Eine sogenannte „Kulturmission“, wie sie Karl mit der Unterwerfung der freien, heidnischen Sachsen erfüllt haben soll, ließe sich natürlich auch für Ludwig XIV. heraufstufeln, und seine Verwüstung der Pfalz war jedenfalls nicht scheußlicher als die Hinrichtung der 4.000 Sachsen zu Verden a. d. Aller oder die Zerstörung Mailands. Aber Karl und Friedrich sind „nationale Helden“, Ludwig XIV. ist es ja auch für die französischen Nationalisten. Das heranwachsende Kind verläßt die Schule fast immer mit einem bloßen oder doch wenig bekleideten Namen- oder Zahlengerippe, das zusammengefügt ist aus den Anfangs- und Endjahren der Kriege und Regierungszeiten und den Jahreszahlen der großen Schlachten. Der Schüler muß die Vorstellung mit ins Leben hinausnehmen, daß Kriege, Feldherren und Fürsten, und unter diesen weit vor allen die besonders kriegerischen Fürsten, die eigentlichen, die einzigen Weltbeweger seien. Ist es ja ein Wunder, wenn sich fürs ganze Leben die Vorstellung festsetzt, der Krieg sei der erste und mächtigste Faktor der geschichtlichen Entwicklung und darum aus der Geschichte der Menschheit nicht wegzudenken? Seit langem sind einsichtige Pädagogen bemüht, dieser Art von Geschichtsunterricht ein Ende zu machen. Aber diejenigen, die diese Reform zu Gunsten einer gewissen Kriegs- und Dynastiegeschichte hindern, wissen wohl, was sie rühren: wenn den Kindern deutlich und ausführlich zum Bewußtsein gebracht würde, was alles in der Welt neben den Kriegen und ohne die Kriege und trotz der Kriege geschieht, dann würden sie sehr bald in diesen Kriegen nicht mehr etwas Normales, nicht mehr eine gesunde, regelmäßige Emotion, sondern eine unnötige und unchristliche Ausschreitung menschlicher Leidenschaften erblicken.

Contra den Sedantag⁷⁷

Morgen jährt es sich zum 30. Mal, daß unsere deutschen Truppen bei Sedan den „Erbfeind“ in den Staub warfen. Heute stehen deutsche Truppen als Waffenbrüder mit den Söhnen des „Erbfeindes“ auf dem Boden Chinas, geführt von einem deutschen General, der vor dreißig Jahren nicht an letzter Stelle an der Niederwerfung dieses „Erbfeinds“ mitgewirkt hat⁷⁸.

Über dieser merkwürdigen Wendung ist nun teilweise in den Köpfen der „unzweifelhaft national Gesinnten“ ein Licht aufgegangen, ob es angesichts dieser Tatsachen angebracht sei, noch immer den blutigsten Fehdetag zwischen beiden Völkern als „Nationalfeiertag“ festzuhalten und weiterhin in Schulfeiern und Banketten sich an der verknöcherten Phrase vom „Erbfeind“ in künstliche Begeisterung und bronzierten Pappdeckelharnisch hineinzureden. Dieser Teil ist denn auch wirklich auf den Standpunkt gekommen, daß es der Takt erheische, die Feiern zu

77 HZ Nr. 204, 2.9.1900.

78 Gemeint ist hier der preußische General Alfred von Waldersee (1832–1904). Unter Ernennung zum Generalfeldmarschall führte er, spöttisch als „Weltmarschall“ bezeichnet, den Oberbefehl über die alliierten Truppen, die 1900 den Boxeraufstand in China unterdrückten.

unterlassen. Ja, manchmal hört man sogar leise das Bekenntnis heraus, daß vor allem not tue, „den Reichsgedanken weniger in lärmenden Äußerlichkeiten, als in ernster Mitarbeit an der Wohlfahrt des Reiches innerlich zu erhalten und zu vertiefen“. Glaubt man aber ein „Nationalfest“ nicht entbehren zu können, was immerhin mit Rücksicht auf gewisse Gesellschaftskreise und auf die Jugend zugestanden werden mag, greife man doch auf den natürlichsten Gedenktag, die Kaiserproklamation in Versailles, zurück.

Selbst das fünffache Amtsblatt⁷⁹, das jüngst erst mit gepanzelter Faust und rasseln den Versen gegen die gelbe Brut ausgeritten ist und damit den Grand prix auf der Ausstellung patriotischer Gesinnung erhalten hat, antwortet auf die Sedanfesttage mit einem „runden Nein“. Dagegen haben sich der „Merkur“ und die „Volkszeitung“ noch nicht zu diesem vernünftigen Standpunkt entwickelt.

*Völkerverständigung statt Militarismus*⁸⁰

Was das Heerwesen anbelangt, so verlangt die Demokratie (die Deutsche Volkspartei) die Schaffung eines wirklichen Volksheeres und bekämpft das immerwährende Anwachsen des Militarismus. Über die in Aussicht stehende Artillerievorlage äußerte sich der Redner folgendermaßen: Ob die Forderung für die Artillerie zu genehmigen oder abzulehnen ist, ist eine Frage, die ich hier offen lasse. Es ist möglich, daß die Verhältnisse so liegen, daß man nicht anders kann als sie genehmigen, denn wir können nicht unsere Leute mit einer minderwertigen Waffe ins Feld ziehen lassen, wenn es zum Krieg kommen sollte. Aber vielleicht reichen auch die von der Regierung zu erwartenden Erläuterungen und näheren Darlegungen zur Begründung nicht aus. Wir wissen nicht, um was es sich handelt. Wir enthalten uns im jetzigen Augenblick des Urteils. Das ist richtiger, als jetzt schon auf die vertraulichen Mitteilungen des Kriegsministers hin im Voraus zu allem Ja und Amen zu sagen. In Frankreich verweist man in dieser Frage auf das Vorgehen Deutschlands, bei uns weist man auf Frankreich hin, das vorangehe. So schiebt ein Staat die Verantwortung auf den anderen, und wenn dann beide die Schnellfeuergeschütze haben, so ist's genau wie vorher: es stehen beide einander wieder gleich stark gegenüber, gerade wie zwei Gegner, die statt der Spazierstöcke, die sie ursprünglich trugen, sich beide mit Dreschfliegeln bewaffnet haben.

Wenn die Völker ihre Interessen richtig erkennen und die Regierungen die Interessen der Völker richtig vertreten würden, und wenn beide beachteten, wie unsere wirtschaftlichen Verhältnisse die Entlastung vom Militarismus erfordern, damit wir konkurrenzfähig bleiben gegenüber Amerika, so müßte ein Weg gefunden wer-

79 Der Redakteur der „Haller Zeitung“ meint hier wohl die „Württembergische Landeszeitung“, die Ludwig Pfau *das Organ der schwäbischen Afterspreußen* nannte.

80 Auszug aus dem stenographischen Bericht über den Vortrag, den der Münchner Professor für Geschichte Ludwig Quidde am 14. Januar 1897 in Schwäbisch Hall hielt zum Thema: „Die Demokratie in der Gegenwart“, in: HT Nr. 12, 16. 1. 1897 und Nr. 13 a, 17. 1. 1897.

den, um sich zu verständigen darüber, daß man auf beiden Seiten doch diese Neu-
 belastung unterläßt und nicht gegenseitig sich die Schuld zumißt und auf beiden
 Seiten die Millionen hinauswirft, von denen nur Krupp in Essen den Vorteil hat.
 Das ist der Gedanke der Demokratie gegenüber der fortwährenden Steigerung der
 Rüstungen, und der muß zur Ausführung kommen, nicht von heute auf morgen,
 wohl aber im Laufe des anbrechenden Jahrhunderts. Das ist nicht utopistisch, denn
 ein deutscher Reichskanzler, Graf Caprivi, hat in einer Rede in Stettin diesen Ge-
 danken der Verständigung zwischen den europäischen Völkern auch ausgespro-
 chen als das Ziel der Politik des 20. Jahrhunderts, und bis dahin haben wir ja nicht
 mehr gar so weit. Das kann uns aber kein Staatsmann, und wäre es die glänzendste
 Persönlichkeit, bringen, wenn es nicht im Volk vorbereitet ist. Denn nichts von
 großen Kulturfortschritten und Umwälzungen wird erzielt, was nicht vorher in den
 Massen der Bevölkerung sich Bahn gebrochen hat. Der einzelne, und mag er noch
 so genial sein, kann nur das ausführen, dessen „Zeit erfüllet“ ist. Dafür haben wir
 im Volk zu sorgen.

Heinz Sausele (1862–1938) – Ein Heimatdichter zwischen Licht und Schatten

VON HELMUT HERRMANN

Vor 60 Jahren starb der Heimatdichter Heinz Sausele, der 1862 in Weikersheim geboren wurde und der fast 40 Jahre lang in Schwäbisch Hall lebte und wirkte. Er war ein Mitbegründer der Haller Freilichtspiele und gehörte dem Vorstand des Historischen Vereins für Württembergisch Franken an. In beiden Städten ist eine Straße nach ihm benannt.

Wer aufmerksam durch Schwäbisch Hall geht, findet am Eingang zur Unteren Herrngasse, am „Schuhbäckhaus“ aus dem Jahre 1483, eine Steintafel, in die folgende Verse eingemeißelt sind:

*Als Doktor FAUST gen HALL einst kam
Zum SCHUHBÄCK stracks den Weg er nahm.
Mit wackern Siedern früh und spat
Gar manchen scharfen Trunk er tat.
Ist nit zum Schaden ihm gereicht
Der Wein war ächt, der FAUST geeicht.
So uns die Chronika bericht't.
Ist wahrlich wahr und kein Gedicht
Das laßt ihr Leut, gesagt euch sein
und kehrt wie FAUST beim SCHUHBÄCK ein.*

Wer war nun dieser Heinz Sausele, der mit Hilfe des sagenumwobenen Magiers Dr. Faust für den „alteingesessenen Schuhbäck“ in der Haller Unteren Herrngasse die Werbetrommel rührte und der in zwei weiteren Gedichten sich des Faust-Themas annahm?

Heinz Sauseles literarisches Werk, das teilweise im Marbacher Schiller-Museum aufbewahrt wird und mehrere hundert Gedichte, zahlreiche Lieder sowie rund zwanzig dramatische Werke umfaßt, ist heute auch im Hohenlohischen weitgehend unbekannt, obwohl sein ganzes dichterisches Schaffen seiner näheren Heimat und hier insbesondere den beiden Städten Weikersheim und Schwäbisch Hall galt.

Zwei bescheidene Straßen-Bezeichnungen erinnern in beiden Städten an dieses Hohenloher Urgestein, das zu Lebzeiten die Palette der kleinstädtischen Originale an Tauber und Kocher bereicherte. Der kurze Fußweg an der Südseite des Weikersheimer Stadtparks trägt den Namen „Heinz-Sausele-Weg“ und ist gleichsam

symbolisch für das Leben dieses „Dichters zwischen Licht und Schatten“: Geradlinig wie dieser schmale Pfad entlang der alten Mauer aus Kalkbruchsteinen verliefen auch der dichterische Werdegang und das Leben von Heinz Sausele. Die hohe Mauer verwehrt zwar den Blick, aber sie wärmt auch und schützt vor den kalten Stürmen aus dem Norden. Nur an zwei Stellen wird sie durchbrochen: beim Eintritt in die Lindenallee des Stadtparks und am Ende der „langen Mauer“, wo das schmiedeeiserne Tor den Blick freigibt auf den barocken Garten und das prächtige Residenzschloß, in welchem Heinz Sausele wenige Monate vor seinem Tod von seiner Heimatstadt Weikersheim gefeiert wurde.

Als Sohn einer alteingesessenen Weingärtnerfamilie wurde Heinz Sausele am 6. Januar 1862 in Weikersheim geboren. Nach dem Besuch der dortigen „Kinder- und Volksschule“ kam er unter die Fittiche des gestrengen Diakonus Lenkner, der ihn mit den Grundzügen des Lateinischen vertraut machte. Sein Mitschüler, der Alt-Weikersheimer Otto Kienzle und spätere Feuilleton-Redakteur der „Heilbronner Stimme“, erinnert sich: „Unser Schulbetrieb war auf Strenge und Drill aufgebaut und begann am Montagmorgen meistens mit einer Tracht Prügel, die – falls sie einmal nicht verdient war – als ‚im voraus empfangen‘ zu gelten hatte. Über den Voraufschlag wurde genau Buch geführt. Unser Lehrer war der ‚zweite Stadtpfarrer‘, der bereits erwähnte Diakonus Lenkner. Mit seiner Methode hatte er augenscheinlich Erfolg..., denn auch meine Mitschüler haben, soweit ich ihren Lebensweg verfolgen kann, ihren Mann gestanden. Ich gedenke der Namen Sausele, Belschner, Emmert und nicht zu vergessen meines Veters Dr. Conrad Volck...“¹.

Auch einige jüdische Mitschüler erwähnt der Chronist, die es in Beruf und Leben weit gebracht haben und deren Nachfahren heute in den USA und in Israel leben. Die Erlebnisse in der „alten Schule“, in welcher es immer wieder einmal eine Tracht Prügel *im voraus* gab, hielten Heinz Sausele nicht davon ab, den Lehrerberuf zu ergreifen.

Nach dem Besuch der Lehrerseminare in Tempelhof und Künzelsau wird er „Lehrgehilfe“ und Unterlehrer in Ilshofen. So begann das von Pflicht und Ordnung geprägte Berufsleben eines Hohenloher Schulmeisters, eines obrigkeitshörigen und kaisertreuen Staatsdieners.

Von 1892 bis 1927 unterrichtete Heinz Sausele an der Volks- und Landwirtschaftsschule in Schwäbisch Hall, das zu seiner Wahlheimat werden sollte.

Aber Sausele war mehr als ein bloßer Unterrichtsbeamter. Von frühester Jugend an verfaßte er Gedichte, Heimat- und Mundartverse, die sich in vielen Büchern und Zeitungen verstreut finden. Dabei erweist er sich als scharfer Beobachter, der den Leuten aufs Maul schaut und sich in deftig-kernigen Sprüchen, heiteren Anekdoten und schlitzohrigen Geschichten ein Denkmal setzt. Das ist die erste Stelle, an welcher er die „Mauer seines Lebens“ durchbricht.

¹ Otto Kienzle: Rund um den Weikersheimer Hofgarten. Plaudereien eines alten Weikersheimers, in: Tauber-Zeitung vom 31. 8. 1943.



Abb. 1 Heinz Sausele (sitzend) inmitten seiner Schulfreunde, dahinter Emmi Sausele (stehend) (Foto: Helmut Herrmann).

Bereits im Jahre 1895 kam unter dem Titel „Walter, der Scholar“ sein „Sang aus Franken“ heraus, der Begebenheiten aus seiner Kindheit und Jugend enthält. Viele seiner rund 350 Gedichte sind in den beiden Bändchen „Sou sa’mer“ (1920) sowie „G’schmorgel und Grimbalich“ (1930) zusammengefaßt², die erstmals in der „Hohenlohe’schen Buchhandlung Ferdinand Rau“, Öhringen, erschienen sind. Etwa 200 seiner Gedichte sind auf hochdeutsch geschrieben, rund 150 wurden in der fränkisch-hohenloher Mundart verfaßt. Meist handelt es sich dabei um Begebenheiten aus dem Alltagsleben, die Sausele scharf beobachtete und in seiner bildhaften Sprache, aber mit knappen Worten, treffend und humorvoll festhielt, wie das

2 Heinz Sausele: „Sou sa’mer!“. Gedichte in fränkischer Mundart, Hohenloh’sche Buchhandlung Ferdinand Rau, Öhringen 1920; Heinz Sausele: „G’schmorgel und Grimbalich“. Gedichte in fränkischer Mundart, Öhringen 1930.

aus den Versen zur WEINPROBE hervorgeht, in der der Weingärtnersohn sicher eine Begebenheit aus seiner Kindheit in Weikersheim beschrieben hat:

Die WEI'PROB!

*Zwa Wei'zäh häwa d'Wei probiert
und langalang drou rumstudiert,
neigrocha, allfort widder g'kost
z'letzt mant dr a:der schmeckt nach Rost!*

Der aner druf: Bischt Du an Sack:

Der Wei hat doch an Leeder-Gschmack!

Sou streitas rum und mana no,

Mr lassa halt des Fässle o!

Gleich machas des, do kummt der Daus

*a Schlüssel zum Fassdürle raus –
mit'm Leederdäschle drou.*

Die Zwa, die gucka anander ou.

Und jetzt dr a zum andera secht:

How i's net gsocht, gell i hob recht!

Wie schon der Historiker Wilhelm Heinrich Riehl in seinem „Gang durchs Taubertal“ 1865 ausführt, „würde man bei den Weikersheimern nicht für einen Mann von Bildung gelten, wenn man durch die Stadt gegangen wäre, ohne das hohenlohische Schloß mit seinem Rittersaal und seinem französischen Garten gesehen zu haben,... an welchem sich hier der Kleinbürger von Jugend auf erfreut“³.

Das galt auch für den kleinen Heinz Sausele, der dort im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts aufwuchs und die Weikersheimer Kinderschule besuchte, die in den Arkaden des Schloßeingangs untergebracht war. Zusammen mit seinen Freunden spielte der kleine Weingärtnerbub oft zu Füßen der putzigen Zwerge im Weikersheimer Hofgarten. Viele Jahre später hat er in humorig-deftigen Versen diesen Zwerggestalten auf der Gnomen-Galerie des Weikersheimer Schlosses ein literarisches Denkmal gesetzt, wobei er sich als echtes Hohenloher Schlitzohr erweist. Im „Kollektiv-Gedächtnis“ der Weikersheimer, auf das sich Heinz Sausele auch in seinem „Führer durch Württembergisch Franken“ beruft, handelt es sich bei diesen callot-ähnlichen Figuren um „Karikaturen aus dem damaligen Hofdienst“⁴.

Drei ausgewählte Beispiele legen Zeugnis ab vom goldenen Humor des heimatverbundenen Dichters:

DER KÜCHEN- und KELLERMEISTER

Er hieß des Hofes Küchenmeister

und hütete des Kellers Geister,

den Schinken links und rechts den Becher;

3 *Heinrich Riehl*: Ein Gang durchs Taubertal, Heidelberg 1967, S. 29.

4 *Heinz Sausele*: Führer durch Württembergisch Franken, o.J.

*war er fürwahr ein froher Zecher,
dem alter Wein und junge Weiber
die allerliebsten Zeitvertreiber.*

DIE HOFGÄRTNERIN

*Die Hofgärtnerstochter, die Babett,
niemand findet sie wohl nett,
der Kopf zu groß, zu breit ihr Mund,
doch ihre Augen tun uns kund,
daß in der Hand den Rosenstrauß,
schaut sie nach einem Liebsten aus.*



Abb. 2 Gnomengalerie in Schloß Weikersheim: „Küchen- und Kellermeister“
(Foto: Helmut Herrmann).



Abb. 3 Gnomengalerie in Schloß Weikersheim: „Hofgärtnerin“ (Foto: Helmut Herrmann).

DER HOFNARR

*Des Hofes Narr ist hier zu sehen,
gar putzig, dick, kurzum nicht schön,
breit das Gesicht, der Hut ganz spitz,
darunter sehr viel Mutterwitz.
Hat manchen Spötter es gereut,
ging er im Spaß mit ihm zu weit!*

Heinz Sauseles Bekenntnis zu seiner näheren Heimat hat auch Eingang gefunden in das von Julius Gessinger im Jahre 1960 neu herausgegebenen „Hohenlohisch-



Abb. 4 Gnomengalerie in Schloß Weikersheim: „Hofnarr“ (Foto: Helmut Herrmann).

Fränkischen Sing- und Spielbuch“⁵, das die vier Verse seines Liedes „Mein Taubertal“ enthält und mit den Worten beginnt:

*Ein Garten reich an Zauber,
goldelldem Frankenwein,
im sonn'gen Grund der Tauber
das bist du Heimat mein.*

Seinem religiösen Credo verleiht er in dem Wallfahrerlied zur „Laudenbacher Bergkirche“⁶ Ausdruck, in welchem er im Stile eines Victor von Scheffel schreibt:

5 Julius Gessinger: Hohenlohisch-fränkisches Sing- und Spielbuch, Schwäb. Hall 1960, S. 46.

6 Wolfgang Schneider: Wallfahrt Laudenbach, Würzburg 1987, S. 144.

*Bunte Fahnen, Festgeläute, frohe Herzen, die gebüßt,
frommer Sang: Gebenedeite, Mutter Gottes, sei begrüßt!*

Neben seiner täglichen Arbeit befaßt sich Heinz Sausele auch intensiv mit der reichen und wechselvollen Geschichte seiner fränkisch-hohenlohischen Heimat. Der von ihm verfaßte und von Gustav Schlipf mit vielen Federzeichnungen ausgestattete „Führer durch Württembergisch-Franken“ ist für jeden Heimatkundler auch heute noch eine aufschlußreiche und informative Lektüre. Sauseles Begriff „Württembergisch-Franken“ ist dabei sehr weit gefaßt und reicht von der Weinsberger Weibertreu im Westen bis zu den Ellwanger Bergen im Osten, von der Creglinger Herrgottskirche im Norden bis zu den Schloßanlagen von Gaildorf im Süden. Dazwischen liegen das Herz des Landes, die einst freie Reichsstadt Schwäbisch Hall und die „Hohenloher Kernlande“, die ehemaligen „Grafschaften der Herren zu Hohenlohe“, mit ihren trutzigen Burgen, ihren prächtigen Schlössern und verträumten Residenzen, wie sie sich im Lande der Heiligen und ihrer Narren um die Jahrhundertwende präsentierten. Lesenswert sind auch die eingestreuten Verse, mit denen der Dichter versucht, Jahreszeiten und Stimmungen einzufangen und ihnen Dauer zu verleihen:

*Ein Kranz von alten, stolzen Bäumen,
darüber hohe blaue Luft.
Ein Fürstenschloß mit stillen Räumen,
verblichem Glanz, verwehtem Duft.
Wo einst bei Tanz, gezierten Reden
ein höfisch Wesen war zu Schaun,
da weben Spinnen ihre Fäden
um Kavaliers, schöne Fraun.
Der Brunn im Hof nur murmelt leise
von der vergangnen Herrlichkeit,
und auf dem Dach von ihrer Reise
die Schwalben schwatzen, flugbereit.*

*Ein kühles Schauern in den Bäumen.
Und sonnenwärts entschwebt der Chor.
Das Schloß mit seinen stillen Räumen
ruht noch verlass'ner denn zuvor.*

Mit diesen Worten beschreibt Sausele einen Herbsttag in Kirchberg an der Jagst. Und für das weiter flußaufwärts gelegene Ellwangen findet er die folgenden Verse:

*Wo silbern Wasser fließen,
gründunkler Wald sich reckt,
ruht hinter blum'gen Wiesen
im Grün du schier versteckt.
Zu Häupten steht in Träumen*

*ein Riese breit und lang,
ob alten hohen Bäumen
schwebt Münsterglockenklang.
Gleich einer frommen Sage
wahrst du mit treuem Sinn
Erinnerung stolzer Tage
Des Virngrunds Königin.*

Für viele Jahre war der von Heinz Sausele bearbeitete „Führer durch Weikersheim“⁷, der im dortigen Verlag des Verkehrs- und Verschönerungsvereins erschienen ist, schlechthin das informative Standardwerk für Einheimische und Fremde. Wenig später erschien Sauseles „Heimatkunde für Stadt und Oberamt Hall“, die sogar zweimal aufgelegt wurde. Die zweite Auflage enthält einige auch heute noch lesenswerte Kapitel, die der hällisch-fränkischen Mundart und der Volkskunde gewidmet sind.

Bei seinen historischen Forschungen stieß Sausele immer wieder auf Ereignisse aus der Lokalgeschichte, die ihn reizten, sich auch dramatisch zu betätigen. Nach einem Anfangserfolg mit dem 1913 erstmals aufgeführten Schauspiel „Florian Geyer“ entstanden 19 weitere dramatische Werke, von denen jedoch nur seinem „Hermann Büschler“ und den „Rabichshofern“ ein zeitbedingter Erfolg beschieden war. Das Schauspiel „Hermann Büschler“, das eine Episode aus der Zeit des gleichnamigen Haller Stättmeisters zum Inhalt hat, wurde 1926 und 1928 in der alten Reichsstadt am Kocher mehrmals und mit großem lokalen Erfolg aufgeführt. In diesem Zusammenhang ist auch das Spiel vom „Einzug und Empfang des Kaisers Maximilian I. Anno Domini 1495 in Hall“ zu erwähnen, das in mehreren Jahren zum Abschluß der Pfingstfeiern aufgeführt wurde und das der Verfasser selbst mit einstudierte.

Der große Durchbruch als Dramatiker gelang Sausele aber nicht, und der nachhaltige Erfolg als Theaterdichter blieb ihm versagt. Die Bühnen nach dem Ersten Weltkrieg lehnten seine dramatischen Werke ab, die noch ganz im Stil des Historismus abgefaßt waren und meist überkommene Stoffe aus der deutschen Geschichte zum Inhalt hatten. Als echtes Kind des zweiten Kaiserreiches träumte Sausele noch von der hohen Zeit des zu Ende gehenden Mittelalters, während um ihn sich die Welt veränderte und der alte Obrigkeitsstaat zu Grabe getragen wurde. Neben den zahlreichen Einaktern, wie das Landsknechtsspiel „Ein lustig Gericht frumber Knecht“, die zum „Siederskuchenfest“ und anderen lokalen Ereignissen geschrieben und die in den Jahren 1928–1930 mehrmals aufgeführt wurden, verfaßte Sausele folgende größere dramatische Werke:

FLORIAN GEYER – Ein Drama in vier Akten,

HEINRICH TOPLER – Drama in vier Akten,

⁷ *Gustav Hahn*: Weikersheim. Ergänzte Neuauflage von *Heinz Sausele*, Verkehrs- und Verschönerungsverein Weikersheim o.J., S. 9.

OHNE KREUZ – KEINE KRONE (*Nulla Crux – Nulla Corona*) – Drama in 4 Akten,
 KÖNIG WITTICHIS – Schauspiel in acht Bildern,
 HANS VON STETTEN – Schauspiel in drei Aufzügen,
 WENDELIN HIPLER – Drama in vier Akten,
 BLUTSBRÜDER – Drama in vier Akten,
 UM DAS KLEINOD – Schauspiel,
 BERNHARD von WEIMAR – Trauerspiel in zwei Teilen zu je vier Akten,
 LOHN DEUTSCHER TREUE – Einakter,
 ERADANK (*Erntedank*) – Schauspiel,
 Ein lustig GERICHT frumber KNECHT – Einakter,
 s'FISCHWASSER – Lustspiel,
 HERMANN BÜSCHLER – Schauspiel in fünf Aufzügen,
 Die RABICHSHOFER – Ein Heimatspiel aus der Zeit des 30jährigen Krieges.

Mehrere Stücke befassen sich mit dem großen deutschen Bauernkrieg von 1525, wobei allerdings nur seinem Erstlingswerk „Florian Geyer“ (1913) ein zeitlich begrenzter Erfolg beschieden war.

Besonders der erste Akt dieses Dramas, in welchem er die „sieben (!) Artikel der fränkischen Bauern“ von einem „Prädikanten“ vortragen läßt, besticht durch die profunde Sach- und Geschichtskennntnis. Anschaulich werden auch die Sorgen und Nöte der kleinen Leute, insbesondere der Leibeigenen, zu Beginn des Bauernkriegs geschildert. Den Kontrast dazu bildet das Leben derer von Helfenstein auf der Weibertreu zu Weinsberg. Die höfische Idylle wird durch den Ansturm der aufgethetzten und aufgebrachten Bauern jäh unterbrochen, die durch den Mord an dem Helfensteiner und seinen Gefolgsleuten eine schwere Blutschuld auf sich laden und dadurch ihrer gerechten Sache einen schlechten Dienst erweisen. Auch die „Lichtgestalt“ des Florian Geyer, „des schönsten Helden des ganzen Kampfes“⁸ kann weder die Bauern noch ihren ritterlichen Anführer vor dem Untergang retten. Der bescheidene Erfolg des „Florian Geyer“, ermutigte Heinz Sausele zu weiteren Werken des gleichen Genres, doch blieb ihm der Erfolg nach dem Ersten Weltkrieg versagt. Wie Werner Martin Dienel bereits 1976 ausführte, hieß das harte Schicksal seiner dramatischen Werke: „Manuskript zu bleiben, hand- oder maschinenschriftlich, nicht gedruckt, nicht aufgeführt, geschrieben für die Schublade, für ein Archiv“⁹.

Es scheint, als habe der Autor – nach den vorangegangenen Enttäuschungen – dem „Geist der neuen Zeit“ in seinem letzten Stück „Die Rabichshofer“ (1935) Zugeständnisse gemacht, oder erweist sich der greise Dichter in seinem Spätwerk gar als ein Seher?

Wenige Jahre nach dem Erscheinen des Dramas „Die Rabichshofer“, das im Auftrag des damaligen Weikersheimer Gemeinderats geschrieben wurde, war aus dem

8 Wilhelm Zimmermann: Der große deutsche Bauernkrieg. Lizenzausgabe, Berlin 1976, S. 382.

9 Werner Martin Dienel: Heinz Sausele und seine Beziehungen zu Schwäbisch Hall, in: Hohenloher Leben, Nr. 11, 1976.



Abb. 5 Die Rabichshofer. Heimatspiel 1935 (Foto: Helmut Herrmann).

Heimatspiel, das eine Episode aus dem Dreissigjährigen Krieg schildert, blutiger Ernst geworden und die Worte des inzwischen verstorbenen Dichters erwiesen sich als grässliches Menetekel:

*Überall in deutschen Gauen
Wüstenei und Todesgrauen.
Zugeschüt', vergift' die Bronnen,
Bauernhöf' und Städt' verbrennen.
Auf der Flucht im harten Winter:
Greise, Männer, Weiber, Kinder,
Irrrend durch der Wälder Schrecken.
Kleidung kaum den Leib zu decken
Strömen Blutes, Berge Leichen!
Volkes Not zum Stein erweichen!*¹⁰

Um „Die Rabichshofer“ zu verstehen, muß man den zeitgeschichtlichen Hintergrund kennen, den allerdings Heinz Sausele mit großer „dichterischer Freiheit“ für seine Zwecke umgestaltet hat.

Historische Tatsache ist, daß Graf Georg Friedrich von Hohenlohe-Weikersheim (1569–1645) mit einer Tante Wallensteins, der Freiin Eva von Waldstein, vermählt

10 Heinz Sausele: Die Rabichshofer. Heimatspiel aus der Zeit des 30jährigen Krieges, Ms., Weikersheim 1935, S. 30.

war, und daß die Braut neben dem stattlichen Heiratsgut von 20 000 Reichsthalern auch mehrere böhmische Besitzungen in Jungbunzlau und Crulich mit in die Ehe brachte¹¹.

So wird Graf Georg Friedrich Mitglied der böhmischen Stände und dadurch in die Unruhen von 1618 verwickelt. Wegen der Unterstützung des „Winterkönigs“ (Friedrich V. von der Pfalz) und wegen seiner Teilnahme bei der Schlacht am Weißen Berg zu Prag (8. 11. 1620) fällt er in Reichsacht, die jedoch 1623 aufgehoben wird. Am 24. 5. 1631 stirbt Eva von Waldstein. Im gleichen Jahr 1631 erscheint der schwedische König Gustav Adolf auf dem deutschen Kriegsschauplatz. Georg Friedrich schließt sich dem Schweden an, wird Generalstatthalter des Schwäbischen Kreises mit Sitz in Augsburg und fällt 1634 erneut in Reichsacht. Seine Grafschaft Weikersheim erhält der Deutsche Orden in Mergentheim. Sie wird erst nach dem Westfälischen Frieden mit Dekret vom 18. März 1649 an das Haus Hohenlohe zurückgegeben. Das aber erlebt der greise Georg Friedrich nicht mehr. Er war 76jährig am 7. 7. 1645 im „Exil“ zu Langenburg gestorben.

Nach dem Drama von Heinz Sausele lebte am Weikersheimer Grafenhof als Adoptivtochter der Eva von Waldstein und des Georg Friedrich von Hohenlohe-Weikersheim die Böhmin Ilonka, die von dem Freibauern Konrad, dem Erben des Rabichshofs, ein Kind erwartete. Die Familie Konrads war gegen eine Heirat mit „der Böhmischen“, von der man annahm, daß sie den armen Konrad „verhext“ hatte und von der man Unglück über den Rabichshof befürchtete. Der „Hexenwahn“ erhält neue Nahrung, als mehrere Hunde auf dem Rabichshof verenden. Der alte Rabichshofer verdächtigt und beschimpft Ilonka und will mit einem Messer auf sie losgehen. Nun zieht auch Konrad sein Messer. Nur durch das beherzte Dazwischentreten der Bäuerin kann das Schlimmste verhindert werden. Sie trennt Vater und Sohn. Doch Konrad und „die Böhmisches“ werden jetzt aus dem Hause gejagt. In einem Zwischenspiel feiert „das Volk“ seine traditionelle Kärwe. Das Fest wird jäh unterbrochen, als der „kleine Knecht“ vermeldet, der alte Rabichshofer sei von der „böhmischen Hex“ erschossen worden, die auch den Tod Konrads verursacht habe. In der Schlußszene hält Georg Friedrich eine Grabrede auf die beiden Rabichshöfer. „Das Volk“ läßt den Grafen und Deutschland hochleben. Mit den Worten „Heil! Deutschland! Heil!“ endet das Stück.

War gerade diese Schlußszene ein Zugeständnis Sauseles an seine Auftraggeber sowie die neuen Machthaber im Reich? Andererseits hat Sausele noch 1938, als andere bereits dem „deutschen Gruß“ frönten, seine Briefe „mit vorzüglicher Hochachtung“ und „vielen Grüßen“ unterzeichnet.

Aus der knappen Inhaltsangabe zu den „Rabichshofern“ wird ersichtlich, daß Heinz Sausele das „Heimatspiel“ sehr frei gestaltet hat. Sowohl der zeitliche Ablauf als auch die Ereignisse und die historischen Fakten werden großzügig igno-

11 *Adolf Fischer*: Geschichte des Hauses Hohenlohe, 2. Theil, 1. Hälfte, Reprint: Historischer Verein für Württembergisch Franken 1991, S. 188 ff.

riert. Vielleicht erlebte gerade deshalb das Schauspiel in der damaligen Zeit eine so große Resonanz!

Aus dem mit großer Begeisterung an der „Kärwe“ 1935 und 1937 aufgeführten „Heimatspiel“ war nach wenigen Jahren blutiger Ernst geworden. Es ist, als habe Heinz Sausele beim Niederschreiben des Sprechchors in den Rabichshofern die ganze Schrecklichkeit der Jahre 1939–1945 im voraus erahnt. Das allerdings würde ihn über die „Blut- und Bodendichter“ seiner Zeit erheben!

Schülerumfragen, die einige Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg bei den Hauptdarstellern der „Rabichshofer“ durchgeführt wurden, ergaben, daß die meisten Mitwirkenden den ideologischen Hintergrund des Dramas kaum erkannten, das die gleichgeschaltete Presse der damaligen Zeit „als ein reifes Werk des humorbegabten, geschichtskundigen und freudigen Jünglings im Greisenalter“ feierte. Für die Akteure der damaligen Zeit war in den „Rabichshofern“ ein Stück Weikersheimer Geschichte lebendig geworden, und ihre bloße Freude am Spiel führte zu einer echten Begeisterung aller Mitwirkenden.

Dem greisen Dichter blieb erspart, den in der Folgezeit durch eine überhebliche und falsche Politik verursachten Niedergang Deutschlands erleben zu müssen. Als seine seherischen Worte von den „Strömen des Blutes, den Leichenbergen und der Flucht im harten Winter“ zur grässlichen Wirklichkeit wurden, war er längst tot.

Er starb nach einem langen Leiden am 11. August 1938 in einem Haller Krankenhaus¹².

In seinen letzten Lebensjahren hat sich der Mitbegründer der Haller Freilichtspiele, das langjährige Vorstandsmitglied des Historischen Vereins für Württembergisch-Franken intensiv mit der Flurnamen-Forschung beschäftigt. War das die Flucht in die innere Emigration? Die „Flurnamensammlung der Stadt Hall“ war zugleich Heinz Sauseles letzte größere Arbeit, bevor er infolge einer schweren Krankheit die Feder für immer aus der Hand legen mußte.

Auch für die heutige Generation sollte gelten, was schon vor Jahren ein Kritiker über Heinz Sausele, sein Leben und seine Arbeit geschrieben hat: „Hinter allem steht das verstehende und verzeihende Lächeln, alles ist durchsonnt vom prächtigen, goldenen Humor, der uns gefangen nimmt.“¹³

12 *Wilhelm Hommel*: Heinz Sausele, unserem Vorstandsmitglied zum Gedächtnis, in: WFr 19 (1937/38), S. 4.

13 Zitiert nach *Dienel* (wie Anm. 9).

Neue Bücher

1. Quelleneditionen, Bibliographien, Nachschlagewerke, Archivrepertorien

Kurt Andermann (Bearb.), Die Urkunden des Freiherrlich von Adelsheim'schen Archivs zu Adelsheim (Regesten) 1291–1875 (Zwischen Neckar und Main. Schriftenreihe des Vereins Bezirksmuseum Buchen, Heft 27), Buchen 1995. 266 S.

Quelleneditionen sind oftmals eine recht undankbare Sache: Für den Bearbeiter bedeuten sie eine Menge Kleinarbeit, für den Verlag oft ein Verlustgeschäft und für historische Bibliotheken eine notwendige Anschaffung, die – je nach Interessenlage der Forschung – möglicherweise im Regal verstaubt. Im vorliegenden Fall braucht letzteres nicht unbedingt der Fall zu sein, befaßt sich doch die Adelsforschung in jüngerer Zeit verstärkt mit der Geschichte des kleineren und mittleren Adels. Zu eben diesem Thema bietet die vorliegende, mustergültig gearbeitete Veröffentlichung an sich schon eine willkommene Ergänzung, deren Wert dadurch noch gesteigert wird, daß gerade der Adel des Odenwaldes und Baulandes – je nach Zuständigkeit – von der bayerisch-fränkischen oder der baden-württembergischen Landesgeschichtsforschung nicht unbedingt als vorrangiges Forschungsfeld betrachtet wurde (um es zurückhaltend auszudrücken). Im Falle der Herren von Adelsheim mag ein weiterer Grund für das bislang recht geringe Forschungsinteresse sein, daß das ursprünglich offenbar sehr gut ausgestattete Familienarchiv Unruhen des Jahres 1848 zum Opfer fiel, ein Mangel, dem natürlich auch die umsichtige Recherche des Bearbeiters nicht abhelfen kann. Eben dieser Umsichtigkeit aber ist es zu verdanken, daß der vorliegende Band neben seinen unzweifelhaften Verdiensten als Ergänzung, Aktualisierung und Überarbeitung der Quellen zur Geschichte der Freiherren von Adelsheim möglicherweise auch für die Geschichte der Schwäbisch Haller Bürgerschaft noch von einer gewissen Bedeutung sein könnte: Teilweise zum ersten Mal werden hier die insgesamt immerhin 22 Urkundenabschriften des Wappenbuches veröffentlicht, das die Haller Stadtadligenfamilie Schwab, ‚Hell von Hellendorf‘ genannt, im Jahre 1594 anlegen ließ, offenbar, um ihre adlige Abstammung nachweisen zu können. Auf welche Art und Weise dieses Wappenbuch eigentlich in das grundherrliche Adelsheim'sche Archiv gelangte, ist dabei ebenso klärungsbedürftig wie die Frage nach dem Beinamen, der in dieser Form in der Haller Überlieferung nicht erscheint und möglicherweise auf ein weiter als bislang angenommen verzweigtes genealogisches Beziehungsgeflecht des Haller Stadtadels hindeutet. Wie dem auch sei – dem Bearbeiter ist ebenso wie dem Trägerverein für einen Band zu danken, dem man als eine der heutzutage eher seltenen (weil kaum verkäuflichen) Quellenveröffentlichungen das Verdienst zuschreiben kann, selbst Grundlagearbeit zu sein und solche wiederum zu ermöglichen. *G. Lubich*

Manfred Hörner, Barbara Gebhardt (Bearbb.), Bayerisches Hauptstaatsarchiv. Reichskammergericht Bd. 3: Nr. 869–1406 (Buchstabe B) (Bayerische Archivinventare, Band 50/3) München (Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns) 1997. 454 S.

Der vorliegende Band, der die Fortsetzung von zwei bereits erschienenen Bänden zu den Buchstaben A und B bildet, umfaßt Prozessakten der Kläger Bauer bis Boxberg. Das Schema der Titelaufnahmen folgt dem der DFG-Richtlinien und bietet eine überwältigende Fülle von Informationen. Da sich die Zuordnung nach dem Wohnort des Beklagten richtet, werden auch zahlreiche Streitigkeiten aufgeführt, die Württembergisch Franken und die unmittelbar angrenzenden Herrschaften betreffen. Einige wenige Beispiele mögen genügen. Enthalten sind z. B. die Klage des Amtmannes zu Neckarsulm Burkhard Bauernfeind gegen seinen Schwager wegen eines Schweinehandels (Nr. 885), die des Elisäus Benignus zu Wimpfen gegen Veit Dietrich von Eyb zu Dörzbach wegen Schulden (Nr. 1085 und 1086)

und die des Heinrich von Berg, Bürger zu Kirchberg an der Jagst, gegen Wilhelm von Crailsheim wegen eines Fischwassers (Nr. 1095). Prozesse, in denen die Reichsstadt Rothenburg, das Markgrafentum Brandenburg-Ansbach, das Bistum Würzburg, die Ritter von Berlichingen involviert waren, finden sich zuhauf. Valentin von Berlichingen klagte gegen Konrad von Vellberg (Nr. 1152) und Hans Berlin, Bürger zu Dinkelsbühl, gegen Apollonia Eck, Bürgerin zu Gerabronn (Nr. 1163). Florian Bernbeck aus Schwäbisch Hall war in einen Prozeß gegen die Reichsstadt Windsheim verwickelt (Nr. 1169), und Maria Magdalena Beuschl aus Köln verklagte das Fürstentum Hohenlohe-Schillingsfürst (Nr. 1199). Schließlich versuchte auch der Buchbinder Thomas Biber aus Schwäbisch Hall, Schulden bei Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach auf dem Klageweg einzutreiben (Nr. 1202).

Leider enthält der Band keine Indizes, was die Benutzbarkeit vorläufig noch einschränkt.

A. Maisch

Volker Rödel (Hrsg.), Quellen zur südwestdeutschen Geschichte in Archiven der Tschechischen Republik. Kolloquium am 18. und 19. März 1993 in Ochsenhausen (Werkhefte der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Serie A Landesarchivdirektion, Heft 5), Stuttgart (Kohlhammer) 1995. 164 S.

Besonders deutlich werden in diesem Überblick über tschechische Archivbestände mit Betreffen zur südwestdeutschen Geschichte die engen Verbindungen, die sich aus Heiraten und grenzüberschreitenden Besitzungen des Adels ergeben. So handelt es sich bei der Mehrzahl der aufgeführten Bestände um Familienarchive. Als für das Vereinsgebiet interessante Bestände seien hier das Verwaltungsschriftgut der fürstlich Löwensteinischen Besitzungen in Böhmen im staatlichen Gebietsarchiv Pilsen und der Nachlaß von Karl Gustav Wilhelm Prinz zu Hohenlohe-Langenburg (1777–1866) im Familienarchiv Blankenstein (Mährisches Landesarchiv Brünn) hervorgehoben.

D. Stähler

Wolfgang Schmierer, Bernhard Theil (Bearbb.), Übersicht über die Bestände des Hauptstaatsarchivs Stuttgart. Kabinet, Geheimer Rat, Ministerien 1806–1945 (E-Bestände) (Veröffentlichungen der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Bd. 33) Stuttgart (W. Kohlhammer) 1997. 170 S.

Bestandsübersichten geben den Archivnutzern Hilfen für eine erste Orientierung über die vorhandenen Quellen und Repertorien. In den E-Beständen des Hauptstaatsarchivs Stuttgart werden die Unterlagen der obersten Landesbehörden des Königsreichs und des Volksstaats Württemberg von 1806 bis 1945 erfaßt. Sie dokumentieren also die staatliche Entwicklung Württembergs von der napoleonischen Zeit bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges und gehören zu den am häufigsten genutzten Beständen des Hauptstaatsarchivs.

Die Neubearbeitung des erstmals 1975 erschienenen Bandes war aufgrund zahlreicher Neuzugänge und fortschreitender Erschließung der Bestände ein dringendes Desiderat. Die Überlieferung von immerhin vier Ministerien (Außenministerium, Staatsministerium, Innenministerium und Kriegsministerium) wurde neu strukturiert. Zu jedem Bestand wird eine knappe Einleitung in die Behördengeschichte geboten, der Inhalt des Schriftguts wird skizziert und die weiterführenden Findmittel benannt.

Die Beständegliederung hat jetzt ihre wohl endgültige Gestalt gefunden, die Verzeichnungsarbeiten allerdings werden weitergehen.

A. Maisch

Kuno Ulshöfer, Regesten der Urkunden des Hospitals zum Heiligen Geist in der Reichsstadt Hall bis 1480. Unter Mitarbeit von Herta Beutter (Forschungen aus Württembergisch Franken, Bd. 24), Sigmaringen (Thorbecke) 1998. 506 S., 6 Abb.

Seit 1966 befinden sich die Urkunden des Hospitals zum Heiligen Geist als Depositum im Stadtarchiv Schwäbisch Hall. Schon damals entstand der Plan, die Urkunden in Regestenform zu edieren. Dem langjährigen, ehemaligen Leiter des Stadtarchivs Kuno Ulshöfer ist

Dank zu sagen, daß nunmehr der erste Regestenband, der 1055 Urkundennummern bis zum Jahre 1480 aufführt, der Forschung vorgelegt werden konnte. Vor allem lokalgeschichtlich interessierte Forscher können dem Werk viele aufschlußreiche sozial-, rechts- und wirtschaftsgeschichtliche Aspekte, prosopographische Informationen oder Flur- bzw. Ortsnamen entnehmen. Besonders hilfreich ist hierbei ein umfangreiches, rund 160 Seiten umfassendes Orts- und Personenregister, das von Herta Beutter zusammengestellt wurde. Sachbegriffe sind dabei aber nur innerhalb der Ortsnamen ausgewiesen.

Ulshöfer stellt in seinem Vorwort knapp die Geschichte des Haller Hospitals dar, z. B. die Rückübertragung des bürgerlichen Spitals an die Stadt durch die Johanniter 1317/23, und gibt einen präzisen Überblick zu Registratur bzw. Archiv dieser Einrichtung. Erstmals 1482 wurde ein Kopialbuch („erstes spitalisches Registraturbuch oder das braune Registraturbuch“) angelegt, bereits mit ihm läßt sich nachweisen, daß das zentrale Ordnungssystem der Hospitalregistratur in Laden bestand: die Urkunden wurden nach Ortschaften in alphabetischer Reihenfolge in den Laden verwahrt; waren mehrere Orte in einer Urkunde angesprochen, wurde mit Verweisen operiert. An diesem Ordnungsprinzip hat sich bis zum Ende der Reichsstadtzeit 1802 nichts Wesentliches geändert. Neuverzeichnungen der Urkundenbestände resultieren oft aus Änderungen der Verwaltungsstruktur. So führt zum Beispiel das „dritte oder rote spitalische Registraturbuch“ die Urkunden des Haller Sondersiechenspitals zu St. Nikolaus vor dem Gelbinger Tor auf, das 1577 dem Hospital zum Hl. Geist einverleibt wurde. Dieser Urkundenbestand war aber getrennt vom alten Hospitalbestand weiterhin im städtischen Ratsgewölbe untergebracht. Alle Registraturbücher waren somit ein zeitübliches Hilfsmittel für die Hospitalverwaltung, um sich rasch einen Gesamtüberblick verschaffen zu können. Dem heutigen Editor helfen sie, den Rechtskern von mittlerweile verschollenen Originalen zu ermitteln. Es ist daher ein Glücksfall, wenn bis auf das zweite Repertorium die abschriftliche Überlieferung ungestört blieb. 1604 wurde das „weiße oder vierte spitalische Registraturbuch“ angelegt und erst wieder 100 Jahre später, genauer 1702, begann der Lizentiat und Ratsadvokat Friedrich Sybaeus Müller mit einer Neuordnung von Registratur und Archiv des Hospitals. Sein *Repertorium cum Indice* bot die eigentliche Grundlage für Ulshöfers Regestenwerk. Die Hauptmasse der registrierten Urkunden befinden sich im Stadtarchiv, wichtige Ergänzungen lieferte der Bestand B 186 im Staatsarchiv Ludwigsburg. Ulshöfers Editionsprinzipien folgen den einschlägigen und praxiserprobten Empfehlungen von Johannes Papritz und Johannes Schulze. Neben der heutigen Zeitrechnung ist in Klammern beispielsweise die mittelalterliche Heiligendatierung angegeben. Wie die Einzeldurchsicht zeigt, wurden vielfach Rechtshandlungen an bestimmten Heiligentagen verhandelt bzw. urkundlich fixiert.

Im textkritischen Apparat sind Überlieferung und alle einschlägigen Altsignaturen aufgeführt. Die Regesten weisen neben der Wiedergabe des Rechtsgeschäfts alle Orts- und Personennamen auf und sind um sprachliche Präzision bemüht, wobei die umfänglichen Abkürzungen zwar allzu große Textlängen vermeiden helfen, aber den Lesefluß mitunter etwas ins Stocken bringen. Inhaltlich sind neben dem – bei nahezu allen spätmittelalterlichen Spitalern anzutreffenden – Pfründnersystem auch auffallend detaillierte Wegerechts- und Baurechtsbestimmungen (z. B. Nr. 405) bis hin zur Untersagung von Fensterfluchten (z. B. Nr. 639) zu entdecken. Bauen und Wohnen im alten Hall gingen wohl nie ganz ohne Nachbarschaftskonflikte ab. Medizinhistorische Nachrichten sind nur spärlich und eher versteckt zu vermerken. Einiges findet sich zum Thema Ernährung (z. B. Nr. 933), was – wie gerade Ulshöfer in seinen früheren Arbeiten betont hat – eine der wesentlichen Aufgaben des mittelalterlichen Spitalwesens darstellte.

Ein kleiner Irrtum sei abschließend noch um der – ansonsten vorbildlichen – Genauigkeit des Regestenwerks willen angemerkt: In Nr. 2 ist nicht der „Hochmeister“ (eigentlich Großmeister) des Johanniterordens gemeint, sondern dessen Statthalter im deutschen Sprachraum, der spätere Großprior.

2. Allgemeine Geschichte, Kirchengeschichte

Dieter R. Bauer, Rudolf Hiestand, Brigitte Kasten, Sönke Lorenz (Hrsgg.), *Mönchtum – Kirche – Herrschaft 750–1000*. Hrsg. in Zusammenarbeit mit dem Institut für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften der Universität Tübingen, Sigmaringen (Thorbecke) 1998. 359 S.

Der Titel des Bandes, Ergebnis eines Symposiums des Jahres 1993 anlässlich des 65. Geburtstages von Josef Semmler und damit gleichsam eine „getarnte“ Festschrift, bezieht sich auf den Schwerpunkt des wissenschaftlichen Arbeitens des Jubilars. Semmler selbst eröffnet den Band mit einem Beitrag, der ihn selbst zu den Anfängen seines Studiums und seinem Lehrer Th. Schieffer zurückführt: „Bonifatius, die Karolinger und ‚die Franken‘“, ein viel und lange diskutiertes Thema, das hier hauptsächlich aus den Quellen heraus bearbeitet wird und damit gleichsam den Diskurs von neuem eröffnet. Die weiteren Beiträge lassen sich grob in drei Themengruppen ordnen: Das Verhältnis zwischen dem Papsttum und dem Frankenreich (W. Hartmann, K. Herbers, J. Simon), rechtsgeschichtliche Aspekte (G. Schmitz, R. McKitterick, B. Kasten, S. Lorenz) und kirchliche Reformbewegungen (D. Geuenich, R. Hiestand, M. Parrisé); mit seinen Ausführungen über „Karolingische und ottonische Kirchenpolitik“ bietet der Beitrag von R. Schieffer gleichsam den Überbau, den Kontext dieser Themen, unter den sich auch die Aufsätze subsumieren lassen, die den Themengruppen nicht zuzuordnen sind. Im einzelnen handelt es sich hier um E. Boshofs Überlegungen zur Rolle Passaus in der vom ostfränkischen Reich ausgehenden Slawenmission des 9. Jahrhunderts, W. Störmers Skizze zur karolingerzeitliche Klosterlandschaft Ostfrankens und die Ausführungen des Kölner Kunsthistorikers G. Binding „Zur Ikonologie der Aachener Pfalzkapelle nach den Schriftquellen“. Alles in allem ein Band, der durch weitgehende inhaltliche Geschlossenheit und durchgängig hohes wissenschaftliches Niveau überzeugt.

G. Lubich

Martin Brecht (Hrsg.), *Geschichte des Pietismus*, Bd. 1: *Der Pietismus vom siebzehnten bis zum frühen achtzehnten Jahrhundert*, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1993. XI und 584 S., 49 Abb.

Martin Brecht, Klaus Deppermann (Hrsgg.), *Geschichte des Pietismus*, Bd. 2: *Der Pietismus im achtzehnten Jahrhundert*, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1995. XIV und 826 S., 78 Abb.

Es dürfte wohl kaum zu hoch gegriffen sein, wenn M. Brecht den Pietismus als „die bedeutendste Frömmigkeitsbewegung des Protestantismus nach der Reformation“ (Bd. 1, S. 1) bezeichnet. Seine Bedeutung erhält der Pietismus nicht nur durch seine räumliche und zeitlich bis in die Gegenwart reichende Erstreckung, sondern vor allem auch durch seine viele Lebensbereiche mitgestaltende, geschichtsmächtige Prägekräft.

Nach der epochalen, aber in vielen Punkten überholten „Geschichte des Pietismus“ von A. Ritschl (3 Bde., 1880–86) hat sich nun die „Historische Kommission zur Erforschung des Pietismus“ die Aufgabe gesetzt, eine dem neuesten Forschungsstand entsprechende Gesamtdarstellung der „Geschichte des Pietismus von seinen Anfängen bis zur Gegenwart und in seiner gesamten weltweiten Erstreckung“ (Bd. 1, S. V) vorzulegen. Soll die historische Forschung nicht in eine nur noch für den Detailxperten annähernd überschaubare Fülle einzelner Spezialarbeiten zerfallen, muß von Zeit zu Zeit eine Gesamtdarstellung eines historischen Phänomens gewagt werden. Da ein solch umfassendes Vorhaben kaum mehr von einem Einzelnen sachgerecht bewältigt werden kann, präsentiert sich die neue „Geschichte des Pietismus“ als Gemeinschaftsproduktion verschiedener Pietimusexperten, die jeweils größere Komplexe bearbeiten.

In seinem Vorwort und der programmatischen Einleitung zum ersten Band läßt M. Brecht keinen Zweifel daran, daß sich der Herausgeberkreis sehr genau über die Probleme der Gesamtdarstellung eines so komplexen Phänomens wie des Pietismus bewußt ist. Formal

werde keine lückenlose Darstellung intendiert. „Vielmehr sollen Akzente gesetzt werden, um das Wesentliche hervortreten zu lassen. Signifikante Entwicklungen und Fragestellungen sowie prägende Persönlichkeiten sollen in ihrer Bedeutung herausgearbeitet und kritisch gewürdigt werden.“ (Bd. 1, S. 8). Dennoch bieten die vorliegenden ersten beiden Bände eine Fülle von Informationen – auch über weniger bekannte Personen, Gruppen und Erscheinungen. Diese ermöglichen es, den Pietismus mit seinen verschiedenen Wechselbeziehungen und Abhängigkeiten trotz aller „Weite und Vielfalt“ (Bd. 1, S. 3) gleichwohl als „konsistentes und umschreibbares historisches Phänomen zu begreifen“ (Bd. 1, S. 4). Das Spezifikum des Pietismus liegt nach Brechts „vorläufiger Umschreibung“ des Gegenstandes gerade in der besonderen Frömmigkeit dieser Bewegung. Sie sei insbesondere durch die Betonung der Erfahrbarkeit, Verifizierung und persönlichen Aneignung des Glaubens, der Auffassung von Kirche als praktizierender Gemeinschaft, der Hoffnung der Weltverbesserung durch Menschenverwandlung sowie einer konkreten Eschatologie charakterisiert (Bd. 1, S. 1). Gegenüber der frühen Konzentration der Forschung auf die theologischen „Lehren“ solle in der vorliegenden Geschichte des Pietismus stärker die Frömmigkeit, die praktische Gestaltung des Lebens und der Gemeinschaft, berücksichtigt werden. Dadurch rücken in vielen der bisher erschienenen Beiträge Personen und deren Biographien in den Vordergrund – was nun wiederum manchmal zu Lasten der systematisch und theologischen Problemerkörterung geht. Wahrscheinlich war es das Bewußtsein dieses Dilemmas, das die Herausgeber dazu bewogen hat, einen (vierten) Abschlußband anzukündigen, in dem „längsschnittartig Einzelthemen und Zusammenhänge behandelt“ (Bd. 1, S. 8) werden sollen.

Der erste Band beschäftigt sich mit den Anfängen und ersten Ausprägungen des Pietismus im 17. und frühen 18. Jhd. Als Vorläufer des deutschen Pietismus werden ausführlich der englische Puritanismus und die niederländische „Nadere Reformatie“ (nähere bzw. weitere Reformation) dargestellt. Einen ersten Schwerpunkt bilden die Untersuchungen der Wurzeln des Pietismus in der Orthodoxie. Speziell Johann Arndt und seinen Büchern vom „Wahren Christentum“ mit seiner Forderung nach „Umsetzung des evangelischen Glaubens ins Leben“ (Bd. 1, S. 138) wird eine entscheidende Rolle zugesprochen. Insbesondere dieses Kapitel über die oft als „tot“ verschriene Orthodoxie stellt zugleich ein gelungenes Beispiel der stärkeren Berücksichtigung der gelebten Frömmigkeit dar. Diese wird unter anderem anhand der zeitgenössischen Lieddichtung beleuchtet.

Im Mittelpunkt des ersten Bands stehen aber zweifelsohne Philipp Jakob Spener und August Hermann Franke. Speners Werdegang, sein Reformprogramm und dessen Auswirkungen werden ausführlich beschrieben. Als das spezifisch Neue der Spenerschen Reform, wie sie ihren programmatischen Ausdruck in seinen „Pia Desideria“ (1675) finden, werden besonders die Collegia Pietatis als *innervolkkirchliche* Veranstaltungen sowie die eschatologische Hoffnung besserer Zeiten für die Kirche und damit die Öffnung der Zukunft für die fromme Lebens- und Weltgestaltung hervorgehoben. Beim Hallischen Pietismus A. H. Frankes stehen neben dessen theologischen Eigenheiten (Betonung des Bekehrungserlebnisses, Heiligungsstreben, Ablehnung der Mitteldinge) sachgemäß die Entstehung und Organisation der „Glauchaschen Anstalten“ mit all ihren Seitenzweigen im Mittelpunkt. Sehr schön wird auch aufgezeigt, wie sich der volkshirchliche Pietismus Spenerscher oder Hallischer Provenienz ständig in der Auseinandersetzung einerseits mit der orthodoxen Theologie, andererseits mit dem radikalen Pietismus behaupten mußte. Letzterem wird dem Ziel einer umfassenden Darstellung des Pietismus gemäß ebenso ein Kapitel gewidmet wie dem reformierten Pietismus mit seinem Hauptexponenten Th. Undereyck.

Im zweiten Band „Pietismus im 18. Jahrhundert“ dominiert ein regionales Gliederungsprinzip. In einzelnen Kapiteln wird die Entwicklung des Pietismus nicht nur in den verschiedenen Regionen Deutschlands, sondern auch in Skandinavien, den Niederlanden, der Schweiz und dem angelsächsischen Raum (Methodismus) nachgezeichnet. Die z. T. detaillierten Ausführungen (z. B. auch zu G. Tersteegen) bieten nicht nur ein facettenreiches Bild der

verschiedenen lokalen Ausprägungen des Pietismus, sondern stellen zugleich wichtige Beiträge zur jeweiligen Lokal- bzw. Landesgeschichte dar.

Eine Sonderstellung nehmen die Anfangs- bzw. das Schlußkapitel des zweiten Bandes ein. Das erste Kapitel ist Zinzendorf und der Herrnhuter Gemeinde gewidmet. Ausführlich werden die innere und äußere Entwicklung der Brüdergemeinde beschrieben. Als die drei typischen Merkmale herrnhutischer Frömmigkeit nennt D. Meyer: „1. die zentrale Stellung der Erlösung Christi, 2. die Ablehnung aller natürlichen Gotteserkenntnis und Moral, 3 die Alleinwirksamkeit der Gnade und die ‚Minutenbekehrung‘ des Sünders oder die selige Sünderschaft.“ (Bd. 2, S. 33). Das zweite Kapitel behandelt regionenübergreifend den radikalen Pietismus im 18. Jhd. Hier werden oft Fäden aus dem ersten Band aufgegriffen und weitergeführt (z. B. das Ehepaar Petersen, G. Arnold, J. Horch, J.K. Dippel). Obwohl es nicht in einem besonderen Kapitel eigens thematisiert wird, zeigen die Ausführungen dennoch an vielen Stellen, wie der (kirchliche) Pietismus im 18. Jhd. zugleich in eine neue Auseinandersetzung gerät, nämlich mit der aufkommenden Aufklärung. Das letzte Kapitel wiederum zeigt, wie der Pietismus am Ende des 18. Jhds. – schon im Kontext der Romantik – zur Erweckungsbewegung hinüberweist. Insbesondere werden die vernetzende Funktion der herrnhutischen Diasporaarbeit und der Christentumsgesellschaft analysiert; aber auch auf religiöse Einzelgestalten (Lavater, Oberlin, Jung-Stilling und M. Claudius) wird eingegangen, die, wenn auch nicht unbedingt selbst Pietisten, die weitere Entwicklung der Frömmigkeit beeinflussten.

Für die hiesige Landesgeschichte ist natürlich das Kapitel über den württembergischen Pietismus von besonderem Interesse. Die Bedingungen und der Verlauf der Einbindung des Pietismus in die lutherische Kirche (Pietistenreskript von 1743), die das kirchliche Leben in Württemberg so charakteristisch prägten, werden im einzelnen nachgezeichnet. Aber auch die „württembergischen Väter“ mit ihrer eigenen Mischung aus Biblizismus und Spekulation, allen voran Bengel und Oetinger, werden eingehend gewürdigt.

Insgesamt bieten die beiden ersten Bände der „Geschichte des Pietismus“ eine umfassende, detaillierte und dennoch die größeren Zusammenhänge nicht aus dem Blick verlierende, gut lesbare Darstellung des Pietismus im 17. und 18. Jhd. Ausführliche, jedem Kapitel vorangestellte Literaturhinweise belegen einerseits die Rezeption der neueren Diskussion und erleichtern andererseits das eigenständige Weiterarbeiten. Die zahlreichen Abbildungen veranschaulichen dabei manches oder manche(n) Beschriebe(n). Die drei ausführlichen Register (Personen-, Orts- und Sachregister) verdienen ein besonderes Lob. Sie erlauben ein sehr gezieltes Arbeiten und Nachschlagen auch und gerade bei Detailfragen. Angesichts der inhaltlichen Leistung, des Umfangs und der Ausstattung erweist sich auch der Preis als der Sache durchaus angemessen.

Man darf auf die beiden noch ausstehenden Bände „Neunzehntes und zwanzigstes Jahrhundert“ und „Motive und Wirkungen des Pietismus“ sehr gespannt sein. C. Müller

Gabriele Clemen s (Hrsg.), Kulturpolitik im besetzten Deutschland 1945–1949 (HMRG – Historische Mitteilungen im Auftrag der Ranke-Gesellschaft, Vereinigung für Geschichte im Öffentlichen Leben e. V., Beihefte 10), Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 1994, 264 S.

Bei der Frage nach der Rolle der Kulturpolitik der Besatzer in den Jahren 1945 bis 1949 herrschen noch große Lücken in der Forschung. Bislang am besten erkundet ist das Feld bei der französischen Besatzungsmacht, am schlechtesten erforscht ist dagegen etwa die Rolle der britischen Kulturpolitik mit Ausnahme ihrer Schul- und Universitätspolitik.

Der vorliegende Sammelband vereint die Ergebnisse eines Symposiums zum Thema, das im April 1992 in Paderborn stattfand. Ein Aufsatz ist in französisch, ein weiterer in englisch, ansonsten sind die Aufsätze in deutscher Sprache abgedruckt. Der Band umfaßt so disparate Themen wie beispielsweise die Siedlungspolitik als Mittel, die westdeutsche Wohnkultur gegen den „gottlosen“ Kommunismus zu instrumentalisieren (Hans H. Hanke) oder die Musik- und Theaterpolitik der USA in Stuttgart.

In einen Aufsatz über „Geschlechterpolitik in der US-Besatzungszone“ untersucht Rebecca Boehling die Frauenpolitik der US-Zone, und Annette Kuhn deutet weibliche Öffentlichkeit nach 1945 als eine Art „stille Kulturrevolution“. Die „kleine Welt“ der Frauen, Haushalt und Kinder, hatte überlebt, wohingegen die „große Welt“ der Männer, die der Politik und des Krieges, 1945 untergegangen war. Die sich konstituierende Frauenkultur, die Kuhn mit Volkskulturkonzepten von u. a. Richard van Dülmen und E.P. Thompson vergleicht (S. 89), überlebte aber die konservative Restaurierungsphase der Adenauerjahre nicht.

Weiter Themen sind etwa: Die britische und französische Universitätspolitik (in letzterem Fall v. a. die Gründung der Universität Mainz, die zunächst als Landesuniversität eines selbständigen Rheinlandes bzw. dann des neuen Landes Rheinland-Pfalz geplant war) oder die Rolle der französischen Kulturpolitik innerhalb des Rahmens der gesamten frz. Sicherheitspolitik, also die Frage: war Frankreichs Kulturpolitik das Feigenblatt für Deutschland als „Ausbeutungskolonie“, wie es Theodor Eschenburg formulierte (Aufsatz Hudemann, hier S. 185), oder diente sie, so dagegen des Autors These, als Teil einer Sicherheitspolitik durch Völkerverständigung – gewissermaßen die Entschärfung des deutschen Volkscharakters durch Entmilitarisierung.

Gabriele Clemens streicht in einem weiteren Aufsatz die britische Kulturpolitik gewissermaßen als „Machtersatzpolitik“ heraus: Großbritannien, das in der Folge des Krieges einen rapiden Machtverlust erlebt hatte, suchte durch positive Propagierung seiner Kultur in Deutschland seine Rolle als Machtfaktor zu stärken. Dabei wandte es sich v. a. allem an die Elite, also anders als die US-Massenkultur an das Publikum, in dem man ein gehobenes Niveau zu erkennen hoffte.

Aber auch die östliche Seite der Münze kommt nicht zu kurz. Gerd Dietrich untersucht die Kulturpolitik der SMAD in ihrer Struktur von oben bis unten und in ihrer Janusköpfigkeit zwischen straff zentraler Lenkung und – jedenfalls zunächst – Bevorzugung und Umwerbung der Intellektuellen. Die Entwicklung der SMAD von einer demokratisch-„antifaschistischen“ Organisation zu einer totalitär-kommunistischen, die sowjetische Besatzer und deutsche Kommunisten in der Sowjetisierung des ostdeutschen Kulturlebens vereinte, wird ebenfalls transparent.

Schon in dieser Auswahl von Aufsätzen werden zentrale Punkte deutlich: So kann in vielen Fällen von einem durchgehenden „Masterplan“ der Besatzungsmacht nicht ausgegangen werden; es gab etwa Meinungsverschiedenheiten zwischen der französischen Zonenverwaltung in Baden-Baden und Paris über die Ernährungslage in der frz. Zone (Rainer Hudemann, Kulturpolitik in der frz. Besatzungszone, hier S. 197).

Ebenso deutlich wird zwischen den Zeilen: Ziel der Kulturpolitik aller Siegermächte war zwar zunächst die mehr oder minder subtile „Umerziehung“ der Deutschen, was sich jedoch rasch wandelte. Ziel wurde westlicherseits die Abwehr kommunistischen Gedankenguts (beispielsweise bei den OMGUS-Frauenaktivitäten, vgl. Boehling S. 70), bzw. östlicherseits die „Kulturabwehr“ der westlichen „Dekadenz“ und des westlichen „Antihumanismus“ (Aufsatz Gerd Dietrich zur Kulturpolitik der SMAD, hier S. 231).

Um ein letztes Gemeinsames hinzuzufügen, welches für so verschiedene Faktoren gilt wie die Frauenpolitik der US-Zone, die Kulturpolitik der Briten oder die amerikanische Musik- und Theaterpolitik in Stuttgart: Die Wirkung dieser alliierten Kulturpolitik war zeitlich sehr begrenzt. Nach 1949 nahm die deutsche kulturelle Entwicklung vielfach wieder einen anderen Verlauf, als es 1945 von den Siegern beabsichtigt worden war.

Kleines Gravamen am Ende: Über Kurznotizen zu den Autoren wäre man als Leser durchaus dankbar gewesen.

P. Ehrmann

Peter Englund, Die Verwüstung Deutschlands. Eine Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, Stuttgart (Klett-Cotta) 1998, 712 S.

Genau 350 Jahre nach dem Abschluß des Westfälischen Friedens erscheint diese großangelegte Darstellung jener Kette kriegerischer Auseinandersetzungen, die sich als die Katastro-

phe des „Dreißigjährigen Kriegs“ in das Bewußtsein der Deutschen eingebrannt hat. Peter Englund, Historiker aus Uppsala, legt mit diesem Band den ersten Teil einer Trilogie vor, die das gesamte 17. Jahrhundert aus der Perspektive der damaligen Großmacht Schweden betrachten soll. Deshalb bildet – etwas überraschend – eine dramatische Schilderung der Schlacht bei Warschau 1656 den Auftakt des Buchs. Als „roter Faden“ dient das Leben des schwedischen Festungsbaumeisters und Militäradministrators Erik Jönsson, geadelt Dahlberg (1625–1703), der ein ausführliches Tagebuch hinterlassen hat. Von der Person Jönssons ausgehend, zeichnet der Autor mit kräftigen Farben ein weitgespanntes kultur- und alltagsgeschichtliches Panorama des „eisernen Zeitalters“, das vom Weltbild der Menschen über das Familienleben, über Medizin und Aberglauben oder den Mühsalen des Reisens bis hin zum Zeitgefühl reicht und verdeutlicht, wie weit der große Krieg alle Bereiche des menschlichen Lebens beeinflusste und veränderte. Besonders klar tritt die erzählerische Meisterschaft Englunds bei den Schilderungen des Soldatenlebens, bei den großen Schlachten und Belagerungen wie Lützen, Nördlingen, Wittstock, Jankau oder Prag zu Tage. Virtuos wechselt er zwischen der taktische und strategische Zusammenhänge verdeutlichenden Vogelperspektive zur Nahaufnahme des Kampfgetümmels mit allen seinen Schrecken, und dies mit einer stilistischen Brillanz, die man bei einem Historiker nur selten antrifft. Unverkennbar gilt die Sympathie den Namenlosen, den einfachen Menschen, die von der Kriegsmaschinerie verschlungen wurden. Vom „barocken Glanz“ bleibt in diesem realistischen Bild des Krieges und seiner Schrecken wenig übrig; banal, trist und primitiv erscheint er, voller Strapazen und Krankheiten, fernab von Ehre, Abenteuer und Schönheit. „Meistens bestand dieser Krieg – wie alle Kriege – vor allem aus Warten und Schlafen und Warten und Gähnen und Warten auf ein Etwas, das nie zu geschehen oder zu kommen scheint und das, wenn es geschieht oder kommt, dies nur allzu schnell tut; ein Leben von großer und fast grandioser Monotonie, in dem die Tristesse dann und wann plötzlich für ein paar kurze Stunden eine Kakophonie von Entsetzen und schrillen Greueln erlebt, ja zuweilen sogar sublimen Augenblicke von Schönheit und sogar Glück, wonach alles still wird und der Überdruß und die Kälte und die Nässe und der Dreck und der knurrende Hunger und der Fieberwahn und das Husten und die Läuse und die Fliegen und die Mücken und die Blasen und die Schulterschmerzen und die Müdigkeit in den Beinen sich von neuem einstellen“ (S. 303–304). Diese Nahaufnahmen einer aus der Bahn geratenen Welt, die viele glauben ließ, es „sei nun gewiß, daß kein Gott ist“ (S. 469), machen Englunds Buch zu einer stellenweise fesselnden Lektüre, die man nur ungern aus der Hand legt.

Der Schwerpunkt liegt auf die späten Jahren des Krieges, die in ihrem blutigen Durcheinander ohne dominierende Persönlichkeiten wie Wallenstein oder Gustav Adolf offenbar häufig die Geduld der Historiker überforderten und andernorts oft eher kursorisch abgehandelt werden.

Doch ist auch Kritik festzuhalten. Die Fülle der angesprochenen Bereiche bringt wohl zwangsläufig mit sich, daß das eine oder andere Thema etwas zu kurz kommt und man sich bei manchem auch eine etwas differenziertere Darstellung gewünscht hätte. Die Verknüpfung des Geschehens mit der Vita Jönssons/Dahlbergs wirkt gelegentlich etwas künstlich – angesichts seines Geburtsjahres 1625 hatte dieser direkt nur wenig mit dem Krieg zu tun. Schwerwiegender aber ist der Mangel an umfassenderen Analysen vor allem der politischen Zusammenhänge. Hier bleibt vieles vage, v. a. wenn Schweden nicht direkt betroffen ist. Sieht man von einigen schwedischen Hauptdarstellern wie Gustav Adolf, Oxenstierna, Banér oder dem späteren König Karl Gustav ab, so bleiben auch die das Geschehen der Zeit bestimmenden Personen blaß und teilweise fast unsichtbar. Wallenstein, Johann Georg von Sachsen oder Kaiser Ferdinand II. werden eher karikiert als portraitiert, andere zentrale Gestalten wie der „Winterkönig“ Friedrich von der Pfalz, Maximilian von Bayern, Richelieu, Mazarin, Olivarez oder Papst Urban VIII. kaum erwähnt. Auch wenn dies andernorts – etwa in C. Wedgwoods klassischer Darstellung von 1938 – oft genug abgehandelt wurde: etwas mehr hätte es schon sein dürfen.

Trotzdem hat Englund ein sehr lesenswertes Buch geschrieben. Wer sich weniger für Diplomatie und „hohe Herrschaften“, sondern das Leben der einfachen Bürger, Bauern und Soldaten in dieser chaotischen Zeit interessiert, findet hier eine für ein Sachbuch ungewöhnlich fesselnde und dabei sehr fundierte Darstellung. Man kann gespannt auf die beiden Folgebände sein.

D. Stihler

Werner Faulstich, *Medien und Öffentlichkeiten im Mittelalter 800–1400* (Geschichte der Medien, Bd. 2), Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1996. 298 S., 111 SW-Abb.

Mit diesem Buch wird der weitverbreiteten Auffassung, das „finstere Mittelalter“ sei ein so gut wie medienfreier Raum gewesen, energisch entgegengetreten. Der Medienwissenschaftler Werner Faulstich zeigt hier deutlich auf, daß das Leben des mittelalterlichen Menschen genauso wie heute von einer Reihe unterschiedlicher Medien dominiert war.

Hierbei führt er zunächst in die Begrifflichkeit ein und unterscheidet grundsätzlich zwischen Medium und bloßer medialer Funktion: Während ersteres den Alltag der Menschen dominierte, besaß letztere keine wesentliche Bedeutung für die Kommunikation und scheidet deshalb bei den Ausführungen des Buches von vornherein aus. Für die weiteren Untersuchungen unterteilt Faulstich die mittelalterliche Welt in die fünf Teilöffentlichkeiten Burg, Land, Stadt, Kirchenraum und Kloster/Universität; sodann behandelt er die einzelnen Medien innerhalb und zwischen den Teilöffentlichkeiten hinsichtlich ihrer Entstehung, Entwicklung sowie ihrer Bedeutung als Medium. Diese Beschreibungen der Geschichte der einzelnen Medien bestreiten einen Großteil des Buches. Logischerweise dominierten im Mittelalter weniger Sekundärmedien, also solche, die zu ihrer Produktion Technik benötigen, als vielmehr Primär- oder Menschmedien. Im einzelnen werden als Menschmedien der Hofnarr, der Sänger, der Geschichtenerzähler, das ritualisierte Fest mit Spiel, der Magister an der Universität, das Kirchentheater, der Prediger, der Bettelmönch, die Vaganten und Spilleute und das Treiben auf dem Marktplatz durch Bettler, Händler oder Quacksalber behandelt, die Schreibmedien sind durch das Blatt, den Brief, das Buch und das Kirchenfenster vertreten. Bilanzierend kommt Faulstich auf mindestens 15 verschiedene Einzelmedien – „nicht viel weniger als heute auch“. Der große Unterschied zur Neuzeit und auch zur Antike bestand in den weitgehend isolierten Teilöffentlichkeiten der mittelalterlichen Gesellschaft, zu deren Aufbrechen im Spätmittelalter auch die intersystemischen Medien Bettelmönch, Brief und fahrendes Volk zu einem großen Teil beigetragen haben. Diese Entwicklung raubte den Menschmedien ihre spezifische Funktion und damit ihre Bedeutung innerhalb ihrer Teilöffentlichkeit; im Zuge der frühneuzeitlichen Bevölkerungsexplosion, der stetigen Anhäufung von Wissen in Bibliotheken und der damit verbundenen Verschriftlichung vieler Vorgänge gaben die mittelalterlichen Menschmedien, abgesehen vom profanen Theater, ihre Funktion an die Schreibmedien ab.

Das Buch zeichnet sich im besonderen durch eine den jeweiligen Sachverhalt sehr gut illustrierende Bildauswahl, eine lebendige Schreibweise des Autors und die zahlreichen, in den Text eingebundenen Zitierungen aus. Dadurch, daß das Thema Medien das gesamte mittelalterliche Gesellschaftsspektrum betrifft und Faulstich zunächst mit einer Einführung in die Epoche beginnt, eignet sich das Buch auch als allgemeiner Einblick in die mittelalterliche Welt.

A. Pusch

Klaus Guth, *Konfessionsgeschichte in Franken 1555–1955*. Politik, Religion, Kultur, Bamberg (Bayerische Verlagsanstalt) 1990. 344 S.

Im Unterschied zu seinem Titel behandelt Klaus Guth nur die Gebiete des Fürstbistums Bamberg und des Markgrafentums Brandenburg-Bayreuth, nicht aber den (großen) Rest Frankens. Die Ausrichtung der Untersuchung ist eher kulturgeschichtlich, weniger auf die Entwicklung von Institutionen ausgerichtet. In seinem ersten Kapitel belegt der Autor z. B. sehr schön, wie lange große Teile der Bevölkerung sich nicht für eine Konfession entschied-

den, sondern Protestantismus und Katholizismus zu einer recht originellen Synthese verbunden. Erst die Jahre um 1600 brachten hier einen Umschwung. Die Gegenreformation in Bamberg begann erst im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, wobei noch immer zahlreiche Widerstände zu überwinden waren. Nach dem Dreißigjährigen Krieg bauten die beiden Konfessionen ihr Kirchenwesen zielstrebig wieder auf und aus. An der konfessionellen Ausrichtung der einzelnen Territorien konnte jetzt kein Zweifel mehr bestehen. Zu parallelen Entwicklungen kam es im 18. Jahrhundert mit der Entstehung der protestantischen und der katholischen Volksaufklärung.

Nach dem Ende des Alten Reiches standen beide Konfessionen vor der Aufgabe, ihre Einrichtungen neu zu strukturieren. Beide blieben Pressionen der neuen bayerischen Herren ausgesetzt. Mit der Gründung des Erzbistums Bamberg und des Kirchenkreises Bayreuth schlossen beide Konfessionen 1817/1818 ihren äußerlichen Neuaufbau ab. Prägend für die katholische Frömmigkeit wurde im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts – wenig erstaunlich – das Vatikanische Konzil und der Kulturkampf. Guth führt seine Studie bis 1955 fort, skizziert aber zum Teil die historischen Entwicklungen nur sehr ungenau und verharret oft bei allgemeinen Aussagen.

A. Maisch

Herbert Hausmaninger u. Walter Selb, Römisches Privatrecht, Wien, Köln, Weimar (Böhlau) ⁸1997, 528 S.

Das vorliegende Studienbuch beginnt mit einem Überblick über die römische Verfassungs- und Rechtsgeschichte von der Republik bis zum Dominat, in dem die unterschiedlichen Arten der Rechtsentstehung und Rechtssetzung beschrieben werden. Dieser einleitende Teil endet mit den Zusammenfassungen des römischen Rechts unter Justinian. Es folgt ein Ausblick auf den Einfluß des römischen Rechts auf die moderne europäische Rechtswissenschaft (z. B. die Rezeption des römischen Rechts am Reichskammergericht). Die anschließenden Kapitel bieten Überblicke über Personen- und Familienrecht, Sachenrecht, Obligationenrecht, Erbrecht und Zivilprozeßrecht. Auch wenn die Details dem juristischen Laien nicht immer verständlich sind, eignet sich der Band für Historiker zum Nachschlagen: schließlich war das römische Recht z. B. auch für die Reichsstadt Schwäbisch Hall die Grundlage, auf der die Rechtsprechung erfolgte. Die Vielzahl der in der Haller Ratsbibliothek vorhandenen Ausgaben des römischen Rechts legen noch heute Zeugnis hierfür ab.

A. Maisch

Friedrich-Wilhelm Henning, Handbuch der Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutschlands. Bd. 2: Deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte im 19. Jahrhundert, Paderborn, München, Wien, Zürich (Ferdinand Schöningh) 1996. 1348 S., 236 Abb.

Der als Nachschlagewerk konzipierte Band gliedert sich in drei Kapitel, deren erstes den „Aufbruch aus der traditionellen Gesellschaft und Wirtschaft“ behandelt, also den Zeitraum von etwa 1800 bis 1840. Angesprochen werden die grundlegenden Rahmenbedingungen, die Entwicklung der Landwirtschaft und der ländlichen Gesellschaft sowie des Gewerbes. Darauf folgt einigermaßen unlogisch ein Kapitelchen zu den Schäden der napoleonischen Kriege. Zusammenstellungen zum Dienstleistungssektor und zu den öffentlichen Finanzen setzen die mit Landwirtschaft und Gewerbe begonnene Reihe fort. Abschließend thematisiert Henning die soziale Lage und die politischen Kräfte.

Der zweite Abschnitt beginnt mit der Gründung des Zollvereins, wendet sich dann den Rahmenbedingungen der Industrialisierung, dem gewerblichen Sektor und den Dienstleistungen zu. Das Kapitel über die Landwirtschaft folgt erst auf das über die öffentlichen Finanzen. In diesem Abschnitt gehört die Bevölkerungsentwicklung nicht mehr zur sozialen Lage wie im vorausgehenden, sondern wird auf zehn Seiten eigenständig gewürdigt.

Das dritte Kapitel trägt die Überschrift „Der Ausbau der Industrie (1873 bis 1914)“ und beginnt mit der „großen Politik“ – dem Friedensvertrag mit Frankreich, der Wende zur

Schutz Zollpolitik etc., wobei wieder unlogischerweise und für die Benutzung erschwerend die gewerbliche Entwicklung mit in diesen Abschnitt gepackt wird. Es folgen Landwirtschaft und Dienstleistungen, „Wirtschaftsimperialismus“ und öffentliche Finanzen, soziale Frage (incl. Kulturkampf!), Sozialpolitik und politische Aktivitäten.

Insgesamt wäre zu fragen, ob nicht etwas weniger etwas mehr gewesen wäre. Viele Ausführungen bleiben arg an der Oberfläche und würden sicherlich von keinem Benutzer vermißt. Das Nachschlagen würde schließlich noch wesentlich erleichtert, wenn die Struktur der einzelnen Kapitel konstant gehalten würde (etwa: Einleitung – Landwirtschaft – Gewerbe – etc.) und die Kapitel nicht dauernd ihre Reihenfolge wechseln würden.

A. Maisch

Marcus Junkelmann, *Panis Militaris. Die Ernährung des römischen Soldaten oder der Grundstoff der Macht* (Kulturgeschichte der antiken Welt, Bd. 75), Mainz (Philipp v. Zabern) 1997. 254 S.

Die Verpflegung war zu allen Zeiten ein zentrales Thema für Soldaten. Dies gilt für die Bundeswehr genauso wie für die römischen Legionäre, die auch im württembergischen Franken vor 2000 Jahren den Limes bewachten. Wer wissen will, wie deren kulinarischer Alltag ausgesehen hat, sollte zu diesem Buch greifen.

Marcus Junkelmann, der sich mit mehreren Veröffentlichungen zur römischen Militärgeschichte und seinen Versuchen in experimenteller Archäologie (z. B. einer Alpenüberquerung in Legionärsausrüstung) einen Namen gemacht hat, untersucht im vorliegenden Band das Ernährungswesen der römischen Armee, wobei der Schwerpunkt auf der Kaiserzeit und den in Gallien, Germanien und Britannien stationierten Soldaten liegt.

Daß das *panis militaris*, das Kommißbrot, in gewisser Weise tatsächlich ein „Grundstoff der Macht“ war, verdeutlicht der Autor auf eindruckliche Weise. Ohne das durchorganisierte Nachschubwesen der Legionen, dessen Perfektion in Europa wohl erst wieder im späten 19. Jahrhundert erreicht wurde, wären Aufbau und Schutz des Imperiums nicht möglich gewesen; seine Verwaltung war deshalb in zentraler Weise von den Bedürfnissen des Heeres und damit auch denen des militärischen Nachschub- und Verpflegungswesens geprägt. So ist der Inhalt dieses Bandes sehr weitgespannt: Themen der Darstellung sind die strategischen Grundlagen der römischen Feldzüge sowie des Verteidigungssystems, bei denen das Nachschubwesen eine zentrale Rolle spielte, der Militärhaushalt, Sold und Heereszahlen, die Verpflegung bei Feldzügen, das Marschgepäck des Legionärs, seine Rationen und sein Geschirr, die Architektur der Magazine, Organisation und Verwaltung des Lagerlebens, des Heeres und auch der dieses ernährenden Provinzen, antike Landwirtschaft und die dadurch verursachten Umweltveränderungen; breiten Raum nehmen natürlich auch die Ernährung im engeren Sinn und deren Bestandteile ein, vom *frumentum* (Getreide) über die Technik der Mühlen, über Kräuter, Öl und Schlachtvieh bis hin zu den Luxusgütern der Offiziere. Der Leser erhält so nicht nur Einblicke in die Funktionsweise des römischen Heereswesens, sondern lernt auch das Alltagsleben der Legionäre und die teilweise recht fremd anmutenden antiken Eßgewohnheiten kennen. Interessant sind auch die Informationen zu den überaus mühseligen Methoden, mit denen die Archäologen – u. a. auch im mehrfach erwähnten Kastell Welzheim – ihre Erkenntnisse gewonnen haben, z. B. durch systematischen Untersuchung des Inhalts einer römischen Latrine auf Nahrungsreste hin. Das entspricht nicht gerade den Vorstellungen, die der Laie von der Tätigkeit der „Indiana Jones“-Zunft hat...

Fazit: Dieser mit dem „Ceram-Preis des Rheinischen Landesmuseums Bonn für das archäologische Sachbuch 1997“ ausgezeichnete Band kann als „populärwissenschaftlich“ im besten Wortsinn bezeichnet werden: Auf der Basis einer genauen Kenntnis der antiken Quellen, der Forschungsliteratur und der archäologischen Befunde fußend, ist Junkelmann eine fundierte, kritisch abwägende, dabei anschauliche und für den Laien verständliche Darstellung gelungen, die – wohl nicht zuletzt dank der Praxis des Autors als „Legionär“ – jede akademische Trockenheit vermeidet und einen hochinteressanten Einblick in das Alltags-

leben der römischen Soldaten ermöglicht. Darüber hinaus macht sie auch Appetit: Wer die kulinarische Welt des Legionärs auch sinnlich nachvollziehen will, vor großen Mengen Knoblauch wie in der Käse-Gewürzpaste *moretum* oder fremdartigen Zutaten wie der Fischsauce *liquamen* nicht zurückschreckt, bekommt am Ende des Bandes auch einige Rezepte vom *panis militaris* bis hin zu anspruchsvollen Speisen zum Nachbacken und -kochen geliefert. Ob man sich allerdings mit dem Knoblauchduft, den die Legionäre als „Ausweis urwüchsigen Römertums“ schätzten, in heutigen Kasernen noch beliebt macht, ist wohl eher fraglich...

D. Stihler

Bernhard R. Kroener, Ralf Pröve (Hrsgg.), Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, Paderborn (Ferdinand Schöningh) 1996. 353 S.

Der Band faßt die Beiträge einer Tagung in Potsdam 1995 zusammen, auf der es um die Auswirkungen des Aufbaus stehender Armeen auf die frühmodernen Gesellschaften ging. Gefragt wurde nach den Folgen für Verwaltung, Wirtschaft und Steuersystem, als die Staaten sich für die Beibehaltung ihrer vorher nur fallweise engagierten Truppen entschieden. Thematisiert wurde auch die Lebenswirklichkeit der Soldaten, die auf vielfältige Art mit der sie umgebenden Gesellschaft in Verbindung stand. Einen dritten Diskussionsbereich bildeten die Leiden der Bevölkerung im Kriegsfall.

Am Anfang des Bandes steht der Beitrag von Bernhard K. Kroener über die „Bedeutung der bewaffneten Macht in der europäischen Geschichte der frühen Neuzeit“. In den wichtigsten europäischen Staaten des 18. Jahrhunderts gehörte ca. 1 % der Bevölkerung dem Militär an (Frankreich, Österreich, Rußland, Großbritannien). Nur in Preußen wurde dieser Wert mit 3,5 % deutlich übertroffen, was erhebliche ökonomische Folgen hatte. Das Militär war allerdings nicht flächendeckend über die Staaten verteilt, es konzentrierte sich regional und lokal. In Garnisonsstädten konnte bis zu einem Drittel der Bevölkerung aus Soldaten bestehen. Da noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts viele Soldaten verheiratet waren und zum Militär auch ein ganzer Mikrokosmos von Marketendern gehörte, dürfte das demographische und ökonomische Gewicht sogar noch größer gewesen sein.

Im 17. und 18. Jahrhundert bauten sowohl Frankreich wie die deutschen Staaten Militärverwaltungen auf, deren Aufgabe die Beitreibung spezifischer Steuern zum Unterhalt des Militärs und dessen Versorgung mit Lebensmitteln, Uniformen und Waffen war. Hans Schmidt vergleicht in seinem Beitrag die Entwicklung diesseits und jenseits des Rheins.

„Kriegsfinanzen und Reichsrecht im 16. und 17. Jahrhundert“ untersucht Kersten Krüger. Die Kriegskosten wurden häufig und mit steigender Tendenz auf die Bevölkerung abgewälzt. Plündernde Landsknechte wurden im 16. Jahrhundert zu einem Problem. Das Reichsrecht nahm sich dieser Materie aber nur zögernd an. Erst die Reichspolizeiordnung von 1577 verbot das „Garden“ und übertrug den Reichskreisen die Aufgabe, derartige Söldner im Zaum zu halten. Bestimmte Personengruppen wurden unter einen spezifischen Schutz gestellt und durften nicht geplündert werden. Im Zusammenhang mit den Türkenkriegen hatten die Reichstage von Speyer 1542 und 1544 die Grundlagen eines modernen Steuersystems beschlossen: eine Vermögensteuer in Höhe von 5 %. Dem Reich nutzte dies allerdings wenig, denn die Reichsfürsten ließen sich sofort von der Besteuerung ausnehmen und spätere Türkensteuern griffen wieder auf die „Römermonate“ mit festen Beiträgen der einzelnen Reichsstände zurück. Die Territorien aber erhoben ihre Steuern nach dem Prinzip des 1542 kreierte Gemeinden Pfennigs.

Dem Thema Militärfinanzierung wendet sich auch Norbert Winnige zu. Das Militär konnte entweder über eine Kontribution, d. h. eine direkte (Vermögens)Steuer, oder die Akzise, d. h. eine Verbrauchssteuer, finanziert werden. Häufig verschob sich vom 16. bis zum 18. Jahrhundert die Finanzierung von der ersten zur zweiten Möglichkeit, was wiederum zwar den Kreis der Steuerpflichtigen ausdehnte, aber zugleich zu sozialen Ungerechtigkeiten führte, da die Ärmern überproportional belastet wurden.

Söldner waren nicht gerade ein angesehener oder auch nur gesellschaftlich akzeptierter Berufsstand, wie Brage bei der Wieden zeigt. Theologen und Moralisten äußerten massive Vorbehalte. Aber auch die Obrigkeiten, die doch die eigentlichen Arbeitgeber der Söldner waren, waren von dieser militärischen „Nebengesellschaft“ keineswegs angetan.

Matthias Rogg untersucht die soldatische Tracht und ihre Wandlungen im 16. Jahrhundert, die sich deutlich von der etwa der Bauern unterschied. Soldaten trugen zu diesem Zeitpunkt noch keine Uniform, sondern orientierten sich am Kleidungsstil der Adligen und der Stadtbürger.

Die Aufsätze von Hartmut Harnisch und von Jürgen Kloosterhuis sind dem preußischen Kantonsystem gewidmet. Die Regimenter rekrutierten sich aus den Kantonen, deren Einrichtung durchaus zu Widerstand bei den betroffenen Bevölkerungen (so im preußischen Westfalen) führte.

Einquartierung war eine Erfahrung, die die meisten Haushaltsvorstände der frühen Neuzeit einmal machten. Ralf Pröve geht der Frage nach, wie sich die Präsenz von Soldaten auf die sie beherbergenden Haushalte auswirkte. Die Bauern und Bürgern hatten bestimmten Anforderungen der Soldaten und Offiziere Genüge zu tun, während umgekehrt die kostenlose Unterbringung für die Soldaten ein wesentlicher Teil ihrer Entlohnung war.

Zu den Hinterlassenschaften stehender Heere gehörten in der frühen Neuzeit immer auch uneheliche Kinder. Zwar waren zahlreiche Soldaten verheiratet und lebten am Garnisonsort mit ihren Frauen und Kindern. Die Zahl der Frauen und Kinder dürfte der der Soldaten in etwa gleich gekommen sein. Soldatenwitwen und -waisen fielen häufig der Armenfürsorge zur Last, so daß die Obrigkeiten versuchten, die Zahl der verheirateten Soldaten eher einzudämmen, was wiederum zu außerhelichen Verhältnissen führte. Diese wurden geduldet, um Desertionen vorzubeugen.

Desertion war ein Problem aller Heere des 18. Jahrhunderts. Michal Sikora schätzt, daß ein bis zwei Prozent aller Soldaten jedes Jahr desertierten. 30 bis 50 % aller Abgänge aus dem Militär gingen auf Desertionen zurück. Die Soldaten waren Söldner, die mehr oder minder freiwillig beim Militär waren. In Notlagen war nur mangelhaft für sie gesorgt. Durch die Pflege eines „Korpsgeistes“ versuchte die militärische Führung, dem unerlaubten Verschwinden ihrer Untergebenen Einhalt zu gebieten.

Bernd Roeck stellt die Frage nach der psychischen und mentalen Bewältigung des Geschehens im Dreißigjährigen Krieg mit seinen unerhörten Grausamkeiten gegen Zivilisten und Soldaten. Da es an Zeugnissen für Reaktionen mangelt, läßt sich diese Frage nur schwer beantworten. Möglicherweise leistete der Krieg einer durchgreifenden Christianisierung Vorschub: die Religion bot den Trost, der es ermöglichte, die Schrecken der Zeit auszuhalten.

Auch an den Söldnerkriegen war die Bevölkerung aktiv beteiligt. Gerade im Dreißigjährigen Krieg griffen Zivilisten bei Aufständen und Belagerungen zu den Waffen, wie Michael Kaiser zeigt. Spannungsgeladen war insbesondere in belagerten Städten das Miteinander von Bürgern und Soldaten. Festungsstädte hatten ja auch immer zivile Bewohner, denen ohne weiteres die Beteiligung am Krieg zugemutet wurde, wie aus dem Beitrag von Daniel Hohrath zu ersehen ist.

Invasion und langjährige Okkupation bildeten im Siebenjährigen Krieg das Schicksal manchen Territoriums und mancher Provinz. Plünderungen wurden zwar eingedämmt, die Ressourcen der betroffenen Gebiete aber dennoch von der Besatzungsmacht effektiv genutzt. Repressalien gegen zahlungsunwillige Bevölkerungskreise gehörten nach wie vor zum Alltag unter militärischer Besetzung. Die Humanisierung des Krieges blieb begrenzt, wie Horst Carl in seinem Beitrag belegt.

Insgesamt handelt es sich um einen sehr anregenden Band, der das gestellte Problem unter einer Vielzahl von Aspekten beleuchtet.

A. Maisch

Werner Paravicini, *Die Preußenreisen des europäischen Adels* (Beihefte der Francia, Bd. 17/1 u. 17/2, hg. v. Deutschen Historischen Institut Paris), Teil 1 u. 2, Sigmaringen (Thorbecke) 1989 u. 1995. 506 S., 6 Abb. u. 345 S.

Ein Aspekt mittelalterlicher Kriegs- und Kulturgeschichte, den Paravicini untersucht, muß im Zeichen eines wachsenden Europabewußtsein besonders faszinieren: Denn ein adlig-ritterlicher Korpsgeist wird hier näher betrachtet, der, mit Ausnahme vielleicht der iberischen Halbinsel, bereits um 1360 nahezu im ganzen christlichen Europa anzutreffen war. Ab den 1380er Jahren sind dann auch die Iberer dabei: Die Heerfahrten des europäischen Adels ins heidnische Litauerland an der Seite der Deutschordensritter waren längst zur Mode, zum „event“ geworden, wie wir es heute nennen würden.

Aber es darf nicht wundern, daß infolge nationaler Vereinnahmung der Deutschordensgeschichte – ob im Positiven auf deutscher oder im Negativen auf polnischer Seite – ein solches Phänomen lange Zeit nicht recht der Beachtung wert, geschweige denn erklärbar schien: Schließlich suggerierte allein der Name „Deutscher Orden“ vornationales Bewußtsein: Was hatten da englische, burgundische, französische oder gar portugiesische Ritter an der Seite der Ordensbrüder verloren? Und daß auch der polnische wie böhmische Adel in namhafter Zahl zusammen mit dem Deutschen Orden ins Feld gegen die Litauer zog, war für die polnische Geschichtsforschung eine nicht minder harte Nuß. Wer die Geschichte des Ordensstaats kennt, der geht spätestens mit dem Jahr 1308/09, als Pommerellen, einschließlich Danzig, erobert wurde, von einem unüberwindbaren „nationalen“ Gegensatz aus: hier Ordensstaat, dort polnisches Königtum, zwei Staatsgebilde, die sich feindlich gegenüberstanden. Tannenberg 1410 war in dieser Sicht der logische Kulminationspunkt eines 100jährigen Dualismus.

Zu solchen Klischees passen die Preußenreisen gewiß nicht, wobei *reyse* dem mittelalterlichen Sprachgebrauch entsprechend als Kriegszug zu verstehen ist. Und obwohl die Züge gegen die heidnischen Litauer und in deren Territorium unternommen wurden, sind sie doch stets als „Preußen“-Reisen bezeichnet worden. Falsch wäre es indes, diese Fahrten als ein stets vergnüglich und reibungslos verlaufendes ritterliches Spektakel zu etikettieren. Des öfteren brachen die politischen Gegensätze der Zeit auch in Preußen auf, wenn etwa Engländer und Franzosen oder – wie im August 1391 – Engländer und Schotten aneinandergerieten und mehrere Tote zu beklagen waren. Wenn eine Expedition infolge widriger Wetterbedingungen ins Stocken kam, gar abgeblasen werden mußte, hatten die Ordensbrüder selbst mit dem geballten Zorn ihrer Gäste zu rechnen. Ein Hochmeister wurde 1345 sogar wegen zu großer Pannen und Zögerlichkeit von den eigenen Ordensmitgliedern zum Rücktritt genötigt.

Es kann hier nicht der Ort sein, die vielfältigen Forschungsergebnisse Paravicinis genauer zu skizzieren, zumal das ursprünglich auf drei Bände konzipierte Opus, wie das Vorwort des zweiten Buchs ausweist, wohl auf vier Bände plus Dokumentenband anschwellen wird. Paravicinis 1982 eingereichte Habilitationsschrift wurde zwischenzeitlich um etliche Seiten und Aspekte bereichert und ist wohl auch ein Opfer der neuen, vielfältigen Quellenfunde ihres Autors in fast allen großen Archiven Europas geworden. Nicht zuletzt aber hatte er eine mächtig wachsende Fachliteratur zu bewältigen: Der Deutsche Orden erfreut sich, eine Folge der 800. Jahresfeier seiner Gründung 1990, eines nach wie vor lebhaften Forscherinteresses. Lokale Studien wie umfangreiche Abhandlungen sind zahlreich erschienen, und bei einem gesamteuropäischen Thema ist die Zahl einschlägiger Buch- und Aufsatztitel ein Erhebliches größer als üblich.

Im ersten Teilband berichtet Paravicini über die Zeitperiode, in denen die Preußenreisen nachzuweisen sind (ca. 1304/1328 bis 1395/1411), und weist die geographische Spannweite der Teilnehmer akribisch nach (Kap. III). Rekordhalter unter den Teilnehmern ist der aus dem Kölner Stadtpatriziat stammende Rutger Raitz, der nicht weniger als 32 Winterreisen nach Preußen unternahm. Ungleich prominenter waren jedoch der Mailänder Herzog Galeazzo (II.) Visconti, der Böhmenkönig und nachmalige Kaiser Karl IV. mit seinem Vater

Johann von Luxemburg oder Heinrich Graf von Derby, der spätere englische König Heinrich IV., Sieger von Azincourt. Nicht allein diese Namen scheinen für Paravicini Indiz dafür zu sein, daß die Preußenreisen den adligen Korporationscharakter des Ordens bestärkt haben (Kap. IV). Auch Graf Eberhard III. von Württemberg fehlt nicht unter den Teilnehmern. Er beeilte sich sogar 1393, eine Fehde zu Hause rasch zu beenden, um noch rechtzeitig nach Preußen ziehen zu können.

Über das Hin und Zurück einer solchen Fahrt unterrichtet Paravicini in Kap. V; detailliert nachgezeichnet werden hierbei Reiserouten und die durchschnittliche Reisegeschwindigkeit. In Preußen angekommen (Kap. VI), erwarteten die Ritterschar am Sammelort Königsberg auch etliche Möglichkeiten der Zerstreuung. Um die Wartezeit zu überbrücken, sind Glücks- und Brettspiele im Angebot zu finden; Musikanten sorgten für Unterhaltung, Besuche und Ausflüge, einschließlich Jagden, konnten unternommen werden und nicht zu vergessen auch kurze Wallfahrten ins nahegelegene Arnau und Juditten. Wer sich in den Augen der begleitenden Herolde dann im Kampf besonders bewährt hatte, dem gebührte ein Platz am „Ehrentisch“ des Ordens. Eine solche Gratifikation erhöhte nur die Anziehungskraft der Preußenfahrt. Üblich war auch, sein Wappen als Teilnahmesignet zu verewigen. Der Königsberger Dom war voll von Wappenfresken, ehe die Reformation das Ganze mit Kalk übertünchte und der Zweite Weltkrieg alles restlos zerstörte.

Im zweiten Teilband stehen die eigentliche Heerfahrten der Gäste (Kap. VII) und deren Finanzierung im Vordergrund. Tabellarisch listet Paravicini sämtliche Kriegszüge auf, wobei Leitung, Ziel und Mannschaftsstärke, soweit aus den Quellen ersichtlich, exakt angegeben werden. Wie erwähnt, machten nicht selten Wetterunbilden einen Strich durch das ganze Unternehmen, zwangen zum Abbruch des Feldzugs. Und die Gegner, die heidnischen Litauer, die es zu bekriegen galt, erwiesen sich nicht allein in waffentechnischer Hinsicht stets als ebenbürtig. Selbst Feuerwaffen (ab dem letzten Drittel des 14. Jahrhunderts) und schweres Belagerungsgerät sind bei diesem baltischen Volk früh belegt. Das Bild vom „tumben Heiden“ wäre reinste Fiktion. Diesen Gegner militärisch entscheidend zu schlagen, gelang dem Orden nicht. Erst die Taufe des Litauerkönigs Jagiello 1386 brachte die mehr oder weniger freiwillige Christianisierung des Landes und zerstörte die Legitimationsbasis für die *reisen* – was den Orden nicht abhielt, noch bis 1410 seine Kriegszüge zu organisieren mit der Begründung, die Taufe Jagiellos wäre nur vorgetäuscht, das Land weiterhin heidnisch. Zu wirklichen Schlachten nach heutigem Maßstab kam es zwischen den Preußenfahrern und den Litauern ohnehin nicht. Vielmehr glichen die Fahrten reinen Verwüstungs- und Verheerungszügen, die unsere romantischen Vorstellungen edlen Rittertums geradezu auf den Kopf stellen. So werden auch die Kriegszüge in oft sumpfig-morastigem Gelände, das nur schwer zu durchdringen war – eine Wildnis par excellence –, alles andere als ein reines Vergnügen oder gar eine Art bessere Turnierveranstaltung gewesen sein.

Für den Orden bedeuteten die fremden Ritter eine erhebliche Stärkung der militärischen Schlagkraft, entsprach doch ihre Anzahl im Durchschnitt dem des Aufgebots sämtlicher preußischer Städte. Und es gab – besonders erstaunlich, wenn man um die Zügellosigkeit buntgemischter Kreuzfahrerheere im 14. Jahrhundert weiß – kein eigenmächtiges Vorpreschen ihrer Truppenteile ins Feindesland. Die unter dem Marien- und Georgsbanner zusammengefaßte Gästeschar blieb in das militärisch-hierarchische System des Ordens eingebunden. Allein er entschied über „Reise“ und „Nichtreise“, Abbruch oder Fortsetzung. Den Preußenfahrern selbst winkte der Ruhm einer Rangerhöhung: Neben den Gastgeschenken des Ordens, Bannererhebungen und Heroldstauen waren der klassische Ritterschlag, die Erhebung zum Ritter, und der schon erwähnte Ehrentisch die wichtigsten Auszeichnungen. Reiche Beute dagegen war im Feindesland nicht zu erwarten. Immerhin ging ein Teil der gefangenen Litauer an die Preußenfahrer, die ihre Kriegsgefangenen oft in ihre Dienste nahmen oder sie zu „fiskalisieren“ vermochten. Wenn denn einmal ein größeres Gold- oder Silbervermögen erbeutet wurde, so hat es der Orden mit seinen Gästen geteilt.

Ungleich höher waren jedoch die Kosten des ganzen Unternehmens, womit sich Paravicini besonders eingehend beschäftigt (Kap. VII). Wer nach Preußen zur *reyse* zog, benötigte bei einer Fahrtdauer von vier, fünf, sechs oder mehr Monaten eine prall gefüllte Schatulle. Hohe Geldanleihen sind zahlreich belegt; mancher weniger finanzkräftige Ritter konnte indes auf finanzielle Zuschüsse seines Herrn hoffen. Die Herzöge von Burgund beispielsweise subventionierten etliche ihrer Lehnmänner. Oft hatten dann letztlich die jeweiligen Untertanen die Zeche zu zahlen. Eine nicht rückzahlbare Sondersteuer („Bede“) wurde erhoben oder eine Zwangsanleihe aufgenommen, um die Heerfahrt zu finanzieren. Aber auch der Orden selbst lieh den Preußenfahrern große Summen. Die Rückzahlungsfristen waren in der Regel kürzer als 180 Tage, und der Kredit wurde zumeist in Brügge, dem großen Finanzzentrum in Westeuropa, zurückgezahlt. Da der Orden von Brügge aus seinen Handelsbevollmächtigten agieren ließ, konnte dieser die Schulden eintreiben und in nach Preußen ausführbare Waren investieren. Ganz analog operierten die preußischen Kaufleute und Gläubiger. In Einzelfällen ist ein mitunter recht komplizierter Zahlungskreislauf mit den Bürgen der Schuldverschreibung oder mit neuen Kreditgebern nachweisbar. Da der Wechsel als Zahlungsmittel noch keine Rolle spielte, waren andere Formen gefragt. Nicht selten wurden Schulden einfach mit neuen Schulden beglichen, und die Zahlungsmoral einiger Edelmannen hielt sich in recht engen Grenzen. Am spektakulärsten ist der Fall des französischen Ritters Agne I. de la Tour d'Olliergues, bei dem die letzte Schuldenrate von seiner Familie erst 45 Jahre nach der Fahrt beglichen wurde. Als „alternative“ Zahlungsweisen scheinen beim Papst eingereichte Suppliken gedient zu haben. In ihnen verwandten sich verschuldete französische Edelleute zugunsten von Familienmitgliedern ihrer preußischen Gläubiger für ein Domkanonikat im preußischen Frauenburg oder im livländischen Dorpat. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß dadurch Schuldenminderungen oder Stundungen erwirkt wurden.

Durch das viele Geld, das die Preußenfahrer nach Königsberg brachten, profitierte die Stadt ungemein. Niemals wurde dort soviel gebaut wie im 14. Jahrhundert. An der Pregelstadt hatten Waffenproduzenten (*Schwertfeger*), Wundärzte oder Spezialisten für Wappenmalereien gute Geschäftsmöglichkeiten, auch wenn heute nichts mehr an diese Zeit zu erinnern scheint.

Bei der Kreditvergabe hielt sich der Orden allem Anschein nach an das kanonische Zins- und Wucherverbot und gewährte seine Anleihen zinslos – der Ausdruck „gratis“ (Bd. 2, S. 273) ist hier aber fehl am Platz. Eindeutig zeigen die hohen Summen, die der Orden problemlos verleihen konnte, über welche Finanzkraft er vor Tannenberg 1410 verfügte. Dieser Befund korrespondiert mit neueren Forschungsergebnisse von Jürgen Sarnowsky, der nachwies, daß der Orden 1410 ein immenses Vermögen für Söldnerheere ausgegeben hat. Auch fällt auf, daß offenbar schon sehr früh die Kommenden im Reich einbezogen waren, d. h. der Preußenfahrer beglich in der Heimatregion seine Schuld bei den dort residierenden Ordensbrüdern. Wie dann im Innenbetrieb abgerechnet, wie der interne Finanztransfer im Orden überhaupt abgewickelt wurde, bleibt nach wie vor unklar.

Die bisherigen Bände Paravicinis überzeugen durch ihre hohe Quellen- und Belegdichte, aber auch in ihrer Darstellungsweise, die bemüht ist, den gesamteuropäischen Rahmen nie aus den Augen zu verlieren. So etwa, wenn über vergleichbare spätmittelalterliche Rittergesellschaften oder auf verwandte Phänomene bei den „Reisen“ des Adels für die Reconquista in Spanien bzw. in Granada oder auf den hansischen Handel via Brügge verwiesen wird. Gewiß, manche Zuordnung Paravicinis bleibt durchaus anfechtbar – wenn er beispielsweise das Patriziat der Städte unisono zum Adel zählt oder das Struterwesen weitgehend marginalisiert. Aber seine Darstellung schöpft nicht allein aus intimer Quellen- und Literaturkenntnis, sondern weiß stets die großen Linien nachzuzeichnen. In ihrer tabellarischen Exaktheit wird diese Arbeit sich überdies als Fundgrube für die weitere Deutschordensforschung erweisen. Schon allein deshalb hofft der Rezensent auf das baldige Erscheinen weiterer Folgebände.

Christian Peters, *Apologia Confessionis Augustanae*. Untersuchungen zur Textgeschichte einer lutherischen Bekenntnisschrift (1530–1584) (Calwer Theologische Monographien, Reihe B, Systematische Theologie und Kirchengeschichte, Bd. 15), Stuttgart (Calwer Verlag) 1997. 664 u. XLIX S.

Von Zeit zu Zeit gibt es immer wieder wissenschaftliche Projekte, deren bloße Aufgabenstellung einem Respekt abnötigt. Wenn sich jemand vornimmt, die Textgeschichte der „Apologia Confessionis Augustanae“ (AC) von 1530 bis 1584 zu untersuchen, ist dies sicherlich ein solches. Christian Peters hat sich in seiner Münsteraner kirchengeschichtlichen Habilitationsschrift dieser Aufgabe gestellt und sie in beeindruckender Weise gemeistert.

Peters behandelt vier Problemkomplexe: Zum einen untersucht er die Entstehung der Augsburger Fassung der AC, die Kaiser Karl V. übergeben werden sollte. Zum anderen zeigt er, wie die AC für die verschiedenen Druckfassungen modifiziert wurde. Exemplarisch zeichnet er dann im einzelnen die Entwicklung der zentralen Artikel zur Rechtfertigungslehre nach. Schließlich beleuchtet er auch das komplexe Verhältnis „Luther und die Apologie“.

Was die Arbeit Peters' auszeichnet, ist das gelungene Zusammenspiel verschiedener Zugangsweisen. Peters untersucht einerseits detailliert „das Zeugnis der äußeren Quellen“ (insbesondere Briefe) daraufhin, was in ihnen über die Arbeit an der AC und deren äußere Umstände mitgeteilt wird. Diese Kenntnisse nutzt er nun aber wiederum zur Interpretation der verschiedenen Bearbeitungen des Textes der AC, die sich teils textkritisch, teils literarkritisch voneinander abheben lassen. Aber erst dadurch, daß Peters zugleich zeigt, welche theologischen Sachprobleme und -entscheidungen mit den Formulierungen der jeweiligen Bearbeitungen verbunden sind, wird seine Untersuchung zu einer theologischen Arbeit.

Nach einem kurzen Forschungsbericht und der Exposition der Aufgabenstellung rekonstruiert Peters im ersten Teil anhand der äußeren Zeugnisse die komplexe Geschichte der Entstehung der Augsburger Version der AC. Wichtig ist ihm dabei zu zeigen, wie einerseits die Arbeit an der AC aufs engste mit der „Ausschußpolitik“ beider Parteien auf dem Reichstag verknüpft war und andererseits, daß es sich bei der „Apologie“ auch um ein Gremienprodukt handelt, an dem wohl außer dem unbestritten federführenden Melanchthon Justus Jonas, Georg Spalatin, Johann Agricola und Johannes Brenz beteiligt waren. Textgeschichtlich spiegeln sich nach Peters die Ereignisse des Reichstages insbesondere in Melanchthons Überarbeitungen der sogenannten „Grundschrift Spalatin“ wider (wie sie in der „Wolfenbütteler Handschrift“ erhalten sind).

Für die deutsche Version der AC, die gleichfalls auf dem Augsburger Reichstag verlesen werden sollte, bietet die Schwäbisch Haller Handschrift „den ältesten heute noch zugänglichen Text der deutschen (Augsburger) AC“ (S. 93). Er wird im Anhang erstmals kritisch ediert. Peters verzeichnet genau die Abweichungen der deutschen Version gegenüber der lateinischen und deutet sie als Werk einer auf die Gewinnung der Ständemehrheit des Reichstages zielenden „politischen“ Redaktion“ (S. 107). Dieser politische Charakter der deutschen Version kennzeichne auch die späteren Druckversionen.

Die Habilitation zeigt nun, wie Melanchthon in der Folgezeit beständig an der AC weitergearbeitet und sie modifiziert hat. Das wichtigste und potentiell folgenreichste Ergebnis der Untersuchung der verschiedenen Druckversionen der AC besteht darin, daß Peters den lateinischen sog. „Oktavtext“ (vom September 1531) aufgrund seiner „formalen und theologischen Qualitäten“ (S. 189) und seiner Bedeutung im 16. Jahrhundert dem sog. Quarttext (von April/Mai 1531) für eindeutig überlegen hält und deshalb fordert, bei einer Neuausgabe der BSLK den „Oktavtext“ zugrunde zu legen (ebd.). Demgegenüber plädiert Peters bei einer Neuausgabe der BSLK für eine Beibehaltung des deutschen „Quarttextes“ (vom Oktober 1531) gegenüber dem deutschen „Oktavtext“ (vom Januar 1533). Die Besonderheit des Quarttextes liege in seinem Charakter als „komplexer Mischtext“. Nicht nur, weil er ein Produkt der Übersetzertätigkeit Justus Jonas' und der Redaktion Melanchthons darstellt,

sondern vor allem, weil er zwischen der lateinischen „Quartausgabe“ und der lateinischen „Oktavausgabe“, bei deutlichem Übergewicht der letzteren, stehe.

Dieses Urteil untermauert Peters durch eine Detailuntersuchung über die Artikel 4–6 (und 20), d. h. die Rechtfertigungsartikel, deren Genese er rekonstruiert. Er kann nachzeichnen, wie für Melanchthon selbst zwischen dem überladenen Rechtfertigungsartikeln der „Quartausgabe“ und dem neu konzipierten Artikeln der „Oktavausgabe“ entscheidende Klärungsprozesse stattfinden. Dabei spielt u. a. der Briefwechsel mit Brenz eine wichtige Rolle. Peters formuliert pointiert: „Für Melanchthon ist der Rechtfertigungsartikel der ‚Quartausgabe‘ von Anfang an ein reines Provisorium.“ (S. 503). Demgegenüber biete die „Oktavausgabe“ „eine Darstellung der Rechtfertigungslehre, die für das Luthertum schon bald wegweisend wird“ (S. 504).

Schließlich kommt Peters zu dem Ergebnis, daß Luthers Pläne zu einer *apologia germanica* vom Frühjahr 1531 letztlich in seinem Galaterbriefkommentar (1535) zur Erfüllung kommen. Für die Zwischenzeit kann Peters durch eine Vielzahl von Äußerungen, insbesondere aber durch eine Analyse von Luthers Predigten und Vorlesungen aus den Jahren 1530/31, nachweisen, daß es bei der Arbeit Melanchthons an den Rechtfertigungsartikeln zu „beachtlichen Wechselwirkungen“ (S. 504) bzw. zu einem „echte(n) Lern- und Austauschprozeß“ (S. 505) zwischen Melanchthon und Luther gekommen ist.

Anhangsweise werden die Dresdner Handschrift und die Schwäbisch Haller Handschrift kritisch ediert. Ein dritter Anhang rekonstruiert die frühe „Wittenberger Redaktion“. Ein umfangreiches Personen- und Ortsregister schließt das Buch.

Eine Rezension vermag kaum, die philologische, historische und theologische Detailarbeit die Peters geleistet hat, adäquat zu vermitteln. In ihr liegt die große Stärke, aber auch die große „Schwäche“ des Werkes. Diese Habilitationsschrift ist ein Buch für ausdauernde Spezialisten!

C. Müller

Peter Pfister (Hrsg.), *Klosterführer aller zisterzienserklöster im deutschsprachigen Raum*, Straßburg (Editions du Signe) 1997. 640 S., ca. 300 Abb.

1998 jährte sich zum neuhundertsten Mal die Gründung des Zisterzienserstammklosters Cîteaux in Burgund und damit die Gründung dieses bedeutenden mittelalterlichen Reformordens, der den Geist der Einfachkeit zum Bauprinzip erhob, seine Klöster in unwirtliche, abgelegene Gegenden baute, diese urbar machte und so oft zu einem wichtigen Faktor des Landesausbaus wurde. Dies nahm die Ordensleitung zum Anlaß, diesen Klosterführer herauszugeben, der „einen Überblick über das reichhaltige zisterziensische Erbe geben soll“. 397 Zisterzienser- und Zisterzienserinnenklöster gab es einmal im deutschsprachigen Raum, davon alleine 336 in Deutschland.

Der Herausgeber ist stellvertretender Direktor des Archivs des Erzbistums München und Freising und Ehrenmitglied des Zisterzienserorden, so wie die meisten anderen Autoren ebenfalls Ordensmitglieder sind.

Wer hier jetzt allerdings einen kunsthistorischen Reiseführer zu Zisterzienserklöstern erwartet hat, wird enttäuscht werden; dies ist auch gar nicht die eigentliche Intention der Autoren. Sie wollen vielmehr nur einen kurzen Überblick geben, „um zum Besuch zisterziensischer Stätten anzuregen, den zisterziensischen Geist weiterzugeben und das alte Erbe wieder aufleben zu lassen“.

Vor den Beschreibungen der einzelnen Klöster finden sich sieben kurze einführende Kapitel, über „den Geist der Einfachheit“, „die Geschichte und Spiritualität der Zisterzienser“, eine Auflistung der deutschsprachigen Kongregationen des Ordens, einen kurzen Bericht über die Mutterabtei aller deutschen Zisterzienserklöster, Morimond, ein „Stammbaum“ des Klosters Morimond (Welches Kloster wurde von wo aus gegründet?), zisterziensische Idealgrundrisse und ein kurzes Kapitel über mittelalterliches Klosterleben – beispielhaft wird hier ein Tagesablauf eines Zisterzienserklusters erläutert. Danach folgen die Beschrei-

bungen der einzelnen Klöster, alphabetisch, nach Ländern getrennt, in Deutschland auch nach Bundesländern untergliedert, jeweils mit einer kurzen Übersichtsskizze des Landes, in der die Klöster eingetragen sind. Die Beschreibung der einzelnen Klöster geht immer nach dem selben Schema: eine Doppelseite mit einem sehr knapp gehaltenen Abriß der Klostergeschichte, einem Farbfoto, kurzen Angaben zu Lage, Gründungsdatum und ggf. Auflösung, lateinischem Namen, Mutterkloster, Ansprechpartner, Öffnungszeiten, Führungen, Gottesdiensten und kurzem Literaturverzeichnis, das leider nicht immer auf dem neusten Stand ist. Auch über die so gut erhaltenen und bedeutenden Klöster Bebenhausen und Maulbronn findet sich leider nur der kurze doppelseitige Aufriß. Hier hätte man sich eigentlich schon eine Planskizze mit einer kleinen kunsthistorischen und baugeschichtlichen Beschreibung erwartet. Außerdem werden auch Klöster aufgeführt, von denen heute praktisch nichts mehr zu sehen ist, wo sich ein Besuch daher auch nicht mehr lohnt.

Aus unserem Vereinsgebiet werden die ehemaligen Zisterzienserklöster Bronnbach und Schöntal und die Zisterzienserinnenklöster Gnadental (bei Schwäbisch Hall), Frauental (bei Creglingen) und Seligental (bei Osterburken) aufgelistet.

Fazit: Das Buch ist eher eine Datensammlung als ein Reiseführer und daher auch aufgrund des nicht gerade billigen Preises (49,80 DM) nicht unbedingt anschaffenswert. *M. Roebel*

Klaus-Peter Schroeder, *Das Alte Reich und seine Städte. Untergang und Neubeginn: Die Mediatisierung der oberdeutschen Reichsstädte im Gefolge des Reichsdeputationshauptschlusses 1802/03*, München (C. H. Beck) 1991. 616 S.

„Die Reichsstädte in Deutschland sind diejenigen Städte, welche keinen Reichsstand zum Haupt oder Herren haben, sondern durch ihren eigenen Magistrat regiert werden, unmittelbar unter dem Kaiser und dem Reich stehen und auf Reichstagen Sitz und Stimme haben.“ So definierte Johann Jacob Moser, der sich mit gewaltiger Arbeitskraft einen Überblick über die Verfassungen und Geschichte der Reichsstädte verschafft hatte, im 18. Jahrhundert den Typus der Reichsstadt. Konstitutiv war also die unmittelbare Unterstellung unter Kaiser und Reich, wobei es fließende Übergänge gab. Zu gegebenen Zeitpunkten läßt sich mitunter nicht exakt angeben, ob eine Stadt dem Reich oder einem Territorium unterstand. Der Status mancher Stadt blieb lange ungeklärt. Bremen z. B. erlangte erst 1741 die definitive Anerkennung seiner Reichsstandschaft, Hamburg trat gar erst 1769 dem reichsstädtischen Kollegium in Regensburg bei.

Pläne, die Reichsstädte zu mediatisieren, d. h. einer Landesherrschaft zu unterwerfen, gab es schon lange. Immer wieder griffen Territorien zu, wenn sich die Gelegenheit bot, ihr Gebiet abzurunden. Die verrechtlichten Strukturen des Alten Reiches schützten aber die kleinen und schwächeren Mitglieder, so daß dies Einzelfälle blieben. Eine Rechtsgrundlage, die Reichsstädte aufzuheben, boten erst die 1801 und 1802 zwischen Frankreich einerseits, Bayern, Württemberg und Preußen andererseits abgeschlossenen Entschädigungsverträge, nach denen die genannten Staaten für linksrheinische Verluste rechtsrheinisch entschädigt werden sollten. Im September und Oktober 1802 besetzten die Reichsfürsten die ihnen zugewiesenen Städte. Der Reichsdeputationshauptschluß folgte im April 1803 und legalisierte ihr Vorgehen im nachhinein.

Klaus-Peter Schroeder zeichnet die Übernahme der Städte durch Bayern, Baden, Württemberg und Hessen-Darmstadt detailliert nach. Er schildert zunächst die Verhandlungen der 1790er Jahre (u. a. die auf dem Rastatter Kongress) und die rechtlichen Probleme, die sich aus dem Weiterbestehen des Reiches, des Reichstages und des reichsstädtischen Kollegiums auch nach dem Ausscheiden des größten Teils seiner Mitglieder ergaben. In den folgenden Kapiteln ordnet er nach den mediatisierenden Herrschaften, wobei zuerst die gesetzlichen Grundlagen und organisatorischen Maßnahmen beschrieben werden, die die genannten vier Staaten ergriffen, um die Eingliederung der Reichsstädte leisten zu können. Anschließend wird jede Stadt für sich behandelt. Schwäbisch Hall sind die Seiten 369 bis 373 gewidmet.

Die Besitzergreifung ging ohne Unruhen von statten, die Beamten wurden auf die neuen Herren vereidigt, das Archiv verschlossen. Im Juli 1803 erhielt Schwäbisch Hall eine neue Munizipalverfassung, aufgrund derer 66 ehemalige städtische Bedienstete in den Ruhestand versetzt wurden. Nur wenige Angehörige des reichsstädtischen Magistrats konnten ihre Karrieren in württembergischer Zeit ohne Unterbrechung fortsetzen. Problematisch war daneben insbesondere die Übernahme der Haller Schulden, die mehr als eine Million Gulden betragen, wovon Württemberg exakt 4325 Gulden übernahm, während die übrigen der Stadt erhalten blieben. Die Regelung der Schuldenfrage zog sich noch über die gesamte erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hin.

Die Arbeit von Schroeder bringt für Schwäbisch Hall zwar keine neuen Erkenntnisse (über die Arbeit von Walter Döring hinaus), bietet aber eine gute Zusammenfassung der Vorgänge vor und während der Mediatisierung. Durch die Gliederung nach Städten ergeben sich allerdings zahlreiche Wiederholungen, die die Arbeit schwer lesbar machen. *A. Maisch*

Christoph Weismann, Die Katechismen des Johannes Brenz. Bd. 1: Die Entstehungs-, Text- und Wirkungsgeschichte (Spätmittelalter und Reformation. Texte und Untersuchungen, Bd. 21) Berlin, New York (Walter de Gruyter) 1990. 760 S.

Der Band Christoph Weismanns faßt die Forschungen zum Text, zur Entstehungs- und Druckgeschichte sowie zur Wirkung und Verbreitung der Brenzschen Katechismen zusammen, bietet aber darüber hinaus auch eine Einführung in die Haller Reformations- und Schulgeschichte. Und schließlich sind die Katechismen auch zentrale Dokumente protestantischer Frömmigkeit, die jeder Schüler und jede Schülerin von Wort zu Wort auswendig zu lernen hatten und die mithin nicht nur die religiöse Vorstellungswelt, sondern auch das sprachliche Ausdrucksvermögen entscheidend beeinflussen.

1527/1528 verfaßte Johannes Brenz seinen ersten Katechismus für Schwäbisch Hall. Brenz wählte die Frage-Antwort-Form, was Vorläufer in der spätmittelalterlichen Schulliteratur hatte. Der Katechismus war zweigeteilt: der „Catechismus minor“ war für die Unterweisung der „jungen Kinder“ bestimmt, der „Catechismus maior“ für die Erwachsenen. Für die Kinder waren Einzelauslegungen zur Taufe und zum Abendmahl vorgesehen, während Glaubensbekenntnis, Zehn Gebote und Vaterunser nur im Wortlaut angeführt, aber nicht kommentiert wurden. Diese drei Stücke waren schließlich für den Katechismus der Erwachsenen bestimmt. Die Nachwirkung dieses ersten Katechismus blieb im Unterschied zu der des zweiten von 1535 bescheiden. Er wurde – außer in Hall – nirgendwo als offizielles Lehrbuch eingeführt. Ansätze dazu scheint es allerdings in Hessen 1532 gegeben zu haben. Ansonsten finden sich natürlich noch Spuren des Brenzschen Werkes in zahlreichen anderen nieder- und oberdeutschen Katechismen. Im Ausland scheint er in Frankreich und Spanien rezipiert worden zu sein. So besaß immerhin Marguerite d'Angoulême, Königin von Navarra und Schwester König Franz' I. von Frankreich, eine illuminierte Prachthandschrift, in der die Brenzschen Fragstücke enthalten waren!

Der zweite Brenz-Katechismus stammt von 1535. Er wurde in Schwäbisch Hall, dann aber vor allem in Württemberg eingeführt, wo er jahrhundertlang kurz als „Württembergischer Katechismus“ bezeichnet wurde. Er ist wesentlich kürzer als die Fragstücke von 1527/1528. Seine Breitenwirkung war enorm. Außer Hall und Württemberg übernahmen ihn auch Limburg und Hohenlohe, zahlreiche süddeutsche Reichsstädte (Heilbronn, Esslingen, Reutlingen, Ulm, Biberach, Kempten etc.), Baden, Pfalz-Neuburg, die Kurpfalz, Hessen, Wertheim, Erbach, Oettingen, Castell und Ostfriesland. Bekannt wurde er in Frankreich und Italien, in Slowenien, Kroatien und Polen. Im 18. und 19. Jahrhundert importierte man ihn auch in die USA. *A. Maisch*

3. Landeskunde

Werner Buchholz (Hrsg.), *Landesgeschichte in Deutschland. Bestandsaufnahme – Analyse – Perspektiven*, Paderborn, München, Wien, New York (Schöningh) 1998. 458 S.

Die Landesgeschichtsschreibung, einer der deutschen Beiträge zur Geschichtswissenschaft, blickt auf eine lange, im 19. Jahrhundert begründete Tradition zurück. Schon immer stand sie in enger Beziehung mit aktuellen politischen Verhältnissen, sei es als Instrument regionaler Identitätsstiftung, sei es – unter dem Namen „Geschichtliche Landeskunde“ – als Grundlage einer zwischen den Kriegen und besonders im Dritten Reich angestrebten „Volksgeschichte“, sei es unter dem Etikett der „Regionalgeschichte“ als Zuarbeiterin der DDR-Nationalgeschichte. Aus dieser Voraussetzung wird deutlich, daß es nach dem Umbruch der Jahre 1989/90 an der Zeit war, die Position der deutschen Landesgeschichtsschreibung neu zu bestimmen, was auf einem Greifswalder Symposium im Jahre 1995 geschehen ist, dessen Ergebnisse nun in diesem Band dokumentiert sind. Geordnet nach den „historischen Kulturlandschaften Deutschlands“ (so die Einleitung des Hrsg., S. 11) wird über den Stand der jeweiligen landesgeschichtlichen Forschung, über Institutionen und Projekte, neue Arbeitsfelder und -weisen berichtet, zum Teil aber auch das eigene Fach in seinen Grenzen und Möglichkeiten reflektiert; insbesondere die Frage nach einem Regionenbegriff und nach der Möglichkeit einer neuen Regionalgeschichte findet sich dabei diskutiert. Zu vermerken ist ebenfalls, daß der seit den 70er Jahren spürbare Trend, das Forschungsfeld Landesgeschichte von der mediävistischen Vorherrschaft zu lösen (man vergleiche den Wandel des Inhalts dieser Zeitschrift), sich konsolidiert hat.

Der Band erfüllt also die von ihm selbst gestellten Ansprüche, er ist durchweg informativ, zeigt die Vielfalt des Bestehenden und Perspektiven für die Zukunft. Aber er wirft auch Fragen auf. Etwa danach, welches Haltung nun der Betreiber von Landesgeschichte gegenüber der ganz zweifellos bestehenden Abhängigkeit seines Faches von bestehenden politischen Verhältnissen und Wunschvorstellungen einnehmen soll. Diese sind nämlich nach wie vor vorhanden, wie allein schon aus einem Blick auf die Gliederung deutlich wird: Der Westen Deutschlands, die alte Bundesrepublik also, findet sich hier nach Gebieten unterteilt, die eine recht lange Traditionslinie in Anspruch nehmen können, zum Teil bis zurück ins Mittelalter (Schwaben, Baden, Bayern, Franken), während die Landesgeschichte im Gebiet der ehemaligen DDR offensichtlich neueren Grenzen folgt, nämlich denen der bestehenden Bundesländer. Zu diskutieren wäre hier, ob eine solch unterschiedliche Struktur, die ganz eindeutig auch andere Forschungsschwerpunkte hervorbringen muß (Sachsen-Anhalt als politisches Gebilde hat eindeutig keine mittelalterliche Geschichte; das Gebiet dieses Bundeslandes sehr wohl), überhaupt eine Landesgeschichte als einheitliche, universell anwendbare Methode hervorbringen kann. Ein gewisses Unwohlsein schleicht sich beim Rez. auch ein, wenn er in einem Buch unter dem Titel „Landesgeschichte in Deutschland“ einen Beitrag unter dem Etikett „Donauschwaben“ findet; nicht, daß der sich dahinter verbergende Vergleich zwischen deutscher Landes- und ungarischer Lokalgeschichte nicht lehrreich wäre oder dieses Gebiet kein legitimes landesgeschichtliches Forschungsfeld darstellte, aber wenn sich deutsche Landesgeschichte nicht auch an die deutschen Landesgrenzen hält, dann kann sie möglicherweise schnell wieder in Richtung einer „Volksgeschichte“ ausgedeutet und als historisierendes Argument mißbraucht werden. Damit soll der konzeptionellen Leitung des Bandes natürlich nicht etwa unterstellt werden, daß sie absichtlich in diese Richtung tendiere, sondern nur angemerkt sein, daß es vielleicht geschickter gewesen wäre, diesen Beitrag ohne geographische Zuordnung unter die Rubrik „Vergleichende Landesgeschichte“ zu setzen, was vom Thema her ja durchaus gerechtfertigt gewesen wäre.

G. Lubich

Hermann Ehmer (Hrsg.), *Burgen im Spiegel der historischen Überlieferung* (Oberrheinische Studien, Bd. 13), Sigmaringen (Thorbecke) 1998. 209 S.

Kurt Andermann (Hrsg.), „Raubritter“ oder „Rechtsschaffene vom Adel“? Aspekte von Politik, Friede und Recht im späten Mittelalter (Oberrheinische Studien, Bd. 14), Sigmaringen (Thorbecke) 1997. 208 S.

Die „Oberrheinischen Studien“ sind eine Veröffentlichungsreihe der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein, die hierin die Referate einzelner von ihr veranstalteter Tagungen wiedergibt; bei der Themenwahl, die epochenmäßig nicht prinzipiell eingegrenzt ist, läßt sich für die letzten Bände eindeutig ein Schwerpunkt auf dem ausgehenden Mittelalter und der frühen Neuzeit feststellen.

Band 13 setzt sich mit einem ganz grundlegenden Thema der Burgenforschung auseinander, nämlich mit der Frage nach dem Quellenwert einzelner Überlieferungsarten. Welche Unterschiede bestehen zwischen dem archäologischen Befund, mündlicher und schriftlicher Überlieferung, die je nach Abfassungszeitpunkt wiederum unterschiedlich ausgeprägt sein kann? Wie helfen bislang wenig genutzte Quellengattungen wie Schadens- und Burginventare oder Rechnungen, unsere Kenntnis von der heute noch gerne mit den Augen der Romantik betrachteten mittelalterlichen Burgenwelt zu vertiefen? Es sind gerade diese methodologischen Überlegungen, die diesen Band auch für den Burgenforscher im Württembergischen Franken interessant machen, wurde hier doch bis in die jüngste Zeit hinein hauptsächlich auf der Basis von Archäologie und/oder Architekturgeschichte gearbeitet.

Auch beim Thema „Raubritter“ stellt sich natürlich die Frage nach der Übertragbarkeit der erzielten Ergebnisse, etwa auf die Bewertung des Verhaltens der Schenken von Limpurg oder der anderen Adligen im Umland der Stadt Hall. Schon im einleitenden Beitrag des Hrsg. wird deutlich, daß der Begriff des „Raubritters“, eine Prägung der Romantik, nicht geeignet ist, das adlige Konfliktverhalten des ausgehenden Mittelalters angemessen zu erfassen. Die damit implizierte Kluft zwischen adliger Rechtswahrung im Rahmen der „rechten Fehde“ und einem noch nicht existierenden staatlichen Gewaltmonopol verstellt den Blick sowohl auf die Rechtsnorm als auch auf die Rechtswirklichkeit dieser Epoche; die komplizierten Wechselbeziehungen zwischen Herrschaft, Politik und Recht wurden schon im Mittelalter von den Beteiligten instrumentalisiert, und gerade die Städte hatten einen nicht zu unterschätzenden Anteil an der Kriminalisierung der nach heutigem Verständnis „privaten“ Gewalt des Adels. Die weit über den oberrheinischen Bereich hinausgehenden Beispiele – behandelt werden auch die norddeutschen Hansestädte (U. Andermann), Schwäbisch Gmünd (K. Graf), Franken (G. Rechter) und Ansbach-Kulmbach (R. Seyboth) – zeigen in aller wünschenswerten Deutlichkeit, wie sehr eine Neubewertung dieses Problems ansteht. *G. Lubich*

Gerhard Faix u. Volker Reichert (Hrsgg.), *Eberhard im Bart und die Wallfahrt nach Jerusalem im späten Mittelalter* (Lebendige Vergangenheit. Schriftenreihe des Württ. Geschichts- und Altertumsvereins, Bd. 20), Stuttgart (W. Kohlhammer) 1998. 242 S., 19 Abb. u. Karten, 7 Farbtafeln.

Graf Eberhard im Bart (1445–1496) gilt als eine der großen Herrschergestalten der württembergischen Geschichte: Gemäß seinem Wahlspruch „Atempto“ – „ich wag’s“, heiratete er die vornehme italienische Adelige Barbara Gonzaga von Mantua (1474), gründete die Tübinger Universität (1477), vereinigte die beiden Landesteile Württemberg-Urach und Württemberg-Stuttgart (1482) und bekam für das neue Territorium schließlich die Herzogswürde zugesprochen (1495). Seine Heiliglandfahrt 1468 galt dabei vielen Geschichtsschreibern als Wendepunkt, in dem er sich vom jugendlichen Haudegen zum erfahrenen und maßvollen Herrscher gewandelt hat.

Erstmals hat diese Unternehmung nun eine moderne Untersuchung in Form eines Buches erfahren. Dabei ist es Zielsetzung der Schriftenreihe „Lebendige Vergangenheit“, Geschichte nicht aus akademischer Distanz, sondern von Miterlebenden aus Beobachtung und

Betroffenheit heraus erzählen zu lassen. Dennoch haben die Verfasser durchaus darauf geachtet, das Werk nicht zu einer Abenteuergeschichte werden zu lassen. Und so wird auf den ersten 60 Seiten zwar der Verlauf der Pilgerfahrt anhand der Quellen chronologisch rekonstruiert, es werden jedoch auch Vergleiche mit anderen zu dieser Zeit pilgernden Herrschergestalten gezogen, um so ein umfassenderes Bild vom Höhepunkt der Jerusalemwallfahrt gegen Ende des 15. Jh. zu vermitteln. Dennoch behält der Text Lebendigkeit und Witz; so will zum Beispiel der Autor den originalen, lapidaren Quellenkommentar über das gelegentliche Vorkommnis, daß ein Passagier auf einem Pilgerschiff über Bord stürzt, dem Leser nicht vorenthalten: „der ward verloren“. Ein zweiter Abschnitt ordnet dann die Pilgerfahrt in den allgemeinen, herrschaftsgeschichtlichen Kontext Württembergs ein und interpretiert Regimentsordnung und Testament Eberhards zur Abreise sowie die Auswahl der Reisebegleiter, die Tatsache, daß Eberhard vorzeitig zurückkehrte und die erhaltenen Geschenke bei der Rückkehr. Der dritte Abschnitt wiederum widmet sich der Rezeptionsgeschichte der Pilgerfahrt. Dabei werden einige Symbole und Mythen Eberhards auf ihre historische Realität hin untersucht, so sein Bart, die Palme, der Weißdorn, der Wahlspruch „Attempto“ und das Bild von der Pilgerfahrt als Wende in Eberhard Leben. Des weiteren wird auf die Verarbeitung der Pilgerfahrt in Dichtkunst und Historienmalerei eingegangen, selbst eine 1904 stattfindende Wallfahrt bezog sich auf Eberhard im Bart.

Sodann sind die verschiedenen Originalquellen der Pilgerfahrt abgedruckt und mit einer einleitenden Erläuterung versehen: Die Schilderung des Leibarztes Johannes Münsinger, das Pilgerbuch des Begleiters Anselm von Eyb, der kommentierte Kalender Eberhards, die Urkunden der Regimentsordnung und der Geschenke anlässlich der Rückkehr sowie Berichte späterer Pilger, die auf ihrer Reise Indizien für die Anwesenheit der eberhardschen Gesellschaft fanden.

Schließlich bietet das Buch einige historische Ansichten und Karten besuchter Orte; des weiteren im Anhang ein Itinerar und ein Verzeichnis der Reisebegleiter. Es deckt somit die mannigfaltige Aspekte dieser spätmittelalterlichen Pilgerfahrt auf lebendig geschriebene Art ab.

A. Pusch

Ulrich Hartmann (Hrsg.), *Der Kreis Ludwigsburg (Heimat und Arbeit)*, Stuttgart (Theiss) 1994 (2., völlig Neubearb. Aufl.). 456 S., 108 Abb. 36 Farbtaf.

In der Reihe „Heimat und Arbeit“ erschien 17 Jahre nach der Erstauflage in völliger Neubearbeitung der Band für den Kreis Ludwigsburg. In bewährter Weise wird hier ein umfassender Überblick über den Landkreis in Vergangenheit und Gegenwart gegeben. Nach den einführenden Kapiteln über die Geologie und die Landschaft des Kreises wird dessen Geschichte von der Vor- und Frühgeschichte bis zur Gegenwart in mehreren Beiträgen geschildert. Nach der Darstellung des geistigen und kulturellen Lebens folgen Kurzdarstellungen der 39 Städte und Gemeinden des Landkreises. Darauf folgend wird unter mehreren Aspekten die Wirtschaft des Kreises Ludwigsburg behandelt, bis hin zu Selbstporträts einzelner Firmen. Ein Namen- und Sachregister beschließt den Band, der sich sehr gut als erstes Nachschlagewerk über den Kreis eignet. Leider wird der Nachweis weiterführender Literatur von den einzelnen Autoren sehr unterschiedlich gehandhabt. Während beispielsweise in den einzelnen Beiträgen zur Landschaft und zur Vor- und Frühgeschichte fundiert weitere Literatur zum Thema erwähnt wird, sucht dies der Leser im Schwerpunktbereich Wirtschaft sowie z. B. bei den von den jeweiligen Oberbürgermeistern verfaßten Kurzporträts der Großen Kreisstädte vergeblich.

A. Kozlik

Peter Kolb u. Ernst-Dieter Krenig (Hrsg.), *Unterfränkische Geschichte*, Bd. 2: Vom hohen Mittelalter bis zum Beginn des konfessionellen Zeitalters, Würzburg (Echter) 1992. 682 S., zahlreiche Abb. u. Karten.

Der zweite von mittlerweile vier erschienenen Bänden der „Unterfränkischen Geschichte“, dies vorneweg, ist wie sein Vorgänger auch ein Kompendium, das jedem, der sich mit der

mittelalterlichen Geschichte dieses Raumes befaßt, wertvolle Referenz, Einstieg oder Vertiefung sein kann. Der Erfolg, den diese Unternehmung, die sich ausdrücklich nicht allein an ein akademisch vorgebildetes Fachpublikum wendet, in der Zwischenzeit an den erreichten Auflagezahlen aufweisen kann, spricht für sich, und man wünschte sich ähnliche Handbücher für weitere Teile Deutschlands.

Doch kann man über den Sinn, die Geschichte historischer Landschaften nach heutigen politischen Grenzen zu schreiben (wie hier geschehen), durchaus geteilter Meinung sein; im vorliegenden Fall, in dem der Regierungsbezirk Unterfranken als geographische und das Spätmittelalter vor der Reformation als zeitliche Maßgaben dienen, scheint diese Eingrenzung auf den ersten Blick zwar durchaus sinnvoll, deckt sich doch das behandelte Gebiet cum grano salis mit dem Hochstift Würzburg. Im ersten der insgesamt fünf größeren Abschnitte, der sich mit der Herausbildung der territorialen Herrschaften befaßt, wird jedoch ein wenig die Zwanghaftigkeit der vorgegebenen Eingrenzung deutlich: Im getrennt behandelten Untermaingebiet und im Spessart war weniger das Bistum Würzburg als das Erzbistum Mainz die maßgebliche Kraft; ein Zuordnung des „fuldischen Südens“ zu einem anderen Gebiet als dem fuldischen ist, bedingt durch die ganz eigene Entwicklung, ohnehin kaum möglich; die Reichstadt Rothenburg, gerade in dieser Zeit oftmals erbitterter Konkurrent des Kiliansbistums, hätte vielleicht ebenso eine Erwähnung in Kapitelform verdient wie die Herrschaftsbildung der Hohenlohe im 13. Jahrhundert. Wesentlich höhere Qualitäten – zu denen denn auch inhaltliche Geschlossenheit gehört – entwickelt das Buch in seinen anderen Abschnitten, die sich mit Religion und Kirche (dabei auch mit dem Judentum und Häresien), Bevölkerung und Landesstruktur, Bildung und literarischem Leben sowie der Kunst beschäftigen. Es sei betont, daß die angebrachte Kritik keinesfalls an die Adresse der Autoren gerichtet ist – alle Beiträge entsprechen den von einem wissenschaftlichen Handbuch verlangten Standard, die Darstellungen sind stringent, unpolemisch und oftmals hervorragend geschrieben. Es ist sicherlich auch eher dem Verdienst der Autoren als der Anlage des Werks zuzurechnen, wenn der dort eingangs formulierte Anspruch, „das historische Werden des heutigen Unterfranken“ zu schildern, an vielen Stellen auch eingelöst wird.

Ein lachendes und ein weinendes Auge also: Man freut sich darüber, daß ein Werk zu diesem Raum in dieser Qualität endlich vorliegt, bedauert aber gleichzeitig, daß es der historischen Landschaft des Mittelalters nicht immer gerecht werden kann. *G. Lubich*

Ursula Krause-Schmitt, Heimatgeschichtlicher Wegweiser zu Stätten des Widerstands und der Verfolgung 1933–1945, Bd. 5/2: Baden-Württemberg II. Regierungsbezirke Freiburg und Tübingen. Hrsg. vom Studienkreis Deutscher Widerstand und der Verfolgten des Naziregimes (VVN)/Bund der Antifaschisten Baden-Württemberg, Frankfurt a. Main (Verlag für Akademische Schriften) 1997. 343 S., zahlr. Abb.

Nachdem bereits 1991 ein Band über die Regierungsbezirke Stuttgart und Karlsruhe erschien, in dem auch die Region Württembergisch Franken abgedeckt wurde, liegt mit dem Teil zu den Regierungsbezirken Freiburg und Tübingen ein flächendeckender Führer zu den Stätten der Verfolgung und des Widerstands 1933–1945 in Baden-Württemberg vor. Nach Kreisen und Orten gegliedert, wird über Schauplätze und Opfer nationalsozialistischer Verbrechen „vor Ort“ berichtet, der Widerstand der „kleinen Leute“ und ihr meist vergessenes Opfer gewürdigt und auch nach dem heutigen Gedenken – oder Nicht-Gedenken – gefragt. Auch wenn in diesem Rahmen sicher keine Vollständigkeit erreicht werden kann, ist der Wert dieser Bände als flächendeckendes Nachschlagewerk und erster Zugang zum Thema sehr hoch einzuschätzen. Für viele Orte sind hier wohl erstmals verlässliche Informationen zum Themenkomplex „Verfolgung und Widerstand“ greifbar. So bleibt nur zu wünschen, daß diese beiden Bände weitere Arbeiten anregen und der lokalen Heimatsgeschichtsforschung neue Anstöße geben. *D. Stihler*

Revolution im Südwesten. Stätten der Demokratiebewegung 1848/49 in Baden-Württemberg. Hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft hauptamtlicher Archivare im Städtetag Baden-Württemberg, Karlsruhe (INFO-Verlag) 1997. 782 S., 313 SW-Abb., 1 Karte.

Rechtzeitig zum 150. Jubiläum der Revolution von 1848 erscheint von der Arbeitsgemeinschaft hauptamtlicher Kommunalarchivare das offizielle Werk des Landes Baden-Württemberg. Die Konzeption ist dabei wohl ganz gut gelungen: So widmet sich fast der gesamte Band der Lokalgeschichte einzelner Orte, die vom jeweiligen Archivar ausgearbeitet wurden – so, wie die Revolution in Württemberg fast ausschließlich auf lokaler Ebene stattfand. Für Baden – wo die Lokalereignisse in einem Umsturz der Landesherrschaft kulminierten – sowie zur allgemeinen Einordnung der Geschehnisse in den europäischen Kontext wurde dem Lokalteil eine 15-seitige Einführung vorangestellt, in welcher prägnant Ursachen, Verlauf und Ergebnisse der Revolution von 1848 erläutert werden. Gut scheint mir hier die Idee, dem Text Struktur durch die kursive Hervorhebung zentraler Begriffe und Schlagworte zu verleihen. Eine Zeittafel, ein Glossar, das die vorkommenden Fachbegriffe verständlich macht, sowie ein Orts-, Personen- und ein Sachindex geben weitere Hilfestellungen. Das Herzstück des Buches jedoch stellen die alphabetisch geordneten Lokaldarstellungen dar. Diese sind nach folgendem Schema aufgebaut: Der Hauptteil behandelt selbstverständlich, ergänzt um zahlreiche Illustrationen, in chronologischer Folge die Ereignisse, es folgt jedoch auch eine Aufzählung der geschichtlich bedeutsamen Bauten und Plätze sowie eine Wegbeschreibung, so daß sich dieses Buch auch als – wenn auch unhandlicher – Reiseführer zu den Stätten der Revolutionsgeschichte eignet. Bedeutende Persönlichkeiten werden am Ort ihrer Geburt oder Ihres Wirkens mit einer Kurzbiographie berücksichtigt, erstreckte sich ihr Wirkungskreis auf mehrere Orte, sind selbstverständlich Querverweise vorhanden. Schließlich wird noch auf örtliche Museen, Archive (samt Öffnungszeiten) und Veranstaltungen in den Jubiläumsjahren hingewiesen. Einen tieferen Einstieg ermöglicht eine Liste weiterführender Literatur am Ende jedes Beitrags. Aus dem Vereinsgebiet sind Berichte über Schwäbisch Hall, Künzelsau, Murrhardt und Neudenau von Herrn Maisch, Herrn Hertweck, Herrn Reinhold und Frau Göldner vertreten.

Alles in allem bietet dieser Band eine detaillierte und doch sehr übersichtliche Zusammenschau der baden-württembergischen Revolutionsgeschichte. *A. Pusch*

Hartmut Riehl, Burgen und Schlösser im Kraichgau, Ubstadt-Weiher (Verlag Regionalkultur) 1997. 120 S., zahlr. Abb.

Der Kraichgau war seit jeher ein Landstrich, aus dem viele Adelsgeschlechter entstammten. In dem nur etwa 200 Dörfer und Städte zählendem Landstrich lassen sich über 100 Adelsgeschlechter nachweisen. Bis zum Ende des alten Reiches konnten sich hier etliche selbstbewußte Freiherren als Reichsritter (im Ritterkanton Kraichgau in Heilbronn zusammengeschlossen) gegen die Territorialherren der Kurpfalz, des Fürstbistums Speyer, der Markgrafschaft Baden und des Herzogtums Württemberg behaupten. Ca. 150 Adelsitze, Burgen und Schlösser lassen sich hier nachweisen, die heute noch vorhandenen Bauten datieren vom Anfang des 13. bis zum Anfang unseres Jahrhunderts und sind vielerorts noch von ihren ursprünglichen Besitzern bewohnt. Im vorliegenden Bändchen wird die Burgen- und Schlösserlandschaft Kraichgau für den Wandernden und Reisenden in kurzen informativen Artikeln über die jeweilige Anlage besprochen. Zahlreiche farbige Abbildungen, alte Stiche, Postkarten und Grundrisse vervollständigen das Bild: ein kleines Reisebüchlein, das zum Entdecken des Kraichgaus einlädt. *M. Roebel*

4. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

Hans Erich Bödeker, Gerald Chaix, Patrice Veit (Hrsgg.), *Le livre religieux et ses pratiques: études sur l'histoire du livre religieux en Allemagne et en France à l'époque moderne; Der Umgang mit dem religiösen Buch, Studien zur Geschichte des religiösen Buches in Deutschland und Frankreich in der frühen Neuzeit* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 101), Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1991. 415 S.

Das religiöse Buch ist eine besonders wichtige Quelle für die Geschichte der religiösen Mentalitäten und Glaubensvorstellungen. Die in deutsch, französisch oder englisch geschriebenen Beiträge dieses Sammelbandes sind aus einer im März 1988 veranstalteten deutsch-französischen Tagung in Göttingen hervorgegangen, deren Thema der Umgang mit dem religiösen Buch zwischen dem 15. und dem 19. Jahrhundert war. Die allgemeine Fragestellung des Umgangs mit religiösen Büchern unterteilt sich in drei Problemkomplexe, deren Untersuchung sich als roter Faden durch die Beiträge des Bandes zieht: (a) die Eingrenzung auf einen geographischen und zeitlichen Raum d. h. auf Deutschland und Frankreich in der Neuzeit; (b) die Bedeutung des Begriffs „religiöses Buch“ (Was war ein religiöses Buch in der frühen Neuzeit?) und (c) die Definition der Gebrauchsweisen des religiösen Buches. Dabei werden die Formen des Umgangs mit sowie die Rolle und Funktion des religiösen Buches untersucht.

Das Bestreben des Sammelbandes ist es, den Umgang mit dem religiösen Buch in exemplarischen Fallstudien zu rekonstruieren, um u. a. den Zusammenhang zwischen Religiosität und religiösem Buch zu beleuchten. Mikroanalysen werden bevorzugt, um die Komplexität des Forschungsfeldes wiederzugeben und um Ansätze für neue Interpretation anzubieten. Ziel des Bandes ist damit nicht, „abschließende Ergebnisse“ darzulegen, sondern eine „erste theoriegeleitete Problemskizze, einen Themenumriß auszuarbeiten“ (S. 21). Dies ist den Autoren auch gelungen. 14 Beiträge aus sechs Themenbereiche beleuchten jeweils einen besonderen Aspekt des Umgangs mit dem religiösen Buch. Der erste Themenbereich beschäftigt sich mit der Produktion, Distribution und Rezeption religiöser Bücher. Nach einem Aufsatz über die religiöse Buchproduktion in Deutschland und Frankreich im 19. Jahrhundert (F. Barbier) folgt eine Abhandlung über die Rolle und den Einfluß der Lesevereine auf dem Lande am Beispiel eines Dorfes in Niedersachsen (K.-H. Ziessow). Die dritte Fallstudie behandelt das Leben und Werk des Autodidakten und religiösen Autors des 18. Jahrhunderts Elias Artista, geboren als Johann Daniel Müller (R. Breymayer). Der zweite Themenkomplex, das religiöse Buch als Symbol einer kulturellen und konfessionellen Identität, wird am Beispiel der Provence (G. Audisio), der Hugenotten (P. Benedict), Böhmens (M. – E. Ducreux) und Altwürttembergs (H. Medick) untersucht. Das dritte Thema – das religiöse Buch und die Katechese – beleuchten drei Fallstudien: die Mission der Jesuiten in den deutschen Gebieten (L. Chatellier), Bauernpredigten (I. Tomkowiak) und Barockpredigten (F. M. Eybl). Der vierte Bereich über die Aneignungen von Gebets- und Gesangbüchern ist anhand der Gebetbücher in Deutschland (B. Vogler) sowie der Gesangbücher in Frankreich (J. Quéniart) und Deutschland (C. Maurer) dargestellt. Drei Beiträge widmen sich dem fünften Thema, Frauen und religiöse Bücher. Nach einer Fallstudie, die die Lesegewohnheiten der Frauen im 17. Jahrhundert am Beispiel der Leichenpredigten untersucht (C. Niekus Moore) folgt ein Beitrag über den Zusammenhang von Buch und religiöser Erfahrung von Frauen im 18. Jahrhundert (U. A. J. Becher). Der dritte Aufsatz behandelt das Thema Gebetbücher für Frauen im 19. Jahrhundert (E. Saurer). Der letzte Themenbereich – das religiöse Buch in Bezug auf Verinnerlichungsprozesse – ist mit zwei Fallstudien vertreten. Die erste stellt Gerhard Teerstegen und die Tradition erbaulicher Briefausgaben dar (U. Mennecke-Haustein), die zweite die Leidensbewältigung durch die christliche Andacht anhand der Devotionsliteratur des 17. und 18. Jahrhunderts (R. Schenda).

Alle Aufsätze geben nicht nur einen guten Einblick in den bisherigen Forschungsstand, sondern erweitern diesen auch. Der Sammelband weist in der Tat auf neue Fragestellungen und

neue Forschungsperspektiven hin. So ist etwa die seither vorherrschende These von einem konfessionell unterschiedlichen Buchklima in dreierlei Hinsicht zu modifizieren. Zum ersten haben die Beiträge des Bandes herausgestellt, daß sich, entgegen der allgemeinen Auffassung, die katholische und protestantische Erbauungsliteratur sehr ähnlich waren. Zweitens haben sich die protestantische und katholische religiöse Literatur wechselseitig beeinflusst. Drittens schließlich muß auch die Vorstellung eines bilderreichen Katholizismus gegenüber einem bilderarmen Protestantismus revidiert werden. Die Vielfältigkeit der Themen und die breit gefächerten Fallstudien sind besonders hervorzuheben, da viele Leserinteressen dadurch geweckt oder abgedeckt werden.

E. Schinke

Sabine Erhardt, Armin Panter (Hrsgg.), Grossag. Qualität in jedem Gerät. Ein Haller Industriebetrieb seit 1863. Eine Ausstellung des Hällisch-Fränkischen Museums in Zusammenarbeit mit der Frauenakademie der Volkshochschule Schwäbisch Hall, 11. Mai bis 31. August 1997, Schwäbisch Hall (Hällisch-Fränkisches Museum) 1997. 158 S., zahlr. Abb. Im Jahr 1863 gründete Friedrich Gross in Schwäbisch Hall eine Schlosserei, die zunächst Beschläge für Fenster u. ä. herstellte. Der Schwerpunkt der Produktion lag aber rasch bei Kohlebügeleisen, ab den 1920ern wurden Elektrobügeleisen und andere elektrische Haushaltsgeräte hergestellt. 1917 in eine AG umgewandelt und 1920 in „Grossag“ umbenannt, gelang es dem Unternehmen, durch Rüstungsaufträge beide Weltkriege zu überstehen. Nach dem Krieg folgte zunächst ein weiterer Aufschwung. Ein Tief Ende der 1960er konnte noch einmal aufgefangen werden, das Ende der Hauptabnehmer Bauknecht und AEG in den 1980ern bedeutete jedoch zuletzt auch das Aus für die Grossag: 1986 ging die Firma in Konkurs.

Der vorliegende Band ist als Begleitband zu einer Ausstellung über die Grossag konzipiert worden. Seine Vielseitigkeit ist um so erstaunlicher, als zur Vorbereitung des Projektes lediglich ein halbes Jahr zur Verfügung stand (S. 9). Themen des Bandes sind etwa: Arbeitsverhältnisse im 19. Jahrhundert; räumlich-architektonische Entwicklung der Firmenareale; die Rolle der Fabrikantenfamilie in der „guten Gesellschaft“ Schwäbisch Halls; die Umstellung auf Rüstungsproduktion in beiden Weltkriegen; Fremd- und Zwangsarbeiter; die Rolle der Handelsbeziehungen und Handelsvertreter.

In einem allgemein gehaltenen Aufsatz, der über die Haller Verhältnisse hinausweist, untersucht Ruth Steinke das „Spannungsfeld Technik-Hausarbeit“ (S. 83–88), wobei sie herausarbeitet, daß die „Hauswirtschaft“, die Rationalisierung in der Hausarbeit analog zu der in der Industrie forderte, erst in den 1920ern zum Durchbruch kam. Grund war u. a., daß die Stromunternehmen damals erst den Privathaushalt als Absatzmarkt entdeckten.

In einem ebenso grundlegenden Aufsatz untersucht Patricia Masibay (S. 89–97) das Design und Layout der Grossag-Produkte. Dabei kommt die Autorin zum Schluß, daß es professionelle Designer bei der Grossag erst ab den 1950ern gab. Die Firma verpaßte die „Werbe-revolution“ der 1960er, die das Augenmerk auf den Endverbraucher lenkte. Überhaupt: Daß mangelhaftes Design, mangelhafte Reklame für den Endverbraucher und damit der Mangel einer für den Kunden klar erkennbaren „corporate identity“ den Untergang des Unternehmens mit verschuldet haben – diese These klingt wieder und wieder an.

In einem Nachspann werden Interviews von ehemaligen Betriebsangehörigen präsentiert, welche in der Mehrzahl für diesen Band aufgenommen wurden; zusätzlich sind in Wort und Bild verschiedene Grossag-Produkte von den 1860ern bis 1950er Jahren vorgestellt.

Fazit: Über die spezifisch heimatkundliche Schilderung der Grossag-Historie hinaus ist es den Autoren gelungen, das Idealtypische – will sagen: die Grossag als Exempel für ein deutsches Industrieunternehmen im Laufe von über 120 Jahren – herauszuarbeiten und transparent zu machen.

P. Ehrmann

Peter Beresford Ellis, *Die Druiden. Von der Weisheit der Kelten*, München (Diederichs) 1996 (2. Aufl.), 332 S.

Mondschein, Stonehenge und keltische Weisheit auf dem Umschlag – man erwartet esoterische Weihrauchschwaden und mystisches Gutmenschentum und ist angenehm überrascht, stattdessen eine der eher seltenen ernsthaften Auseinandersetzungen mit diesem Volk zu lesen, das auch in unserer Region zahlreiche Spuren hinterlassen und zahllose wilde Spekulationen auf sich gezogen hat – auch der Rezensent durfte sich schon über angebliche keltische Heiligtümer unter der Haller Michaelskirche belehren lassen.

Ellis stellt in seinem Buch die zunächst überraschende, aber durchaus überzeugend vertretene These auf, die Druiden seien keineswegs – wie wir sie nicht nur durch „Asterix“ zu sehen gewohnt sind – lediglich Priester gewesen, sondern hätten quasi die keltische „Intellektuellen“-Schicht gebildet, vergleichbar der Kaste der Brahmanen im indischen Gesellschaftssystem. Die Druiden hatten demnach zwar religiöse Funktionen, waren aber auch Könige, Philosophen, Magier, Rechtspfleger, Historiker, Dichter, Musiker, Ärzte oder Astronomen. Frauen – es gab auch Druidinnen – spielten eine wesentlich freiere und aktivere Rolle als in der patriarchalischen römischen oder griechischen Gesellschaft. Die Druiden hätten im Zuge der Romanisierung bzw. (in Irland) Christianisierung zwar diese Bezeichnung verloren, ihre gesellschaftlichen Funktionen aber weiter behalten. In Irland bedeutete demzufolge erst der englische Kolonialismus, der v. a. im 16./17. Jahrhundert die Züge eines bewußten Ethnozids annahm, diese traditionelle Stellung.

Grundlage der Argumentation sind die antiken Quellen, archäologische Funde und die altirische Überlieferung. Differenziert und kritisch bewertet Ellis auch die Forschungsliteratur. Zahlreiche Vergleichsmöglichkeiten sieht der Autor zum alten Indien der vedischen Zeit. Die gemeinsame indoeuropäische Herkunft lasse Analogschlüsse zu, und tatsächlich sind faszinierende Parallelen bis hin zur musikalischen Folklore zu erkennen. Kritisch anzumerken ist hier allerdings, daß Ellis die ebenfalls indoeuropäische Herkunft der Germanen nicht reflektiert; man muß fragen, ob ihm hier nicht u. U. Verwechslungen unterlaufen sind, was angesichts der in den antiken Quellen herrschenden Wirrnis bei der Abgrenzung von Germanen und Kelten wohl ziemlich schnell geschieht. Ob Parallelen zwischen keltischer und altindischer Gesellschaft mit der gemeinsamen Herkunft erklärt werden können oder ob es sich nicht auch um parallele Entwicklungen aufgrund einer ähnlichen Situation – nämlich der Notwendigkeit, sich von der Einwohnerschaft eroberter Länder abzugrenzen – handeln könnte, ist eine weitere Frage, die der Autor nicht stellt. Unbestreitbar ist auch das meist späte Einsetzen der altirischen Quellen und ihre christliche Überlagerung ein schwerwiegendes Problem, das exakte Analysen erschwert.

Ungewohnt ist die überaus kritische Beurteilung der römischen bzw. griechischen Quellen, v. a. Julius Caesars. Zu Recht weist Ellis jedoch darauf hin, daß von einem seine Aggression rechtfertigenden Angreifer kaum eine objektive Darstellung des Besiegten zu erwarten ist. Plastisch wird dies am Beispiel der angeblichen römischen Entrüstung über angebliche keltischen Menschenopfer, deren moralischer Gestus angesichts der blutigen Circusspiele und der bis in die Zeit Caesars stattfindenden rituellen Hinrichtungen besiegtter Gegner (u. a. des besiegten Gallierführers Vercingetorix) nicht sonderlich überzeugend wirkt. Man kann sich aber des Eindrucks nicht erwehren, daß Ellis den Römern noch mehr Böses unterstellt, als sie ohnehin getan haben. Statt bewußtem Vernichtungswillen gegenüber einer in ihrer Andersartigkeit als gefährlich empfundenen Gesellschaftsordnung dürfte wohl meist eher die auch uns noch bestens bekannte Ignoranz und Überheblichkeit des Kolonialherren für die Mißachtung unterworfenen Völker und ihrer Kulturen verantwortlich gewesen sein.

Eingegangen wird auch auf das Nachleben der Druiden vom „Celtic Revival“ des 18./19. Jahrhunderts bis hin zur heutigen Esoterik-Welle. Diese fußt auf romantischen Spekulationen und Phantastereien des 17. – 19. Jahrhunderts und hat mit den bekannten Fakten wenig bis nichts zu tun. Da ein großer Teil der Kelten-Esoterik aus dem angloamerikanischen Raum kommt, möchte man fast von einer späten Rache der Druiden an den angelsächsi-

schen Unterdrückern durch Vernebelung der Gehirne reden, zumal der „Druidennebel“ zum Repertoire der keltischen Magier gehörte. „Es ist leichter, ansprechende Bilder von nicht existenten romantischen Kelten und Druiden zu akzeptieren, als sich unbequemen Wahrheiten ... wie der bewußten Zerstörung der keltischen Kultur zu stellen“, bilanziert Ellis und merkt an, daß diejenigen, die Kelten und Druiden für ihre „spirituelle Erleuchtung“ einspannen, meist völlig desinteressiert am Schicksal der heutigen, vom Verlust ihrer Sprache und kulturellen Identität bedrohten Kelten in Irland, Wales, Schottland oder der Bretagne sind.

Trotz der angesprochenen Kritikpunkte gibt dieses engagierte, manchmal polemische, sachlich aber stets fundierte und gut zu lesende Buch faszinierende Einblicke in die Gesellschaft, Kultur und Religion der alten Kelten; es kann jedem empfohlen werden, der sich jenseits von Asterix und Weihrauchschwaden ein Bild dieses Volks machen will.

Zu bedauern sind allerdings unnötige Schludrigkeiten bei der Übersetzung, die hin und wieder für Verständnisschwierigkeiten sorgen (bei der 2. Auflage doppelt unnötig!); wünschenswert wäre auch ein Glossar zu den zahlreichen keltischen Namen und Begriffen gewesen. Und schließlich wirkt die in Titel und Titelbild erkennbare, unverhohlene Anbiederung an den Esoterik-Trend, mit dem sich der Autor ja kritisch auseinandersetzt, regelrecht peinlich. Daß Stonehenge, so mystisch es auch im Mondenschein aussieht, mit den „klassischen“ Kelten nichts zu tun hat, müßte der Verlag aus seinem Text eigentlich auch wissen...

D. Stihler

Peter Fassl (Hrsg.), Geschichte und Kultur der Juden in Schwaben. Wissenschaftliche Tagung der Heimatpflege des Bezirks Schwaben in Zusammenarbeit mit der Schwabenakademie Irsee am 14./15. Oktober 1989 (Irseer Schriften, Bd. 2) Sigmaringen (Thorbecke) 1994, 186 S., 8 Abb.

Im Oktober 1989 fand in Irsee eine Tagung der Heimatpflege des bayerischen Regierungsbezirks Schwaben und der Schwabenakademie Irsee zum Thema „Geschichte und Kultur der Juden in Schwaben“ statt. Der vorliegende zweite Band der „Irseer Schriften“ ist der erste Teil der Veröffentlichung zu diesem Thema und beinhaltet die überarbeiteten und bibliographisch ergänzten Beiträge dieser Tagung. Sie gab einen Überblick über die Stationen jüdischen Lebens in Bayerisch-Schwaben, stellte einige derzeit laufende kulturelle Projekte vor und untersuchte die unmittelbare Vergangenheit. Damit befasste sie sich mit einem Themenkomplex, der von 1945 bis Ende der siebziger Jahre unzureichend bearbeitet worden ist.

Doris Pfister (Quellen zur Geschichte der Juden in Schwaben) gibt einen Überblick über die für die Erforschung der jüdischen Geschichte Schwabens im In- und Ausland erhaltenen Quellen, der ergänzt wird durch grundlegende Informationen über das deutsch-jüdische und israelische Archivwesen sowie über das Leo Baeck Institut New York.

Reinhard H. Seitz (Zur Topographie der älteren Judengemeinden in Augsburg und Lauingen/Donau) befasst sich mit den noch nicht abgeschlossenen Forschungen zur mittelalterlichen Judengasse in Augsburg, mit ihren Einrichtungen wie z. B. dem Judenbad und einzelnen Wohnhäusern sowie mit der älteren jüdischen Gemeinde in Lauingen. Zwei weitere Beiträge befassen sich mit der Geschichte der Augsburger Juden: Peter Fassl stellt in seinem ausführlichen und mit zahlreichen Tabellen versehenen Beitrag „Die wirtschaftliche und soziale Stellung der Juden in Augsburg im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert“ die Stellung der Mitglieder der sich seit 1803 in Augsburg neu bildenden jüdischen Gemeinde dar. Hans K. Hirsch schildert die Verdrängung der Augsburger Juden aus der Wirtschaft während des Dritten Reiches.

Johannes Litzel gibt in seinem Beitrag „Mobilität und Migration der Juden in Bayern und angrenzenden Gebieten“ einen Bericht über ein Forschungsprojekt des Instituts für Volkskunde der Universität Augsburg, das Hinweise zur Existenz eines alternativen jüdischen

Wegenetzes in Bayern unter anderem auf der Grundlage von Flurnamen, die sich auf Juden beziehen, sammelt und untersucht.

Unter dem Titel „Judenschul und Jüdische Schule“ geht Reinhard Jakob auf die Bildungsgeschichte der Juden in Schwaben vom 14. bis zum 18. Jahrhundert, also dem Zeitraum vor dem Wirken des jüdischen Aufklärers Moses Mendelssohn, ein, wobei der einleitende Abschnitt ausschließlich der schwierigen Abgrenzung der Begriffe Judenschul (= Synagoge) und Schule gewidmet ist.

Bernd Vollmar weist in seinem Beitrag „Die baugeschichtliche Bedeutung der Synagogen in Schwaben“ auf einen Bautyp hin, der im Regierungsbezirk Schwaben sehr häufig vertreten war, heute infolge des nationalsozialistischen Judenmordes und der Zerstörung der Synagogen in der sogenannten „Reichskristallnacht“ jedoch überwiegend nicht mehr oder nur noch zweckentfremdet existiert: Ausnahmen sind die Synagogen in Augsburg, Ichenhausen, Binswangen und Hainsfarth, die neuerdings rekonstruiert worden sind.

Gerhard Hetzer bietet mit seiner Untersuchung über die Beteiligung von Juden an der politischen Willensbildung in Schwaben von 1818 bis 1871 eine Darstellung über die politische Situation der schwäbischen Juden, in der auch die Schwierigkeiten des Integrationsprozesses zur Sprache kommen.

Karin Sommer erforscht die zwischen Memmingen und Ulm gelegene jüdische Landgemeinde von Altenstadt von ihren Anfängen in der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zu ihrem gewaltsamen Ende 1942. Die Besonderheit dieser Gemeinde besteht darin, dass sie mit zeitweise 300–400 Mitgliedern eines der größten Judendörfer von Schwaben war und sich im Laufe des 18. Jahrhunderts zu einer selbstbewussten und autonom lebenden Gemeinde innerhalb des Ortes entwickelte.

Karl Filser untersucht die Geschichte der Juden in Kempten im 19. und 20. Jahrhundert, während Herbert Auer einen Teilbereich der örtlichen jüdischen Geschichte von Hürgen/Krumbach behandelt: Er befasst sich speziell mit der Einbindung der Juden in das öffentliche Leben und das Vereinswesen des Ortes, wobei jeder Institution bzw. jedem Verein ein kurzer Abschnitt gewidmet ist.

Die jüdische Geschichte des Ortes Ichenhausen (Lkr. Günzburg) im 20. Jahrhundert haben die beiden vorletzten Beiträge des Sammelbandes zum Thema: Silvester Lechner zeigt am Beispiel der christlichen Angestellten in jüdischen Haushalten auf, wie in dieser Kleinstadt während der zwanziger Jahre christlich-jüdische Symbiose und Antisemitismus nebeneinander existierten. Zdenek Zofka befasst sich unter der zentralen Fragestellung, welche Rolle der lokale Antisemitismus bei der Judenverfolgung spielte, mit der nationalsozialistischen Verfolgung der Juden Ichenhausens. Den Abschluss des Bandes bildet die Darstellung Ger-
not Römers über das Ende der jüdischen Gemeinden Schwabens. *B. Löslein*

Ulrike Gleixner: „Das Mensch“ und „der Kerl“. Die Konstruktion von Geschlecht in Unzuchtverfahren der Frühen Neuzeit (1700–1760) (Geschichte und Geschlechter, Bd. 8), Frankfurt/New York (Campus) 1994. 275 S.

Ulrike Gleixner analysiert Texte, die in Verfahren wegen Unzucht vor Gerichten in der brandenburgischen Altmark entstanden sind. Diese Texte beschreiben nicht nur Prozesse, die Beteiligten, die Voraussetzungen der juristischen Auseinandersetzungen, sie geben nicht nur Zeugenaussagen wieder, sondern sie konstruieren Geschlecht. Die Richter unterzogen die Angeklagten einer Normierung mit Konsequenzen für die Wahrnehmung von Geschlecht und für den Prozeß. „Personen mit höchst unterschiedlichen Lebensgeschichten wurden in den Verhörprotokollen einer zeitgenössischen Geschlechterstereotypisierung unterworfen und davon ausgehend juristisch abgeurteilt“ (S. 9). Ausgehend von den auch im Buchtitel verwendeten Metaphern „das Mensch“ und „der Kerl“ zeichnet Gleixner die gerichtlichen Unzuchtverfahren und die dörflichen Lebenswelten nach, die hinter diesen Metaphern standen. Die Kategorie Geschlecht wird von ihr in vier Bedeutungsebenen aufge-

schlüsselt und untersucht: der sozio-ökonomischen, der kulturell-symbolischen, der individuell-psychologischen und der normativen.

Gleixner beginnt ihre Untersuchung mit einer Einführung in die Sozialstruktur der altmärkischen Dörfer und den rechtlichen Rahmen, der für die Verfolgung von Unzucht bestand. Die dörfliche Gesellschaft entschied darüber, was und wie es vor Gericht kam. In einem zweiten Abschnitt wird die Situation vor Gericht thematisiert, wo zunächst die Fragen an die schwangeren Frauen und an die Männer, die sich wesentlich unterschieden, thematisiert werden. Bei der Auseinandersetzung ging es dann wesentlich um die „Ehre“, deren Zuo- oder Aberkennung über den Ausgang des Prozesses entscheiden konnte. Häufig erscheinen die Kindsväter aber gar nicht vor Gericht, und nur die Frauen wurden vernommen. Das dritte Kapitel ist den Erfahrungen mit Unehelichkeit gewidmet, die sich nach sozialem Status und nach persönlichen Voraussetzungen differenzierten. Unehelichkeit wurde anders erlebt, je nachdem, ob die nachgeborene Tochter aus einem Haushalt der Dorfarmut oder die Erbin eines Hofes betroffen waren. Entscheidenden Einfluß hatte schließlich auch die Partnerschaft (z. B. Magd und Knecht, nachgeborene Tochter und erbender Sohn, Magd und Dienstherr). Die Ehre der Betroffenen war jeweils in unterschiedlichem Ausmaß tangiert, der Einsatz vor Gericht und die Lösungsmöglichkeiten andere. In ihrem fünften Kapitel beschreibt Ulrike Gleixner die Kommunikationsprozesse im Dorf, die einer juristischen Auseinandersetzung vorausgingen und den Umgang mit dem Richterspruch bestimmten. Hier werden die Anzeige der Schwangerschaft, die Regelung der Alimente und das weitere Schicksal der Prozessierenden (die Magd geht, der Knecht bleibt) thematisiert.

Als ein Ergebnis ihrer Untersuchung hält sie fest, daß die Fragen vor Gericht stark geschlechtsspezifisch geprägt waren. Unzucht war für Männer und Frauen keineswegs dasselbe Delikt. Nur die Frauen mußten erklären, warum sie sich auf sexuelle Beziehungen zu Männern, mit denen sie nicht verheiratet waren, eingelassen hatten. Die Ehre der Frauen definierte sich viel stärker als die der Männer über die Sexualität. Männliche Gewalt spielte vor Gericht keine Rolle. Geschlechterrollen waren mit der Besitzordnung des Dorfes verknüpft. Die rechtlichen Auseinandersetzungen schrieben die Inhalte von „Geschlecht“ fest. Wenn Gleixner vielleicht auch die Originalität ihres Ansatzes etwas zu stark betont, so eröffnet ihre Untersuchung doch neue Perspektiven und Interpretationsansätze zu einem Thema, dessen Bedeutung für die frühneuzeitliche Geschichte kaum überschätzt werden kann. Angemerkt sei noch, daß mir nicht klar ist, warum die Nachnamen der Personen im Text abgekürzt wurden (Margaretha B.), in den Zitaten aber nicht (Margaretha Buneman). Den Frauen wird dadurch ein Teil ihrer Persönlichkeit genommen, sie werden zu Fällen abgestuft, was doch eigentlich nicht im Interesse der Autorin gelegen haben kann. *A. Maisch*

Barbara Hopmann, Mark Sporer, Birgit Weitz, Beate Brüninghaus, Zwangsarbeit bei Daimler-Benz (Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Beiheft Nr. 78), Stuttgart (Steiner) 1994. 558 S., zahlr. Abb.

Als Edzard Reuter, der damalige Vorstandsvorsitzende der Daimler-Benz AG, im Jahr 1986 eine Klärung der Entschädigungsfrage für die ehemaligen Zwangsarbeiter des eigenen Unternehmens ankündigte, tat man dies, wie er sagte, aus dem „Mut zur Wahrhaftigkeit“ und zur „Ehre für das Andenken der Opfer“. Man beauftragte ein Team von Historikern mit der Aufarbeitung dieses Themas und ging gleichzeitig daran, die Opfer von damals großzügig zu entschädigen. Bemerkenswert erscheint daran im Rückblick, daß dies ohne großen Druck von außen geschah, anders als in den spektakulären Fällen, die gegenwärtig deutsche und andere Unternehmen in die Defensive drängen.

Die Machtübernahme der Nationalsozialisten bedeutete für Daimler-Benz das Ende der wirtschaftlichen Schwierigkeiten, mit denen das Unternehmen zu Beginn der dreißiger Jahre zu kämpfen gehabt hatte. Das Know-how des schwäbischen Fahrzeugherstellers stellte eine ideale Voraussetzung für das Rüstungsprogramm der neuen Machthaber dar. Zu

Kriegsbeginn präsentierte sich Daimler-Benz als florierendes Unternehmen, das neben Nutz- und Spezialfahrzeugen nun auch vermehrt Rüstungsgüter wie Flugzeugmotoren und Panzer produzierte. Im Laufe des Krieges wurde der zunehmende Bedarf an Arbeitskräften hier wie andernorts auch mit einer steigenden Zahl von Fremdarbeitern gedeckt. Sie erreichte im Jahr 1944 mit 37.500 ihren Höchststand. Dies entsprach ziemlich genau der Hälfte der Gesamtbelegschaft. Hatte man vor Kriegsbeginn noch freiwillige Arbeitskräfte aus Ländern wie Italien und Frankreich angeworben, so waren es im Krieg zunächst gegen ihren Willen dienstverpflichtete Kräfte aus den besetzten Ländern, sodann Kriegsgefangene und schließlich auch KZ-Häftlinge, derer man sich zur Zwangsarbeit bediente.

Daß dies für die Betroffenen mit großen Entbehungen, alltäglicher Diskriminierung und oft schrecklichem Leid verbunden war, wird in dieser Studie an vielen Beispielen deutlich. Methodisch wird dabei ein interessanter Weg beschritten, da die Autoren neben einer Fülle von Archivmaterial auch das Mittel der „oral History“ verwenden. Im Vorfeld dieser Studie wurden Hunderte von Interviews geführt, die vor allem zu den Themen Arbeitsverhältnisse und Lebensbedingungen wichtige Erkenntnisse brachten.

Was dieses Buch auszeichnet, ist neben seiner informativen Dichte ein hoher Grad an Lesbarkeit. Dies liegt nicht zuletzt daran, daß hier der heute in diesen Dingen übliche anklägenderische Ton fehlt. Den Autoren geht es primär darum, zu informieren und aufzuklären, Sachlichkeit und systematische Analyse stehen im Vordergrund. Ob es für Daimler-Benz wirtschaftliche und strategische Gründe gab, diesen Schritt zu unternehmen, mag jeder Leser für sich entscheiden. Dennoch hat das Unternehmen bewiesen, daß auch in Großkonzernen Menschlichkeit möglich ist. Im Zuge dieser Untersuchung sprach Daimler-Benz Ende der achtziger Jahre eine Einladung an alle ehemaligen Zwangsarbeiter aus. Insgesamt 167 ehemalige Zwangsarbeiterkräfte nahmen diese Einladung an und bekamen, soweit dies möglich war, Gelegenheit, an ihre alten Produktionsstätten zurückzukehren. Wohlwollend wurde von den Besuchern vermerkt, daß Daimler-Benz diese Aktion nicht mißbraucht habe, um sein Image in der Öffentlichkeit aufzupolieren. Ein ehemaliger Zwangsarbeiter aus den Niederlanden schrieb: „Was Daimler-Benz getan hat ... ist großartig und in der Geschichte deutscher Unternehmen ein Phänomen! Mir persönlich hat dies sehr geholfen, das Kriegstrauma, das ich mit mir herumtrage, erträglicher zu machen.“

H. Kohl

Katrin Lange, Gesellschaft und Kriminalität. Räuberbanden im 18. und frühen 19. Jahrhundert (Europäische Hochschulschriften. Reihe 3, Bd. 584) Frankfurt/Main (Peter Lang) 1994. 282 S.

Räuber- und Gaunerbanden prägten in der ausgehenden frühen Neuzeit noch den Alltag. Entwurzelte Menschen schlossen sich zusammen, verschafften sich Waffen und organisierten sich nach militärischen Vorbildern. Breite Wirkungsfelder fanden sie immer dann, wenn die legalen Obrigkeiten durch kriegerische Verwicklungen geschwächt waren und sich zu Gegenaktionen kaum in der Lage sahen. Insbesondere war dies nach 1649 und in den 1790er Jahren der Fall. Gerade in den Jahren um 1800 erschienen viele „Aktenmäßigen Geschichten“, in denen die Verbrechen der Banden und ihre Aufklärung beschrieben wurden. Diese Erzählungen bilden das Quellenmaterial, auf das die Autorin sich bei ihrer Auswertung stützt.

Lange beginnt ihre Untersuchung mit einer Schilderung der Rahmenbedingungen, unter denen sich das organisierte Verbrechen entwickelte. Armut war außerordentlich weit verbreitet, ganze Bevölkerungsrgruppen – wie die Vaganten – wurden kriminalisiert. Die staatliche Verbrechensbekämpfung mit ihrer Vielzahl von Leibes- und Ehrenstrafen und ihrer Tendenz, verurteilte Kriminelle über die eigenen Grenzen abzuschieben, schuf ein weiteres Potential, aus dem sich Räuberbanden rekrutieren konnten. Die vielen kleinen Territorien waren zudem zu einer koordinierten Verbrechensbekämpfung kaum in der Lage, für die sie

auch keinerlei Personal beschäftigten. Die wenigen „Landreiter“ waren zu Verfolgung und Verhaftung gut funktionierender Banden nicht geeignet.

Die überwältigende Mehrheit der Räuber stammte aus unterständischen Schichten, mit großer Nähe zum Vagantentum. Handwerker waren vergleichsweise selten. Viele der späteren Bandenmitglieder waren in unvollständige Familien hineingeboren, z. B. unehelich, oder wurden früh Waisen. Daneben gab es Familien, in denen das Räuberleben Tradition hatte und der „Beruf“ von den Eltern auf die Kinder vererbt wurde.

Die Banden waren keineswegs streng organisiert. Lockere Organisationsformen scheinen überwogen zu haben. Viele Banden fanden sich erst zu konkreten Unternehmungen zusammen. Feste Übereinkünfte scheint es im wesentlichen für die Verteilung der Beute gegeben zu haben. Räuber, die Teile des erbeuteten Gutes unterschlugen, mußten mit harten Sanktionen rechnen.

Die Räuberbanden verfügten über ein soziales Umfeld, das ihnen ihre Taten erst ermöglichte. Von hier stammten die Informationen für Raubzüge, hier boten sich Treffpunkte und Unterschlupfe an. Mit Hilfe spezifischer Zeichen verständigten sich Räuber und Bettler.

Begangen wurde alle Formen von Diebstahl und Raub. Die Beute allerdings war häufig gering oder bestand in Gegenständen, die nur mit Verlust weiterverkauft werden konnten. Die Opfer der Räuber – wenig erstaunlich – entstammten den wohlhabenderen Schichten der Bevölkerung. Häufig geplündert wurden Juden, die es aber auch unter den Räubern gab.

Im 19. Jahrhundert erlebte das Bandenwesen einen Niedergang, obwohl die sozialen Bedingungen (Pauperismus!) ihm eigentlich eher hätte förderlich sein müssen. Die Staaten des 19. Jahrhunderts aber waren zu effektiver Verfolgung viel eher in der Lage als ihre Vorgänger im 18. Jahrhundert.

Katrin Lange bietet interessante Einblicke in die Binnenstruktur von Räuberbanden, die ja, nachdem es sie nicht mehr gab, oft romantisiert wurden.

A. Maisch

Hartwig Weber, „Von der verführten Kinder Zauberei“. Hexenprozesse gegen Kinder im alten Württemberg, Sigmaringen (Jan Thorbecke) 1996. 274 S.

Kinder gehörten nicht selten zu den Angeklagten in Hexenprozessen. Sie machten ihre Aussagen im Unterschied zu den Erwachsenen häufiger freiwillig und denunzierten bereitwillig Verwandte und Bekannte. Hartwig Weber analysiert die Hexenprozesse gegen Kinder im Herzogtum Württemberg im 17. Jahrhundert. Sein Ausgangspunkt ist der Calwer Kinderhexenprozeß von 1683, der zu zwei Todesurteilen führte. Außerdem wurden sechs Frauen aus Calw ausgewiesen, die Kinder teilweise mit Ruten gezüchtigt. Die folgenden Kapitel sind eher allgemeinen Ausführungen zum Hexenglauben und zur Kindheit im 16. und 17. Jahrhundert, die in dieser Zeit langsam als eigene Lebensphase begriffen wurde. Württemberg war kein verfolgungsintensives Gebiet. Juristen und Theologen hielten sich beim Kampf gegen das „Unholdenwesen“ eher zurück – verglichen zumindest mit solchen Territorien wie den Bistümern Würzburg und Bamberg, wo innerhalb weniger Jahre des 17. Jahrhunderts mehr als 900 Menschen verbrannt wurden.

Die Untersuchung Webers basiert auf den Malefizakten des Hauptstaatsarchivs Stuttgart in den Beständen A 209 und A 309, die er als weitgehend vollständig einschätzt. Letzteres trifft aber mit Sicherheit nicht zu, der Bestand wurde im 19. Jahrhundert ausgedünnt. 39 Kinder hätten in Hexenprozessen eine wichtige Rolle gespielt, der Schwerpunkt liege in den letzten vier Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts, also zu einem Zeitpunkt, an dem eine Anklage wegen Hexerei deutlich an Gefährlichkeit eingebüßt hatte. In der Regel gaben sich diese Kinder selbst als Hexen an, nutzten aber die Gelegenheit zur Denunziation von anderen. Besagungen gingen häufig auf familiäre Konflikte zurück. Die Urteile waren vergleichsweise mild. Die württembergischen Behörden setzten zu dieser Zeit mehr auf Pädagogik als auf strenge Verfolgung. Ein ausführliches Kapitel beschäftigt sich mit den Phantasien, die hinter diesem Teufels- und Hexenglauben standen, wobei Weber besonders auf die

sexuellen abhebt. Im Anhang finden sich Nacherzählungen beispielhafter Prozesse.

Auf die Frage, ob die Infantilisierung des Hexenglaubens, wie sie sich im steigenden Anteil kindlicher Denunziationen ausdrückt, nicht das Vorspiel zum Ende des Glaubens an Zauberer und Hexen überhaupt war, geht Weber nicht ein. Hier würden sich noch neue Interpretationsmöglichkeiten anbieten.

A. Maisch

Karlmann Maier, Vom Aderlaß zum Laserstrahl, Chronik der ärztlichen Versorgung im ländlichen Raum am Beispiel des Oberamtes Backnang, Backnang (Fr. Stroh Verlag) 1993. 240 S., zahlr. Abb.

Der ehemalige Backnanger Allgemeinarzt Dr. Karlmann Maier hat während seines Ruhestandes in jahrelanger verdienstvoller Forschungsarbeit im Backnanger Stadtarchiv viele Quellen zur Geschichte der Ärzte im Raum Backnang vom 17. Jahrhundert bis in die heutige Zeit zusammengetragen. Angefangen vom Jahr 1622, als der Backnanger Stadtrat beschloß, den ersten Stadtphysikus einzustellen, bis zu den heute noch praktizierenden Ärzten, hat er versucht, allen „Physici, Baderchirurgen und Wundärzten“ ihrem aufopferungsvollen Alltag und ihren Familien nachzuspüren. Dabei konnte er sogar ganze „Ärzteldynastien“ nachweisen.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert: die Ärzte in Backnang vom 17. Jahrhundert bis ins 19. Jahrhundert, die Ärzte in anderen Orten des ehemaligen Oberamtes Backnang bis ins 19. Jahrhundert und schließlich die Ärzte im ehemaligen Oberamt Backnang im 20. Jahrhundert – der Abschnitt, der auch den größten Teil des Buches ausfüllt. Kapitel zur Backnanger Stadtgeschichte und zum medizinhistorischen Hintergrund der Zeit wechseln sich mit den knappen Lebensläufen der Ärzte ab, die teilweise durch Anekdoten und zahlreiche Fotos aus Backnang aufgelockert werden. Alte Holzstiche illustrieren medizinische Behandlungsmethoden aus früheren Jahrhunderten. Medizinische und historische Fachtermini werden in einem Verzeichnis für den Laien verständlich erklärt. Zahlreich werden auch die Quellen (Kirchenbücher, alte Medizinalordnungen, Prüfungsprotokolle von Chirurgenprüfungen, etc.) direkt zitiert. Insgesamt ist das Buch, das für den Genealogen sowie Lokal- und Sozialhistoriker sicher eine Fundgrube für interessante Details sein kann, aufgrund seiner etwas unübersichtlichen Gliederung trotz seines volkstümlichen Erzählmodus leider etwas schwer zu lesen. Gerade am Ende des Bandes werden die Ärzte eigentlich nur noch nach Ort und Zeit ihrer Tätigkeit aufgelistet. Bedauerlicherweise versucht der Autor auch immer, retrospektiv Diagnosen zu stellen. Es ist problematisch, aus anachronem Geschichtsverständnis die in alten Quellen erwähnten Krankheitsbeschreibungen mit modernen Symptombegriffen zu vergleichen, da hinter den damaligen Beschreibungen ja völlig andere Denksysteme und Krankheitstheorien standen. Eben diese verschiedenen medizinischen Denkkonzepte – die oft nebeneinander existierten, sich gegenseitig heftig bekämpften und nicht selten schon nach einigen Jahrzehnten durch andere abgelöst wurden, bis sich Mitte des 19. Jahrhunderts schließlich unser heutiges naturwissenschaftliches Medizinkonzept endgültig durchsetzte – werden in den allgemeinen Kapiteln leider überhaupt nicht erwähnt. Auch der Unterschied zwischen akademisch ausgebildeten Ärzten und Handwerkschirurgen wird meiner Ansicht nach nicht genügend herausgearbeitet.

M. Roebel

R Hans P. Müller (Hrsg.), Das Schwäbisch-Hällische Schwein. Ein Stück bäuerliche Kulturgeschichte. Begleitheft zur Ausstellung des Kreisarchivs Schwäbisch Hall und der Züchtervereinigung Schwäbisch-Hällisches Schwein, Schwäbisch Hall (Kreisarchiv) 1996. 73 S. Eine der kuriosesten Besonderheiten des Hohenloher Raums ist das Schwäbisch-Hällische Schwein, das sich besonders durch seine Robustheit, Gutmütigkeit und Fruchtbarkeit auszeichnet. Nachdem diese Schweinerasse in den 1960er Jahren dem scheinbaren Zeitgeist zum Opfer fiel, allein weißes und mageres Schweinefleisch zum Maßstab zu machen und die Industrie dazu mit Antibiotika und Leistungsförderern lockte, galt es um 1970 bereits als

ausgestorben. Zum Glück hat sie sich in Nordostwürttemberg seither wieder neben dem deutschen, veredelten Landschwein etabliert. Das Schwäbisch-Hällische Schwein war auch das Thema einer Ausstellung in Schwäbisch Hall, die 1996 gemeinsam vom Kreisarchiv Schwäbisch Hall und der Züchtervereinigung Schwäbisch-Hällisches Schwein erarbeitet wurde. Im dazu erschienenen Begleitheft sind verschiedene Beiträge zur wechselhaften Geschichte dieser Schweinerasse abgedruckt, die neben anderem von der Schwäbisch-Hällischen Schweinezucht, der Konkurrenz durch das deutsche, veredelte Landschwein und den ehemaligen Schweinemärkten in Hohenlohe berichten. Der Schwerpunkt dieses Begleitheftes liegt auf der Funktion des Schweins als Fleischlieferant. Es wäre auch schön gewesen, etwas mehr über das Schwäbisch-Hällische Schwein als lebendiges Tier zu erfahren.

A. Kozlik

Rotraud Ries, Jüdisches Leben in Niedersachsen im 15. und 16. Jahrhundert (Veröffentlichungen der historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, Bd. 35; Quellen und Untersuchungen zur allgemeinen Geschichte Niedersachsens in der Neuzeit, Bd. 13), Hannover (Hahn) 1994. 614 S., 11 Abb. und 18 Tabellen.

Die vorliegende Dissertation von Rotraud Ries schließt eine Lücke in der Erforschung der Geschichte der Juden in Niedersachsen, die zwischen den Vertreibungen der Pestzeit Mitte des 14. Jahrhunderts und ihrer Neuansiedlung im 17. Jahrhundert klafft. Eingehendere Untersuchungen bezogen sich bisher eher auf die jüdischen Gemeinden des südwestdeutschen Raums, was damit zusammenhängen mag, dass selbst die größeren niedersächsischen Städte (und damit auch deren jüdische Gemeinden) nicht an die Bedeutung süddeutscher Handelsmetropolen heranreichten. Rotraud Ries versteht ihre Arbeit als einen „Versuch, an einem Beispiel regional orientierter Judengeschichte Methoden zu entwickeln, die u. a. für historisch-sozialwissenschaftliche Fragestellungen erst begrenzt auswertbaren Quellen des 15. und 16. Jahrhundert gerecht werden. Ziel ist es, ein Bild vom Leben der Juden entstehen zu lassen“.

Da sich schriftliche Zeugnisse der durch mehrfache Vertreibungen immer wieder dezimierten und auch kulturell auf eher niedrigerem Niveau stehenden jüdischen Gemeinden selbst offenbar kaum erhalten haben, bilden städtische und staatliche Quellen die Grundlage für die vorliegende Arbeit. In ihnen spiegelt sich jedoch nur ein Teil der jüdischen Lebenswirklichkeit wider. Der gewählte Untersuchungszeitraum fällt in eine für die jüdischen Gemeinden extrem schwierige Phase, die begleitet war von deren allmählicher Deklassierung, der zunehmenden Zersplitterung ihrer Gemeinden und einem wirtschaftlichen Wandel ihres Umfeldes.

Räumlich umfasst die von Ries untersuchte Region Territorien, die heute den südöstlichen Teil des Bundeslandes Niedersachsen bilden: Die Braunschweig-Lüneburgischen Fürstentümer Wolfenbüttel, Calenberg-Göttingen und Grubenhagen, das Stift Hildesheim sowie die Reichsstadt Goslar.

Im ersten Teil der Untersuchung geht die Verfasserin zunächst auf die Entstehung jüdischer Lebensbedingungen und auf diejenigen Prozesse ein, die zur allmählichen Ausgrenzung der Juden führten. Es schließt sich ein lokalgeschichtlicher Teil an, der die wesentlichen Informationen zu allen jüdischen Niederlassungen in den Städten und Gemeinden der Region enthält.

Der zweite Teil stellt das Verhältnis von Staat, Kirche und der christlichen Bevölkerung zu den Juden in den Vordergrund und lässt so Rahmenbedingungen jüdischen Lebens deutlich werden. Dies geschieht im vierten Kapitel durch die Untersuchung der besonderen rechtlichen Bedingungen jüdischen Lebens: vorgestellt werden verschiedene Formen des Judenschutzes, den Städte, Territorialherren und das Reich den Juden als Sondergruppe in einer christlichen Gesellschaft gewährten, sowie weitere rechtliche Regelungen und Verfahrenstechniken. Dargestellt sind darüber hinaus besondere Schutzbedingungen im Zusammen-

hang mit dem städtischen Judenrecht, das Regelungen zum sozialen Leben, zum von Juden häufig betriebenen Pfandleihgeschäft und zum Recht auf Haus- und Grundbesitz enthielt.

Konkretisiert wird dies im fünften Kapitel, das an den einzelnen Punkten aufzeigt, wie das Leben der Juden im Rahmen des zuvor aufgezeigten rechtlichen Gefüges geregelt war: wie die Schutzleistungen insbesondere der Städte gegenüber Juden aussahen, welcher Gerichtsbarkeit die Juden unterstanden und wie hier verfahren wurde, welchen allgemeinen und besonderen Abgaben Juden unterlagen. Zur Sprache kommt auch, wie und wo sich Juden ansiedelten, welcher Art die Beziehungen und Konflikte obrigkeitlicher Instanzen in Fragen der Judenpolitik waren und wer überhaupt deren Träger war.

Einer Grunderfahrung jüdischen Lebens dieser Zeit – die der Vertreibung – wird in einem eigenen Abschnitt Rechnung getragen: Ort für Ort sind hier alle Vertreibungen während des 15. und 16. Jahrhunderts aufgeführt.

Abgerundet wird dieser zweite Teil der Untersuchung durch weitere vier Kapitel, die zum einen auf die ökonomischen Grundlagen und die soziale Stellung, zum anderen auf die innerjüdische Organisation und auf Einstellungen und Mentalitäten gegenüber Juden eingehen.

Die wirtschaftlichen Grundlagen jüdischen Lebens unterlagen gerade im 15. und 16. Jahrhundert einem Wandel. Waren Juden während des 15. Jahrhunderts noch überwiegend im Bereich des Kleinkreditgewerbes tätig, so wandten sie sich im 16. Jahrhundert dem Handel zu. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts nahm die Armut unter ihnen stark zu. Ihre wirtschaftliche Bedeutung jedoch lässt sich u. a. deshalb nicht exakt einordnen, weil genauere Forschungen über das ökonomische Gefüge dieser Zeit bislang fehlen.

Die gesellschaftliche Stellung der Juden – insbesondere ihr Verhältnis zur christlichen Bevölkerung – stellt sich differenziert dar, freundschaftliche gesellschaftliche und geschäftliche Kontakte lassen sich ebenso nachweisen wie antijüdische Feindseligkeiten. Separat untersucht wird insbesondere die Haltung der reformatorisch-lutherischen Kirche, die seit etwa 1540 im Sinne der Theologie Luthers antijüdisch polemisierte und so deutlich zur Verschlechterung der Rahmenbedingungen jüdischen Lebens beitrug.

Der Abschnitt über innerjüdische Organisationsformen und Verhaltensmuster ist derjenige, der am ehesten Einblick in das jüdische Leben gibt. Allerdings mangelt es hier wegen der fehlenden Quellen aus den jüdischen Gemeinden an wichtigen Informationen für den wesentlichsten Bereich jüdischen Lebens in Niedersachsen. So bleibt es im Wesentlichen bei einer Ableitung aus bekannten Verhaltensweisen in anderen, besser erforschbaren Regionen. Bestimmte innerjüdische Vorgänge – so beispielsweise Rechtsstreitigkeiten, sofern sie, was häufig der Fall war, vor städtischen Gerichten ausgetragen wurden – lassen sich jedoch auch aus den erhaltenen Quellen erkennen. Zudem ist aus ihnen ablesbar, dass die niedersächsischen jüdischen Gemeinden wohl weder Rabbiner noch Talmudschulen von hohem Niveau hatten.

Zuletzt geht Ries auf Einstellungen und Mentalitäten im politischen und privaten Handeln gegenüber Juden ein. Hier sind die offiziellen herrschaftlichen und kirchlichen Einstellungen aus den entsprechenden Verlautbarungen leichter erkennbar. Private sind für das 15. Jahrhundert kaum vorhanden. Im 16. Jahrhundert jedoch, einer Zeit wachsender wirtschaftlicher Konkurrenz, schlagen sich diese in der Sprache der Quellen nieder und lassen v. a. gegen Ende des 16. Jahrhunderts eine Tendenz zur Diffamierung der Juden erkennen.

Ries' Arbeit, deren Anhang neben dem Quellen- und Literaturverzeichnis einen topographischen Index und einen Personenindex sowie ein Abkürzungsverzeichnis enthält, gibt einen differenzierten Einblick in die Bedingungen jüdischen Lebens im Niedersachsen des 15. und 16. Jahrhunderts, und dies trotz schwieriger Quellenbasis und obwohl zur Entstehungszeit der Arbeit vergleichbare Studien über quellenmäßig besser belegte Regionen und grundlegende Forschungen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte dieser Zeit nicht vorlagen. Das Fehlen innerjüdischer Quellen hat allerdings zur Folge, dass Aussagen über und Einblicke in das jüdische Leben innerhalb der Gemeinde kaum möglich sind und so der

Titel des Werks Erwartungen weckt, die so – und dies erwähnt die Verfasserin auch in ihrer Zusammenfassung – nicht erfüllt werden können. *B. Löslein*

5. Rechts- und Verwaltungsgeschichte

Christoph Schäfer, *Das Simultaneum. Ein staatskirchenrechtliches, politisches und theologisches Problem des Alten Reiches*, Frankfurt am Main (Lang) 1995. 168 S.

Diese Arbeit, eine an der Universität Freiburg entstandene Dissertation, geht der Frage nach, welche Formen konfessioneller Koexistenz sich in der Zeit nach dem Westfälischen Frieden entwickelten und wie deren rechtliche Voraussetzungen beschaffen waren. Der Verfasser bezeichnet seinen Gegenstand im Vorwort als eher „abseits gelegenes“ Thema, was sich aus der Tatsache erklärt, daß es sich hier um die Forschungsarbeit eines Juristen handelt. Kein Wunder also, daß dieser Text dem Leser, besonders dem juristisch ungeschulten, einiges abverlangt. Darstellende Kapitel gibt es kaum, es dominiert die in der Fachsprache des Juristen abgefaßte Analyse, und so kommt sich der in diesen Dingen ungeübte Leser zuweilen vor wie jemand, der sich in einem ihm wohlbekannten Raum bewegt, dies allerdings im Dunkeln und auf der verzweifelten Suche nach dem Lichtschalter.

Das Rechtsinstitut des Simultaneums stellt gewissermaßen den Vorläufer der modernen Religionsfreiheit dar. Es definiert sich als gleichzeitiges Nutzungsrecht konfessionsverschiedener Kirchen an Kirchengebäuden, Friedhöfen und sonstigen Kultgegenständen. Heute ist es als solches kaum mehr von Bedeutung, doch spielte es nach dem Dreißigjährigen Krieg in weiten Teilen des Reiches eine außerordentlich wichtige Rolle. Die Form der Simultankirche, wie wir sie aus ehemaligen Reichsstädten wie Augsburg, Biberach oder Dinkelsbühl kennen, war dabei – da rechtlich kaum umstritten – von eher untergeordneter Bedeutung. In rechtlichem Sinne heikel waren vielmehr jene Konstellationen, die sich aus den Erfolgen der Gegenreformation und der häufig damit verbundenen Rückkehr evangelischer Landesherren zum katholischen Glauben ergaben. Daß es sich dabei um ein ernstes Problem handelte, wird angesichts der hohen Zahl von 51 Glaubensübertritten deutlich, die zwischen 1614 und 1789 im Alten Reich zu verzeichnen waren. Ein solcher Akt bedeutete stets eine Gefährdung des in Münster und Osnabrück mühsam errungenen Friedens. Doch verhinderten die langen Schatten dieses Krieges und die im komplizierten Vertragswerk eingebauten Sicherungen, daß aus den zahlreichen kleinen Konflikten erneut ein Flächenbrand entstehen konnte.

Neben dem Konfessionswechsel des Fürsten gab es weitere Konfliktfelder, die zur Einrichtung von Simultaneen führen konnten. Zum einen war dies der Umstand, daß der Westfälische Friede das Jahr 1624 als „*annus normalis*“ für die Konfessionszugehörigkeit festgelegt hatte, dies aber in vielen Fällen von den realen Besitzverhältnissen am Ende des Krieges abwich. Zum andern wurden durch die annexionistische Außenpolitik Ludwigs XIV. religiöse Tatbestände geschaffen, die der 1697 geschlossene Frieden von Rijswijk vertraglich bestätigte. Mit der Rückgabe von ehemals französisch besetzten Gebieten an evangelische Reichsstände kam es vielerorts zu religiösen Dissonanzen. In solchen Fällen der Religionsverschiedenheit von Landesherr und Untertanen sah das Reichsrecht eine Fülle von Appellationsmöglichkeiten vor, die nahezu alle juristischen und politischen Körperschaften erfaßte, vom Reichskammergericht über Reichstag und Kaiser bis hin zu ausländischen Mächten, wie dies im Fall der hohenlohischen Religionswirren des 18. Jahrhunderts geschah. Für unseren Raum bedeutsam war die Existenz des Simultaneums, das vom Hochstift Würzburg an 31 evangelische Dörfer verliehen wurde. Eine weitere Besonderheit unseres Raumes stellte das Löwenstein-Wertheimische Simultaneum dar. Es entstand dadurch, daß diese Grafschaft von einer katholischen und einer evangelischen Linie als Kondominat regiert wurde, ein Umstand, der zu blutigen Auseinandersetzungen führte, als im Jahr 1781

eine Wallfahrtsprozession gewaltsam unterdrückt wurde.

Dieses Werk macht deutlich, daß der Rechtswissenschaftler mit einem völlig anderen Erkenntnisinteresse an seine Stoffe herangeht. Er befragt seine Paragraphen, reale Menschen, ihre Interessen und Nöte, spielen dabei so gut wie keine Rolle, auch wenn es um es um etwas zutiefst Menschliches, nämlich die Frage nach dem rechten Glauben geht. Fazit: ein Buch, dem man das Prädikat „extra trocken“ verleihen sollte. *H. Kohl*

6. Bau- und Kunstgeschichte

Burgen und Schlösser in Deutschland. Hrsg. von Klaus Merten, unter Mitarbeit von Uwe Albrecht, Hans-Joachim Giersberg, Irene Markowitz u. Michael Pezтет. Aufnahmen von Paolo Marton, München (Hirmer) 1995, 574 S., zahlr. Abb.

Die oft beklagte deutsche Kleinstaateri hat unserem Land ein unschätzbare kulturelles Erbe an Burgen und Schlössern hinterlassen. Der Herausgeber Klaus Merten, Oberkonservator der Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württembergs, hat aus der unübersehbaren Fülle dieser Bauwerke landesherrliche Residenzen ausgewählt, die auch heute noch das Bild der deutschen Burgen- und Schlösserlandschaft prägen; neben den Residenzen der großen Dynastien sind auch viele kleinere Bauten aufgenommen wrden. Nach Einführungen von Heinrich Pleticha zur territorialen Entwicklung des Reichs ab der Stauferzeit und Klaus Merten zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Schloß- und Burgenbaus sowie den 1733 erschienenen „Schloß- und Zimmer-Ceremoniellen“ Julius Bernhards von Rohr, die einen authentischen Einblick in das damalige Hofzeremoniell geben, folgen Beschreibungen von 71 Bauwerken, von Glücksburg bis Herrenchiemsee, von Trier bis Dresden. Die Schlösserlandschaft Hohenlohe ist mit der Weikersheimer Residenz vertreten. Auch wenn wie bei jeder Auswahl dieser Art das Fehlen des einen oder anderen Bauwerks moniert werden könnte, bleibt dem Rezensenten angesichts der kompetenten Texte, der außergewöhnlich schönen Aufnahmen des italienischen Fotografen Paolo Marton und der großzügigen Aufmachung und Gestaltung nur das Fazit, hier den wohl prachtvollsten Bildbände zum Thema in Händen zu halten, den er bisher zu sehen bekommen hat. *D. Stihler*

Hans-Rudolf Neumann (Hrsg.), Historische Festungen im Südwesten der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart (IRB Verlag) 1995. 134 S.

Gerade der deutsche Südwesten war reich an neuzeitlichen Festungsanlagen, Zeugnisse der jahrhundertelangen kriegerischen Auseinandersetzungen mit Frankreich. Von den Befestigungen des 16. Jahrhunderts bis zum Westwall aus dem letzten Weltkrieg lassen sich noch an zahlreichen Orten stattliche Überreste vor allem von Festungswerken aus dem letzten Jahrhundert ausmachen. Von Forschung und Denkmalpflege bisher eher stiefmütterlich behandelt – anders als z. B. in Frankreich –, wurden gerade in den Nachkriegsjahren oft großflächig Festungsbauwerke abgerissen, um Straßen oder Industrieanlagen Platz zu machen.

Erst in jüngerer Zeit ist man sich des Denkmalwerts der alten Verteidigungsanlagen bewußt geworden – obwohl es natürlich nicht immer einfach ist, eine sinnvolle moderne Nutzung für alte Bunker und Schanzen zu finden –, üben sie doch eine nicht zu unterschätzende touristische Attraktivität aus. In dem vorliegenden kleinen Bändchen werden die wichtigsten heute noch erhaltenen Festungswerke von Augsburg bis Ulm kurz hinsichtlich ihrer historischen Entwicklung und jeweiligen Aufgabe besprochen, versehen mit zahlreichen Literaturhinweisen, erläutert durch zahlreiche Pläne, Architekturskizzen, alte Abbildungen und Schwarzweißphotos, wobei es gerade hinsichtlich der Luftbilder sinnvoller gewesen wäre, eine bessere Reproduktionsqualität anzustreben. *M. Roebel*

Harald Siebenmorgen (Hrsg.), Hofkunst in Hohenlohe. Beiträge einer Arbeitstagung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe, des Bildungshauses Kloster Schöntal und des Historischen Vereins für Württembergisch Franken (Forschungen aus Württembergisch Franken, Bd. 44), Sigmaringen (Thorbecke) 1996. 208 S., zahlr. Abb.

Die vom Historischen Verein für Württembergisch Franken, vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe und dem Bildungshaus Kloster Schöntal veranstalteten „Schöntaler Tage“ 1993 standen unter dem Thema „Hofkunst in Hohenlohe“. Der vorliegende Band versammelt nun die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Referate, soweit sie zur Veröffentlichung bestimmt waren.

Einführend gibt Friedrich Karl Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg einen Überblick über die Geschichte der Hohenloher Fürstenhäuser, anschließend führt Gerhard Taddey in das historische Umfeld des Themas „Hofkunst in Hohenlohe“ ein. Den Schwerpunkt des Bandes bilden natürlich die Schlösser und ihr Umfeld, seien es nun Gärten oder die umliegenden Städte. Mit ihnen befassen sich Klaus Merten (Die Schlösser der Grafen und Fürsten von Hohenlohe im 18. Jahrhundert), Karin Stober (Bartenstein, Ingelfingen, Öhringen: Hohenloher Residenzen und ihre Stadtanlagen), Marcel Baumgartner (Fürstengärten in Hohenlohe. Liebende Blicke aus der Distanz) und Gerhard Taddey (Bodo Ehard und die Restaurierung von Schloß Neuenstein). Am Beispiel Johann Wolfgang Fichtmayers zeichnet Joachim Henze Leben und Tätigkeit eines weitgehend unbekanntes Hofbaumeisters am Beginn des 18. Jahrhunderts nach. Kunstkammern und ihre Objekte sind Thema von Johannes Zahlten (Sammeltätigkeit und Kunstkammerbesitz an den Hohenloher Höfen), Christian Theuerkauff (Zu den drei Elfenbeinreliefs der Kirchberger Kunstammer auf Schloß Neuenstein) und Bernhard Cämmerer (Neue Beobachtungen an der Neuensteiner Elfenbeinschale des Johann Michael Maucher). In diesen Themenkomplex gehört auch Vera Schneiders Vergleich zwischen den Hohenloher Grafen und den Fürstbischöfen von Würzburg und Bamberg als Auftraggeber des Forchtenberger Bildhauers Michael Kern (1580–1659).

Eine umfassende, alle Aspekte berücksichtigende Darstellung des Themas kann im Rahmen einer Tagung bzw. eines Tagungsbandes natürlich nicht verlangt werden; der Leser erhält jedoch zahlreiche interessante Einblicke in das Thema und einige neue Forschungsergebnisse. Hervorhebung verdient die ungewöhnlich aufwendige Gestaltung des Bandes mit zahlreichen Fotografien, die die Lektüre auch zu einem ästhetischen Genuß macht.

D. Stihler

Joachim Zeune, Burgen – Symbole der Macht. Ein neues Bild der mittelalterlichen Burg, Regensburg (Friedrich Pustet) 1997 (2. Aufl.). 247 S., 142 teils farb. Abb.

Es sich schwer zu glauben angesichts der Popularität, der sich Burgen erfreuen: Die Burgenforschung ist nicht unbedingt ein Lieblingsgebiet der Historie – man stellt schnell fest, daß gerade die als „Standardwerke“ avisierten Arbeiten meist 50 Jahre und älter sind. Als interessierter Laie hat man deshalb seine Schwierigkeiten, wenn man einen Einblick in den aktuellen Forschungsstand gewinnen will, ohne sich dem Expertenchinesisch der Fachpublikationen auszusetzen. Um so erfreulicher ist da der vorliegende Band aus der Feder des langjährigen Burgenforschers Joachim Zeune, der die erklärte Absicht verfolgt, sowohl dem interessierten Laien ohne große Kenntnisse als auch dem Fachmann die Burgen aus einem neuen Blickwinkel heraus zu erschließen und die in den letzten Jahren entwickelten neuen Forschungsansätze und ihre Methoden darzustellen. Wurden Burgen bisher weitgehend von ihrer Funktion als Wehrbauten her betrachtet, so hebt Zeune ihre Funktion als „Symbole der Macht“ hervor; sie können nicht nur auf ihre rein militärische Funktion reduziert werden, sondern waren mindestens ebenso wichtig als Verkörperungen von Macht, Wehrhaftigkeit und Herrschaftsanspruch. Deshalb spielt der rein militärarchitektonische Blickwinkel hier eine untergeordnete Rolle: „Über die Burg als Wehrbau und Wohnbau ist schon so viel publiziert worden: Dies braucht man nicht nochmals widerzugeben“ (S. 11).

Zeune führt zunächst in die frühere Burgenforschung ein – so ist den „feindlichen Brüdern“

und Forschungspionieren Bodo Ebdard und Otto Piper ein Kapitel gewidmet –, um dann auf die moderne Burgenforschung und ihre Methoden einzugehen. Eingehend und an vielen Einzelbeispielen stellt er zunächst die Arbeitsweisen der modernen Bauforschung dar; man wird mit den Tücken von Grundrissen und zweitverwendeten Steinen, von Steinmetzzeichen, Schießscharten, Putzresten oder den zahlreichen Möglichkeiten, alte Jahreszahlen falsch zu lesen, vertraut gemacht. Schon diese plastische Beschreibung der Fußangeln, die sich in der Baudatierung verbergen und ja nicht nur Burgen betreffen, macht dieses Buch für heimatgeschichtlich interessierte und forschende Laien zu einer höchst nützlichen Lektüre.

Der folgende Abschnitt über die neuen Ergebnisse der Mittelalterarchäologie zeigt deutlich, daß oft unspektakulären, kaum sichtbaren Bauwerken besonders viele Erkenntnisse zu verdanken sind. Gerade hölzerne Wehrbauten, die zwar das ganze Mittelalter hindurch eine wichtige Rolle spielten, aber mangels sichtbarer Überreste kaum wahrgenommen werden, spielen hier eine wichtige Rolle.

Nach einem Exkurs zum Burgenbau beschreibt Zeune detailliert das Leben auf den Burgen, wie es sich nach den neuen Forschungserkenntnissen darstellt. Ein abschließendes Kapitel ist dem schwierigen heutigem Umgang mit alten Burgen gewidmet. Der Sarkasmus, den der Autor hier gelegentlich an den Tag legt, ist angesichts mancher krassen Geschmacksverirrung – um nicht zu sagen Barbarei – nur zu verständlich.

Sicher wird Zeune mit der einen oder anderen seiner Thesen auch Widerspruch bei seinen Kollegen ernten. Doch hat er dieses Buch bewußt „einseitig“, subjektiv geschrieben, um zu provozieren und zum Nachdenken anzuregen. Wenn dem zu verdanken ist, daß dieser Band kein trockenes Destillat aus Fachliteratur, sondern eine anregende, interessante und farbige Lektüre geworden ist, der man die langjährige, praktische Erfahrung des Autors und die trotz aller „Entmythologisierung“ des romantischen Burgenbilds von diesen Bauwerken ausgehende Faszination abspürt, so ist das nur zu begrüßen.

D. Stihler

7. Archäologie, Geologie und Naturkunde

Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1997. Hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, dem Archäologischen Landesmuseum, der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern und dem Förderkreis Archäologie in Baden, Stuttgart (Theiss) 1997. 220 S., zahlr. teils farb. Abb.

Mit einem gewissen Sarkasmus stellt Jörg Biel, der Bearbeiter dieses Bandes, fest, daß das Umschlagbild – ein römischer Bronzegriff in Geierform aus Rottweil – die Situation der archäologischen Denkmalpflege verdeutlicht: „Der Pleitegeier schwebte über unserer Arbeit“. Da sich unter diesen Bedingungen Einzelveröffentlichungen der Grabungsergebnisse noch schwieriger gestalten, steigt die Bedeutung der „Archäologischen Ausgrabungen“ als Informationsquelle zu den aktuellen Projekten und Ergebnissen der Landesarchäologie weiter. Angesichts der miserablen Finanzlage ist es beeindruckend, was die Landesarchäologie trotzdem an Ergebnissen vorweisen kann. An beschriebenen Projekten aus der Region Württembergisch Franken sind die im Rahmen eines Heizungsbaus entdeckten Fundamente der Vorgängerbauten der Kirche St. Michael in Musdorf, Gde. Rot am See (Susanne Arnold), weitere archäologische Aufschlüsse im römischen Kastellvicus von Jagsthausen (Andreas Thiel) sowie die Untersuchungen auf der Burg Freudenberg an der Tauber (Michael Weihs) zu nennen.

D. Stihler

Klaus Heid, *Khuza. Ein Mythos aus Sibirien*, Karlsruhe (Klaus Heid, Gesellschaft für suggestofiktive Methodik) 1997, 111 S., zahlr. Abb.

Handelte es sich bei diesem zu einer Ausstellung des Heidelberger Kunstvereins 1997 erschienenen Band tatsächlich um die mehr oder weniger gelehrte Untersuchung eines obsku-

ren sibirischen Nomadenvolkes, könnte man ihn getrost wieder zuklappen und zumindest im Zusammenhang mit „Württembergisch Franken“ aus dem Gedächtnis streichen. Tatsächlich aber ist diese Darstellung des Volks der Khuza, das sich die Welt als Ring vorstellte und seine Zeit mit der Suche nach der verlorenen Mitte verbrachte, eine mit künstlerischen Methoden vorgebrachte, originelle Kritik an den Natur- und Altertumswissenschaften. Deren Arbeitsweise setzt Klaus Heid seine „suggestofiktive Methodik“ entgegen. „Indem die Naturwissenschaft eine – meiner Meinung nach künstliche – Trennung zwischen ästhetischer und analytischer Kenntnisfähigkeit postuliert, beschneidet sei sich selbst und macht den Menschen etwas vor. Wissenschaftliche Methoden suggerieren zwar Objektivität, zumindest die Interpretation ihrer Ergebnisse läßt ein weites Feld für Spekulation, Suggestion und Fiktion zu“, erklärt er und demonstriert dies mit dieser archäologisch-völkerkundlichen „Untersuchung“. Die vorgebrachte Kritik ist zwar alles andere als neu, die aufgrund zufälliger Fundstücke entstandene Beschreibung einer fiktiven Kultur, ihrer Hinterlassenschaften – unter denen sich Perlen wie das „Taschenorakel“ oder der „Beschwerdstein“ finden – und ihres natürlich enormen Einflusses auf die Geschichte Europas ist jedoch eine originelle, künstlerisch anspruchsvolle und ausgesprochen wirksame Parodie naturwissenschaftlicher Arbeit und Methodik. Der Selbstversuch des Lesers beweist es; immer wieder erappt er sich dabei, die hier so detailliert beschriebene Kultur der Khuza für bare Münze zu nehmen...

D. Stihler

Adrian Lister u. Paul Bahn, *Mammuts. Riesen der Eiszeit* (Thorbecke Species, Bd. 1), Sigmaringen (Thorbecke) 1997. 168 S., zahlr. Abb.

Der erste Band dieser neuen Reihe befaßt sich mit der Geschichte dieser größten Landsäugetiere der nördlichen Erdhalbkugel. Ihre über vier Millionen Jahre andauernde Evolution mündete schließlich im Jungpleistozän in eine Symbiose mit dem Menschen, die auch auf den heutigen Betrachter eine gewisse Faszination auszuüben vermag. Eben diese Faszination benutzen die Verfasser, wenn sie in diesem mit überaus zahlreichen Abbildungen versehenen Band die Erkenntnisse der Wissenschaft dem Leser, didaktisch überaus sinnvoll gegliedert, näherzubringen versuchen.

Das Werk beginnt mit einer Beschreibung der evolutionären Kontexte, beschreibt Ursprünge und Umweltanpassungen der verschiedenen Arten, verweist auf die Verwandtschaft mit den Elefanten und schildert die Wanderung der Mammuts von Afrika in die nördlichen Breiten Eurasiens und nach Nordamerika. Verschiedene, zum Teil erstaunliche Entdeckungen werden eingehend beschrieben, etwa die gut konservierten Funde aus Sibirien oder die auf Sizilien und in Kalifornien aufgefundenen Überreste von Zwergmammuts; Rückschlüsse auf Erscheinungsbild und soziales Wesen dieser Großsäugetiere werden gezogen. Das Verhältnis unserer frühen Vorfahren zu den Mammuts wird anhand von Höhlenmalereien, Elfenbeinschnitzereien, Projektilspitzen, Behausungen und anderem anschaulich vor Augen geführt. Zum Aussterben der Mammuts vor 10- bis 12.000 Jahren (wenngleich, etwa auf den Wrangler-Inseln, auch kleine Mammuts noch vor 4000 Jahren gelebt haben müssen) werden die beiden gebräuchlichsten Theorien ausführlich behandelt. Es handelt sich hierbei einerseits um die Klimatheorie, gemäß der die nach der letzten Eiszeit einsetzende Erderwärmung zu einer Zurückdrängung der Graslandschaften durch Wald führte, wodurch die Nahrungsgrundlage der Mammuts vernichtet wurde. Andererseits wird die Overkill-Theorie diskutiert, die den Menschen, das Ausbreiten seiner Population und seine durch technologische Innovation intensivierte Jagd, als entscheidenden Faktor ansieht.

Keine bahnbrechenden neuen Theorien, sondern anschauliche Beschreibungen wissenschaftlicher Erkenntnisse werden hier mit neuen Perspektiven der Forschung und verschiedenen Interpretationen dem Leser in verständlicher Weise dargeboten. Ein Glossar und ein Führer zu den Fundorten und Museen geben dem (vielleicht durch dieses Buch) Interessierten die Möglichkeit, sich weiter zum Thema zu informieren.

H. Eilders

8. Volkskunde

Hohenlohische Möbelkunst in Dorf, Stadt und Schloß. Eine Ausstellung in der Hirschwirtschauer Künzelsau [Hrsg. von der Stiftung Würth, Künzelsau], Sigmaringen (Thorbecke) 1996. 136 S., zahlr. Abb.

Der vorliegende Katalog erschien anlässlich der vom 21. März bis 30. Juni 1996 laufenden Ausstellung des Fördervereins Künstlerfamilie Sommer in Künzelsau.

Nach einem Geleitwort von Reinhold Würth und Wolfgang Kunzfeld führt Karl-Heinz Wüstner in das Thema „Bemalte Möbel, Zeugnisse ländlicher Wohnkultur“ ein. Dietrich Heißenbüttel informiert über „Bürgerliche Möbel zu Beginn des 18. Jahrhunderts“, während sich Ursula Angermaier mit dem Thema „Höfische Möbel zu Beginn des 18. Jahrhundert – Möbel aus Künzelsau für Schloß Weikersheim“ befaßt. Abschließend stellen Stefan Kraut und Wolfgang Kunzfeld das „Wohnen in Künzelsau – Möbel in verschiedenen sozialen Milieus“ dar. Den Texten sind Fotografien der zu den Themen gehörenden Exponate mit Objektbeschreibungen sowie zeitgenössische Abbildungen beigegeben.

Auch unabhängig vom Entstehungszweck als Ausstellungskatalog ist den Herausgebern ein aufwendig und schön gestaltetes Buch gelungen, das fundierte Informationen über die Herstellung und Verwendung historischer Möbel bietet und gleichzeitig deren Schönheit deutlich werden läßt.

D. Stihler

9. Biographien und Familiengeschichte

Baden-Württembergische Biographien, Bd. 1. Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg hrsg. von Bernd Ottnad, Stuttgart (Kohlhammer) 1994, 408 S.

Während die „Lebensbilder aus Baden-Württemberg“ bundeslandweit die ursprünglich württembergischen „Lebensbilder aus Schwaben und Franken“ weiterführen, handelt es sich beim vorliegenden Band um die ebenfalls auf das ganze Bundesland ausgeweitete Fortsetzung der „Badischen Biographien“, wobei diese für vor 1952 gestorbene Personen weitergeführt werden.

Der naheliegende Weg einer Fusionierung beider bzw. aller drei Reihen wurde nicht gegangen, da man die unterschiedlichen Darstellungsformen – hier lexikonartig und faktenge-sättigt, dort eher essayistisch – beibehalten wollte. Die neue Reihe beschäftigt sich nun mit ab 1952 verstorbenen Frauen und Männern, „die durch Herkunft oder Lebensschicksal mit dem... Bundesland eng verbunden waren und im positiven wie im negativen Sinn über-regionale oder sogar überragende Bedeutung erlangt haben“.

Die methodischen Grundsätze der „Badischen Biographien“ sowie die dort praktizierte formale Gestaltung der Beiträge wurde übernommen. So finden sich Personen aus allen Bereichen: Politiker, Unternehmer, Wissenschaftler, Techniker, Militärs oder Schauspieler, von Kurt Georg Kiesinger über Karl Friedrich Baedeker bis Lil Dagover. Größen aus dem württembergischen Franken konnten bei der Durchsicht allerdings nicht entdeckt werden.

Dem Leser, der sich schnell über die Vita einer Person informieren will, wird hier ein ausgesprochen nützliches Hilfsmittel an die Hand gegeben, zumal es für die Masse der Dargestellten – sieht man einmal z. B. von Theodor Heuss ab – sonst recht schwierig sein dürfte, biografische Abrisse zu finden. Ob das Land Baden-Württemberg aber tatsächlich drei verschiedene biografische Reihen braucht, sei einmal dahingestellt...

D. Stihler

Walter Greiner, *Altschwäbischer Adel 746–1083. Die Zeit vom Cannstatter Blutbad bis zu den Stammeltern der Württemberger. Informationen über den Anfang des Hauses Württemberg neu geordnet und zusammengestellt*, Sonthofen (Selbstverlag) 1996. 143 S., 26 Abb., 38 Tafeln

Walter Greiner, bisher hauptsächlich bekannt für seine familienkundlichen Forschungen zum Glasmachergeschlecht der Greiner, nahm die Berührungspunkte zwischen der Mobilität von Glasmachern und Hochadel zum Anlaß, eine Bestandsaufnahme verschiedener Adelsgeschlechter durchzuführen und insbesondere der Frage nach der Herkunft der Liutgard von Beutelsbach und deren Ehemann nachzugehen. In den einzelnen Kapiteln werden nun die Genealogien zahlreicher Adelsfamilien dargestellt, wie sie sich nach den Untersuchungen Greiners ergeben. Dabei sind neben den großen Geschlechtern der Welfen, Sachsen und Salieri u. a. die Wels-Lambacher, die Ebersberger, die Babenberger, die Udalrichinger, die Hunfridinger, die Burgunder, die Grafen von Berg, die Grafen von Kirchberg, die Grafen von Calw und die Spanheimer zu nennen. Dazu sind im Band erläuternd 28 Genealogietafeln abgebildet. Im Mittelpunkt des Bandes stehen aber die Anfänge des Hauses Württemberg und sein verwandtschaftliches Umfeld. Dabei kommt Greiner in den Kapiteln 10 und 11 zu folgendem Schluß: Die Eltern der Liutgard von Beutelsbach sind Poppo, Graf von Berg und Graf im Remstal und dessen Gattin Sophia. Der Ehemann der Liutgard war Konrad der Ältere von Württemberg, ein Sohn von Otto, Graf im Linzgau und dessen Gattin Willibrig, Gräfin von Achalm. In diesem Zusammenhang setzt sich Greiner z. B. auch mit den Forschungen von Dieter Mertens auseinander, und kommt dabei zu dem Schluß, daß es man sich nicht leisten könne, „Fälschungen, Fragmente, Sagen und Gerüchte als völlig unbrauchbar generell abzulehnen“; außerdem sollten „selbst unsichere Hinweise erst dann endgültig abgelehnt werden, wenn alternativ eine einwandfreie Lösung des Problems gefunden werden konnte“ (S. 91). In diesem Zusammenhang sei der von Greiner gegebene Hinweis erwähnt, daß er auch Methoden verwendet, die über die in der Geschichtswissenschaft allgemein üblichen Methodologie hinausreichen (S. 7, Fußnote 7). Greiner greift bei seinen Untersuchungen auf die Vorarbeiten bzw. auf einzelne Thesen zahlreicher Forscher zurück, für das Haus Württemberg u. a. auf Hansmartin Decker-Hauff, aber auch auf Emil Krüger, die zitierten Quellen bestehen fast ausschließlich aus Sekundärliteratur. Grundsätzlich sei anzumerken, daß es gerade für die früh- und hochmittelalterliche Adelsgenealogie charakteristisch ist, daß sie aufgrund der allgemein schlechten Quellenlage nur wenig gesicherte Verwandtschaftsbeziehungen zuläßt, so daß die Forschung zu einem großen Teil auf Indizien und Vermutungen zurückgreifen muß oder den exakten Grad der Verwandtschaft bewußt offenläßt. Leider lassen sich in den Ergebnissen Greiners diese Abstufungen der Verifikation für den Leser oft nur schwer nachvollziehen. *A. Kozlik*

Christian Hoffmann, *Ritterschaftlicher Adel im geistlichen Fürstentum. Die Familie von Bar und das Hochstift Osnabrück: Landständewesen, Kirche und Fürstenhof als Komponenten der adeligen Lebenswelt im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung 1500–1651* (Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen, Bd. 39), Osnabrück (Selbstverlag des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück) 1996. XII, 434 S., 10 Abb.

Die Hochstifte gehörten zu den Institutionen des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation, die von der Reformation besonders hart getroffen wurden. Bereits seit dem späten Mittelalter in verstärktem Maße fürstlich-dynastischen Expansionsbestrebungen ausgesetzt, sahen sie nunmehr auch ihre Legitimationsgrundlage durch die neue Lehre in Frage gestellt. Im Verlauf des 16. Jahrhunderts sollte sich erweisen, daß die Entscheidung, ob ein Hochstift reformiert wurde oder nicht, in hohem Maße von dem jeweiligen regionalen Kraftfeld abhing, in welches das jeweilige Hochstift eingebettet war. Das Hochstift Osnabrück, Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit, ist insofern von besonderem Interesse, als das dem niederrheinisch-westfälischen Kreis zugehörige Hochstift im Einzugsbereich rivalisie-

render Großdynastien, der Welfen und des Hauses Hessen-Brabant, lag, die seit Beginn des 16. Jahrhunderts ihre Bemühungen intensivierten, um in dem traditionell vom regionalen Adel kontrollierten Stift Fuß zu fassen. Als im Verlauf des 16. Jahrhunderts der fürstlich-adelige durch den konfessionellen Gegensatz überlagert wurde, lief der Adel des Hochstifts nicht nur Gefahr, in eine fürstlichen Klientel eingebunden zu werden und an Einfluß zu verlieren, sondern auch, in eine konfessionelle Option mit weitreichenden politischen Folgen hineingezwungen zu werden.

Den Handlungsraum des regionalen Adels am Beispiel der Familie Bar überzeugend beschrieben zu haben, ist das Verdienst der vorliegenden, bei Anton Schindling im Rahmen des Graduiertenkollegs „Bildung in der frühen Neuzeit“ entstandenen Dissertation. Paradigmatische Bedeutung kommt der Arbeit insofern zu, als jüngere, quellenfundierte Arbeiten zum Stiftsadel im konfessionellen Zeitalter Mangelware sind; für das Hochstift selbst fehlen, wie der einschlägige Artikel der „Territorien des Reichs“ (Bd. 3, S. 146) zu Recht moniert, „Arbeiten über die Familien des Osnabrücker Stiftsadel und ihre Stellung zu Reformation und Gegenreformation“ völlig. Überzeugend gelingt es dem Autor, der die Fülle des einschlägigen Quellenmaterials sorgsam ausgewertet hat, nachzuweisen, daß die Formationsphase des ritterschaftlichen Landstandes – in dem die Familie von Bar eine zentrale Rolle spielte – nicht wie bisher angenommen in das 15., sondern erst in das frühe 16. Jahrhundert zu datieren ist. Der Adel, begünstigt durch das Abklingen der spätmittelalterlichen Agrardepression, beendete das Konnubium mit dem Patriziat der Stadt Osnabrück und monopolisierte, favorisiert durch das päpstliche Adelsindult für das Osnabrücker Stift, die Kapitelsstellen für die Angehörigen seines Standes. Gegenläufig zur korporativen Verfestigung des Stiftsadels als Landstand wirkte sich seine konfessionelle Diversifikation aus: Begünstigt durch den von Hessen gestützten Fürstbischof Franz von Waldeck, optierte ein Teil des Adels zugunsten der neuen Lehre, während die Majorität unter Führung des Domdechanten Herbord von Bar beim alten Glauben verblieb. Entschieden wurde der Konflikt, in dem mit der konfessionellen Entscheidung zugleich um die politischen Kontrolle des Hochstifts (Fürstbischof c. Stiftsadel) bzw. dessen Situierung im regionalen Kraftfeld gerungen wurde, durch den Ausgang des Schmalkaldischen Krieges: Der Sieg des Kaisers stärkte den Adel, der bezeichnenderweise trotz der vorausgegangenen Konflikte an dem Waldecker festhielt, um sich der jetzt drohenden Übermacht der Welfen erwehren zu können. Unter dem Nachfolger des Waldeckers, Fürstbischof Johann von Hoya, erfolgte – parallel zum Prozeß der administrativen Durchdringung des stiftischen Territoriums – die Ausbildung und Ausformung des Landständewesens, und zwar in weitgehendem Konsens zwischen Fürstbischof und Ständen. In diesem Prozeß gelang es der Familie von Bar, ihre traditionell führende Rolle im stiftischen Adel institutionell abzusichern (Rezeß des Herbord von Bar für das Erblanddrostenamt 1608). Ungefähr zeitgleich, in die zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, fällt auch das Aufblühen einer ausgeprägten, von der Renaissance inspirierten Adelskultur, augenfällig insbesondere durch die repräsentativen Schloßanlagen und Grabmäler. Zwierspältig blieb das Verhältnis des Adels zum fürstbischöflichen Hof, bot Herrschernähe doch die Chance politischer Einflußnahme und der demonstrativen Befähigung, adeligen Lebensstil demonstrieren zu können, freilich auf Kosten drohender ökonomischer Überforderung. In konfessioneller Hinsicht standen dem Adel lange Zeit alle Optionen offen, weil weder Johann von Hoya noch seine protestantischen – durchweg mindermächtigen Adelsfamilien entstammenden – Nachfolger den Versuch unternahmen, die offene konfessionelle Situation des Fürstbistums zu vereindeutigen. Verschiedene konfessionelle Optionen innerhalb eines adeligen Familienverbandes waren, wie das Beispiel der Familie von Bar trefflich illustriert, keine Seltenheit und auch nicht per se konfliktträchtig. Prekär wurde die Lage erst, als der Konsens des weitgehend protestantischen Stiftsadels mit dem seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert in den Sog der Gegenreformation geratenen, sich strikt katholisch erneuernden Domkapitel zerbrach (1615 *Professio Fidei Tridentini*). Mit der Wahl Eitelrieds von Hohenzollern durch das Domkapitel im Jahre 1623 wurden – im Zeichen der für die Katholi-

ken siegreich verlaufenden ersten Phase des Dreißigjährigen Krieges – die Weichen auf Konfrontation gestellt: Der protantische Stiftsadel mußte sich enormen Drucks durch den Fürstbischof erwehren, ein Druck, der erst mit der schwedischen Besetzung des Hochstifts nachließ (freilich auf Kosten einer hohen finanziellen Belastung des Stiftsadels, der die Hauptlast der finanziellen Forderungen der Schweden zu tragen hatte). Erst mit dem Westfälischen Frieden konnten die konfessionell bedingten Spannungen im Stiftsterritorium bereinigt werden, als mit dem Normaljahr von 1624 und dem für das Hochstift festgeschriebenen Wechsel zwischen katholischen Fürstbischöfen und protestantischen Administratoren traditionelle Konfliktfelder ausgeräumt wurden.

N. Haag

Lebensbilder aus Baden-Württemberg, Bd. 18. Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg hrsg. von Gerhard Taddey und Joachim Fischer, Stuttgart (Kohlhammer) 1994. 512 S., mehrere Abb.

Mit dem 18. Band der 1940 als „Schwäbische Lebensbilder“ begründeten und ab Band 7 unter dem Titel „Lebensbilder aus Schwaben und Franken“ laufenden Reihe wird nun auch Baden einbezogen und somit der Einzugsbereich auf das ganze Bundesland ausgedehnt.

Enthalten sind auch mehrere Biografien von Persönlichkeiten aus dem württembergischen Franken. Karin Knodel zeichnet das Leben des aus Schwäbisch Hall stammenden Johann Friedrich Ludwig (1673–1752) nach, der – zum Katholizismus übergetreten – unter dem Namen Ludovice als Goldschmied und Architekt zuerst in Rom, dann in Portugal wirkte und seine Tätigkeit mit der Errichtung des „portugiesischen Escorial“ Mafra krönte. Der in Crailsheim geborene Pfarrer und Dichter Friedrich Richter (1811–1865), Verfasser des „Liedes der Neckarschwaben“, ist Thema von Martin Wissner, während sich Kreisarchivar Hans-Peter Müller mit dem Leben des Bauernbundpolitikers Wilhelm Vogt (1854–1938) aus Gochsen bei Neckarsulm beschäftigt.

Einen eher indirekten Bezug zur Region – aufgrund seiner familiären Herkunft – hat der Kurienkardinal Gustav Adolf von Hohenlohe-Schillingsfürst (1823–1896), Bruder des Reichskanzlers Chlodwig.

D. Stähler

Sönke Lorenz, Dieter Mertens, Volker Press (Hrsgg.), Das Haus Württemberg. Ein biographisches Lexikon, Stuttgart (Kohlhammer) 1997. 508 S., 240 Abb.

Nachdem 1984 im gleichen Verlag bereits das Buch „900 Jahre Haus Württemberg“ erschienen war, in dem Lebensbilder ausgewählter Regenten sowie übergreifende Sachthemen dargestellt wurden, findet mit der Herausgabe dieses Bandes ein Unternehmen Abschluß, das sich zum Ziel gesetzt hat, nun sämtliche Mitglieder des Hauses Württemberg mit ihrem politischen und kulturellen Wirken sowie ihrem persönlichen Schicksal zu dokumentieren. Dabei entstanden 476 biographische Artikel, die von 51 Wissenschaftlern erarbeitet wurden. Die Anordnung folgt dabei nicht einer alphabetischen Ordnung, sondern ordnet die einzelnen Personen verschiedenen Linien und Epochen der württembergischen Geschichte zu, denen jeweils ein einleitender Abschnitt vorausgestellt wird. Chronologisch erstrecken sich die Artikel von dem für die Jahre 1081 bis 1110 bezeugten Konrad (I.) bis zu den 1997 geborenen Herzoginnen Sophie-Dorothee und Pauline. Berücksichtigung finden dabei auch die Angehörigen der Seitenlinien wie die Grafen von Grüningen-Landau, die Herzöge von Teck und die Herzöge von Urach. Jedes Mitglied des Hauses Württemberg ist mit einem eigenen Artikel vertreten, sofern es die Volljährigkeit erreicht hat. Die Länge der Artikel variiert zwischen einigen Zeilen bis zu 6 Seiten, wobei von sehr unterschiedlichen Vorarbeiten ausgegangen werden konnte: Teilweise mußte die Bearbeitung der Artikel direkt aus den archivalischen Quellen erfolgen, wobei auch Wissenschaftler aus Frankreich, Polen und den Niederlanden einbezogen wurden. Am Schluß des Bandes sind für die einzelnen Kapitel Quellen- und Literaturhinweise angegeben sowie ein Personenregister aller im Lexikon genannten Mitglieder des Hauses Württemberg und der Ehegatten aller verheirateten Württembergerinnen beigelegt.

Mit diesem Band wurde ein weiteres Grundlagenwerk erstellt, das aufgrund der Verwandtschaft des Hauses Württemberg mit nahezu dem gesamten Hochadel in Deutschland und Europa nicht nur für die württembergische Geschichte, sondern auch weit darüber hinaus von Bedeutung sein wird.

A. Kozlik

Ulrike Marski, Weltanschaulich. Der Amateur- und Pressefotograf Friedrich Gschwindt 1900–1971 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schwäbisch Hall, Heft 10), Schwäbisch Hall (Stadtarchiv Schwäbisch Hall) 1998. 95 S., zahlr. Abb.

In der großen Zahl der Publikationen, die in den letzten Jahren über den Alltag im Nationalsozialismus berichten, nimmt das neue Buch von Ulrike Marski zweifelsohne eine besondere Stellung ein. „Weltanschaulich“ lautet ahnungsvoll sein Titel, und der Untertitel läßt zunächst vermuten, daß hier ein Mensch zwölf Jahre seines Lebens damit zubrachte, in seinem persönlichen Umfeld Propagandafotografien für das NS-Regime zu fertigen. Wir kennen sie alle, diese Bilder von strammstehenden Uniformierten und „Volksgenossen“, die mit nach oben gereckten Armen Hakenkreuzfahnen und Funktionäre der NS-Partei grüßen.

Doch beim Umblättern in diesem ansprechend gestalteten Buch finden sich nur wenige dieser stereotypen Aufnahmen. Vielmehr bilden Gschwindts Fotografien überwiegend lachende Kinder, muntere Freizeitvergnügen und ein idyllisches Landleben ab.

Fast würde sich Erleichterung einstellen, wenn Friedrich Gschwindt in jenen dunklen Jahren ein ganz „normaler“ Freizeitfotograf gewesen wäre, ja wenn – doch das war er beileibe nicht. Der im Jahr 1900 in Braunsbach bei Schwäbisch Hall geborene Friedrich Gschwindt begann 1920 seine berufliche Laufbahn als Lehrer. Doch ist es sein Fotoapparat, der in bald in das Rampenlicht der Öffentlichkeit treten läßt. Ab 1921 dokumentiert er mit seiner Kamera zunächst sporadisch den Alltag in seiner Umgebung. Schon in seinen frühen Aufnahmen zeigt sich ein gewisser Hang zur Selbstdarstellung. Der nicht unsympathische Lehrer inszeniert Handlungen und natürlich auch sich selbst. Eine gewisse Eitelkeit des Fotografen ist vielen seiner frühen Aufnahmen anzusehen. Er ist ein Meister der Pose, sein fotografisches Talent jedoch unbestritten.

Kaum sind die Nazis an der Macht, wird Friedrich Gschwindt auch in offizieller Mission tätig. Er begrüßt wie viele seiner Berufskollegen das nationalsozialistische Deutschland, wirbt in „seinem“ Dorf für die Idee der „Volksgemeinschaft“ und ist mit großer Hingabe HJ-Führer. Die Leute schätzen ihn als freundlichen Lehrer, der nicht zu Grobheiten neigt; die Welt, die er nun seit 1933 im kleinen mitgestaltet, ist seiner festen Überzeugung nach eine friedliebende.

So ist es auch kein Zufall, daß er als Bildreporter für das „Haller Tagblatt“ und die „Schwäbische Zeitung“ in den nächsten Jahren zum lokalen Fachmann für das „menschliche Antlitz“ des Nationalsozialismus avanciert. Friedrich Gschwindt bildet bis zum Kriegsende eine freundliche, unschuldige Welt ab, in der Ordnung herrscht und das Glück dem Betrachter zuweilen regelrecht entgegenzuspringen scheint. Noch 1943 gaukelt er mit Kindermotiven eine heile Welt vor, während die Zeitungen längst vor Gefallenenmeldungen überquellen und am Himmel die Kondensstreifen der alliierten Bomberschwärme zu sehen sind. Die Tantiemen, die er für seine publizierten Fotos erhält, bessern sein eher schmales Salär als Dorfschullehrer nicht unbeträchtlich auf. Schon Mitte der 30er Jahre kann sich Friedrich Gschwindt eine Leica-Kamera und ein kleines Auto leisten. Sicher ist es nicht allein das Geld, das ihn lockt, in der NS-Zeit Pressefotos zu machen, sondern vielmehr die Bestätigung, neben seinem Lehrerberuf auch als Fotograf anerkannt zu sein.

Aus der sicheren Perspektive des Nach-dem-Krieg-Geborenen gibt die Person Friedrich Gschwindt Rätsel auf. Ist er nicht ein Mensch zwischen Eitelkeit und Opportunismus gewesen, wie er uns auch heutzutage begegnen könnte? Vor allem dieser Aspekt macht das anschaulich geschriebene Buch von Ulrike Marski für das Verständnis des Alltags im Nationalsozialismus so lesenswert – Banalität und Grauen lagen dicht beieinander.

M. Kamp

Josef Matzerath, Albert Schwegler 1819–1857 (Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Bd. 37), Sigmaringen (Thorbecke) 1993. 345 S. Der am 10. Februar 1819 in Michelbach an der Bilz geborene Theologe, Philosoph, Publizist, Philologe und Altertumsforscher Albert Schwegler gehört sicher zu den am gründlichsten vergessenen Geistesgrößen des württembergischen Franken. Der Pfarrersohn Schwegler wurde nach dem Besuch der Schwäbisch Haller Lateinschule und der Absolvierung des „Landexamens“ Zögling des Tübinger Stifts. Die Zeit seines Studienabschlusses war geprägt durch die erbitterten Auseinandersetzungen zwischen den konservativ-pietistischen Kreisen der evangelischen Kirche Württembergs und der durch Hegel beeinflussten, historisch-kritischen „Tübinger Schule“ um den herausragenden Kirchenhistoriker Ferdinand Christian Baur.

Als Hegelianer konnte Schwegler trotz hervorragender Noten nicht auf eine staatliche oder kirchliche Stelle hoffen. Da er als Theologe nicht Fuß faßte, wandte er sich anderen Gebieten zu. Das Dasein als Privatdozent der Philosophie und Philologie in Tübingen ermöglichte ihm ab 1843 lediglich ein kärglich abgesichertes Außenseiterdasein. Von 1843 bis 1848 redigierte er die „Jahrbücher der Gegenwart“, eine liberal geprägte wissenschaftliche Zeitschrift in der Nachfolge von Arnold Ruges berühmten „Hallischen Jahrbüchern“, für die unter anderem Friedrich Theodor Vischer, Ludwig Feuerbach und Johann Gustav Droysen schrieben. Eine Italienreise markierte 1846 die endgültige Abwendung von der Theologie hin zur Altertumswissenschaft. Seine 1846/47 nebenher ohne wissenschaftlichen Anspruch als „Brotarbeit“ verfaßte „Geschichte der Philosophie im Grundriß“ entwickelte sich – zur Überraschung des Verfassers – zu einem in zahlreiche Fremdsprachen übersetzten und bis in die 1950er Jahre neu aufgelegten Standardwerk. Seine Edition von Eusebius' Kirchengeschichte galt ein halbes Jahrhundert lang als maßgeblich; einen hohen Rang nimmt auch die von ihm edierte, kommentierte und übersetzte „Metaphysik“ des Aristoteles ein.

Erst die Umwälzung des Jahres 1848 ermöglichte die Ernennung Schweglers zum außerordentlichen Professor für „römische Litteratur und Alterthümer“. Immer mehr wurde für ihn nun die Arbeit an einer monumentalen „Römischen Geschichte“ zum Lebensinhalt. Die mit einer starken persönlichen Vereinsamung einhergehende Selbstüberlastung hierbei führte wohl zu seinem frühen Tod am 5. Januar 1857.

Trotz seiner großen wissenschaftlichen Leistungen ist Schwegler heute weitgehend vergessen. Seine kirchengeschichtlichen Arbeiten wurden durch Ferdinand Christian Baur und David Friedrich Strauß, die „Römische Geschichte“ durch diejenige Theodor Mommsens in den Schatten gestellt. Abgesehen von der „Geschichte der Philosophie“ haben seine Werke lediglich in der Fachwissenschaft Anerkennung gefunden, wozu die Aufsplitterung in verschiedene Fachbereiche ebenso beigetragen haben mag wie der frühe Tod.

Mit diesem Band liegt erstmals eine auf einer gründlichen Analyse der Quellen beruhende, umfassende Biografie des Pfarrerssohns aus Michelbach vor. Wichtige Quellentexte sind im Wortlaut beigegeben, eingefügt sind auch Kurzbiografien wichtiger Zeitgenossen. Über den Wert als Biografie hinaus ist dieser Band auch ein wichtiger Beitrag zur kaum erforschten Geschichte des Junghegelianismus nach dessen Spaltung 1843.

D. Stihler

Hans-Peter Müller, August Oesterlen (1819–1893). Linksliberaler Politiker und Genossenschaftspionier im Königreich Württemberg (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Bd. 76), Stuttgart (Klett-Cotta) 1998. 134 S., 20 Abb.

Die Feierlichkeiten zum Jubiläum der Revolution 1848 sind weitgehend beendet, das öffentliche Interesse an den Ereignissen vor 150 Jahren, hervorgerufen und angezogen durch werbeträchtige Kampagnen, publikumswirksame Ausstellungen und spektakuläre Einzelaktionen (Revolutionsfeste, Wanderungen auf den Spuren der Aufrührer und dergleichen mehr), hat sich wieder gelegt. Zurück bleiben neben zwiespältigen Gefühlen bei der rückschauenden Bewertung des Jubiläumjahres vor allem eine beinahe unübersehbare Fülle von Publi-

kationen unterschiedlicher Qualität zur Geschichte der 1848-Bewegung, die insbesondere auf der Ebene der Lokalhistorie nicht selten neue Erkenntnisse zutage förderten.

Eher zufällig denn beabsichtigt fällt ins Jubiläumjahr der 1848-Revolution auch die neueste Publikation des Haller Kreisarchivars Hans Peter Müller. Müller, der seit Jahren schwerpunktmäßig Themen der württembergischen Landesgeschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts erarbeitet, liefert darin die „politische Biografie“ August Oesterlens, eines der herausragenden demokratischen Politiker Württembergs in der Zeit zwischen 1848er Revolution und Bismarckscher Reichsgründung.

Auch wenn der direkte Bezug zu „1848–1998“ von Müller bewußt vermieden wird, läßt sich Oesterlens Lebensgeschichte, die vom Autor in weitgehend chronologischer Form dargeboten wird, auch als eine Abhandlung über die Folgen des Scheiterns der Revolution von 1848 in Württemberg lesen.

Oesterlen, 1819 in Öhringen geboren, trat wie eine Reihe etwa gleichaltriger Jugend- und Studienfreunde, von denen nicht wenige in den Folgejahren wichtige Bedeutung in der württembergischen Landespolitik erringen sollten (Elben, Schoder, Hölder, Seeger, Karl Mayer), im Zuge der Umwälzungen von 1848 in das politische Leben ein und erlangte schnell maßgeblichen Einfluß in der revolutionären Bewegung. Die Liste der politischen Mandate, die er – mit einer kurzen Unterbrechung in der „Reaktionsära“ der frühen 1850er Jahre – in der Folgezeit bis zu seinem Ausscheiden aus dem aktiven politischen Leben 1876 bekleidete, ist umfangreich: Mitglied der verfassungsrevidierenden Landesversammlungen 1850–1851, Gemeinderat der Stadt Stuttgart 1854–1865, Mitglied des württembergischen Landtages für das Oberamt Hall 1862–1876 und Mitglied des Zollparlaments 1868–1869. Sieht man die rege parlamentarische Tätigkeit Oesterlens und rechnet man seine über Jahrzehnte führende Rolle in der Volkspartei hinzu, so muß man mit Müller einiggehen, der ihn „zur ersten politisch-parlamentarischen Garnitur Württembergs“ zählt. Ein besonderes Verdienst des Autors ist die Herausarbeitung der wichtigen Rolle Oesterlens in der Frühphase des gewerblichen Genossenschaftswesens in Württemberg mit der von ihm gemeinsam mit Friedrich Rödinger initiierten Gründung der Handwerkerbank in Stuttgart 1856.

Die Ziele und Grundsätze der Bewegung von 1848, die sich auf die Schlagworte „Freiheit“ und „Einheit“ komprimieren lassen, blieben für Oesterlen auch nach der Niederlage von 1849 die zentralen, sich gegenseitig bedingenden Leitlinien seines politischen Handelns. Anders als die Anhänger der nach dem preußischen Triumph über Österreich 1866 von bisherigen Weggefährten konstituierten Deutschen Partei war Oesterlen nicht bereit, liberale und demokratische Grundsätze auf dem Altar einer kleindeutschen, preußisch-dominierten Einigungspolitik zu opfern. Das Mißtrauen gegen den preußischen „Militär- und Junkerstaat“ bildete eine grundlegende Konstante in seinen politischen Überlegungen. Auf der anderen Seite erkannte Oesterlen die Unhaltbarkeit kompromißlos-dogmatischer Positionen angesichts der veränderten Situation nach 1866 und 1870/71. Sein pragmatischer Politikanatz, der „Handeln auch unter ungünstigen Verhältnissen“ der reinen „Gesinnungstüchtigkeit“ vorzog, führte letztendlich zum Zerwürfnis mit den Radikalen in der Volkspartei um Karl Mayer.

Müller zeichnet in nüchtern-sachlichem Stil den Weg eines bemerkenswerten Politikers nach, der sich durch Grundsatztreue auszeichnet, ohne dabei seine Politikfähigkeit zu verlieren, der aber auch bereit war, bei unüberbrückbaren Gegensätzen in den Überzeugungen Konsequenzen zu ziehen, auch wenn dies auf Kosten seiner Karriere ging. Dies macht nicht zum geringsten die Glaubwürdigkeit der Person Oesterlen aus. Es gehört zur Beschreibung des bedauerlichen, nichtsdestoweniger bezeichnenden Zustands des deutschen Liberalismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, daß sich Oesterlen mit seiner konstruktiv-oppositionellen Haltung – wie Müller ausführlich darstellt – am Ende seiner politischen Laufbahn zwischen allen Stühlen wiederfand und das Scheitern vieler seiner Vorstellungen konstatieren mußte. Ungeachtet der Frage, ob sie in Anbetracht der politisch-militärischen Kräfteverhältnisse im Deutschland der Reichsgründungszeit je eine Chance zu ihrer Ver-

wirklich besaßen, sind es die am Beispiel Oesterlens aufgezeigten politischen Alternativen zur obrigkeitstaatlichen „Blut-und Eisen“-Politik Bismarcks (mit ihrer schweren Hypothek für die weitere Entwicklung des Deutschen Reiches), die das Buch über die eigentliche Biografie hinaus interessant und wichtig machen. *F. Förtisch*

Hans von Sachsen-Altenburg, Robert L. Dyer, Duke Paul of Wuerttemberg on the Missouri Frontier: 1823, 1830 and 1851, Boonville/Missouri (Pekitanoui Publications) 1998. 264 S., zahlr. Abb. u. Pläne.

Herzog Paul Wilhelm von Württemberg (1797–1860), Weltreisender, Naturforscher und Sammler, Sproß einer Nebenlinie des Hauses Württemberg in Karlsruhe in Schlesien, hatte von 1827 bis zu seinem Tod einen Teil des ehemaligen Deutschordensschlosses in Mergentheim als Wohnsitz inne. Hier brachte der naturwissenschaftliche Autodidakt die von seinen langen Reisen nach Nord- und Südamerika, in die Nilländer, nach Australien, Neuseeland und Ceylon mitgebrachten, allmählich anwachsenden bedeutenden Sammlungen naturhistorischer, ethnographischer und antiquarischer Gegenstände unter. Der 200. Geburtstag von Herzog Paul Wilhelm von Württemberg am 25. Juni 1997 hat das Interesse an dieser relativ in Vergessenheit geratenen Persönlichkeit wiederbelebt – nicht nur in Bad Mergentheim und in Baden-Württemberg.

In Boonville, einer Kleinstadt im Mittelwesten der Vereinigten Staaten von Amerika, ist jetzt der angezeigte Band über den einstigen Mergentheimer Ehrenbürger erschienen, dessen Kreideporträt aus dem Deutschordensmuseum der heutigen Großen Kreisstadt auf dem Umschlag wiedergegeben ist. Autor Hans von Sachsen-Altenburg, in Deutschland geboren und in den USA lebend, Herzog-Paul-Enthusiast eher durch Zufall, ist mittlerweile den Spuren seines berühmten Standeskollegen fast überallhin gefolgt und hat unermüdlich alle brauchbaren Informationen über den Weltreisenden und Naturforscher gesammelt. Seine Begeisterung hat sich auch auf Koautor Robert L. Dyer übertragen, einen in Boonville geborenen Englischlehrer, Dichter, Liedermacher, Verleger und Regionalhistoriker. Beide Verfasser schildern im Vorwort ihr wachsendes Interesse an Leben, Taten und Werk des Herzogs aus dem Hause Württemberg in sehr anschaulicher und leicht lesbarer Form.

Dreimal hat Paul Wilhelm von Württemberg auf seinen Reisen Boonville und die Missouri-Grenze berührt. Auf seiner ersten Reise zum oberen Missouri und in die Rocky Mountains, in damals noch weitgehend unerschlossene, von Indianern dünn besiedelte und allenfalls von Pelzjägern durchzogene Gebiete – im Juni 1823 – hatte er das am Rande der Zivilisation gelegene Boonville noch als eine Ansammlung weniger verstreut liegender Hütten wahrgenommen. Bei den nächsten Aufenthalten Anfang 1830 und vor allem im Dezember 1851 war aus der Siedlung eine aufstrebende Kleinstadt geworden, in der man „ganz komfortabel“ leben konnte, wie der Herzog notierte. 1851 erholte sich der adlige Reisende in Boonville 17 Tage lang von den aufzehrenden Strapazen und gefährlichen Abenteuern seiner Expedition nach Fort Laramie (heute zu Wyoming gehörend).

Die erste nordamerikanische Reise des Herzogs in den Jahren 1822 bis 1824 ist durch seinen eigenen, 1835 in Buchform bei Cotta veröffentlichten und mittlerweile in drei Ausgaben in deutscher und englischer Sprache wiederaufgelegten, ausführlichen Bericht bestens dokumentiert.

Der neue Missouri-Band bringt hierzu einen kurzen, auf der Basis regionaler und lokaler Quellen recherchierten Beitrag von Robert L. Dyer sowie einen entsprechenden Auszug aus dem Reisewerk Paul Wilhelms. Die Expedition durchs Grenzgebiet von 1830, von der wohl keine Aufzeichnungen mehr existieren, rekonstruiert Hans von Sachsen-Altenburg, illustriert mit wenigen Abbildungen von indianischen Ausstellungsstücken aus dem Britischen Museum in London, die aus der ehemaligen Sammlung des Herzogs im Mergentheimer Schloß stammen.

Nahezu der halbe Umfang des Bandes ist dem dritten Aufenthalt Paul Wilhelms an der Missouri-Grenze in den Monaten August und Dezember 1851 gewidmet. Die Basis hierzu bildet das entsprechende Tagebuch des Herzogs, dessen Original zwar bei einem Luftangriff im September 1944 in der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart nahezu vollständig verbrannt ist, von dem aber auszugsweise Mikrofilme in der Lovejoy Library an der Universität von Süd-Illinois in Edwardsville (USA) existieren, die der Amerikaner Charles L. Camp in den 1930er Jahren angefertigt hat.

Die beiden Verfasser, die einschlägige Passagen aus diesem Tagebuch in ihre Darstellung aufgenommen haben, sind in Boonville und im Missouri-Gebiet wie Trapper allen nur erdenklichen Spuren nachgegangen. Die Häuser und Hütten, in denen der hohe Gast einstmals logierte oder die er nur betrat, sind nun präzise bestimmt, die Personen, mit denen er verkehrte, durch die Hilfe mancher aufgestöberter Nachfahren der vierten und fünften Generation näher charakterisiert. Zahlreiche historische Photographien und Zeitungsausschnitte aus Boonville bereichern die Darstellung der dritten Reise, in die auch das in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ vom 20. bis 24. Februar 1852 in vier Folgen veröffentlichte „Schreiben des Herzogs Paul Wilhelm von Württemberg aus Boonville“ Eingang gefunden hat. In diesen „Letter from Boonville“ wiederum sind drei Kopien aus dem Tagebuch des adligen Reisenden mit aufschlußreichen Geländeskizzen eingefügt.

Im Nachwort gibt Hans von Sachsen-Altenburg einen kurzen Überblick über die weiteren Lebensjahre Herzog Paul Wilhelms. Ein Abriß über Flora und Fauna in der Missouri-Grenzlandschaft zur Zeit der Expeditionen ist Jason Fridley, einem Doktoranden an der Universität von Nord-Carolina und überdies Nachkomme aus einer illegitimen Verbindung des Herzogs, zu verdanken. Eine informative Auswahlbibliographie und ein Index beschließen den ansprechenden Band, der allerdings ohne wissenschaftlichen Apparat (Fußnoten) auskommt.

Alles in allem ist die Neuerscheinung als ein regional bezogener Baustein der Erforschung der weltweiten Lebens- und Wirkungsgeschichte des einstigen Mergentheimer Schloßbewohners Paul Wilhelm von Württemberg sehr zu begrüßen.

C. Bittel

Paul Sauer, Gottlieb Rau und die revolutionäre Erhebung in Württemberg im September 1848. Herausgegeben vom Schwäbischen Kulturarchiv des Schwäbischen Albvereins anlässlich des 150jährigen Jubiläums 1998 und der Aktion: Für die Freiheit streiten, Stuttgart (Schwäbischer Albverein) 1998. 111 S., zahlr. Abb.

Thema dieses Buches ist das Leben von Gottlieb Rau, des Gaildorfer Revolutionärs und Führers des Septemberaufstandes in Württemberg. In den ersten zwei Kapiteln widmet sich Sauer dem Leben Raus bis zum Ausbruch der Revolution. Der im Jahre 1816 in Dürrwangen bei Balingen als Bauernsohn geborene Gottlieb Rau wurde nach einer Kaufmannslehre Handelsreisender. Das Vermögen seiner verstorbenen Frau ermöglichte es ihm, 1843 eine Glasfabrik zu eröffnen. Da die Pläne Raus ungewöhnlich große Dimensionen annahmen, die Kapitalausstattung jedoch zu gering war, ging das Unternehmen in Konkurs. Seit 1846 war er politisch aktiv: die Versuche, in mehreren Oberämtern ein Landtagsmandat zu erlangen, blieben jedoch erfolglos. Leider wird vom Autor nicht angesprochen, ob ein Zusammenhang zwischen dem immer radikaleren Engagement Raus in der Politik und der sich wirtschaftlich verschlechternden Lage seiner Fabrik bestand. In Kapitel drei und vier sind die Anfänge der Revolution in Württemberg und die Aktivitäten Raus vor dem Septemberaufstand geschildert. Nach der Niederlage bei den Wahlen für die Frankfurter Nationalversammlung im April 1848 baute Rau eine republikanische Organisation in Württemberg auf: er war Mitbegründer des Stuttgarter Demokratischen Vereins und Mitglied in dessen Zentralkomitee, Gründer des Demokratischen Stuttgarter Kreisvereins und Herausgeber der Zeitung „Die Sonne“. In den darauffolgenden Kapiteln schildert der Autor ausführlich die Septembererhebung, die den Kern der Biographie bildet. Auf der in Rottweil am 24. Sep-

tember gehaltenen Volksversammlung forderte Rau die Württemberger auf, zum Cannstatter Volksfest am 27. September zu ziehen, um die Volkssouveränität zur Geltung zu bringen. Der Zug nach Cannstatt sollte dem Volk die Möglichkeit geben, sich für die beste Regierungsform (die Republik) auszusprechen. Die Erhebung brach auf dem Weg nach Stuttgart zusammen, als bekannt wurde, dass im restlichen Teil des Landes alles ruhig blieb und daß der Aufstand in Baden niedergeschlagen worden war. Die folgende Haft Raus, das Schwurgerichtsverfahren und die Verbannung in die USA werden von Sauer nur kurz in den letzten Kapiteln angesprochen. Nach 28 Monaten in Untersuchungshaft fand vom 20. Januar bis zum 31. März 1851 der Prozeß Raus statt: Er wurde wegen komplottmäßig versuchten Hochverrats zu einer Haftstrafe von 13 Jahren verurteilt. 1853 durfte er mit seiner Familie nach Amerika auswandern. In New York eröffnete er ein Hotel, starb aber schon im Jahr darauf.

Wie der Autor die Fragen, die er im Vorwort stellt („Wer war nun Gottlieb Rau?“ oder „Welches Menschen- und Weltbild besaß er?“), beantwortet, enttäuscht, da weder die Persönlichkeit noch die Ideale Gottlieb Raus genügend beleuchtet werden, um so mehr auch, da ein abschließendes Fazit fehlt. Festzuhalten ist, daß Gottlieb Rau sein Leben nach seinen Idealen gestaltet hat. In „Liebe zu Gott und zu dem Volk“ hat Gottlieb Rau für Demokratie und soziale Gerechtigkeit gekämpft. Diese bis jetzt einzige Biographie Raus, die auf einem Artikel von Sauer basiert, der 1978 in „Württembergisch Franken“ erschienen ist, berücksichtigt leider nicht die neueste Literatur (*O. Borst*: Die heimlichen Rebellen – Schwabköpfe aus fünf Jahrhunderten, Stuttgart 1980; *H. Maier*: Die Hochverratsprozesse gegen Gottlieb Rau und August Becher nach der Revolution von 1848 in Württemberg, Pfaffenweiler 1992). Doch erfüllt das Buch sein Ziel, den Republikaner Gottlieb Rau für die Nachwelt als einen großen Menschen darzustellen, der die 1848er Revolution in Württemberg mitgeprägt hat. Das populärwissenschaftliche Buch ist durch den gut lesbaren Text und die zahlreichen Abbildungen für einen breiten Leserkreis attraktiv; sowohl Zeitungsartikel und Manuskripte als auch Karikaturen und Fotos sind reichlich abgedruckt. *E. Schinke*

10. Einzelne Orte

Fritz Backhaus (Hrsg.), „Und groß war bei der Tochter Jehudas Jammer und Klage...“. Die Ermordung der Frankfurter Juden im Jahre 1241. Vorträge der LernNacht 1991 des Jüdischen Museums Frankfurt am Main gehalten am 10. November 1991 (Schriftenreihe des Jüdischen Museums Frankfurt am Main, Bd. 1) Sigmaringen (Thorbecke) 1995. 116 S., 11 Abb.

Das Lernen ist ein wesentliches Element jüdischen Lebens und so haben „Lernnächte“, die zu bestimmten Themen an Feier- oder Gedenktagen stattfinden, im Judentum Tradition. Der vorliegende erste Band der Schriftenreihe des Jüdischen Museums der Stadt Frankfurt am Main dokumentiert die Vorträge der „LernNacht“, die das Museum jedes Jahr als zentrale Veranstaltung zum Gedenken an die sogenannte „Reichskristallnacht“ am 9./10. November 1938 anbietet.

Die neue Schriftenreihe, die sich als Vermittlerin von Grundlagenwissen versteht, das für einen Dialog zwischen Juden und Nichtjuden unabdingbar ist, richtet sich an ein breites Publikum, das so Zugang zu den wissenschaftlichen Ergebnissen der Arbeit des Jüdischen Museums erhält.

Thema der LernNacht vom 9./10. November 1991 war die Ermordung der Frankfurter Juden im Jahr 1241. Am 24. Mai dieses Jahres überfielen Bewohner Frankfurts die in der Synagoge versammelten Juden. Fast die gesamte Gemeinde fiel dem zwei Tage andauernden Morden zum Opfer, nur wenige entgingen dem Tod durch die Annahme der Taufe.

Einer Einleitung des Herausgebers Fritz Backhaus folgen die in der LernNacht gehaltenen Vorträge von Bernd Schneidmüller, Ernst Karpf und Marianne Schlüter. Erstmals entsteht eine Gesamtdarstellung der sogenannten „Ersten Frankfurter Judenschlacht“, die zum Verständnis der politischen, rechtlichen und sozialen Bedingungen beiträgt, auf die Veränderungen des christlichen Judenbildes eingehen sowie die Reaktion der Juden auf die Verfolgungen schildert.

Unter dem Titel „Eine Pfalzstadt in der Krise: Frankfurt am Main im Jahr 1241“ stellt Bernd Schneidmüller den Pogrom in einen größeren Zusammenhang von politischen und militärischen Faktoren. Der Judenpogrom fand wenige Wochen nach einer vernichtenden Niederlage eines christlichen Heeres gegen die Mongolen statt, zudem wirkten sich in der Reichsstadt Frankfurt auch die Auseinandersetzungen um die Vorherrschaft in der westlichen Christenheit zwischen dem staufischen Kaiser und dem Papst aus. So werden Erklärungsversuche für die Entstehung des Pogroms angeboten, der in einer Krisenzeit – vor dem Hintergrund des sozialen, wirtschaftlichen und politischen Wandels vom staufischen zum nachstauischen Frankfurt – geschah.

Der zweite Beitrag von Ernst Karpf (Das Frankfurter Judenpogrom von 1241) befasst sich mit den christlichen historiographischen Quellen, die über den Pogrom erhalten sind und gibt Aufschluss über dessen Ablauf, Ursachen und Folgen. Auslöser war offenbar der Wunsch eines Juden, zum Christentum überzutreten, ein zur damaligen Zeit äußerst prekärer Akt, über den sich zwischen den beiden Religionsgemeinschaften ein – zuletzt gewaltsam – ausgetragener öffentlicher Rechtsstreit entwickelte. Es handelte sich hier also nicht um eine „spontane Ausschreitung“, sondern wohl um die gewaltsame Lösung eines Konflikts, dem 180 Juden und einige Christen zum Opfer fielen, in dessen Verlauf ein großer Teil Frankfurts abbrannte und das Wirtschaftsleben der Stadt durch die gewaltsame Beendigung der jüdischen Geschäftstätigkeit geschädigt wurde.

Der Band endet mit den Ausführungen Marianne Schlüters, die unter der Überschrift „Die sogenannte Erste Frankfurter Judenschlacht. Der Pogrom von 1241 in der jüdischen Überlieferung“ die Sichtweise der erhaltenen vier jüdischen Quellen darstellt, deren Intention anders gelagert ist als die der annalistisch angelegten christlichen Quellen, die von Karpf im vorhergehenden Kapitel dargestellt wurden.

Im Mainzer oder Nürnberger Memorbuch hat sich eine Liste der in Frankfurt Ermordeten erhalten, die drei übrigen Quellen sind Pijjutim, in diesem Falle Klagelieder, die bei bestimmten Gelegenheiten in der Liturgie eingefügt wurden und deren Text hier auch abgedruckt ist. Anders als die Namensliste des Memorbuchs beschreiben sie das Geschehene, nennen jedoch nicht – wie die historiographischen christlichen Quellen – in erster Linie die Fakten des Verlaufs und die Ursachen, sondern stellen die Klage und das Gedenken in den Vordergrund. Sie geben jedoch darüber hinaus auch der Bitte um Trost und der Hoffnung auf Erlösung Ausdruck und preisen diejenigen, die wegen ihrer Glaubensstärke und Standhaftigkeit ermordet wurden.

Die vorliegende Veröffentlichung legt exemplarisch die mannigfachen Hintergründe für das Entstehen eines mittelalterlichen Pogroms und die Schwierigkeiten dar, welche die Erforschung und Einordnung desselben bieten. Inwieweit sich von den mittelalterlichen Pogromen zur Massenermordung der Juden im Nationalsozialismus eine direkte Linie ziehen lässt, wurde im Anschluss an die Vorträge kontrovers diskutiert. Schade nur, dass diese Diskussionen, die sich ausgehend vom Anlass für diese LernNacht – dem Gedenken an die auch als „Novemberpogrom“ bezeichnete „Reichskristallnacht“ und an die 750. Wiederkehr des Jahrestags des Pogroms von 1241 – aufdrängten, nicht auch in den vorliegenden Band Eingang fanden.

B. Löslein

Markus Bauer, *Der Münsterbezirk von Konstanz. Domherrenhöfe und Pfründhäuser der Münsterkapläne im Mittelalter* (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen; NF der Konstanzer Stadtrechtsquellen, Bd. 35), Sigmaringen (Thorbecke) 1995. 335 S., 1 Plan.

Bereits 1908 hatten Konrad Beyer und Anton Maurer mit dem „Konstanzer Häuserbuch“ eine wertvolle Arbeit vorgelegt, um die die Stadt Konstanz von vielen anderen Städten benediet werden kann.

Die Dissertation von Markus Bauer, Schüler von Helmut Maurer, gibt nun den neuesten Forschungsstand wider und geht über eine reine „Fortschreibung“ des Häuserbuchs hinaus. Es werden neben neuen Quelleneditionen auch bisher unbeachtete Archivalien herangezogen. So bietet der Autor im Anhang II seines Buches aus den Münsteranniversarien ein Zinsregister von ca. 1320 (GLA 64/7–9). Darüber hinaus werden auch Ergebnisse archäologischer Forschungen einbezogen, wobei Bauer auf eigene Erfahrungen zurückgreifen kann, aber auch auf Judith Oexles Rat. Ebenso finden Bauuntersuchungen Eingang.

Zeitlich reicht die Arbeit bis zum Jahr 1511, in welchem das Vertragswerk zwischen Klerus und Stadt über den Erwerb und die Rechte an Häusern und Gütern durch die tote Hand einen gewissen Abschluß bildet.

Die insgesamt klar strukturierte Dissertation gliedert sich in ihrem Hauptteil in vier Kapitel. Einleitend formuliert Bauer als eines seiner Hauptziele die möglichst dichte Rekonstruktion der Besitzverhältnisse der einzelnen Häuser.

Zunächst widmet sich der Autor den „Konstanzer Domherrenkurien“ (S. 23–161). Diese unterzieht Bauer einer eingehenden Untersuchung hinsichtlich ihrer rechtlichen Gegebenheiten, wobei er eine ältere und eine jüngere Gruppe der Domherrenhöfe unerscheidet. Er fragt ebenso nach den Rechten der Kurienbesitzer wie nach den Nutzungsmöglichkeiten – als Herbergen und Stadtsitze landsässiger Familien, als Lager für Weinhandel und als Schankstätten, als Gegenstände der Vermietung und Träger von Anniversarrenten, als Objekte der von den Domherren betriebenen Erbschaftspolitik. Am Ende werden bauliche Gestalt der Kurien, die Struktur der Gehöfte, die Verteilung der Baulasten und die Kompetenzverteilung bei Bau- und Feuerschau in den Blick genommen.

Danach werden die „Klosterlehen des Domkapitels“ beleuchtet (S. 162–194). Hier liegt der Schwerpunkt der Häusergeschichte auf der Feststellung des Umfangs der einzelnen Areale, der Ermittlung der frühesten Nachweise für die Liegenschaften sowie der Zeit und der Umstände, unter denen der Rechtstatus als Klosterlehen wieder verloren wurde. Nur in den Fällen, in denen archäologische oder Bauuntersuchungen vorliegen, sind diese den schriftlichen Quellen gegenübergestellt, sonst blieben die Baukörper ausgeklammert. Räumlich waren die meisten Klosterlehen außerhalb der Stadt selbst zu finden. Im Vergleich mit Einrichtungen anderer deutscher Domstifte (v. a. Mainz, Trier und Speyer) werden die Lehens- und Nutzungsrechte von Dompropst, Domkapitel und Domherren in ihren jeweiligen Anteilen dargestellt. Die Klosterlehen selbst werden in ihrer Entwicklung vom Übergang in andere Vermögenskörper bis zu ihrer endgültigen Abschaffung anfangs des 17. Jahrhunderts betrachtet.

Es folgt der dritte Teil über die „Pfründhäuser der Altäre im Münster“ (S. 195–280). Aufgrund der großen Zahl dieser Objekte beschränkt sich Bauer bei der Häusergeschichte auf die wichtigsten Probleme: Erwerbung für die Altäre, Vorbesitzer, Erhalt älterer Rechte. Besonders das Phänomen der Entstehung der „Stadt des Klerus“ im Bereich der Konstanzer „Altstadt“ am Ende des Mittelalters wird untersucht. Dies kann hauptsächlich auf die Zunahme von Pfründhäusern der Münsterkaplaneien zurückgeführt werden – am Ende des Mittelalters waren es immerhin 45. Neben der Suche nach den Motiven der Stifter und den Widerständen, die sie zu überwinden hatten, wird die Frage erörtert, ob den Grunderwerbungen der Münsterpfründen im Stadtgebiet von Konstanz ein übergeordneter Plan zugrundelag. Bauer stellt hier zwei „zeitliche und topographische Schwerpunkte“ fest: seit dem 13. Jahrhundert wurden v. a. „Baulücken am Münsterplatz geschlossen und einige größere Areale des Hochstifts in der Niederburg und auf der Nordseite der Katzgasse angesie-

delt.“ Zwischen 1350 und 1511 wurden zunächst „die Prediger- und Webergasse, dann das Käfisbad und die Salmansweilergasse“ bevorzugt (S. 296).

Der vierte Teil ist überschrieben: „Die Amortisationsbestrebungen des Rates. Der Streit um die Steuerbarkeit geistlicher Häuser“ (S. 281–290). Die Bemühungen der Bürgerschaft und des Rates, den Übergang von städtischem Grund und Boten an die „Tote Hand“ zu verhindern oder zumindest deren bürgerlichen Status – vor allem bezüglich der Steuerpflicht – zu erhalten, sind Thema dieses Blocks. Die Vertragsvereinbarungen zwischen Kirche und Stadt von 1511 bilden den Schlußpunkt. Bauer erkennt ein letzliches Scheitern der bürgerlichen Bemühungen. Im Vergleich mit den in jüngster Zeit untersuchten Domfreiheiten anderer Städte konstatiert der Verfasser als signifikantesten Unterschied in Konstanz, daß ein „Immunitätsbezirk des Konstanzer Münsters, der durch eine sichtbare Grenzlinie räumlich eindeutig definiert wäre, nicht zu fassen“ sei (S. 298). Die Anwendung des Begriffs „Legation“ im Sinne von Vermächtnis kann – Werner Kunderts Einschätzung in der ZGO 56 (1997), S. 567 folgend – als unüblich und zu vermeiden bezeichnet werden.

Der Anhang I nennt die „Häuser am Käfisbad“ (S. 302–308). Die dortige Handwerker-gasse wurde im 15. Jahrhundert von Pfründen des Münsters aufgekauft. Der zweite interessante Aspekt dieses Gebiets ist, daß es die Grenze zwischen Konstanzer Altsiedelland und der erst seit dem 12. Jahrhundert besiedelten Seeuferzone markiert.

Anhang II beinhaltet, wie bereits erwähnt, die Edition des Zinsregisters des Domkapitels aus der Zeit um 1320 (S. 309–319).

Nach Abkürzungs- und Literaturverzeichnis folgen das „Register Konstanzer Häuser“ (S. 332–333) und das „Register der Pfründhäuser von Münsteraltären und -kapellen“ (S. 333–334). Den Abschluß bildet ein Stadtplan mit Erläuterung (S. 334–335). *U. Schulze*

Albrecht Bedal, Ulrike Marski (Hrsgg.), Baujahr 1337. Das Haus Pfarrgasse 9 in Schwäbisch Hall (Schriftenreihe des Vereins Alt Hall, Bd. 15), Schwäbisch Hall (Stadtarchiv) 1997. 189 S., zahlr. Abb.

Der Kauf und die Renovierung eines von außen unscheinbaren Hauses in der Haller Innenstadt wurde zum Anlaß genommen, dessen Geschichte unter Einbeziehung zahlreicher Aspekte zu untersuchen und die dadurch gewonnenen Ergebnisse in dem zu besprechenden Band zusammenzufassen. Daran beteiligt waren Archäologen, Archäobotaniker, Gefüge- und Archivforscher, Dendrochronologen, Mauerwerksspezialisten, Restauratoren und Handwerker. So werden äußerst kenntnisreich die Aspekte der Baugeschichte und die Untersuchungen von Fachwerkgerüst und Mauerwerk des Hauses beleuchtet, die darin entdeckten archäologischen Funde, insbesondere die Keramik- und Glasfunde, erläutert, die Besitzergeschichte des Hauses erforscht. Sogar die im Gebäude gefundenen Pflanzenreste wurden vom Spezialisten untersucht. Mit Beiträgen zum Bauholz und zum Hausbau im 14. Jahrhundert finden die Untersuchungen des Gebäudes Pfarrgasse 9 ihre Einbettung in einen größeren Zusammenhang. Der Band gibt auch den Inhalt einer interdisziplinären Gesprächsrunde wieder, die nach Abschluß der Arbeiten zwischen den Beteiligten stattfand. Mit diesem Band wird beispielhaft dokumentiert, wie der Idealfall einer Hausdokumentation aussehen könnte und welche stadsgeschichtlich relevanten Erkenntnisse eine solch detaillierte Untersuchung erbringen kann. Damit und mit den dadurch gewonnenen neuen Forschungsergebnissen liefert der Band einerseits einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Stadt Schwäbisch Hall, andererseits auch Erkenntnisse, die von überregionaler Bedeutung sein werden.

A. Kozlik

Damals in Sulzdorf. Sou hemmer g'leebt, Schwäbisch Hall (Kuratorium „Haus der Ortsgeschichte“ Sulzdorf) 1993. 379 S., zahlr. Abb.

Damals in Sulzdorf. Sou had's bei uns ausg'see, Schwäbisch Hall (Kuratorium „Haus der Ortsgeschichte“ Sulzdorf) 1995. 286 S., zahlr. Abb.

Die beiden vom Sulzdorfer Kuratorium „Haus der Ortsgeschichte“ herausgegebenen Bände versammeln Zeugnisse Sulzdorfer Dorflebens in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Viele Fotografien und die Erzählungen alter Sulzdorfer lassen die tägliche Arbeit, Brauchtum, Schule, Vereine und vieles andere mehr lebendig werden. Der Einschnitt des 2. Weltkriegs, in dem der Ort größtenteils zerstört wurde, und die Entwicklung zum Gewerbe- und Dienstleistungsstandort nach dem Krieg bilden den Abschluß des ersten Bandes. Nachdem dieses Buch zahlreiche Sulzdorfer dazu angeregt hatte, die in ihrem Besitz befindlichen Fotografien den Herausgebern zur Verfügung zu stellen, lag es nahe, diese für einen zweiten Band zu verwenden. Hierbei wurden auch die zugehörigen Weiler ausführlich berücksichtigt. Eingestreute Zeichnungen und Gedichte lockern beide Bände auf.

Es handelt sich hier nicht eine Geschichte Sulzdorfs, die ja auch bereits 1976 erschienen ist. Vielmehr sind diese beiden Bücher mit ihren zahlreichen Fotografien, Berichten usw. eine gelungene Ergänzung hierfür. Sie halten fest, wie Sulzdorf vor den großen Umwälzungen der Jahrhundertmitte ausgesehen hat, wie seine Einwohner lebten, und ermöglichen sehr direkte Einblicke in diese uns heute schon sehr fremd gewordene Lebenswelt der ersten Jahrhunderthälfte.

D. Stihler

Das Diak in Schwäbisch Hall. Die kleine Stadt am Berge. Hrsg. vom evang. Diakoniewerk Schwäbisch Hall e. V., Aalen (Wir-Verlag Walter Weller) 1996. 144 S., viele Abb.

Zu seinem 110jährigen Gründungsjubiläum präsentierte das Evangelische Diakoniewerk 1996 ein reich bebildertes Buch, das auf fast 150 Seiten die Tätigkeitsbereiche des Diak vorstellt und mit Geschichten aus der Historie der Anstalt verbindet. Die Autoren und Autorinnen stammen – wenn man von den Grußwortschreibern einmal absieht – ausschließlich aus dem Kreis aktueller oder früherer Diakmitarbeiter. Wer also einen unabhängigen Blick von außen auf nicht nur einen der größten Arbeitgeber der Region, sondern eine im wahren Sinne des Wortes aus der Stadt Hall nicht mehr wegzudenkende Institution erwartet, wird sich enttäuscht sehen. Dafür erfährt er Mannigfaltiges aus dem Innenleben der unterschiedlichen Arbeitsbereiche des Diakoniewerks, vom Diakonie-Krankenhaus über die Gemeindekrankenpflege und die verschiedenen Bereiche der Pflegeausbildung bis zur Behinderten- und Altenarbeit.

Ein roter Faden, der sich durch die Mehrzahl der annähernd 60 (!) thematisch sehr unterschiedlichen Einzelbeiträge zieht, ist das vielbeschworene christlich bestimmte Leitbild der Anstalt. Leider wird auf die Wandlungen, denen dieses Leitbild in den zurückliegenden mehr als 100 Jahren unterworfen war, und auf die daraus resultierenden Auswirkungen auf Selbstverständnis und Arbeit des Diak nicht hingewiesen. Ausgespart bleiben auch die unterschiedlichen Vorstellungen, die es in historischer Perspektive über die Struktur und Organisation der Arbeit der Inneren Mission bzw. der Diakonie gab, und die sich beispielsweise auch in den Ideen des Diak-Gründers, des Triensbacher Gemeindepfarrers Faulhaber, Ende des 19. Jahrhunderts manifestierten. Das gleiche gilt für den Problemkreis Stellung der Frauen und Frauenemanzipation.

Daß aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen im Haller Diakoniewerk durchaus diskutiert werden und in ihrer ambivalenten Bedeutung für Selbstverständnis und konkrete Arbeit an Kranken, Alten und Behinderten erkannt werden, davon zeugen die in zwei Berichten vorgestellten Tätigkeiten der Projektgruppe Leitbildentwicklung und des Medizinisch-Ethischen Gesprächskreises.

Abschließend bleibt als Resumee festzuhalten: Das liebevoll gestaltete Buch bietet für den historisch Interessierten, sieht man von einigen bisher noch nicht veröffentlichten Fotos aus

dem scheinbar unerschöpflichen Reservoir des Diak-Archivs ab, wenig Neues, wer sich aber über die aktuelle Arbeit am Diak und vor allem über das offizielle Selbstverständnis der dort Verantwortlichen und Beschäftigten informieren will, dem sei der Band empfohlen.

F. Förtsch

Hermann Fechenbach, *Die letzten Mergentheimer Juden und Die Geschichte der Familie Fechenbach mit Holzschnittillustrationen*, Bad Mergentheim (Thomm) o. J. 218 S., zahlr. Abb.

Am 11. Januar 1997 wäre der in Bad Mergentheim geborene und aufgewachsene jüdische Holzschneider und Maler Hermann Fechenbach (1897–1986) 100 Jahre alt geworden. Aus diesem Anlaß war im Deutschordensmuseum in der Kurstadt vom 19. April bis 15. Juni 1997 erstmals ein Querschnitt durch das Lebenswerk des 1939 nach England ins Exil gegangenen Künstlers zu sehen: 100 Holzschnitte, 24 Linolschnitte, 21 Ölbilder, eine Pinselzeichnung, ferner Linol- und Holzschnitt-Platten sowie Werkzeuge Fechenbachs für seine druckgraphischen Arbeiten. Die Anregung zu dieser Sonderausstellung ging von dem Mergentheimer Gymnasiallehrer Hartwig Behr aus, der sich maßgeblich an der Bildauswahl sowie Konzeption beteiligte und neben der Stadt Bad Mergentheim und dem Deutschordensmuseum verantwortlich zeichnete.

Hartwig Behr war es auch, der den Anstoß zum Nachdruck des vorliegenden, erstmals 1972 im Verlag Kohlhammer in Stuttgart erschienenen Bandes gab und im Benehmen mit den Angehörigen der Familie Fechenbach sein Wiedererscheinen zum 100. Geburtstag Hermann Fechenbachs ermöglichte. Die Finanzierung und Herausgeberschaft übernahm verdienstvollerweise die Stadt Bad Mergentheim und machte damit eine wichtige Quelle zur Stadtgeschichte wieder zugänglich, deren Bedeutung Gerd Wunder anlässlich des Erstdrucks in einer kurzen Besprechung im Jahrbuch „Württembergisch Franken“ Bd. 57 (1973), S. 336, gewürdigt hat. Wunder bezeichnete es zu Recht als ein „sympathisches Buch“, das die damals namentlich von Paul Sauer zusammengestellte sechsbändige Dokumentation über die Schicksale der jüdischen Bürger Baden-Württembergs „nach der persönlichen und menschlichen Seite glücklich ergänzt“.

Trotz durchweg guter Rezensionen fand der Erstdruck von 1972 im Kommissionsverlag Kohlhammer nur schleppenden Absatz in einer Zeit, in der sich das Interesse an der Geschichte des jüdischen Lebens in Deutschland noch in gewissen Grenzen hielt. Mittlerweile ist hierin jedoch eine erfreuliche Änderung eingetreten, so daß auch der vorliegende Nachdruck auf eine größere Resonanz stoßen dürfte. Die leichte Lesbarkeit des Textes, die anschauliche Darstellungsweise und vor allem die Bereicherung des Erinnerungs- und Dokumentationsbandes durch 35 Holz- und Linolschnitte von der Hand des Künstlers kommen dem entgegen.

Eingangs gibt Hermann Fechenbach einen Abriss der Geschichte der Mergentheimer israelitischen Gemeinde unter dem Deutschen Orden und im Königreich Württemberg sowie eine Darstellung der Fechenbach'schen Familiengeschichte. Hieran schließen sich die Kindheitserinnerungen des Künstlers an, die den Zeitraum bis zum Volksschulabschluß 1910 umfassen und etwa ein Viertel des Bandes einnehmen. Fechenbach schildert in liebevoller Weise die 4300 Einwohner zählende württembergische Oberamts- und Kurstadt zu Beginn unseres Jahrhunderts, das Leben und Arbeiten in der von den Eltern M. Max und Sophie Fechenbach am Gänsmarkt 8 betriebenen koscheren Metzgerei und rituellen Gastwirtschaft, seine nicht eben erfolgreiche Schulzeit und – im Kontrast hierzu – das erste Auftreten seines zeichnerischen Talents.

In diesen Teil sind Mergentheimer Stadtansichten eingestreut, darunter eine Holzschnitt-Darstellung des erst 1975 abgebrochenen jüdischen Gemeindehauses in der Holzapfelgasse 15, die auch den Einbanddeckel des Buches ziert. Bei der Illustration des folgenden Exkurses über die jüdischen Feste Purim (Freudenfest), Pessach (Überschreitungsfest), Schavout

(Fest der Gesetzesfreude), Rosch Haschanah (jüd. Neujahrsfest), Sukkoth (Laubhüttenfest) und Chanukkah (Lichterfest), der wiederum durch Kindheits Erinnerungen angereichert ist, hat Fechenbach auf Holz- und Linolschnitte zurückgegriffen, die er bereits von 1924 bis 1932 in den jüdischen Zeitschriften „Menorah“ und „Israelitisches Familienblatt“ veröffentlicht hatte. Sie sind bei aller Expressivität von jener mitunter leicht naiv anmutenden Gegenständlichkeit, der Fechenbach nahezu in seinem ganzen Werk verpflichtet blieb.

Recht ausführlich behandelt der Autor seine dreijährige kaufmännische Lehre in Schwäbisch Hall bei der alteingesessenen jüdischen Firma Heinrich Herz, Kurzwaren und Zigarren en gros und detail am Haalplatz. Die „schöne alte bucklige“ ehemalige Reichsstadt, in der er unweit seines Arbeitsplatzes ein Zimmer bei Verwandten bewohnte, wurde ihm zur erklärten „zweiten Heimat“. Wie schon in manchen Partien seiner Mergentheimer Kindheits Erinnerungen gelingt es Fechenbach auch hier, das streng orthodoxe Familien- und Gemeindeleben einer jüdischen Minderheit in einer fränkischen Kleinstadt den Leserinnen und Lesern in eindringlichen Milieuschilderungen vor Augen zu führen.

Die Mergentheimer Juden waren nicht nur „toratreu“, sondern auch patriotisch eingestellt, was sie gleichwohl vor gelegentlichen Demütigungen im Dunstkreis eines latenten Antisemitismus nicht bewahrte. Fechenbach hebt nicht nur das selbstverständliche Pflichtbewußtsein der Gemeindemitglieder hervor, er dokumentiert auch ihre Einsatzbereitschaft und ihren Blutzoll für Deutschland während des Ersten Weltkrieges. Er selbst erlitt bei einem Fronteinsatz in Belgien 1917 eine schwere Verwundung, die im Verlauf von mehreren Operationen zur gänzlichen Amputation seines linken Beines führte. Erst diese 70prozentige Schwerekriegsbeschädigung eröffnete Hermann Fechenbach die ersehnte künstlerische Ausbildung, der sich sein Vater aus praktisch-wirtschaftlichen Überlegungen bis dahin energisch widersetzt hatte.

Das letzte Drittel des Bandes ist dem dunkelsten Kapitel der deutschen und Bad Mergentheimer Geschichte gewidmet: der Verfolgung, Vertreibung, Deportation und Ermordung der jüdischen Mitbürger. Auf die allmähliche Einschränkung der Bewegungsfreiheit des mittlerweile in Stuttgart lebenden und verheirateten Künstlers, der seinen Beruf nicht mehr ausüben durfte, folgte die Reichspogromnacht vom 8./9. November 1938, in deren Verlauf u. a. auch die Eltern in Mergentheim in übelster Weise drangsaliert wurden. Vielen Mergentheimer Juden gelang wie den meisten Angehörigen der Familie Fechenbach unter durchweg entwürdigenden Umständen die Flucht ins Ausland – für einige aber kam jede Hilfe zu spät. Die zahlenmäßige Abnahme der jüdischen Gemeinde in der Kurstadt seit 1938 ist ebenso wie die Deportation der Bad Mergentheimer Juden 1941/42 dokumentiert, eine Namensliste mit den Lebensdaten der Mitglieder der israelitischen Gemeinde von 1933 bis 1942 sowie eine Liste der aus dem Landkreis nach Osteuropa Deportierten informiert über Details. Eine sinnvolle Ergänzung hierzu bilden die Erlebnisberichte von dreizehn ehemaligen Mergentheimer jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern, denen die Flucht nach Palästina, in die Vereinigten Staaten von Amerika und nach Frankreich geglückt war. Hermann Fechenbach hat dieses letzte Drittel seines Buches z. T. mit Linolschnitten aus dem Zyklus „My Impressions as Refugee“ illustriert, das gewiß ausdrucksvollste und ergreifendste Werk des Grafikers und Malers aus Bad Mergentheim, das während seiner Internierung in England 1940/41 entstand.

Mit der Neuauflage des Buches „Die letzten Mergentheimer Juden“ von Hermann Fechenbach nach 35 Jahren hat die Stadt Bad Mergentheim einen entscheidenden Beitrag geleistet – gegen die Gleichgültigkeit, gegen das Vergessen, gegen das Verdrängen. *C. Bittel*

Guido Fleischhauer, Vom Neubürger zum Heilbronner. Die Eingliederung der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen im Stadtkreis Heilbronn nach dem Zweiten Weltkrieg. (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Heilbronn, Bd. 2), Heilbronn (Stadtarchiv Heilbronn) 1992. 403 S.

Das Flüchtlingswesen in Heilbronn nach 1945 war in vielerlei Hinsicht besonders. Zum einen gab es in der Stadt Heilbronn selbst zunächst kaum Flüchtlinge: Wegen der fast vollständigen Zerstörung der Altstadt 1944 wurden die ankommenden Menschen in die Gemeinden des Landkreises umgeleitet. Organisatorisch schlug sich das dahingehend nieder, daß die Stadt Heilbronn kein eigenes Flüchtlingsamt aufbaute, sondern dessen Aufgaben dezentral bearbeitete – was, nebenbei, die Quellensuche für den Autor natürlich beträchtlich erschwerte.

Eine Ausnahme für das Zuzugsverbot ins Stadtgebiet bildeten die Dobrudschadeutschen, welche sich, als Nachfahren schwäbischer Auswanderer, zu ihrer alten Heimat hingezogen fühlten. Schon im Zweiten Weltkrieg in den sogenannten „Warthegau“ umgesiedelt, mußten sie gegen Ende 1944 dieses Gebiet wieder verlassen; eine Rückkehr in ihre alte Heimat war unmöglich (und wurde in der Folge, anders als von anderen Landsmannschaften, von ihnen auch nicht erstrebt). Da sie Gespanne besaßen, welche bei der Trümmerräumung von Nutzen waren, konnten sie – ausnahmsweise – eine Zuzugsgenehmigung für das Stadtgebiet erlangen. Die Dobrudschadeutschen verdeutlichen aber auch, daß die Stadt auf längere Sicht von den Zuzüglern aus dem Osten großen Gewinn zog: Es kamen nur solche Flüchtlinge ins Stadtgebiet, welche beim Aufbau als Arbeitskräfte nützlich waren (S. 104). Insofern stellte sich in Heilbronn die Lage grundlegend anders dar als in Städten, die einen hohen Anteil vertriebener Witwen, Kinder oder Alten zu versorgen hatten – die selektive Aufnahme „nützlicher“ Flüchtlinge diene als Ersatz der Heilbronner Kriegsausfälle.

Eine andere historische Komponente gewinnt die Untersuchung, welche als Doktorarbeit durchgeführt und von der Stadt Heilbronn finanziell gefördert wurde, durch die Untersuchung der Siedlungspolitik der Zeit vor 1945 – seien es die Arbeiterwohnungen im 19. Jahrhundert, die Siedlungsprojekte der 1920er oder die im Dritten Reich, etwa im „Kreuzgrund“ oder „Haseler“ (S. 55).

Die Untersuchung macht auch deutlich, daß der Wohnraum nach 1945 noch sehr lange nicht ausreichte, weswegen viele in Heilbronn arbeitende Menschen gezwungen waren, zu pendeln; der Aufbau der Wohnhäuser in der Altstadt begann erst ab 1948. Weitere Flüchtlinge gelangten in den 1950ern nach Heilbronn, einerseits durch die bundesweiten Umsiedlungen von 1950 bis 1954 aus Bayern, NRW und Schleswig-Holstein, andererseits durch die bis 1961 stetig wachsende Gruppe der DDR-Flüchtlinge. Für sie entstanden – wie in den 1930ern – z. T. neue Siedlungen, etwa „Auf der Schanz“ oder die „Sachsenacker“ in den 1960ern. Daß die Neubürger, wirtschaftlich gesehen, trotz vielfältiger persönlicher Erfolge noch lange Jahre beruflich den Einheimischen gegenüber benachteiligt waren, belegt der Autor mit einem durch Statistiken und quantifizierende Methoden belegten Kapitel (S. 163 ff.).

Auf dem Feld der Flüchtlingspolitik in Heilbronn herrschte Vielfalt. Die amerikanische Besatzungsmacht hatte eigene Flüchtlingsparteien in ihrer Zone zunächst verboten, aus Angst, die Entwicklung einer „unberechenbare politische Größe“ (S. 72) zu ermöglichen. Die ersten Flüchtlingsorganisationen entstanden so aus Selbsthilfeorganisationen, die v. a. der Nachbarschaftshilfe verpflichtet waren. Die Integration der Flüchtlinge auch in Heilbronn bewies sich jedoch – erneut auf längere Sicht – auch darin, daß ihre politischen Organisationen sich allmählich zu einer Mischung von a) kulturellen Institutionen zur Bewahrung des Heimatbes und b) Treffpunkten mit anderen Vertriebenen als Quasi-Heimatersatz wandelten. Dies waren v. a. die Landsmannschaften, während die Dachverbände (BHE, BdV) sich oftmals zerstritten zeigten und ab Ende der 1950er, mit der Integration ihres Wählerpotentials in die „normalen“ Volksparteien, allmählich in die Bedeutungslosigkeit versanken. Alle diese Organisationen werden in Guido Fleischhauers Buch vorgestellt und

intensiv beschrieben. Auch die aktive Kulturarbeit der Heilbronner Vertriebenen, etwa an dem alljährlichen „Tag der Heimat“ kommt zu Wort.

Es ist dem Autor mit dem vorliegenden Band gelungen, ein gut recherchiertes, vielfältiges und facettenreiches Bild der Integration der Flüchtlinge in Heilbronn zu liefern. Die Neubürger, von denen der Band handelt, werden dabei bei aller statistischen Genauigkeit nicht als Rechengrößen oder pure Objekte des Schicksals dargestellt, sondern als handelnde und gestaltende Menschen, die ihre Zukunft aktiv in die Hand nahmen und mit den Einheimischen, auf neudeutsch „interagieren“ – Integration veränderte beide Gruppen. Diese ausgewogene Mischung aus Exaktheit und „human interest“ macht den Wert von Fleischhauers Studie aus.

P. Ehrmann

Heiko Haumann, Hans Schadek (Hrsgg.), Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. Bd. 1: Von den Anfängen bis zum „Neuen Stadtrecht“ von 1520, Stuttgart (Theiss) 1996. 759 S.

Heiko Haumann, Hans Schadek (Hrsgg.), Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. Bd. 2: Vom Bauernkrieg bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft, Stuttgart (Theiss) 1994. 635 S.

Heiko Haumann, Hans Schadek (Hrsgg.), Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. Bd. 3: Von der badischen Herrschaft bis zur Gegenwart, Stuttgart (Theiss) 1992. 894 S.

In den letzten Jahren wurden für eine ganze Reihe von Städten neue Überblicksdarstellungen zur kommunalen Geschichte vorgelegt. Die vorangehenden Stadtgeschichten waren meist vor hundert oder mehr Jahren entstanden, eine Neubearbeitung erschien also dringend. Dies gilt auch für die umfassende Freiburger Stadtgeschichte, die in drei Bänden zwischen 1992 und 1996 erschien, wobei der die aktuellste Zeit behandelnde Band zuerst, der die mittelalterliche Historie schildernde zuletzt vorgelegt wurde.

Jeder der Bände beginnt mit Kapiteln, die in chronologischer Folge einen Überblick über die Geschichte der Stadt im entsprechenden Zeitraum bieten. Fotos, Karten, Pläne und „Schlaglichter“ ergänzen den Text. In den Schlaglichtern werden am Ende einzelner Kapitel speziellere Themen behandelt, die sich in die Überblicksdarstellung nicht integrieren ließen: so folgen etwa auf den Abschnitt „Gründung und Ausbau: Freiburg unter den Herzögen von Zähringen“ Schlaglichter zur Dynastengeschichte der Zähringer, zum „Burgrecht“ und zur frühen städtischen Chronistik (Bd. 1, S. 121–132). Oder, anderes Beispiel: an das Kapitel zur Universität im zweiten Band schließt sich ein Schlaglicht zu studentischen Nachtschwärmereien an (Bd. 2, S. 507–509).

Im zweiten Teil jedes Bandes folgen systematische Abhandlungen zu Einzelthemen der Stadtgeschichte. Im Band zur mittelalterlichen Geschichte werden so die Archäologie, der Bergbau, das Münster, die mittelalterliche Kunst, die Klöster, die sozialen Einrichtungen, Lebensformen der mittelalterlichen Stadt, die Juden, das Rechtswesen und das Verhältnis von Bürgerschaft und Rat behandelt. Im zweiten Band werden das Territorium der Stadt, die städtebauliche Entwicklung, die Finanzen, die Schicksale einer Metzgersfamilie, das Gesundheitswesen, das frühneuzeitliche Armenwesen, Recht und Gerichte, Hexenverfolgungen, die Klöster, die Handwerke der Goldschmiede und Kristallschleifer, die Schulen und die Universität behandelt. Im dritten Band variiert die Reihenfolge der thematischen Kapitel: hier steht die Universitätsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts an erster Stelle, Kirche, Sozialtopographie, Demographie, Städtebau, Schulen, Armenwesen und Gesundheitswesen folgen. Theater, Orchester, die Geschichte von drei Familien (Fauler, Herder, Knopf) und Ausführungen zu einzelnen Freiburger Firmen runden den Band ab.

Insgesamt scheinen die Themen dieser Kapitel (vor allem im dritten – ersterschiedenen – Band) etwas zufällig ausgewählt und ohne viel innere Logik aneinander angehängt worden zu sein.

Die vorgelegte Geschichte der Stadt Freiburg ist maßstabsetzend für ähnliche Unternehmungen. Der Reichtum der städtischen Geschichte, die Vielfalt der Erkenntnisse, die die lo-

kale, auf die Stadtarchive gestützte und von ihnen betriebene Forschung beitragen kann, wird überdeutlich. Ein besseres Stadtmarketing läßt sich nicht mehr denken. *A. Maisch*

Rudolf Kieß, Mündingen. Ein württembergisches Dorf im 18. Jahrhundert, Ehingen-Mündingen (Ortsverwaltung) 1997. 127 S.

Rudolf Kieß analysiert in seiner Arbeit das Steuerempfangsbuch der Gemeinde Mündingen von 1764. Ziel ist die Erhellung der Lebensumstände der Bevölkerung, für die Steuerquellen außerordentlich aussagekräftig sind. Die Steuerliste enthält Angaben zum Grundvermögen, zum Umfang des Gewerbes, zum Besitz an Bargeld, Getreide, Vieh und zu Besoldungen z. B. von Forstknecht, Schultheiß und Hebamme. Auch die personelle Zusammensetzung der Haushalte wird angegeben. Der Autor stellt jeweils auf einer Doppelseite die Haushalte vor; die aus der Steuerliste gewonnenen Angaben werden mit weiteren z. B. aus Inventuren und Teilungen und Lagerbüchern verknüpft. Aus der Fülle der Angaben ergibt sich ein überaus lebendiges Bild von den Familien des Dorfes, ihren Vermögensverhältnissen und ihren Schicksalen. Die Untersuchung kann als Vorlage für ähnliche Vorhaben auch in unserem Raum dienen. *A. Maisch*

Hans König, Das Neue Schloß. Einst Villa, dann Schloß, heute Rathaus. Ein Bericht zur Geschichte des Neuen Schlosses, Gaildorf (Selbstverlag) 1996. 60 S.

Nachdem für die Stadt Gaildorf bisher leider noch kein umfassendes Heimatbuch veröffentlicht wurde, bleibt es einmal mehr dem ehemaligen Gaildorfer Bürgermeister Hans König überlassen, diese Lücke langsam, aber stetig zu füllen. Nach mehreren Publikationen zu verschiedenen Aspekten der Stadtgeschichte, die meist im Selbstverlag erschienen sind, liegt von ihm nun eine 60seitige Broschüre über das heutige Gaildorfer Rathaus vor. Dieser prachtvolle Bau wurde 1846 als Villa der Gräfin Amalie Charlotte Auguste zu Waldeck-Pyrmont und Limpurg-Gaildorf im Herrngarten des alten Schlosses erbaut. Hans König beschreibt kenntnisreich den Werdegang des Gebäudes und erwähnt viele interessante Details. Er geht auf die Erbauerin und die verschiedenen Baumeister ein, berichtet von den An- und Umbauten der Jahre 1880 und 1896, den damaligen Pflanzenbestand des Schloßgartens und den verschiedenen Nutzungen des Gebäudes in der wechselhaften Geschichte des 20. Jahrhunderts. Besonders interessant hierbei sind die von König gegebenen Hinweise zu den verschiedenen deutschen und amerikanischen Einquartierungen während und nach dem Zweiten Weltkrieg. Nach einer zwischenzeitlichen Nutzung als Altersheim entschied schließlich 1966 der Gemeinderat der Stadt Gaildorf unter Vorsitz des damaligen Bürgermeisters Hans König, das Neue Schloß künftig als Rathaus zu nutzen. Interessante Photographien und Lagepläne runden den gelungenen Band ab. *A. Kozlik*

Heinrich Kohring, Der jüdische Friedhof in Schwäbisch Hall-Steinbach, Schwäbisch Hall (Stadt Schwäbisch Hall) 1996. 160 S. (+ 31 S. hebräischer Teil), viele Abb.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit den jüdischen Friedhöfen in Baden-Württemberg hat in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht. Unterstützt unter anderem durch ein entsprechendes Programm des Landesdenkmalamtes, nicht selten angestoßen und getragen von lokalen Initiativen, entsteht allmählich eine flächendeckende Dokumentation dieser in vielen Gemeinden des Landes letzten authentischen Zeugnisse jüdischer Lokalgeschichte. So erschienen zum Beispiel im gleichen Jahr wie das hier anzuzeigende Buch vergleichbare Arbeiten zum Crailsheimer und Freudentaler jüdischen Friedhof.

Das Buch Kohrings zum Steinbacher Judenfriedhof, im Auftrag der Stadt Schwäbisch Hall in zehnjähriger Arbeit entstanden, liefert in seinem Hauptteil nicht nur eine gewissenhafte Erfassung, Beschreibung und Übersetzung aller noch vorhandenen Grabsteine und ihrer hebräischen Inschriften; durch vielen Grabsteinen beigefügte kenntnisreiche Anmerkungen gelangt man darüber hinaus nicht selten zu wertvollen Informationen über die Herkunft und

die familiären Beziehungen der Bestatteten – ein wichtiger Beitrag zur noch immer ausstehenden Geschichte der Steinbacher und Haller jüdischen Familien. Unterstützt wird dies durch ein detailliertes Namens- und Ortsverzeichnis sowie zwei Anhänge, von denen einer bisher unbekanntes archivalisches Material aus Familien-, Geburts- und Sterberegistern des 19. Jahrhunderts präsentiert.

Zu den Stärken des Buches zählen sicherlich auch die einleitenden Kapitel zum „Friedhof als historischem Zeugnis“ vom frühen 19. Jahrhundert bis zur Nachkriegszeit, zu den „Hebräischen Inschriften“ und zur auf den Steinbacher Grabsteinen verwendeten „Symbolik“. Dem Leser wird dabei vor Augen geführt, welche Rückschlüsse aus der Gestaltung und den Texten der Steine auch heute noch auf die Struktur und das Leben der früheren jüdischen Gemeinde zu ziehen möglich sind. Auf eine (möglicherweise einzigartige) Besonderheit ist Kohring bei der Erforschung des Steinbacher Friedhofes auch gestoßen: Sie besteht in den „bildhaften“ und „grafischen“ Zeichen, die über den abgekürzten Wörtern der Grabinschriften statt der üblichen Punkte oder Striche benutzt werden. Zweig-, wellen- und herzförmige Gebilde stehen hier neben geometrischen Figuren. Leider geht der Autor mit keinem Wort darauf ein, was es mit diesen Zeichen auf sich haben könnte.

Das Buch wäre unvollständig, enthielte es nicht auch einen kurzen Abriss der Geschichte der Juden in Schwäbisch Hall, Unterlimpurg und Steinbach von der ersten urkundlichen Erwähnung von Juden im Jahre 1241 bis zur Liquidierung der Reste der Gemeinde in den Jahren 1941/42 durch die Nationalsozialisten. In der Nazizeit wurde der jüdische Friedhof selbst zum Opfer antisemitischer Gewalt, denn von den ehemals 260 bis 270 Grabsteinen blieben bis Kriegsende nur 112 erhalten. Nach 1945 wurden acht Steine für die Opfer des KZ-Lagers Hesselthal neu errichtet; vier weitere Steine dienten als Ersatz für im Dritten Reich zerstörte. Bedauerlicherweise greift Kohring bei der Bezifferung der jüdischen Opfer der nationalsozialistischen Verfolgungspolitik in Hall auf die längst überholte Zahl von 23 deportierten und ermordeten Personen zurück. Die Zahl liegt deutlich höher, und auch die als Einzelschicksal angeführte Jüdin taucht zwar immer noch in den städtischen Listen auf, ist jedoch keine Hallerin gewesen. Diese Beispiele zeigen, wie lücken- und zum Teil fehlerhaft im Moment noch die Kenntnisse über die lokalen Auswirkungen der nationalsozialistischen Judenpolitik sind. Für eine gründliche Aufarbeitung der Geschichte der jüdischen Gemeinde Hall in den Jahren nach 1933 ist es höchste Zeit.

Abgesehen von diesen aus der ungenügenden Forschungslage erklärlichen Mängeln liegt mit dem Buch Kohrings eine gelungene, hochinformativ dokumentarische Darstellung des Steinbacher Judenfriedhofs vor. Zu dem hervorragenden Gesamteindruck tragen wesentlich auch die Fotos von Marion Reuter und die grafische Gestaltung durch das Stuttgarter Atelier Gronwald bei. Als Besonderheit ist noch festzuhalten, daß neben den Grabinschriften auch die einleitenden Kapitel des Buches in hebräischer Übersetzung geboten werden, wofür Jossi Ben-Arzi verantwortlich zeichnet.

F. Förtsch

Niedernhall 1945: Dokumentation einer Ausstellung [12. November bis 3. Dezember 1995, veranstaltet vom Geschichtlichen Arbeitskreis Niedernhall], Niedernhall (Geschichtlicher Arbeitskreis Niedernhall) 1996. 127 S., zahlr. Abb.

Die Publikation ist der Dokumentationsband zu einer Ausstellung über das Kriegsende 1945, die vom 12. 11. bis 3. 12. 1995 in der Rathaushalle Niedernhall zu sehen war und vom Geschichtlichen Arbeitskreis Niedernhall im Historischen Verein für Württembergisch Franken mit Unterstützung zahlreicher Bürger organisiert wurde. Der Band zeigt anhand vieler Faksimiles eindrucksvoller Dokumente – etwa Briefen, Auszügen aus Privatchroniken, Zeitungsausschnitten, Kriegstagebüchern – und mit vielen liebevoll zusammengetragenen Originalgegenständen, wie sich der Wahn der letzten Kriegstage auf eine kleine ländliche Stadt und vor allem auf die einzelnen Menschen ausgewirkt hat. Der Leser kann sich anhand von Originalquellen selbst ein Bild machen. Die Themen der „großen“ Geschichte

NR

wie Führerstaat, Kriegsgefangene, prekäre Versorgungslage, amerikanische Besatzung, Neubeginn, Entnazifizierung, Flüchtlinge und Vertriebene werden hier gerade mit ihrer tiefgreifenden Konsequenz für die Einzelschicksale verdeutlicht. Ein ergreifendes Dokument ist z. B. das weitsichtige Gedicht des 12jährigen Erich Nickel über den Krieg, der – noch nicht ganz 18jährig – bei den Kämpfen um Niedernhall in den letzten Kriegstagen fiel. Die Publikation ist nicht nur für denjenigen interessant, der sich über Jahr 1945 in Niedernhall eine Bild machen möchte, sondern eignet sich auch sicherlich gut für eine Projektarbeit im Schulunterricht.

M. Roebel

Christian Pescheck, Archäologiereport Kleinlangheims (Mainfränkische Studien, Bd. 53), Würzburg (Freunde Mainfränkischer Kunst und Geschichte e. V.) 1993. 82 u. 106 S. Wie weit die Vergangenheit eines Ortes anhand von Ausgrabungen und dem Hinzuziehen von historischen Daten und Fakten zurückzuverfolgen ist, macht die hier vorliegende Darstellung deutlich. Der Verfasser, der sich seit über 40 Jahren in zahlreichen Artikeln und Büchern mit Franken befaßt, liefert darin einen chronologischen Rahmen, der sowohl vorgeschichtliche als auch historische Geschehnisse im Raum um Kleinlangheim berücksichtigt. Seit dem Altpaläolithikum läßt sich hier das Vorhandensein des Menschen durch Schaber, Faustkeile und andere Gerätschaften wie etwa bearbeitete Tierknochen nachweisen. Über die folgenden Epochen des Mesolithikum, Neolithikum, der Bronze- und Eisenzeit bis in das Mittelalter hinein kann der Verfasser Belege anführen, die eine beständige Besiedlung durch z. T. unterschiedlichste Kulturen wahrscheinlich machen. Sämtliche Befunde werden genauestens beschrieben, so daß der Leser auch einen Einblick in die Fundumstände erhält, wodurch gleichzeitig auch die Geschichte der Archäologie in Kleinlangheim und ihre namhaftesten Vertreter deutlich sichtbar werden.

Eindeutiger Schwerpunkt der Arbeit stellt die Zusammenstellung der Funde dar, die aus den beiden germanischen Friedhöfen stammen und in eine Zeit zwischen dem ersten vor- und dem siebten nachchristlichen Jahrhundert zu datieren sind. Neben den Beschreibungen der Gräber an sich werden Überlegungen zu weiteren Zusammenhängen angestellt, etwa dem Kulturaustausch, dem z. T. rätselhaften Verschwinden alter und dem Aufkommen neuer Kulturen, der sozialen Einordnung der Begrabenen mit Hilfe der Grabbeigaben etc. Von besonderem Interesse sind die Befunde zur Völkerwanderungszeit, die hier durchaus plausibel dahingehend ausgedeutet werden, daß in der Kleinlangheimer Vor- und Frühgeschichte mehr Kontinuität anzunehmen ist als bislang vermutet. Ein weiterer Schwerpunkt ist die Darstellung historischen Alltags, etwa in den Kapiteln über Lebensgestaltung, Religion oder bei einer Auswertung der Skelettfunde.

Durch die ergänzende Heranziehung schriftlicher Quellen gelingt es dem Verfasser, in der Kombination von Archäologie und Geschichte zu einer umfassenden, plastischen Darstellung der Vergangenheit eines Ortes zu gelangen, das ergänzt wird durch eine große Anzahl von Abbildungen, Karten und eine umfangreiche Bibliographie.

H. Eilders

Paul Sauer, Geschichte der Stadt Stuttgart. Bd. 2: Von der Einführung der Reformation bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, Stuttgart (W. Kohlhammer) 1993. 411 S.

Paul Sauer, Geschichte der Stadt Stuttgart. Bd. 3: Vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis zum Abschluß des Verfassungsvertrags für das Königreich Württemberg 1819, Stuttgart (W. Kohlhammer) 1995. 427 S.

Paul Sauer führt mit den vorliegenden beiden Bänden die von Hansmartin Decker-Hauff begonnene Stuttgarter Stadtgeschichte weiter. Sein erster Band behandelt den Zeitraum von der Reformation bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, der zweite den anschließenden Zeitraum bis 1819. Beide Bände sind ähnlich strukturiert, beide sind reich bebildert.

Stadtgeschichte wird hier außerordentlich breit angelegt. Neben den politischen Ereignissen (Reformation, Dreißigjähriger Krieg, Jud Süß Oppenheimer z. B.) bezieht der Autor die

Umweltbedingungen (Unwetter und Mißernten) ebenso mit ein ein wie die städtische Topographie, die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, den Alltag und das Brauchtum. Die städtische Historie wird eng verwoben mit der des Herzogtums Württemberg – wie bei einer Stadt, in der Hof und die Verwaltung eine herausragende Rolle spielten, nicht anders zu erwarten. Innerhalb jeden Kapitels werden die Quellen im wesentlichen in chronologischer Reihung präsentiert.

Aus der Fülle des Gebotenen kann hier nur wenig herausgegriffen werden. Wie die meisten frühneuzeitlichen Städte litt auch Stuttgart an mangelnder Hygiene: Abfall und Unrat landete direkt auf den Gassen, wo die Schweine sich seiner annahmen – allerdings die Sauberkeit nicht unbedingt erhöhten. Die Obrigkeit ermahnte und verbot, der Erfolg blieb gering. Entsprechend hoch war die Sterblichkeit in der Stadt, die durch periodisch wiederkehrende Seuchen gesteigert wurde. Die Pest etwa wütete 1501/1502, 1529/1530, 1541–1543, 1551, 1571–1573, 1594–1595, 1607–1611 usw. Detailliert wird das Medizinalwesen beschrieben: von den akademisch gebildeten Ärzten, den nicht-akademischen Chirurgen über die Apotheker zu den Quacksalbern, die trotz fehlender Qualifikation für die Versorgung der Bevölkerung nicht ohne Bedeutung waren.

Die Sozialstruktur des 16. Jahrhunderts exemplifiziert Paul Sauer anhand von Gerd Wunders Auswertungen der Türkensteuerlisten. Landwirtschaft und Weinbau waren selbst in der herzoglichen Residenz die wichtigsten Wirtschaftszweige.

Der Dreißigjährige Krieg unterbrach spätestens nach der Schlacht von Nördlingen 1634 und der Besetzung Stuttgarts durch die kaiserlichen Truppen alle normalen wirtschaftlichen Aktivitäten: 1643 beschwerten sich die Küfer, daß sie in ihrem Handwerk kaum etwas verdienen könnten. Die Metzger dagegen scheinen zu den Kriegsgewinnlern gehört zu haben. Nach 1648 stand zunächst einmal der Wiederaufbau des Landes im Vordergrund. Stuttgart profitierte von der barocken Hofhaltung der Herzöge: die Einwohnerzahl erhöhte sich 7000 im Jahr 1648 auf 13 000 im Jahr 1713. In den meisten Reichsstädten stagnierte dagegen in diesem Zeitraum die Bevölkerungszahl. Auch kulturell entwickelte sich die Stadt weiter: das höhere Schulwesen wurde nach langem Zögern reformiert und Stuttgart erhielt 1686 sein Gymnasium illustre (30 Jahre später als Schwäbisch Hall!).

Im Unterschied dazu stand das frühe 18. Jahrhundert eher im Zeichen der Krise: die Verlegung der Residenz und der Regierungsbehörden nach Ludwigsburg trafen die Stadt hart. Etliche Handwerke waren überbesetzt. Erst 1775 kehrte der Hof endgültig zurück – zu spät für alle diejenigen, die sich wirtschaftliche Vorteile versprochen hatten, denn die wilden Jahre Carl Eugens waren vorbei: die Ausgaben für Bauten und Feste blieben jetzt begrenzt. Dennoch erhöhte sich die Einwohnerzahl auf ca. 22 000 Personen im Jahr 1820, unter denen sich auch einige Juden befanden, deren Bleiberecht lange von seiten der Stadt in Frage gestellt wurde. Oft gelang es nur herzoglichem Druck, ihre Aufnahme durchzusetzen. Eine jüdische Gemeinde gab es erst ab 1832.

Das 18. Jahrhundert sah einen dynamischen Ausbau des Schulwesens, das z. B. um eine Realschule, um Mädchenschulen und um die Hohe Carlsschule ergänzt wurde. Literatur und bildende Künste verharteten nicht länger in der Provinzialität, auch wenn viele bedeutende Wissenschaftler und Künstler nur wenige Jahre ihres Lebens in Stuttgart verbrachten. Die Lektüre von Paul Sauers Stadtgeschichte ist ein Vergnügen, die zahlreichen Einzelheiten vermitteln ein lebendiges Bild vom Leben in vergangener Zeit. A. Maisch

Benigna Schönhagen, Tübingen unterm Hakenkreuz. Eine Universitätsstadt in der Zeit des Nationalsozialismus (Beiträge zur Tübinger Geschichte, Bd. 4), Stuttgart (Theiss) 1991. 492 S.

Lokales Geschehen in der Zeit des Nationalsozialismus kann nicht losgelöst von dem, was in Berlin geschah, verstanden werden. Örtliche, nationale und internationale Ereignisse sind miteinander verzahnt. Dennoch bieten stadgeschichtliche Untersuchungen zum National-

sozialismus wesentliche neue Einblicke in das Funktionieren des Herrschaftssystems und zu seinen Grenzen.

Benigna Schönhagen hat es unternommen, die Geschichte des nationalsozialistischen Tübingen zu schreiben. Sie beginnt mit der Schilderung Tübingens in der Weimarer Republik, wo es schon bei den Maiwahlen 1924 erste Anzeichen für einen Rechtsruck gab. Nach 1930 verschärfen sich diese Tendenzen. Parallel zu den Arbeitslosenzahlen stieg der Stimmenanteil der NSDAP, die bei den Kommunalwahlen im Dezember 1931 zur stärksten Partei wurde und vier Gemeinderäte stellen konnte. Bei den Landtagswahlen im April 1932 wiederholte sich das: die NSDAP holte fast 34 % der Tübingen Stimmen, mehr als doppelt so viele als im ganzen Land. Vor allem die mittelständischen Selbständigen liefen zur NSDAP über. Gewalttaten der Nazis gegen Andersdenkende wurden wie überall im Deutschen Reich toleriert, selbst die Gerichte sahen ihnen ihre Ausschreitungen nach.

Die „Machtergreifung“ vollzog sich ohne größere Auseinandersetzungen. Die Etablierung des neuen Herrschaftssystems ging in Tübingen von den Studenten aus, die als erste die nationalsozialistische Fahne an der Neuen Aula zu hissen verlangten. Das Rathaus wurde erst einen Tag später entsprechend verunziert. Unmittelbar danach begann die Verfolgung von Kommunisten und Sozialdemokraten. 23 Tübinger wurden allein im März und April 1933 im Konzentrationslager Heuberg mißhandelt. Die jüdischen Bürgerinnen und Bürger wurden zunehmend ausgeschlossen und angefeindet. Der ursprünglich linksliberale Oberbürgermeister allerdings blieb im Amt. Der Gemeinderat dagegen wurde ausgetauscht. Vereine und Verbände schalteten sich zum großen Teil selbst gleich. Nur die Kirchen erwiesen sich als relativ widerstandsfähig.

Das System konsolidierte sich schnell. Die Kommune subventionierte die Partei und wurde zu immer neuen Ausgaben genötigt, um die nationalsozialistische Klientel zufrieden zu stellen. Das Regime durfte sich der Zustimmung des größten Teils der Bevölkerung sicher sein, Kritik übten nur einzelne. Der Anpassungsdruck allerdings war hoch, viele konnten und wollten den permanenten Ansprüchen des Regimes nicht genügen. Lethargie und Passivität gehörten auch zu den typischen Begleiterscheinungen eines Lebens in der Diktatur. Das Vorgehen gegen diejenigen, die der sog. „Volksgemeinschaft“ nicht angehören konnten, wollten oder durften, genügte als Warnung für alle potentiellen Opponenten.

Nach der Entfesselung des Zweiten Weltkrieges veränderten sich auch in Tübingen die Lebensbedingungen zum schlechteren. Versorgungsentpässe führten zu Mißstimmung. 1941 und 1942 wurden die verbliebenen Tübinger Juden deportiert, die letzten Reste ihres Vermögens geplündert.

Das Kriegsende kam in Tübingen zum Glück für die Stadt schnell: französische Truppen hatten sie besetzt, bevor die Befehle, die eine Verteidigung ohne Rücksicht auf die Lazarette verlangten, ausgeführt werden konnten.

Die Darstellung Benigna Schönhagens setzt Maßstäbe für jede lokalgeschichtliche Untersuchung des nationalsozialistischen Herrschaftssystems. Es bleibt zu hoffen, daß für weitere Städte ähnliche Analysen vorgelegt werden.

A. Maisch

Christian Schrenk (Hrsg.), *Region und Reich. Zur Einbeziehung des Neckar-Raumes in das Karolinger-Reich und zu ihren Parallelen und Folgen* (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Heilbronn, Bd. 1), Heilbronn 1992, 315 S.

Karl Hieronymus Nägele, *Gerichtsverfassung und Rechtsgang in der Reichsstadt Heilbronn* (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Heilbronn, Bd. 7), Heilbronn 1995, 206 S.

Wenn Arbeiten zur Heilbronner Geschichte nun in einer eigener Veröffentlichungsreihe erscheinen, so ist dies für die Leser dieser Zeitschrift sicherlich von besonderem Interesse, insbesondere dann, wenn es sich um zwei so grundlegende Werke handelt wie bei den beiden hier anzuzeigenden.

Band 1 der „Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Heilbronn“ hat zum Thema die Grundlegung bzw. Verfestigung der schwäbisch-fränkischen Grenzlandschaft in der Karolingerzeit und, auch wenn dies dem Titel so nicht zu entnehmen ist, Aspekte der Heilbronner Stadtentwicklung im Mittelalter. K. – U. Jäschke, wohl der zur Zeit profundeste Kenner der Heilbronner Geschichte, nimmt dieses Thema zum Anlaß, am Beispiel des Unterlandes einige Überlegungen zur Bedeutung von Grenzen auf die Ausprägung historischer Landschaften überhaupt anzustellen. Die Heilbronner Frühgeschichte, die er bis in das 12. Jahrhundert hinein verfolgt, dient ihm dabei zur Exemplifizierung seiner Thesen, die sich mit Gewinn auch einmal auf die frühe Geschichte Württembergisch Frankens übertragen ließen. Der ausführliche, beinahe 140 Seiten starke Beitrag ist versehen mit einer ausführlichen Bibliographie und kann durchaus grundsätzlichen Rang für das behandelte Thema in Anspruch nehmen. Weitere Beiträge zur Karolingerzeit widmen sich dem Verhältnis von Heilbronn zum Königtum (Chr. Schrenk, H. J. Schüssler, Th. Zotz), wobei der Charakter der „Grenzlandschaft“ hier von einer anderen Seite her beleuchtet wird: Das Königtum war nur dann an dieser Region interessiert, wenn bestimmte Konstellationen eine Präsenz dort nötig machten; eine „Kernlandschaft“ des frühen mittelalterlichen Reiches war das Gebiet um Heilbronn nie. Die folgenden Beiträge (B. Töpfer, W. A. Boelcke, F. Irsigler, F. Battenberg) widmen sich der Entwicklung der Stadt Heilbronn zwischen der Stauferzeit und dem ausgehenden Mittelalter, wobei auch hier Aspekte des Umlandes nicht zu kurz kommen. Alles in allem bietet der Band also einen wissenschaftlichen Leitfaden durch die mittelalterliche Geschichte Heilbronn, der anhand der Untersuchung von Einzelaspekten oder größer angelegten Überblicksstudien die spezifische Charakteristik einer gesamten Region erkennen läßt und diese historisch herleitet.

Mit Band 7 der „Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Heilbronn“ wird erstmals eine Arbeit veröffentlicht, die schon im Jahre 1940 als Dissertation entstanden ist, aber in der Folgezeit nicht veröffentlicht werden konnte. Ihren besonderen Wert erhält die Arbeit aus zwei Gründen: Zum einen, weil das Thema selbst weder vor noch nach der Entstehung der Dissertation wieder angegangen worden ist; zum anderen, weil der Autor noch mit Quellen arbeiten konnte, die 1944 bei dem großen Angriff auf Heilbronn verbrannt sind. Zum Inhalt der Arbeit ist zu sagen, daß sie aus der „alten“, rechtshistorisch orientierten Schule der Rechts- und Stadtgeschichtsschreibung stammt, der die heute gerne gestellten Fragen nach „Mentalitäten“, „Lebenswelten“ und „Erlebnishorizonten“ noch fremd sind. Es geht dem Autor auch weniger um eine Darstellung der Rechtswirklichkeit, wie sie heute vielleicht eher im Blick läge, als um die normativ wirksamen Institutionen, die Ausdifferenzierung der Gerichtspraxis, des Rates etc. Das daraus entstehende Bild mag dem an die heutige Forschung Gewöhnten vielleicht starr und unadäquat scheinen; doch sind es gerade solche Arbeiten, die als Grundlage einer Darstellung mit anderem Schwerpunkt dienen können, und die eindeutige Solidität und Nüchternheit gerade dieses Werkes machen es zu einem guten Ausgangspunkt, dessen einzelne Thesen einer gründlichen Diskussion noch harren. Gerade auch darum ist die nunmehrige Veröffentlichung zu begrüßen. *G. Lubich*

Ulrich Seemüller, Das jüdische Altersheim Herrlingen und die Schicksale seiner Bewohner, Blaustein (Gemeinde Blaustein) [1997]. 195 S., zahlr. Abb. 1R

Mit dem schwärzesten Kapitel unserer Geschichte befaßt sich das von der Gemeinde Blaustein im Alb-Donau-Kreis herausgegebene Buch über das im heutigen Ortsteil Herrlingen gelegene ehemalige jüdische Altersheim. Jüdische Einrichtungen hatte es in Herrlingen zuvor bereits in Form eines Landschulheims und mehrerer Kinderheime gegeben, als 1939 das dortige jüdische Altersheim eröffnet wurde. Es hatte die Funktion eines „Zwangsaltersheims“, da die meisten jüdischen Bewohner aus ihren bisherigen Wohngemeinden ausgewiesen wurden. Als es bereits nach drei Jahren 1942 geschlossen wurde, blieb den damals noch dort lebenden Bewohnern nur der Weg über das Sammellager Stuttgart-Killesberg ins

KZ Theresienstadt übrig. Ulrich Seemüller dokumentiert die kurze Existenz dieses Heimes in Herrlingen anhand zahlreicher Quellen und rekonstruiert facettenreich die Alltagsprobleme der dort lebenden Juden in dieser für sie schwersten Zeit. Dabei nimmt natürlich die fortschreitende Diskriminierung der Altersheimbewohner und -bediensteten einen breiten Raum ein. Die erschütternden Ausmaße von Verfolgung und Vernichtung reduzieren sich dabei nicht auf eine anonyme Schilderung, die sich auf eine bestimmte Bevölkerungsgruppe bezieht, sondern sie werden anhand von Kurzbiographien sämtlicher 151 Altersheimbewohner aufs Eingehendste dargestellt: 80 % fielen der Judenverfolgung zum Opfer. Die Mehrzahl der Altersheimbewohner war vor ihrem Aufenthalt im jüdischen Altersheim in Nordwürttemberg wohnhaft, z. T. auch von dort gebürtig. Aus unserem Vereinsgebiet werden u. a. die Orte Ammertsweiler, Berlichingen, Braunsbach, Crailsheim, Ernsbach, Goldbach, Hohebach, Öhringen, Olnhausen und Schwäbisch Hall genannt. A. Kozlik

Wolfgang Zimmermann, *Rekatholisierung, Konfessionalisierung und Ratsregiment. Der Prozeß des politischen und religiösen Wandels in der österreichischen Stadt Konstanz 1548–1637* (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, Bd. 34), Sigmaringen (Thorbecke) 1994, 328 S.

Die Geschichte der Stadt Konstanz stellt für das Zeitalter der Reformation einen absoluten Sonderfall in der Entwicklung des Heiligen Römischen Reiches dar: Aus einer Reichsstadt, die wie die meisten anderen die Reformation durchgeführt hatte, wurde eine österreichische Landstadt, in der der katholische Glaube von oben her wieder eingeführt wurde. Die vorliegende Arbeit, eine an der Eberhard-Karls-Universität zu Tübingen entstandene Dissertation, untersucht neben den religiösen auch die politischen und sozialen Folgen, die der von außen erzwungene Herrschaftswechsel für die Betroffenen hatte.

Bereits seit Beginn des 16. Jahrhunderts gab es in Konstanz Bestrebungen, der schweizerischen Eidgenossenschaft beizutreten, was von Habsburg, dem übermächtigen Nachbarn der Stadt, jedoch verhindert wurde. Die Niederlage und der anschließende Zusammenbruch des Schmalkaldischen Bundes brachten die Konstanzer in eine prekäre Lage, so daß sich die Stadt den österreichischen Belagerern im Sommer des Jahres 1548 schließlich kampfflos ergeben mußte. Zunächst wurden die politischen Verhältnisse neu geregelt. Die Bürgerschaft mußte den Eid auf König Ferdinand, den neuen Landesherrn, ablegen, die alte Ratsverfassung wurde außer Kraft gesetzt, und ein Hauptmann übernahm in der Folge das Stadtregiment.

Nicht weniger schmerzlich waren für Stadt und Bürger die grundlegenden religiösen Veränderungen, die sich aus der bald einsetzenden katholischen Restauration ergaben. Da sich aber mit den Machtstrukturen nicht automatisch auch die Einstellungen und Mentalitäten der Regierten ändern, finden sich in diesem Punkt auch für Konstanz zahlreiche Beispiele von Widerstand und Verweigerung. Wie der Autor nachweist, waren es vor allem zwei städtische Bezirke, in denen an die 90 Familien dem evangelischen Glauben in einer „Grauzone stiller Duldung“ (S. 52) die Treue hielten. In der Praxis bedeutete das, daß diese Bürger und ihre Familien Gottesdienste in Gemeinden außerhalb der Stadt besuchten. In den Akten gibt es zahlreiche Hinweise auf Geldstrafen, mit denen die Obrigkeit versuchte, die unerwünschten Praktiken zu unterbinden. An hohen Festtagen besetzten besondere Wachen die Stadttore, um die Betroffenen am Verlassen der Stadt zu hindern. Die Akten belegen, daß diese Art nonkonformen Verhaltens in den betreffenden Familien etwa über drei Generationen andauerte. Eine andere Form religiöser Resistenz wurde von einigen Geistlichen praktiziert, die nach außenhin das katholische Bekenntnis abgelegt hatten, in ihren Gottesdiensten aber an der evangelischen Predigt festhielten, weshalb sie wiederholt mit der Obrigkeit in Konflikt gerieten.

Der Herrschaftswechsel zog neben den innerstädtischen Auseinandersetzungen eine Reihe weiterer Konflikte nach sich, vor allem solche, die den Besitz des ehemaligen Kirchengutes

betrafen. Hier kam es zu langwierigen Rechtsstreitigkeiten zwischen der katholischen Kirche, dem Landesherren und der Stadt, die durch die Maximalforderungen des Bischofs (der es vorzog, in Meersburg zu residieren) verschärft wurden. Es dauerte Jahrzehnte, bis in der Stadt wieder klare und geordnete Verhältnisse einkehrten.

Was dieses Buch zu einer interessanten Lektüre macht, ist das außerordentlich reizvolle Spannungsverhältnis zwischen der Singularität des dargestellten Vorgangs und der weitgehenden Modellhaftigkeit historischer Strukturen, die im Verhalten der beteiligten Akteure deutlich werden. Wie so oft in der Geschichte geht es hier um Durchsetzung und Legitimation von Herrschaft, die Wahrung geistiger und materieller Besitzstände und, last but not least, die Definitionsmacht darüber, nach welchen moralischen Codes Menschen in sozialen Systemen zusammenleben, also letztlich um Fragen von zeitloser Bedeutung. *H. Kohl*

Wie in den Vorjahren ergab sich auch 1998 ein geringfügiger Rückgang der Mitgliederzahl.

Am 1. Januar 1998 hatte der Verein	1.184 Mitglieder
angeworben sind im Jahresablauf	39 Mitglieder
von ausgeschieden sind	35 Mitglieder
Mitgliederstand am 31. 12. 1998	1.180 Mitglieder

2. Organe

In der Jahreshauptversammlung vom 27. April 1998 wurden als Vorsitzender des Vorstandes Dr. Christoph Pätzold und als Stellvertreter Rechtsanwalt Ernst Conrad gewählt.

3. Jahreskonferenzversammlung

Die Jahreskonferenzversammlung fand im Ganerwald des Schlosses Weikersheim statt. Herr Leuchte, Regierungsdirektor Dr. Albert Fodmund gab als arbeitender Vorsitzender einen Rechenschaftsbericht, der nicht nur die Vereinsmitglieder im allgemeinen sehr zufrieden hat, sondern im Rückblick auf seine 15jährige Tätigkeit für den Verein noch einmal die wesentlichen Schritte der Entwicklung in dieser Zeit zusammenfaßt. Zur Sprache kam dabei die Erweiterung der Vereinstätigkeit in den Ortsgruppen und Arbeitskreisen, die Zusammenarbeit mit den Museen und mit der Schloss- und Gemäldesammlungen des großen Evand gebereich in der Region Württemberg als Franken-Schwerpunkte der Arbeit von Herrn Eckbreudt liegen in der Förderung des Schrifttums, was zu den beiden neuen „Forschungen aus Württembergisch Franken“ aus „Veröffentlichungen zur Orts- und Heimatgeschichte Württembergisch Franken“ erschienen ist, in der Begründung der so zwischigen Rhein- und Mainlauf der Seminareveranstaltung der „Schönfelder Tage“ und schließlich der von ihm aufgenommenen neuen geschichtlichen Forschung, die unter seinem Einfluß zur Gründung der „Gesellschaft für Mundgeschichte in Baden-Württemberg“ geführt hat. Seine Arbeit für den Historischen Verein war geprägt von außerordentlicher Einsatzbereitschaft und von einer Verantwortungsbewußtheit, die auf einem festen christlichen Glauben gründet. Die Freude seiner Arbeit und ein Segen für den Verein. Die zahlreich erschienen Mitglieder der zahlreich waren Schriftsteller des großen Interesses und spendeten am Ende herzlichsten Beifall. Abschließend an diesen Bericht, der auch die finanzielle Seite der Vereinstätigkeit einbezieht, wurde dem Vorstand durch die Mitgliederversammlung Entschuldigungen erteilt.

Nach der bereits unter Diff. 2 erwähnten Wahl der beiden Vorstandmitglieder hielt Herr Leuchte als Archivar Direktor Dr. Gerhard Tiedt eine Mitteilung unter dem Thema „Pax optima merita – Wobbenhaus im Dreißigjährigen Krieg“.

Aus der Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken im Jahr 1998

1. Mitglieder

Wie in den Vorjahren ergab sich auch 1998 ein geringfügiger Rückgang der Mitgliederzahl.

Am 1. Januar 1998 hatte der Verein	1.184 Mitglieder
ausgeschieden sind im Jahresverlauf	39 Mitglieder,
neu eingetreten sind	35 Mitglieder.
Mitgliederstand am 31. 12. 1998	1.180 Mitglieder.

2. Organe

In der Jahreshauptversammlung vom 27. April 1998 wurden als Vorsitzender des Vorstandes Dr. Christoph Philippi und als Stellvertreter Rechtsanwalt Ernst Conrad gewählt.

3. Jahreshauptversammlung

Die Jahreshauptversammlung fand im Gartensaal des Schlosses Weikersheim statt. Herr Leitender Regierungsdirektor i.R. Albert Rothmund gab als scheidender Vorsitzender einen Rechenschaftsbericht, der nicht nur die Vereinstätigkeit im abgelaufenen Jahr umfaßt hat, sondern im Rückblick auf seine 15jährige Tätigkeit für den Verein noch einmal die wesentlichen Schritte der Entwicklung in dieser Zeit zusammenfaßte. Zur Sprache kam dabei die Erweiterung der Vereinstätigkeit in den Ortsgruppen und Arbeitskreisen, die Zusammenarbeit mit den Museen und mit den Städten und Gemeinden des großen Einzugsbereichs in der Region Württembergisch Franken. Schwerpunkte der Arbeit von Herrn Rothmund lagen in der Förderung des Schrifttums, das in den beiden Reihen „Forschungen aus Württembergisch Franken“ und „Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken“ erschienen ist, in der Begründung der in zweijährigem Rhythmus stattfindenden Seminarveranstaltung der „Schöntaler Tage“ und schließlich der von ihm aufgenommenen musikgeschichtlichen Forschung, die unter seinem Einfluß zur Gründung der „Gesellschaft für Musikgeschichte in Baden-Württemberg“ geführt hat. Seine Arbeit für den Historischen Verein war geprägt von außerordentlicher Einsatzbereitschaft und von einem Verantwortungsbewußtsein, das auf einem festen christlichen Glauben gründet. Die Früchte seiner Arbeit sind ein Segen für den Verein. Die zahlreich erschienen Mitglieder verfolgten diesen Schlußbericht mit großem Interesse und spendeten am Ende herzlichen Beifall. Anschließend an diesen Bericht, der auch die finanzielle Seite der Vereinstätigkeit einbezog, wurde dem Vorstand durch die Mitgliederversammlung Entlastung erteilt.

Nach der bereits unter Ziff. 2 erwähnten Wahl der beiden Vorstandsmitglieder hielt Herr Leitender Archividirektor Dr. Gerhard Taddey einen Vortrag unter dem Thema „Pax optima rerum – Hohenlohe im Dreißigjährigen Krieg“.

Nach dem Ende der Jahreshauptversammlung fand unter sachkundiger Führung von Herrn Helmut Herrmann aus Tauberbischofsheim ein Rundgang durch den in Frühlingsfarben blühenden Barockgarten des Schlosses statt.

3. *Personalien*

In einer würdevollen Feierstunde wurde am 3. 4. 1998 der neunzigste Geburtstag von Herrn Dr. phil. Ernst Breit im Barocksaal der Keckenburg begangen. Er ist der „Nestor des Historischen Vereins“. Vor einem zahlreichen und fröhlich gestimmten Publikum wurden mehrere Gratulationsreden gehalten, so die Laudatio durch Herrn Rothmund, die Rede des Oberbürgermeisters Hermann Josef Pelgrim, der dem Jubilar eine Ehrenurkunde des Ministerpräsidenten überreichte und dann sehr humorvolle Beiträge der Museumsleute, Herr Prof. Siebenmorgen und Frau Dr. Fehle. Der Jubilar bedankte sich mit einem Rundgang durch sein liebes altes Hall am Rednerpult. Danach übergab er sein dem Historischen Verein gewidmetes Geburtstagsgeschenk, eine Ölskizze des Malers Louis Braun, eine Szene aus der Schlacht bei Königgrätz: Ein Husar galoppiert auf seinem Schimmel im Durcheinander der kämpfenden Kavallerie und erhellt die Szene blitzartig.

Für das von ihm herausgegebene Buch „Die Schlacht um Crailsheim“ wurde Herr Hans Gräser, Vorsitzender des Crailsheimer Historischen Vereins e.V., am 19. 11. 1998 in einer Feierstunde im Geno-Haus in Stuttgart mit dem Landespreis für Heimatforschung des Landes Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Verband der Volksbanken und Raiffeisenkassen des Landes ausgezeichnet. In seiner Dankesrede machte Herr Gräser grundsätzliche Ausführungen zu seinen Erfahrungen bei der Arbeit an der „Mikrohistorie“, deren Erkenntnisse häufig zur Richtigstellung der „Makrohistorie“ Anlaß geben.

5. *Schrifttum*

Band 82 des Jahrbuches Württembergisch Franken (1998) wurde bei der Jahreshauptversammlung in Weikersheim präsentiert. Die Redaktion lag wiederum in den Händen von Herrn Dr. Andreas Maisch, Stadtarchiv Schwäbisch Hall, dem wir für diese Arbeit sehr zu danken haben.

In der Reihe „Forschungen aus Württembergisch Franken“ ist der seit langem erwartete Band 24 „Regesten der Urkunden des Hospitals zum Heiligen Geist in der Reichsstadt Hall bis 1480“ unter der Autorenschaft von Dr. Kuno Ulshöfer und der Mitarbeit von Herta Beutter erschienen. Die umfangreiche Arbeit erschließt wesentliche Quellen, die in erster Linie die Besitzverhältnisse im mittelalterlichen Hall dokumentieren. Aus ihnen ergeben sich aber darüber hinaus zahlreiche Anhaltspunkte für ein weites Feld der wissenschaftlichen Bearbeitung. Eine ausführliche Buchbesprechung von Oberstudiendirektor Eberhard Göpfert erschien im Haller Tagblatt vom 8. August 1998.

Als Band 45 der Forschungsreihe wurden die auf der Seminartagung im Kloster Schöntal im Frühjahr 1995 gehaltenen Referate zum Thema „Die Kirche im Dorf an Kocher, Jagst und Tauber – Geschichte und Kunst“ veröffentlicht. Herausgeber dieses Werkes ist Dr. Peter Schiffer vom Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein. Die 9 Beiträge namhafter Autoren sind reich illustriert, so daß wir uns über eine sehr repräsentative Ausgabe freuen können, die auch vom interessierten Publikum mit Beifall aufgenommen wurde.

Als Band 46 der Forschungsreihe erschien im Frühsommer des Jahres die sehr verdienstvolle Arbeit von Eberhardt Kugler „Vom Bauerndorf zum Industriedorf, dargestellt an der Entwicklung von Ernsbach/Kocher“. Es ist dem Buch anzumerken, daß der Autor als langjähriges Mitglied der Geschäftsleitung eines Ernsbacher Industriebetriebes Insider ist.

In der Reihe „Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken“ wurde Band 16 herausgegeben: „Vergessen? Berühmt? Unsterblich? Menschen aus dem Limpurger Land. Lebensbilder aus 5 Jahrhunderten“. Der Autor, Bürgermeister i.R. Hans König legt hier 65 Biographien vor, die sich mit so manchem illustren Namensträger befassen, aber auch mit vielen zeittypischen Schicksalen von Menschen der Region, die es wert sind, nicht vergessen zu werden: eine Fundgrube des Erinnerens und Erzählens.

Die evangelische Johanneskirchengemeinde Crailsheim hat Ende 1998 die Dokumentation „600 Jahre Johanneskirche Crailsheim, Geschichte und Geschichten“ herausgegeben. Die Johanneskirche ist das Wahrzeichen ihrer Stadt. Die in dem Buch veröffentlichten Beiträge umfassen eine bunte Palette, die sich von der persönlichen Erinnerung über Zerstörungen und Wiederaufbau bis zur kunsthistorischen Darstellung einzelner Bauteile und Einrichtungen erstreckt.

Anlässlich des hundertsten Geburtstages von Hermann Fechenbach hat die Stadt Bad Mergentheim dessen Buch „Die letzten Mergentheimer Juden“ in einem Nachdruck herausgebracht (Bezug über das städtische Kulturamt Bad Mergentheim).

Zusammen mit dem Hohenloher Streichquartett in Crailsheim hat unser Verein als Mit-herausgeber eine CD mit Werken von Joseph Martin Kraus, Ignaz von Beecke und Carl Arnold der Öffentlichkeit übergeben. Es handelt sich um drei Streichquartette der genannten Künstler, die bereits teilweise anlässlich des hundertfünfzigjährigen Jubiläums unseres Vereins aufgeführt worden sind. Die musikalische Darbietung auf der CD ist nach dem Urteil der Fachleute von höchster musikalischer Qualität.

6. Schöntaler Tage

Vom 21. bis 24. Mai 1998 fand im Kloster Schöntal die Studientagung „Unter Beobachtung der heiligen Regel. Zisterziensische Spiritualität und Kultur im baden-württembergischen Franken“ statt. Veranstalter waren die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, das Bildungshaus Kloster Schöntal und der Historische Verein für Württembergisch Franken. Es wurden folgende Vorträge gehalten:

- Prof. Dr. Josef Nolte, Hildesheim: Was leistet der Zisterzienserorden für ein europäisches Kulturethos?
- Prof. Dr. Franz Quarthal, Stuttgart: Die Zisterzienser im deutschen Südwesten.
- Prof. Dr. Volker Himmelein, Stuttgart: Die Zisterzienserklöster im baden-württembergischen Franken. Ein kunstgeschichtlicher Überblick.
- Dr. Maria Magdalena Rückert, Ludwigsburg: Von der frommen Adelsstiftung zur reichsunmittelbaren Abtei. Kloster Schöntal in den ersten 250 Jahren.
- Heribert Hummel, Stuttgart: Ein Zisterzienserklöster als Bildungsträger. Die Bibliothek in Schöntal.
- Dr. Johannes Brümmer, Karlsruhe: Führung durch Kirche und Anlage.
- Dr. Hermann Ehmer, Stuttgart: Zisterziensische Frauenklöster im baden-württembergischen Franken.
- Priv. – Doz. Dr. Karl Borchardt, Würzburg: Die Förderung der Zisterzienser in Franken durch die Staufer und die Bischöfe von Würzburg.
- Prof. Dr. Ulrich Köpf, Tübingen: Wirkungen Bernhards von Clairvaux.

und folgende Exkursionen:

- Dr. Volker Rödel, Karlsruhe: Das Zisterzienser-Kloster Bronnbach, Geschichte und Bedeutung.
- Prof. Dr. Gerd Zimmermann, Bamberg: Das Zisterzienser-Kloster Ebrach. Erste Gründung rechts des Rheins.

Am Samstagabend fand ein Kammerkonzert des Hohenloher Streichquartetts, Crailsheim, statt.

Sonntag:

- Abtpräses Dr. Kassian Lauterer Ocist, Wettingen-Mehrerer: Festlicher Gottesdienst.
- Äbtissin Adelgundis Selle Ocist, Lichtenthal: Zisterziensische Spiritualität und Lebensform heute.

7. Vortragsveranstaltungen

Im Rahmen der „Offenen Abende“ wurden im Hällisch-Fränkischen Museum in Schwäbisch Hall folgende Vorträge gehalten:

4. Februar 1998, Christian Schaetz, Freiburg, „Die Hospitäler in Schwäbisch Hall, Krankenversorgung im Wandel der Stadtstruktur“.
4. März 1998, Dr. Philippe Alexandre, Epinal, „Die Erben der 48er Revolution im kaiserzeitlichen Schwäbisch Hall“.
2. September 1998, Volker Schaible, Bern, „Das Panorama der Schlacht bei Murten von Louis Braun, neueste Erkenntnisse zur Herstellung, Präsentation und Restaurierung“.
7. Oktober 1998, Dr. Hellmar Weber, Schwäbisch Hall, „Die Geschichte des württembergischen Vitriolbergbaus und der chemischen Fabrik Oedendorf“.
4. November 1998, Dr. Andreas Maisch, Schwäbisch Hall, „Gegen den blutdürstigen Erbfeind. Die Reichsstadt Schwäbisch Hall und das Osmanische Reich“.

Am Dienstag, 17. März 1998 fand in der Aula der staatlichen Akademie für Landbau und Hauswirtschaft, Schloß Kupferzell, eine Gedächtnisfeier des 200. Todestages des Kupferzeller Pfarrers Johann Friedrich Mayer statt. Herr Dr. Klaus Herrmann, Leiter des Landwirtschaftsmuseums Stuttgart – Hohenheim, hielt einen Vortrag über „Leben und Wirken eines Agrarreformers – Pfarrer Johann Friedrich Mayer zum 200. Todestag“.

8. Exkursionen

Am 27. Juni 1998 führte eine Exkursion nach Mainfranken (Pfedelbach, Volkach, Wallfahrtskirche Maria in den Weinbergen, Karthause in Astheim, Schloß Hallburg und Schloß Gaibach, Prichsenstadt und Wiesentheid. Die Leitung hatte Dr. Kern, Würzburg.

Unter der Führung von Albert Rothmund fand am 19. September 1998 eine Ausfahrt ins Wörnitztal mit Besichtigungen der Wörnitzquelle, Schloß Schillingsfürst, der Kirchen von Weiltingen, Ruffenhofen und Auhausen sowie Schloß Öttingen statt.

9. Arbeitskreis „Archäologische Denkmalpflege“

Folgende Vorträge und eine Exkursion haben stattgefunden:

14. März 1998, Besichtigung des Turmuhrenmuseums und des Römermuseums in Mainhardt.
22. April 1998, von Kulesa, „Grablege der Hohenlohe in der Nikolauskirche Ingelfingen“.
16. Mai 1998, Günter Stachel, „Kirchen in Hohenlohe“.

3. Oktober 1998, Günter Stachel, „Frühe Kirchen in Hohenlohe: Oberrimbach, Krails-
hausen, Niederstetten (Exkursion)“.

11. November 1998, Horst Clauß, „Der Jakobsweg – Wandern auf dem Pilgerweg nach
Santiago de Compostella“.

10. Arbeitskreis „Mühlenskunde“

Am 27. September 1997 fand in Welzheim die Jahreshauptversammlung der Deutschen Ge-
sellschaft für Mühlenskunde, Landesverband Baden-Württemberg e. V. statt mit einer Ex-
kursion nach Oberrot.

11. Arbeitskreis „Glashütten im Mainhardter, Murrhardter und Welzheimer Wald“

Am 28. März 1998 fand eine Sitzung dieses Arbeitskreises in Murrhardt statt.

Am 4. April 1998 trat die Projektgruppe „Glashüttenatlas Baden-Württemberg“ in Tübingen – Bebenhausen zusammen.

Am 14. November 1998 tagte die Projektgruppe „Glashüttenatlas Baden-Württemberg“ in Leutkirch.

12. Ingelfinger Geschichtsfreunde

Vom 15. März bis 3. April 1998 war im Ingelfinger Schloß die Ausstellung „Die Rebellen
von Ingelfingen“ zur 1848er Revolution zu sehen.

Am 21. Juni 1998 fand ein sommerliches Sängertreffen in Ingelfingen unter dem Motto
statt „Die Gedanken sind frei!“.

20. November 1998, Rainer Gross und Heinrich Ehrmann, „Heute ist Freiheit“ – Die Revo-
lution von 1848 und die Vorgänge in Hohenlohe.

13. Ortsverband Künzelsau

18. Januar 1998, Dr. h.c. Hans Hagdorn, Führung durch das Muschelkalkmuseum Hagdorn,
Ingelfingen.

11. Februar 1998, Stefan Kraut, „Kleine Herrschaften“.

27. Juni 1998, Stefan Kraut, „Das neue Stadtmuseum“.

26. September 1998, Stefan Kraut, „Walter Häussermann – Annäherung an einen berühm-
ten Sohn der Stadt“.

6. November 1998, Rainer Gross, „Besichtigung des Kreisarchivs“.

12. Dezember 1998, Stefan Kraut, „Nitzenhausen und die Frühgeschichte des Oberamts
Künzelsau“.

14. Ortsverband Murrhardt

24. März 1998, Dr. Rolf Schweizer, Einführungsvortrag zur Exkursion.

29. März 1998, Exkursion unter Leitung von Dr. Schweizer, „Rastatt und der Nordschwarz-
wald“.

5. Juni 1998, Franziska Zeller, „Die Kirchenvisitation in Württemberg 1600–1806 am Bei-
spiel von Kirchenkimberg“.

30. Oktober 1998, Dr. Rolf Schweizer, Einführungsvortrag zur Exkursion.

8. November 1998, Exkursion unter Leitung von Dr. Schweizer, „Hambacher Schloß und Reichsburg Trifels, Bedeutende Plätze der Revolutionszüge“.

9. Oktober 1998, Rolf Königstein, „Kreisleiter und Stadtrat Alfred Dirr in Backnang. Sein Wirken in einer bürgerlichen Gesellschaft von 1928–1941“.

13. November 1998, Jahreshauptversammlung.

15. Geschichtlicher Arbeitskreis Niedernhall

Veranstaltet wurden hier ein Besuch der Ausstellung Künzelsau „900 Jahre Künzelsau“, eine Besichtigung des Muschelkalk-Museums Hagdorn in Ingelfingen und eine Führung unter dem Thema „Der große Buchhof – eine geschichtliche Besonderheit“.

Weiter fanden folgende Vorträge statt:

„Die Musikerfamilie Arnold“

„Die 5 Städte im Kochertal“

„Jahresrückblick“

„Niedernhall und das Salz“

„Auswanderer aus Niedernhall“.

16. Aus der Arbeit des Hällisch-Fränkischen Museums

Seit Spätherbst 1996 laufen die sich schwierig gestaltenden Umbaumaßnahmen an dem Komplex der ehemaligen Stadtmühle. Der Gemeinderat der Stadt Schwäbisch Hall hatte wenige Monate zuvor, im Mai 1996, die stufenweise Realisierung des 3. Bauabschnittes des Museums – die Stadtmühle – beschlossen.

Die Sanierung und der Umbau schritten im Berichtjahr soweit voran, daß mit Fertigstellung des Daches am 1. Dezember offiziell das Richtfest gefeiert werden konnte. Herr Bürgermeister Stadel hatte das ausführende Architekturbüro Schuch/Schwäbisch Hall, Vertreter des Bauhandwerks, den Gemeinderat sowie die Vertreter des Historischen Vereins im Gemeinsamen Ausschuß hierzu eingeladen. Für den weiteren Ausbau in Bezug auf die Innenausstattung sind die Arbeitsvergaben des Gemeinderats vom 24. 6. und 29. 9. maßgeblich: hier wurden die Aufträge für Parkett, die Putz-, Stuck- und Gerüstbauarbeiten, die Verglasung, der Naturstein, Brandschutz, Malerarbeiten und Aufbau beziehungsweise die ausgeschrieben Installationsarbeiten für den Sanitär- und Elektrobereich, Heizungs- und Kältetechnik, Einbruch- und Brandmeldeanlage, Lüftungs- und Klimaanlage vergeben. Die Baufertigstellung ist für Spätsommer 1999 geplant. Im Anschluß kann die Stadtmühle museal eingerichtet werden. Die Eröffnung ist für Frühjahr 2000 vorgesehen.

Das Museum organisierte folgende Sonderausstellungen und Aktivitäten im Jahr 1998:

Im Rahmen der bereits ab Oktober 1997 laufenden Ausstellung „Frauenleben in Schwäbisch Hall 1933–45“ fanden noch verschiedene Veranstaltungen statt: Der in Schwäbisch Hall ansässige ehemalige Entwicklungsminister, Landtagsabgeordnete und SPD-Vorsitzende Dr. Ehrhard Eppler las aus seinem Buch „Als Wahrheit verordnet wurde. Briefe an meine Enkelin“. Unter dem Titel „Wacht auf, denn Eure Träume sind schlecht“ rezitierte die Schriftstellerin und Schauspielerin Annette Keles Texte deutscher Schriftsteller, die vor und nach 1945 entstanden sind, und die sich mit Aspekten des nationalsozialistischen Regimes und seiner Folgen auseinandersetzten. Zum Abschluß las der Dichter und Schriftsteller Dieter Wieland, der 1936 in Hall geboren wurde. Seine Bereitschaft, sich zu erinnern und diese Erinnerungen mitzuteilen, war für die Zuhörenden eine Bereicherung. Die Aufarbei-

tung der lokalen NS-Geschichte aus Frauensicht in unserer Ausstellung fand mit mehr als 75 angemeldeten Gruppenführungen und insgesamt 6.592 Besuchern eine außerordentliche Resonanz.

Dem Kreuz als wichtigstem Symbol des christlichen Abendlandes war die Ausstellung gewidmet, die von 29. März bis 7. Juni im Hällisch-Fränkischen Museum lief. Die Sonderausstellung unter dem Titel „Das Kreuz – Lebensbaum oder Marterpfahl?“ zeigte eine Auswahl aus der mehr als 650 Einzelstücke umfassenden Sammlung von Maud Pohlmeier. Die Formen- und Symbolsprache dieser Kreuzdarstellungen aus aller Welt bot unterschiedliche Interpretationsmöglichkeiten. In einer Begleitveranstaltung führte Pfarrer Bertold Dowerk, Ehrenpräsident der indonesischen Kirche, in die Gedanken indonesischer Christen mit dem Kreuz ein. In einem Konzert des Gospelchores „come and see“ wurde in einem Querschnitt durch die christliche Musikgeschichte das Thema Kreuz musikalisch aufgearbeitet.

In der Gemeinschaftsausstellung „Vier Positionen aus Hohenlohe“ (von 5. Juli bis 27. September) präsentierten Künstler der Region – Wolfgang Bier, Reingard Glaß, Edgar Gutbub und Eberhard Stein – Arbeiten auf und aus Papier. Das Kopfmotiv bestimmte die ausdrucksstarken Papierarbeiten des vor kurzem verstorbenen Bildhauers Wolfgang Bier ebenso wie seine Eisenplastiken. Vehement, mit großer Entschiedenheit, sind die Formen in den Papierblock eingeschnitten. Die Collagen der in Bad Mergentheim ansässigen Künstlerin Reingard Glaß zeichnen einen sensiblen Umgang mit unterschiedlichen Papierqualitäten und eine fein nuancierte Farbgebung aus. Der Bildhauer Edgar Gutbub erprobt in der Collage Flächenkonstellationen und ihre Variationsmöglichkeiten quasi in einem Koordinatensystem. Von dem in Mistlau lebenden Maler Eberhard Stein waren neben Zeichnungen vor allem seine Radierungen von außergewöhnlichem Format und technischer Raffinesse zu sehen. Besonderen Anklang fand in diesem Rahmen ein zweitägiger Workshop der Volkshochschule mit Reingard Glaß sowie die von den Künstlern selbst angebotenen öffentlichen Führungen.

Im Rahmen des großangelegten Kulturprojekts der Stadt Schwäbisch Hall unter dem Motto „Begegnungen mit der Türkei“ organisierte das Hällisch-Fränkische Museum die kulturgeschichtliche Ausstellung „Im Reich des Sultans – Kunst und Kultur der Osmanen“. Die Türkei ist der „wichtigste Erbe“ eines einst sehr bedeutenden Staates, des Osmanischen Reiches. Seine Macht und Größe, sein Reichtum und seine Lage machten das Osmanische Reich zu einer Art kultureller Drehscheibe. Die Ausstellung beleuchtete mit Beispielen aus der künstlerischen und kunsthandwerklichen Produktion ein breites Spektrum von Themen: Osmanische Kleidung, die Religion des Islam, die Liebe zu Blumen, das Schattentheater Karagöz, Genußmittel wie Tee, Kaffee und Tabak. Die in der Ausstellung gezeigten Exponate stellte dankenswerterweise das Staatliche Museum für Völkerkunde in München zur Verfügung. Die Präsentation der Objekte wurde durch historische Abbildungen ergänzt, die Didaktiktexte waren zweisprachig angelegt, genauso wie Führungen auch in deutscher und türkischer Sprache stattfanden. Die Begleitausstellung „Transformation – der Koranständler“ belegte die Auseinandersetzung der in München lebenden Malerin Elisabeth Rössler mit der materiellen Kultur des Islam. In ihren Bildern sucht sie eine Annäherung an ein faszinierendes Objekt, den mehrteiligen zusammenklappbaren Buchständer, der in der islamischen Welt im religiösen Kontext als „Thron“ für den Koran dient. In Kooperation mit dem Türkischen Arbeitnehmer-, Hilfs- und Sportverein Schwäbisch Hall kamen zwei weitere Foyer-Ausstellungen zustande. Die Präsentation „Kostbarkeiten aus Meeresschaum – Traditionelles Handwerk in der Türkei heute“ hatte Halil Dogan organisiert. Für die im Januar 1999 gezeigte Schau „Die Aussteuertruhe eines türkischen Mädchens“ waren allerlei Näh- und Stickarbeiten als Beispiele für die traditionelle Mitgift ausgewählt worden.

Anläßlich der Jahrestagung der Fränkischen Bibliophilengesellschaft wurde eine Übersichtsschau zum 50jährigen Bestehen im Foyer des Museums organisiert. Eine Auswahl von Büchern und Drucken wurde gezeigt, die die Fränkische Bibliophilengesellschaft in fünf Jahrzehnten herausgebracht hat, darunter wertvolle Autographen, Faksimiles wie auch kalligraphische Kunstwerke.

Mit zahlreichen Ausstellungen wurde allorts der Revolution von 1848 gedacht. In diesem Zusammenhang zeichnete das Hällisch-Fränkische Museum den Lebensweg des Haller Literaten und Revolutionärs Franz Gräter nach. Anhand seiner Biographie lassen sich wichtige Themen der Zeit in Bezug auf die Revolution darstellen. Das aus psychologischer wie historischer Sicht hochinteressante Schicksal Gräters wurde anhand von Dokumenten seiner Zeit, ergänzt durch Texttafeln, dargestellt.

Parallel zu allen Ausstellungen bot das museumspädagogische Team (Frau Bedal, Frau Hucht und Frau Kienle) auch spezielle Aktivitäten für Kinder beziehungsweise für die ganze Familie an. Im Ferienprogramm bastelten beispielsweise Kinder ihre Faschingskostüme selbst, bei anderen Aktionen lernten sie Materialdrucke kennen oder versuchten sich als Verpackungskünstler in der Städtischen Galerie am Markt.

An einzelnen Veranstaltungen und Aktivitäten im Berichtjahr wären folgende hervorzuheben: Im Winterhalbjahr fanden die vom Historischen Verein organisierten Vorträge im Rahmen der Offenen Abende wieder großen Zuspruch aufgrund des breiten Spektrums regionalgeschichtlicher Themen. Aus Anlaß des 90. Geburtstages von Dr. Ernst Breit, dem Nestor und auch langjährigem Vorsitzenden, lud Anfang April der Historische Verein zu einem Festakt in den Barocksaal des Hällisch-Fränkischen Museums ein. Mitte Mai wurde in unseren Räumlichkeiten eine bibliophile Besonderheit, die Neuerscheinung „Haller Treppen“, mit Radierungen von Ruth Schefold und Gedichten von Walter Hampele der Öffentlichkeit vorgestellt. Im Rahmen des Hohenloher Kultursommers fand Anfang Juli wieder ein Gesprächskonzert statt, Simone Eckert und Ulrich Wedemeyer stellten die faszinierende Viola da Gamba vor.

Das Ausstellungsprogramm 1998 in der Städtischen Galerie am Markt wurde mit dem Dresdener Künstler Max Uhlig eröffnet (17. Januar bis 15. März). Der Künstler (Jg. 1937) zählt zu den wenigen bedeutenden Malern der DDR, die sich nicht dem Diktat des sozialistischen Realismus beugten. Unbeirrt und zielstrebig entwickelte er eine unverwechselbare, eindringliche Bildsprache. Sein zeichnerisches und malerisches Werk, bei dem Landschaften und Porträts dominieren, schwebt zwischen Figürlichkeit und Abstraktion. In seiner spontanen Gestaltungsweise umspielt Uhlig seine Motive mit großzügigem Gestus.

„Körperstücke – Salzstücke“ hatte Andreas Hoffmann seine Ausstellung benannt (21. März bis 10. Mai). Das künstlerische Material seiner Objekte und Installationen ist Salz. Für die historische Entwicklung von Schwäbisch Hall, der alten Salzstadt, hat dieses Mineral natürlich besondere Bedeutung. Der Künstler wiederum setzt diesen Werkstoff gezielt ein als Träger von Spuren menschlicher Zeichen. Die Plastiken des 1961 in Eningen geborenen Hoffmann entstehen auf dem Vorwurf des eigenen Körpers.

Naturaquarelle des in Düsseldorf lebenden Künstlers Mario Reis (Jg. 1953) waren von 16. Mai bis 19. Juli in der Städtischen Galerie zu sehen. Die Kunst von Mario Reis ist geprägt durch eine intensive Auseinandersetzung mit dem Umfeld des Menschen, insbesondere mit den natürlichen Kräften und Phänomenen. So beschäftigt er sich seit Mitte der siebziger Jahre mit dem Element Wasser, das durch seine permanente Bewegung im natürlichen Kreislauf die Weltordnung an sich beinhaltet. Der Künstler reist durch die Welt, um die unterschiedlichsten Farben und Lebensstrukturen der großen und kleinen Flüsse auf Tücher einwirken zu lassen. Einen besonderen Schwerpunkt bildeten Arbeiten aus unserer Region, die speziell für diese Präsentation angefertigt wurden.

Die Ausstellung TRANSFORMER zeigte eine faszinierende neue Werkgruppe von Katharina Sieverding (25. Juli bis 13. September). Die Düsseldorfer Künstlerin gilt als eine der wichtigsten Impulsgeberinnen der zeitgenössischen Kunst. Mehrfach wurde sie bereits zur Documenta in Kassel eingeladen, 1997 vertrat sie Deutschland auf der Biennale in Venedig. Ihr Werk beschäftigt sich mit zentralen Fragen unserer Zeit. Die Technologisierung von Mensch und Natur, die Frage nach der Tragfähigkeit wissenschaftlicher rationaler Denkmuster, die Stellung des Individuums in der Massengesellschaft und die damit verbundenen Probleme der Identitätsfindung stehen schon seit den siebziger Jahren im Mittelpunkt ihrer Arbeiten. Als künstlerisches Ausdrucksmedium dient ihr die Fotografie, wobei sie allerdings deren scheinbar wichtigste Eigenschaft, die Abbildhaftigkeit, unterläuft.

„Beyond day and night“ war die Ausstellung von Yvonne Goubier (26. September bis 22. November) betitelt, deren künstlerisches Thema das Licht ist. Die in Hannover lebende und arbeitende Künstlerin, inszeniert mit fluoreszierendem Papier farbige Lichtskulpturen im Raum. Ihre Licht- und Farbbräume führen den Betrachter in eine neue Dimension von Sinnlichkeit und Direktheit, sie regen seine Wahrnehmung an. Für Schwäbisch Hall hat Yvonne Goubier eine neue raumbezogene Arbeit realisiert, eine begehbare Lichtinstallation, deren magische Atmosphäre den Betrachter verzauberte und ihm ein gesteigertes Erlebnis von Farbe und Licht vermittelte.

Die Schweizer Künstlerin Ruth Handschin stellte von 28. November 1998 bis 16. Januar 1999 ihre FLORA NON GRATA aus. Ruth Handschin (Jg. 1949) ist vor allem eine Zeichnerin und Morphologin. Morphologie, die Gestalt der Pflanzen ist ihre Leidenschaft. Als Jägerin und Sammlerin hat sie eine große Kollektion an Blättern, Stengeln, Früchten und Samen angelegt. Ihr Hauptinteresse gilt in den letzten Jahren vor allem den unbeachteten, oft unbeliebten Pflanzen, der flora non grata.

Durch zahlreiche Schenkungen und Ankäufe konnte die Sammlung des Museums sinnvoll erweitert werden, darunter waren beispielsweise eine Puppe in Diakonissentracht (um 1920), eine Stadtansicht von Schwäbisch Hall (gemalt von E. Zeyer), Objekte und Photos der NS-Zeit oder Serienware der Keramikwerkstatt Heckmann aus den letzten drei Jahrzehnten. Die städtische Kunstsammlung wurde ergänzt durch Erwerbungen aus den Galerieausstellungen und durch künstlerische Arbeiten unter anderem von Reinhold Nägele, Reingard Glaß und Edgar Gutbub.

In großzügigster Weise hat die Bausparkasse das Museum mit einem Ankauf unterstützt. Aus Schweizer Privatbesitz erwarb die Bausparkasse die Elfenbeingruppe „Drei klagende Frauen“, eine äußerst qualitätvolle Kleinplastik von Leonhard Kern. Als Heimat und frühere Wirkungsstätte dieses Barockbildhauers fühlt sich die Stadt dem Leben und Wirken dieses bedeutenden Künstlers verpflichtet. Anlässlich des 400. Geburtstages im Jahr 1988 wurde sein Werk hier bereits mit einer großen Ausstellung im Museum gewürdigt. Die kunstgeschichtliche Schau fand vielfach Beachtung, sowohl beim breiten Publikum als auch in der Fachwelt. Unterstützt durch Leihgaben des Landes, können wir seit einigen Jahren die Bedeutung und Qualität des Kernschen Oeuvres auch in unserer Schausammlung vermitteln. Dank dieser außerordentlichen Neuerwerbung, die durch die Vermittlung von Herrn Dr. Philippi, dem Vorsitzenden des Historischen Vereins zustande kam, und die uns entgegenkommenderweise die Bausparkasse als Dauerleihgabe zur Verfügung stellt, kann ein neuer wesentlicher Akzent in dieser Abteilung gesetzt werden und die Attraktivität unseres Bestandes an Skulpturen von Leonhard Kern und seinem Umkreis deutlich erhöht werden.

Zur Inventarisierung von vereinseigenen Sammlungsbeständen ist Frau Anita Switalski M.A. seit 1. 10. 1998 als ABM-Kraft für den Historischen Verein tätig.

Insgesamt wurden im Jahr 1998 laut Statistik 61.069 Besucher in allen dem Hällisch-Fränkischen Museum zugeordneten Institutionen gezählt. Davon entfielen auf die Außenstelle Lange Straße 1.421 und auf die Städtische Galerie am Markt 9.842 Besucher. Von den 309 Gruppen, die das Museum besichtigten, waren 98 Schulklassen und zusätzlich 30 studentische Gruppen.

Dr. Isabella Fehle
Museumsleitung

17. Sammlungen

Unter Ziffer 3 dieses Berichts ist bereits geschildert, daß Herr Dr. Ernst Breit aus Anlaß seines neunzigsten Geburtstages durch eine Geldspende, der sich seine Gratulanten angeschlossen haben, den Erwerb eines Gemäldes des Malers Louis Braun für den Historischen Verein ermöglicht hat. Es handelt sich um eine Ölskizze zu einer Szene aus der Schlacht bei Königgrätz: Ein Husar galoppiert auf einem Schimmel durch die kämpfende Kavallerie und erhellt die Szene blitzartig. Die Geldsammlung erbrachte weit mehr als den Ankaufspreis dieses Objekts, so daß zusätzlich ein Ölgemälde der Malerin Sophie Schneider, München, „Blühende Apfelbäume“ erworben werden konnte.

Für die Graphiksammlung konnten darüber hinaus einige kleinere Blätter angekauft werden. Wie bereits im Museumsbericht unter Ziffer 16 erwähnt, konnte im Berichtsjahr der Ankauf einer Leonhard Kern-Figur für das Hällisch-Fränkische Museum vermittelt werden.

18. Gemeinsame Veranstaltungen mit dem Crailsheimer Historischen Verein und der Volkshochschule Crailsheim und dem Stadtmuseum Im Spital

Wiederum können die Veranstalter auf ein reichhaltiges Programm an Vorträgen und Exkursionen im Berichtsjahr zurückblicken:

12. Januar 1998, Heinz Illich, „Höhlen- und Karstforschung im Hohenloher Muschelkalk (mit Lichtbildern)“.

19. Januar 1998, Günter Stachel, „Herstellung von Keramik vom frühen bis späten Mittelalter im Raum Hohenlohe (mit Lichtbildern)“.

16. Februar 1998, „Stadthistorischer Abend“ (u.a. Vorträge von Gerhard Däumling und Karl Wiedmann zur Baugeschichte und Architektur der Johanneskirche).

9. März 1998, Karl-Heinz Wüstner, „Bemalte Bauernmöbel aus Hohenlohe mit besonderer Berücksichtigung von Werkstätten des 18. und 19. Jahrhunderts im Umkreis von Crailsheim (mit Lichtbildern)“.

13. März 1998, Dr. Susanne Dieterich, „Dynastische, kulturelle und wirtschaftliche Beziehungen zwischen Württemberg und Rußland, besonders im 19. Jahrhundert.“.

16. März 1998, Dieter Mäckl, „Bauernkrieg 1525 in und um Mittelfranken“.

21. März 1998, Ortsbegehung Satteldorf, Sattelweiler, Burleswangen und Neidenfels.

23. und 30. März, 6. April 1998, Hans Gräser, „Rückblick 2000 nach vorn – Reformation und Glaubenskriege“.

27. April 1998, Hans-Rainer Hofmann, „Lachoudisch, die Geheimsprache Schopflochs“.

11. Mai 1998, Jahreshauptversammlung, Vortrag von Folker Förtsch, „Wozu überhaupt Geschichte?“.

16./17. Mai 1998, Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelfranken, Beiträge zur Thematik „Crailsheim und Umgebung“.

- 4. Juli 1998, Eröffnung einer Ausstellung: „600 Jahre Johanneskirche“.
- 29. Juni 1998, Wolfgang Willig, „Die Zisterzienser in Südwestdeutschland (mit Lichtbildern)“.
- 12. Juli 1998, Exkursion, „Diözesangrenze Eichstätt und Würzburg“.
- 24. Oktober 1998, Leitung Heinz Illich, „Karstexpedition“.
- 16., 23. und 30. November 1998, Hans Gräser, „Rückblick 2000 nah vorn – Absolutismus und Revolution“.
- 7. Dezember 1998, Daniel Burger, „Der Dreißigjährige Krieg in Franken und seine Folgen“.

Aus der Arbeit des Crailsheimer Stadtmuseums Im Spital:

- 18. April bis 17. Mai 1998 Ausstellung: „Blick nach Ostafrika: Sprechende Tücher – Frauenkleidung der Swahili; Perlenkreuze – Leben und Mission in der Massaistepe“
- 19. Juni 1998, Eröffnung von 4 neuen Abteilungen des Museums: „Blick in das Magazin“, „Crailsheim – ein stadtgeschichtlicher Überblick“, „Das Spital zum Heiligen Geist“, „Geboren werden und sterben“.

19. Gemeinsame Veranstaltungen mit der Volkshochschule Künzelsau

- 8. März 1998, Karin Wohlschlegel, „Bauernaufuhr und antijüdische Ausschreitungen im März 1848 im Odenwald und Hohenlohe (Exkursion)“.
- 22. April 1998, S.D. Friedrich Karl Fürst zu Hohenlohe Waldenburg, „Die Geschichte der Hohenloher Fürstenhäuser“.
- 4. Mai 1998 und weitere 3 Abende, Dr. Peter Schiffer, „Lesekreis: Quellen zur Geschichte der Revolution von 1848 in Hohenlohe“.
- 13. Juni 1998, Stefan Kraut, „100 Jahre erste Kraftpostlinie der Welt: Künzelsau – Mergentheim“.
- 20. Juni 1998, Ursula Angelmaier, „Exkursion nach Karlsruhe (u.a. Ausstellungsbesuch „1848/49 – Revolution der deutschen Demokraten in Baden)“.
- 1. Juli 1998, Karin Wohlschlegel, „Hohenlohe wird württembergisch. Langer Abend mit historischen Quellen“.
- 26. Juli 1998, Karin Wohlschlegel, „Freiheitskämpfer von 1848/49 aus Hohenlohe auf dem Hohenasperg (Exkursion)“.
- 4. Oktober 1998, Karin Wohlschlegel, „Bauernaufuhr und antijüdische Ausschreitungen im März 1848 im Odenwald und Hohenlohe (Busrundfahrt)“.
- 7. Oktober 1998, Dr. Hans-Peter Müller, „Haigold/Hartmann/Vogt – Drei bäuerliche Parlamentarier aus Hohenlohe-Franken im Kaiserreich und der Weimarer Republik“.
- 10. Oktober 1998, Ursula Angelmaier, „Schwäbisch Gmünd (kunstgeschichtliche Exkursion)“.
- 9. Dezember 1998, Stefan Kraut, „Anfänge der Industrialisierung in Künzelsau“.

20. Gemeinsame Veranstaltungen mit der Volkshochschule Öhringen

- 4. Februar 1998, Rainer Gross, „Zeugnisse jüdischer Geschichte in Hohenlohe“.
- 5. März 1998 und weitere Termine, Reinhard Weber, „Öhringer Bürgerhäuser und ihre Geschichte (heimatgeschichtlicher Arbeitskreis)“.

5. April 1998, Werner Schenk, „Öhringen im 18. Jahrhundert“.
13. Mai 1998, Dr. Peter Schiffer, „Graf Wolfgang Julius von Hohenlohe-Neuenstein“.
16. Mai 1998, Rainer Gross, „Jüdischer Friedhof, Synagoge in Michelbach a.d.L. (Exkursion)“.
5. Juli 1998, Karin Wohlschlegel, „Könige, Fürsten und Untertanen (Busrundfahrt durch Hohenlohe)“.
11. Oktober 1998, Karin Wohlschlegel, „Bauernaufuhr und antijüdische Ausschreitungen im März 1848 im Odenwald und Hohenlohe (Busrundfahrt)“.
- 2.–7. Dezember 1998, Ausstellungszug der Deutschen Bahn AG, „Im Zug durch die Revolution“.
2. Dezember 1998, Prof. Dr. Hartmut Weber, „Beängstigende Gerüchte über Unruhen im Hohenlohischen“.
4. Dezember 1998, Werner Schenk, Walter Rößler, „Schrader zur Revolution 1848/49 in Hohenlohe“.
6. Dezember 1998, Karin Wohlschlegel, „Sieben Schlösser müssen brennen“ – Hohenlohe: Schauplatz der Revolution von 1848/49.“

21. *Gemeinsame Veranstaltungen mit der Volkshochschule Schwäbisch Hall*

12. März 1998, Prof. Dr. Harald Siebenmorgen, „Die Revolution von 1848/49 in Baden“.
24. März 1998 und weitere 4 Abende, Dr. Andreas Maisch, „Dokumente zur hällischen Geschichte: Das ausgehende 16. und 17. Jahrhundert“.
4. April 1998, Prof. Dr. Harald Siebenmorgen und Dr. Matthias Setzer, „1848/1849, Revolution der deutschen Demokraten in Baden (Studienfahrt)“.
26. Juni 1998, Carmen Klenk, „Eine Künstlerkarriere im Dritten Reich: Else Rassow und die Haller Freilichtspiele“.
30. Juni 1998, Herta Beutter, „Wohltätige Hilfe in der Reichsstadt Hall: Die Reiche-Almosen Stiftung (mit Lichtbildern)“.
- Weiterer Termin, Albrecht Bedal und Herta Beutter, „Haller Hausgeschichten“.

22. *Veranstaltung des Stadtarchivs Schwäbisch Hall*

Am 13. und 14. März 1998 hat eine Gruppe von Studenten der Universität Tübingen unter der Leitung von Dr. Sonja-Maria Bauer und Prof. Dr. Sönke Lorenz die Geschichte der *Revolution von 1848/1849 in Hall und Hohenlohe* aufgearbeitet. Träger des Projektes waren das Institut für geschichtliche Landeskunde der Universität Tübingen, das Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein und das Stadtarchiv Schwäbisch Hall. Die Ergebnisse wurden der Öffentlichkeit vorgestellt.

23. *Veranstaltungen des Deutschordensmuseums Bad Mergentheim e.V.*

8. März 1998, Dr. Claudia Naumann-Unverhau, „Vom Spital zur Rittergemeinschaft. Zur Frühzeit des Deutschen Ordens vor 800 Jahren“.
30. Mai 1998, Museumsfest zum Thema „Puppentheater“.
7. August bis 4. Oktober 1998, Ausstellung „Hexenverfolgung in Franken“.

13. August 1998, Elisabeth Schraut, „Hexen und Hexenverfolgung in Schwäbisch Hall und Hohenlohe“.

3. September 1998, Dr. Elmar Weiß, „Die fränkischen Hexenprozesse unter besonderer Berücksichtigung des unteren Taubertals und des Würzburger Raums“.

24. September 1998, Karin Wohlschlegel, „Die letzten Hexen in der Deutschordenskomende Mergentheim“.

26. September 1998, Christoph Bittel, „Spurensuche – Stätten der Hexenverfolgung in Mergentheim“.

Weiter bot das Deutschordensmuseum eine Anzahl interessanter Führungen zu einzelnen Themen aus der Geschichte des Deutschen Ordens an.

24. Geschichtspreis des Historischen Vereins für Württembergisch Franken

Der Geschichtspreis des Historischen Vereins für Württembergisch Franken wurde zum siebten Mal an Schüler der Klassen 12 und 13 der Gymnasien der Region für hervorragende Leistungen im Fach Geschichte verliehen. Die Preisträger sind:

Barth Astrid, Weißbach, Ganerben-Gymnasium, Künzelsau

Bender Nina, Tauberbischofsheim, Matthias-Grünwald-Gymnasium, Tauberbischofsheim

Bürkle Christine, Schwäbisch Hall, Ev. Kirchl. Aufbaugymnasium Michelbach/Bilz, Michelbach/Bilz

Dalügge Matthias, Blaufelden-Gammesfeld, Gymnasium Gerabronn, Gerabronn

Eichholz Laura, Lauda-Königshofen, Martin-Schleyer Gymnasium, Lauda-Königshofen

Gruber Heike, Murrhardt, Heimrich-von-Zügel-Gymnasium, Murrhardt

Herzberg Sebastian, Kloster Schöntal, Gymnasium Möckmühl, Möckmühl

Holwein Matthias, Bretzfeld-Siebeneich, Hohenlohe Gymnasium, Öhringen

Kaiser Siegfried, Gommersdorf, Schloßgymnasium, Künzelsau/Schloß Künzelsau

Klemmer Katja, Cr-Erkenbrechtshausen, Schloß-Schule Kirchberg, Kirchberg/Jagst

Kniep Jürgen, Weikersheim, Gymnasium Weikersheim, Weikersheim

Krayer Elke, Bad Mergentheim, Deutschorden-Gymnasium, Bad Mergentheim

Rath Pamela, Michelfeld, Gymnasium bei St. Michael, Schwäbisch Hall

Schag Kerstin, Crailsheim, Albert-Schweitzer-Gymnasium, Crailsheim

Weber Christiane Gschwend, Schenk-von-Limpurg-Gymnasium, Gaildorf

Winterhagen Jenni, Schwäbisch Hall, Erasmus-Widmann-Gymnasium, Schwäbisch Hall

25. Vereinsarchiv

Herr Pfarrer i.R. Jakob Rudolf Frank, Schwäbisch Hall, hat seine ehrenamtliche Tätigkeit der Sichtung und Ordnung des Vereinsarchivs zwecks Herstellung eines Repertoriums das ganze Jahr 1998 hindurch dankenswerterweise fortgesetzt.

26. Förderer des Vereins

Der Historische Verein für Württembergisch Franken wurde auch 1998 durch die nachfolgend aufgeführten Körperschaften, Wirtschaftsunternehmen, Banken und Einzelpersonen finanziell gefördert:

Bausparkasse Schwäbisch Hall
 Breit Dr. Ernst sen., Schwäbisch Hall
 Günther Margrit, Kaisersbach
 Hohenlohekreis
 Knorr Eberhardt, Ulm
 Kreissparkasse Schwäbisch Hall-Crailsheim
 Land Baden-Württemberg
 Landkreis Schwäbisch Hall
 Main-Tauber-Kreis
 Olnhausen von Hermann, Kriftel
 Stadt Wertheim
 Stadt Schwäbisch Hall
 Würth-Stiftung, Künzelsau

Ohne die finanzielle Unterstützung dieser Institutionen und Personen könnten die umfangreichen Aufgaben, mit denen sich unser Verein befaßt, nicht bearbeitet und erfolgreich erledigt werden. Wir danken ganz besonders für diese wirksame Unterstützung.

27. Neue Mitglieder

Im Jahr 1998 sind folgende Mitglieder neu eingetreten:

Barth Astrid, Weißbach
 Bender Nina, Tauberbischofsheim
 Böhne Alfred, Kitzingen
 Bürkle Christine, Schwäbisch Hall
 Dalügge Mathias, Blaufelden
 Eichholz Laura, Lauda-Königshofen
 Eidloth Volkmar, Stuttgart
 Fischer Dr. Rolf, Böblingen
 Gruber Heike, Murrhardt
 Guske Peter, Künzelsau
 Hartmann Else, Böblingen
 Herzberg Sebastian, Schöntal
 Holwein Matthias, Bretzfeld
 Junger Frank, Marktleuthen
 Kaiser Siegfried, Gommersdorf
 Klemmer Katja Christina, Crailsheim
 Klenk Carmen, Michelfeld
 Kniep Jürgen, Weikersheim
 Kraiss Eva-Maria, Schwäbisch Hall
 Krayer Elke, Bad Mergentheim
 Kroneisen Roland, Weikersheim
 Kurz Dr. Werner, Rosengarten
 Müller Dr. Peter, Wertheim
 Nijhuis Leif, Rot am See
 Rath Pamela, Michelfeld
 Reichert Daniela, Bayreuth
 Schag Kerstin, Crailsheim
 Schifferdecker Roland, Niedernhall

Schrag Roland, Freiburg
 Schreyer Steffen, München
 Striegel-Offner, Waltraud
 Tirtschke Berti
 Weber Christiane, Gschwend
 Winterhagen Jenni, Schwäbisch Hall

28. Dank für ehrenamtliche Mitarbeit

Auch im Berichtsjahr 1998 haben zahlreiche Mitglieder des Historischen Vereins für Württembergisch Franken ehrenamtliche Arbeiten für die Zielsetzungen des Vereins geleistet. Sie sind im Jahrbuch 1998 auf Seite 407 und 408 namentlich aufgeführt. Ihnen allen ist der besondere Dank des Vereins auszusprechen.

Brack, Martin 409

Büchtinghaus, Beate 433

Buchholz, Werner 425

Chalk, Gerard 430

Clemens, Gabriele 439

Deppenschlag, Klaus 408

Dyer, Robert L. 453

Ehmer, Hermann 426

Ehrmann, Peter 411, 431, 463

Elders, Hauke 445, 466

Ellis, Peter Dovesford 432

Englund, Peter 411

Erhardt, Sabine 451

Fais, Gerhard 426

Fant, Peter 453

Faslich, Werner 413

Fechenbach, Hermann 409

Fleischauer, Guido 462

Förtsch, Polker 451, 460, 465

Gebhard, Barbara 405

Giersberg, Hans-Joachim 442

Grixner, Ulrike 434

Grüner, Walter 447

Gutß, Klaus 413

Haug, Norbert 449

Hartmann, Ulrich 427

Hartmann, Heiko 463

Hausminger, Herbert 414

Heid, Klaus 444

Henzung, Friedrich-Wilhelm 414

Hiestand, Rudolf 408

Hilmer, Manfred 405

Hoffmann, Christian 447

Hopmann, Barbara 455

den Buchbesprechungen

Jonckhausen, Marcus 415

Kamp, Michael 430

Kasper, August 408

Kaufmann, Peter 411

Dr. Christoph Philippi
 Vorsitzender

Pfuch, Alexander 411, 421, 429

Register zu den Buchbesprechungen

- Albrecht, Uwe 442
Andermann, Kurt 405, 426
- Backhaus, Fritz 455
Bahn, Paul 445
Bauer, Dieter R. 408
Bauer, Markus 457
Bedal, Albrecht 458
Bittel, Clemens 454, 461
Bödeker, Hans Erich 430
Brecht, Martin 408
Brüninghaus, Beate 435
Buchholz, Werner 425
- Chaix, Gerard 430
Clemens, Gabriele 410
- Deppermann, Klaus 408
Dyer, Robert L. 453
- Ehmer, Hermann 426
Ehrmann, Peter 411, 431, 463
Eilders, Hauke 445, 466
Ellis, Peter Beresford 432
Englund, Peter 411
Erhardt, Sabine 431
- Faix, Gerhard 426
Fassl, Peter 433
Faulstich, Werner 413
Fechenbach, Hermann 460
Fleischhauer, Guido 462
Förtsch, Folker 453, 460, 465
- Gebhard, Barbara 405
Giersberg, Hans-Joachim 442
Gleixner, Ulrike 434
Greiner, Walter 447
Guth, Klaus 413
- Haag, Norbert 449
Hartmann, Ulrich 427
Haumann, Heiko 463
Hausmaninger, Herbert 414
Heid, Klaus 444
Henning, Friedrich-Wilhelm 414
Hiestand, Rudolf 408
Hörner, Manfred 405
Hoffmann, Christian 447
Hopmann, Barbara 435
- Junkelmann, Marcus 415
- Kamp, Michael 450
Kasten, Brigitte 408
Kieß, Rudolf 464
König, Hans 464
Kohl, Herbert 436, 442, 471
Kohring, Heinrich 464
Kolb, Peter 427
Kozlik, Andreas 427, 439, 447, 450, 458, 464, 470
Krause-Schmitt, Ursula 428
Krenig, Ernst-Dieter 427
Kroener, Bernhard R. 416
- Lange, Katrin 436
Löslein, Barbara 434, 441, 456
Lister, Adrian 445
Lorenz, Sönke 408, 449
Lubich, Gerhard 405, 408, 425–426, 428, 469
- Maier, Karlmann 438
Maisch, Andreas 406, 414–415, 417, 424, 435, 437, 464, 467–468
Markowitz, Irene 442
Marski, Ulrike 450, 458
Marton, Paolo 442
Matzerath, Josef 451
Merten, Klaus 442
Mertens, Dieter 449
Müller, Claus 410, 422
Müller, Hans-Peter 438, 451
- Nägele, Hieronymus 468
Neumann, Hans-Rudolf 442
Nieß, Ulrich 407, 420
- Ottnad, Bernd 446
- Panter, Armin 431
Paravicini, Werner 418
Pescheck, Christian 466
Peters, Christian 421
Petzet, Michael 442
Pfister, Peter 422
Press, Volker 449
Pröve, Ralf 416
Pusch, Alexander 413, 427, 429

Reichert, Volker 426
 Riehl, Hartmut 429
 Ries, Rotraud 439
 Roebel, Martin 423, 429, 438, 442, 466
 Rödel, Volker 406

Sachsen-Altenburg, Hans v. 453
 Sauer, Paul 454, 466
 Schadek, Hans 463
 Schäfer, Christoph 441
 Schinke, Esther 431, 455
 Schmierer, Wolfgang 406
 Schönhagen, Benigna 467
 Schrenk, Christhard 468
 Schroeder, Klaus-Peter 423
 Schulze, Ute 458
 Seemüller, Ulrich 469
 Selb, Walter 414

Siebenmorgen, Harald 443
 Sporer, Mark 435
 Stihler, Daniel 406, 413, 416, 428, 433–438,
 442–446, 449, 451, 459

Theil, Bernhard 406

Ulshöfer, Kuno 406

Veit, Patrice 430

Weber, Hartwig 437
 Weismann, Christoph 424
 Weitz, Birgit 435

Zeune, Harald 443
 Zimmermann, Wolfgang 470

Verzeichnis der Mitarbeiter

Schriftleitung

Dr. Andreas Maisch, Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Am Markt 5, 74523 Schwäbisch Hall

unter Mitarbeit von

Daniel Stihler, Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Am Markt 5, 74523 Schwäbisch Hall

Prof. Dr. Philippe Alexandre, 55 rue Du Vallon, F - 88000 Epinal

Christoph Bittel, Schubertstr. 11, 97999 Igersheim

Peter Ehrmann, M.A., Kapellenweg 42, 72070 Tübingen

Hauke Eilders, Neusser Str. 378, 50769 Köln

Dr. Monika Firla, Gaisburgstr. 12b, 70182 Stuttgart

Folker Förtsch, M.A., Elisabethenstr. 16, 74523 Schwäbisch Hall

Horst Geiger, Am Briebel 4, 74613 Öhringen

Rainer Gross, Kreisarchiv, Hohenlohe-Zentralarchiv, Schloß, 74632 Neuenstein

Dr. Norbert Haag, Evangelische Landeskirche in Württemberg, Landeskirchliches Archiv, Gänsheidestr. 4, 70184 Stuttgart

Kurt Häfele, Hintere Bachstr. 2, 74677 Dörzbach-Hohebach

Elmar Hahn, Hohenloher Freilandmuseum, 74501 Schwäbisch Hall

Helmut Herrmann, Tannenweg 9a, 97941 Tauberbischofsheim

Beate Iländer, M.A., Germanweg 6, 74523 Schwäbisch Hall

Volker Immel, Mauerstr. 14, 74532 Ilshofen

Michael Kamp, Herrngasse 9, 91541 Rothenburg ob der Tauber

Herbert Kohl, Brahmweg 11, 74523 Schwäbisch Hall

Andreas Kozlik, Schiffraim 110, 71570 Oppenweiler

Georg Leiberich, Kirchplatz 3, 74677 Hohebach

Barbara Löslein, M.A., Lammgasse 26, 74172 Neckarsulm

Dr. Gerhard Lubich, Spichernstr. 48, 50672 Köln

Claus Müller, Schillerstr. 29, 69198 Schriesheim

Dr. Claudia Naumann-Unverhau, Johann-Hinrich-Fehrs-Weg 5, 24340 Eckernförde

Dr. Ulrich Nieß, Stadtarchiv Mannheim, Collincenter, 68161 Mannheim

Alexander Pusch, Magdeburger Str. 4, 71540 Murrhardt

Martin Roebel, Alte Reifensteige 41, 74523 Schwäbisch Hall

Esther Schinke, Stöcklestr. 6, 72070 Tübingen

Ute Schulze, M.A., Herdstr. 9, 78050 Villingen-Schwenningen

Regine Wagenblast, M.A., Holländische Reihe 38, 22765 Hamburg

Ernst Zeller, Ludwig-Eyth-Str. 6, 74677 Dörzbach-Hohebach

Richtlinien der Redaktion für die Gestaltung von Manuskripten

Beiträge sind an die Schriftleitung unter der Anschrift: Schriftleitung Württembergisch Franken, Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Am Markt 5, 74523 Schwäbisch Hall, einzusenden. Das Jahrbuch Württembergisch Franken publiziert nur Beiträge, die bisher unveröffentlicht waren und nicht gleichzeitig anderen Herausgebern angeboten werden.

Die Manuskripte müssen vollständig, korrigiert und druckfertig sein. Graphik- und Bildvorlagen sind gegebenenfalls beizufügen. Die Herstellung einwandfreier Manuskripte, die Beschaffung geeigneter Bildvorlagen und die Einholung erforderlicher Reproduktionsgenehmigungen sind Sache der Autoren. Anzahl und Art der Bilder müssen mit der Redaktion abgesprochen werden. Nachträgliche Verbesserungen und Ergänzungen im Drucksatz fallen dem Verfasser zur Last.

Das Verlags- und Nachdruckrecht an veröffentlichten Beiträgen liegt beim Historischen Verein für Württembergisch Franken.

Jeder Verfasser erhält von seinem Beitrag unentgeltlich dreißig Sonderdrucke. Weitere Sonderdrucke, die spätestens bei Rücksendung der Umbruchkorrektur bestellt werden müssen, werden in Rechnung gestellt.

Textteil

Format:	DIN A 4, einseitig beschrieben, 6 cm linker Rand.
Schrift:	Keine Proportionalschrift. Schriftgröße wie bei Schreibmaschi- nenschrift (12 Punkte-Schrift).
Zeilenabstand:	eineinhalb- oder zweizeilig.
Absätze:	neue Zeile.
Anmerkungsziffern:	i. a. am Satzende, hochgestellt, ohne Punkt und Klammer, vor Satzzeichen.
Literaturzitate:	zwischen Anführungszeichen.
Quellenzitate:	ohne Anführungszeichen, kursiv (unterstreichen und am Rand »kursiv« vermerken bzw. Wellenlinie).
Abkürzungen:	nur die allgemein üblichen (usw., i. a., z. B.).
Literatur- und Quellenverzeichnisse:	nur bei sehr umfangreichen Beiträgen. An Literaturzitate in den Anmerkungen angleichen.
Abbildungen:	Der Autor sollte die ungefähre Stelle, an der die Abbildung eingefügt werden soll, deutlich anzeigen. Beim Seitenumbruch können allerdings Verschiebungen nötig werden.

Anmerkungen

Auf gesonderte Blätter, hinten an Textteil anfügen. Die Anmerkungen dürfen nicht unter dem Text stehen und nicht kleiner oder enger als der Text formatiert werden. Keine Proportionalschrift!

Format:	DIN A 4, einseitig beschrieben, 6 cm linker Rand.
Zeilenabstand:	eineinhalb- oder zweizeilig.
Anmerkungsziffer:	vorgestellt, ohne Punkt und Klammer.

Literaturzitate

Namen von Autoren und Herausgebern kursiv. Vornamen abkürzen.

Zitate aus selbständigen Werken (Muster):

E. Gradmann: Die Kunst- und Altertumsdenkmale der Stadt und des Oberamtes Schwäbisch Hall, Esslingen 1907

Zitate aus Zeitschriften (Muster):

G. Bossert: Zur Geschichte des sogenannten Straußenkrieges (1514–1517), in: WVjH 8 (1885), S. 96–101

Zitate aus Sammelwerken (Muster):

K. Ulshöfer: Die Salzstadt Hall, in: K. Ulshöfer, H. Beutter (Hrsgg.): Hall und das Salz. Beiträge zur hällischen Stadt- und Salinengeschichte, Sigmaringen 1982, S. 9–13

bei einem Herausgeber: (Hrsg.)

bei zwei oder drei Herausgebern: (Hrsgg.)

bei mehr als drei Herausgebern: nur den ersten Herausgeber aufführen und »u. a. (Hrsgg.)« anhängen.

Zitate aus Reihenwerken (Muster):

R. J. Weber: Die Schwäbisch Haller Siedenserbleihen. Bd. 1: Studien zur Rechtsnatur und zur Besitzgeschichte (Forschungen aus Württembergisch Franken 14), Sigmaringen 1981, S. 76–84

Folgt auf die Bandangabe noch ein Bandtitel, steht zwischen Haupttitel und Bandangabe ein Punkt. Besitzt der Band keinen eigenen Titel, steht vor der Bandangabe ein Komma.

Zitatwiederholungen (Muster):

Weber (wie Anm. 5), S. 77

Bei Mehrfachnennung in kurzem Abstand kann der Klammerhinweis auf die Erstnennung wegfallen. Werden mehrere Werke desselben Verfassers zitiert, Kurztitel bilden:

Weber: Siedenserbleihen (wie Anm. 5), S. 77

Auflagenhinweis:

Bei der zweiten und weiteren Auflagen Zahl vor dem Erscheinungsjahr hochstellen:

G. Franz: Der deutsche Bauernkrieg, Stuttgart ¹⁰1975, S. 215

Mehrere Zitate in derselben Anmerkung werden durch Strichpunkt (Semikolon) getrennt.

Jede Anmerkung beginnt mit einem Großbuchstaben und wird mit einem Punkt abgeschlossen.

Quellenzitate

Abschriften aus Quellen müssen buchstabengetreu erfolgen, Abkürzungen sind in eckigen Klammern aufzulösen.

»U« und »v« werden entsprechend ihrem Lautwert normalisiert (also: »und«, nicht: »vnd«).

Groß- und Kleinschreibung, Zeichensetzung und Zusammen- oder Getrenntschreibung können dem modernen Gebrauch angeglichen werden.

Stärkere Modernisierungen sollten in einer Anmerkung benannt und begründet werden.

Manuskripte auf Diskette

Die Redaktion begrüßt die Abgabe von Manuskripten auf Diskette. EDV-Manuskripte können als ASCII- oder WORD-Dateien auf MS-DOS-Disketten eingereicht werden. Sie müssen immer von einem Ausdruck begleitet werden, der entsprechend den obigen Richtlinien für Text und Anmerkungen eingerichtet ist.

Folgende Auszeichnungen sollten in der Datei enthalten sein:

[[ü1]]	Überschrift ersten Grades
[[ü2]]	Überschrift zweiten Grades
[[ü3]]	Überschrift dritten Grades
[[a]]	Absatzende
[[ku]]	kursiv
[[ka]]	Kapitälchen
[[s]]	Sperrung
[[u]]	unterstreichen
[[h]]	hochstellen
[[e]]	Ende der Auszeichnung (nur für [[a]] nicht erforderlich). Funktioniert wie schließende Klammer: Wenn mehrere Textauszeichnungen verlangt wurden, auch mehrmals schließen.

Literaturangaben im Kopf von Rezensionen

Muster

Manfred Hörner, Die Wahlen zur badischen zweiten Kammer im Vormärz (1819–1847) (Schriftenreihe der Historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 29), Göttingen (Vandenhoeck und Ruprecht), 1987. 539 S., mehrere Tab. und Schaubilder.

Der Nachname des Verfassers wird gesperrt.

Abkürzungen

Folgende Abkürzungen können ohne Erläuterung verwendet werden. Sonstige Abkürzungen möglichst vermeiden oder in einer vorangestellten Anmerkung ein Abkürzungsverzeichnis einfügen. Die Endung -isch kann in den Anmerkungen abgekürzt werden, also »französ.« und »Schwäb. Hall«, aber nicht »franz.« oder »Schw. Hall«.

A	= Archiv
Abb.	= Abbildung/Abbildungen
BWKG	= Blätter für württembergische Kirchengeschichte
DWG	= Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte
ebd.	= ebenda
GLAK	= Generallandesarchiv Karlsruhe
Hrsg.	= Herausgeber
Hrsgg.	= Herausgeber (Plural)
HStAS	= Hauptstaatsarchiv Stuttgart
Jh.	= Jahrhundert
KB	= Kreisbeschreibung
OAB	= Oberamtsbeschreibung
S.	= Seite
StA	= Staatsarchiv
StAL	= Staatsarchiv Ludwigsburg

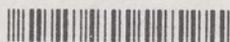
Buchbinderei Mende
Inh.: Fritz Schwarzbach

07. Mai 2001

Klingenstraße 123
70188 STUTT GART



N13<>>26 02028 2 024



WLB Stuttgart

